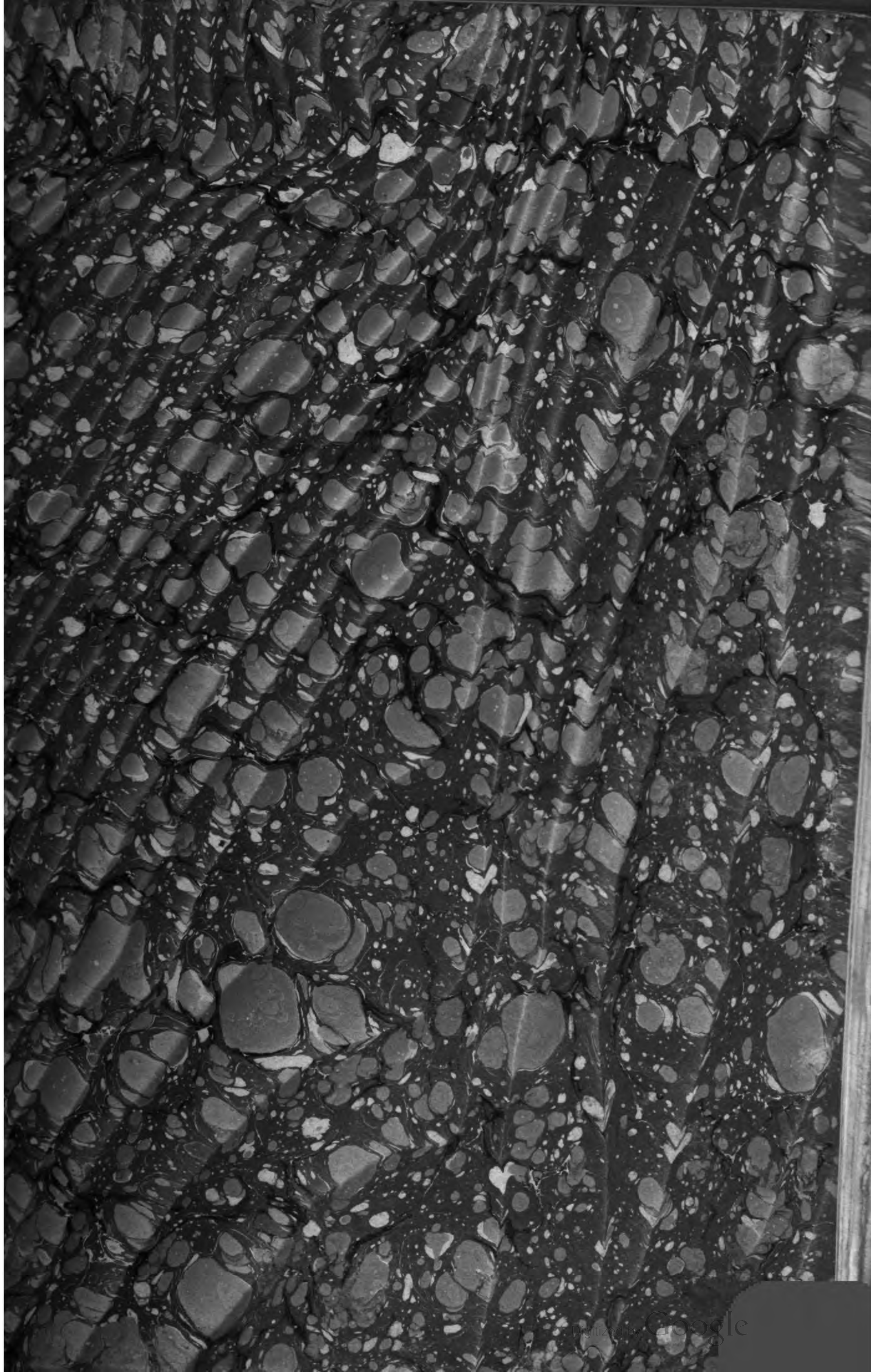



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit.

I.

Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit

aus dem Lateinischen übersetzt,

an zeitgenössischen Berichten erläutert

und

eingeleitet durch Übersichten über

die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung

im X., XI. und XII. Jahrhundert

zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte

und

zur Einführung in die Geschichtswissenschaft

von

Wilhelm Gundlach.

Erster Band:

Hrotsvitha's Otto-Lied.



Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1894.

Hrotsvitha's

Otto-Lied

übersetzt,

erläutert und eingeleitet

von

Wilhelm Gundlach.



Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1894.



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Seiner Excellenz

Herrn Wirklichem Geheimen Rat

Dr. Gustav Freytag,

dem Verfasser der Schrift „De Hrosvitha poetria“ und
der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“,
dem Dichter der „Ahnen“,

ehrerbietigst

zugeeignet.

Vorrede.

„Allein durch Naturwissenschaft entsteht Kultur —: es giebt nur eine Kultur und Emil du Bois-Reymond ist ihr Prophet!"

So muß man bekennen, wenn man gläubig die Lehren hinnimmt, welche du Bois-Reymond in seiner Rede über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" vorgetragen hat[1]); so kann man aber auch sein Staunen äußern über eine seltsame Verirrung, welcher ein anerkannter Meister der Naturwissenschaft, Deutschlands einflußreichster Physiologe, zum Opfer gefallen ist.

Wer die glänzende Entwickelung der Naturwissenschaften in unseren Tagen mitangesehen hat, der dürfte ja immerhin begreiflich finden, daß von den Führern der Bewegung derjenige, welchem die Kraft der Überzeugung mit dem Reiz des Wohllauts zu umkleiden verliehen ist, im Siegesrausche für die Gegenwart die Losung ausgiebt: „Naturwissenschaft ist das absolute Organ der Kultur!" und vielleicht auch für die Zukunft in der herrschenden Stellung seiner Wissenschaft keine Wandelung befürchtet. Aber nicht nur das hat du Bois-Reymond gethan; er hat die Nichtachtung der Geisteswissenschaften und

[1]) Der Vortrag ist zuerst im Jahre 1877 durch das November-Heft der „Deutschen Rundschau" (XIII, 214 ff.) und im folgenden Jahre durch Sonderabdrücke weiteren Kreisen bekannt gegeben und auch in die 1886 veröffentlichten „Reden von Emil du Bois-Reymond" (I, 240 ff.) aufgenommen worden.

der Künste so weit getrieben, daß er auch für die Vergangenheit die Anerkennung seines Satzes fordert.

Ob er dabei die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung meistert, macht ihm keinerlei Beschwerde; er geht sogar offen zum Angriff auf sie über.

Von den gewaltigen Ereignissen der Vorzeit fesselt am meisten die sogenannte Völkerwanderung, „die Überrennung der Mittelmeer-Länder durch die Barbaren“, den Blick du Bois-Reymonds: er weiß zwar, daß „dieses — nach seinem Urteil — größte Unglück, welches die Menschheit traf“, schon einmal einseitig in naturwissenschaftlichem Sinne erklärt worden ist, indem „Liebig im Verfolg seiner Lehre vom mineralischen Dünger behauptete: die römische Weltmacht sei zu Grunde gegangen, weil im Bereiche des römischen Kornhandels der Boden an den für Weizen unentbehrlichen Mineralstoffen, besonders an Phosphorsäure und Kali, erschöpft war“; aber so unhaltbar diese Deutung selbst du Bois-Reymond erscheint, er läßt sich nicht verdrießen, einer neuen naturwissenschaftlichen Auffassung das Wort zu reden: er ist der Meinung, daß die Zerstörung des Römer-Reichs „wahrscheinlich“ vermieden worden wäre, „hätten die Alten Naturwissenschaft in unserem Sinne gehabt“, „wären,“ so läßt er sich näher aus, „die Legionare statt mit dem Pilum, mit Steinschloßmusketen bewaffnet gewesen.“ Von dieser Probe naturwissenschaftlicher — immer noch einseitiger und darum ungenügender — Auslegung eines verwickelten, vielfach begründeten und vielfach nachwirkenden Vorgangs ist du Bois-Reymond augenscheinlich so befriedigt, daß er gegen die geltende Geschichtsbetrachtung einen Vorwurf erhebt, welcher auf ihre gänzliche Beseitigung abzielt: „Ist denn in der bürgerlichen Geschichte“, so fragt du Bois-Reymond, „durch die in ihr selber waltenden Kräfte ein stetiger Fortschritt ersichtlich? Werden die Könige weiser, gemäßigter die Völker? Scheint nicht vielmehr die Geschichte nur da, damit man aus ihr lerne, daß man aus ihr nichts lernt?“ — Welch ein Ver-

langen, welch ein Urteil, die Geschichtswissenschaft dafür verantwortlich zu machen, daß ihre Lehren — was ja die Spitze des ganzen Vorwurfs zu sein scheint — noch immer nicht die gewaltsamen Zusammenstöße der Könige und Völker im innern der Staaten und nach außen verhindern! Wäre nicht die Ungerechtigkeit himmelschreiend, wenn man — was ungefähr dasselbe ist — von der medicinischen Wissenschaft darum sich abkehren wollte, weil sie noch immer nicht die Menschen vor dem Sterben schützt? Aber kein Bedenken vermag du Bois-Reymond in der Vergötterung der Naturwissenschaft zu stören: auch die Geschichtswissenschaft soll sich ihr beugen, und so kommt denn der Satz zu Tage: „Die Geschichte der Naturwissenschaft ist die eigentliche Geschichte der Menschheit [1])!"

Außer auf einen andern Gegenstand ist die Geschichtsforschung auch noch auf eine exactere Methode, auf ein höheres Ziel gewiesen worden. Allerdings ist nicht du Bois-Reymond selber so weit gegangen; aber es ist doch nur seine Anschauung über das vollendete Naturerkennen, welche einfach auf das geschichtliche Erkennen übertragen worden ist. In seinem Vortrage „Über die Grenzen des Naturerkennens" [2]) sagt er nämlich: „Naturerkennen ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch deren von der Zeit unabhängige Centralkräfte bewirkt werden, oder Auflösen der Naturvorgänge in Mechanik der Atome" und weiter in demselben Vortrage: „Es läßt eine Stufe der Naturerkenntnis sich denken, auf welcher der ganze Weltvorgang durch e i n e mathematische Formel vorgestellt würde, durch e i n unermeßliches System

[1]) Eine treffende Widerlegung der Behauptungen du Bois-Reymonds hat Ottokar Lorenz zunächst in Heinrich von Sybels „Historischer Zeitschrift" 1878 (III, 458 ff.) geliefert und dann seinem 1886 herausgekommenen Buche „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" (S. 133 ff.) eingeordnet.

[2]) Reden I, 105 ff.

simultaner Differentialgleichungen, aus dem sich Ort, Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit jedes Atoms im Weltall zu jeder Zeit ergäbe." Indem man diese Anschauung auf die Geschichtsforschung anwandte, gelangte man bezüglich der Methode zu der Forderung an die Historiker: Versucht die den naturwissenschaftlichen Atomen entsprechenden Einheiten in der Welt des historischen Geschehens zu ermitteln! und bezüglich des Zieles: Strebt danach, die Gesetze, nach welchen die Bewegungen dieser Einheiten vor sich gehen, zu erkennen und schließlich alle diese Gesetze unter ein einziges oberstes Gesetz unterzubringen!

Es hat nun in der That auch nicht an Versuchen gefehlt, diesen Forderungen nachzukommen: Thomas Buckle hat in seiner „Geschichte der Civilisation in England" die Menschen auf niedriger Kulturstufe als etwa gleichwertige Einheiten aufgefaßt, welche mit physischer Notwendigkeit auf Natureinflüsse reagieren, indem er z. B. die religiösen Anschauungen der Inder schlechthin durch die Naturscenerie ihres Landes bestimmt sein läßt; er hat die höher gesitteten Menschen wesentlich als intellectuelle Potenzen aufgefaßt und dem entsprechend auch einige Gesetze zu entwickeln versucht; ja ein anderer Dilettant hat schon jetzt die Zeit für gekommen erachtet, die Geschichte rein mathematisch-physikalisch zu behandeln, indem er „die Aufwallungen der verschiedensten organischen und unorganischen Thätigkeiten im Völkerleben: Kriege, Erfindungen, Seuchen u. s. w., als Symptome gesteigerter Regsamkeit, zurückführte auf die infolge der periodischen Aufwallungen der Sonne variierenden Anziehungsverhältnisse und somit auf die Sonnenspectren, welche mit den auf Metermaß reducierten Zeitabständen geschichtlicher Krisen tabellarisch zusammengestellt werden!" [1])

Wenn die Forderung: Naturwissenschaftliche Geschichte! erfüllbar wäre, so würde die Geschichte aufhören eine eigene Wissen-

[1]) So berichtet Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode S. 80.

schaft zu sein: sie würde vollkommen von der Naturwissenschaft absorbiert werden. In Anbetracht dessen ist es doch ein starkes Stück, den Historikern zuzumuten, die naturwissenschaftliche Methode auf ihrem Gebiet zu befolgen und damit sich selber das Grab zu graben. Man räume immerhin der Naturwissenschaft ein, daß „die Mechanik der Atome“ auch für die geschichtliche Erklärung brauchbar sei; dann aber darf man es getrost der physiologisch-psychologischen Forschung überlassen, zunächst das Wesen des Menschen, welches vernünftige Historiker bisher für eine mathematisch incommensurabele und inconstante Größe gehalten haben, in einer Formel anzugeben und dann weiter fortschreitend auch diejenige Formel zu finden, „in welcher der ganze Weltvorgang dargestellt würde [1].“

Wird denn aber nicht der Rückhalt, welchen die Historiker den Angriffen der Naturwissenschaft gegenüber an der offenbaren

---

[1]) Unter „Weltvorgang“ versteht du Bois-Reymond nicht etwa nur das naturwissenschaftliche, sondern auch das historische Geschehen; er sagt nämlich a. a. O. S. 107 ausdrücklich: „Ein Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kännte, welche die Natur beleben, und die gegenseitige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, wenn sonst er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analyse zu unterwerfen, könnte durch geeignete Discussion seiner Weltformel uns sagen, wer „die eiserne Maske“ war oder wie der „President“ zu Grunde ging.“ Das nämliche Ziel wie die naturwissenschaftliche Geschichtsforschung verfolgt in der Sociologie die positive Richtung, zu welcher so hervorragende Forscher wie Schmoller und Schäffle sich aber nicht bekennen: „Die Sociologie“, sagt Bernheim S. 68, „untersucht (als sociale Statik) die allgemeinen Grundelemente und (als sociale Dynamik) die Veränderungen der verschiedenen Gesellschaften, um aus deren vergleichender Betrachtung die allgemeingiltigen Factoren der Gesellschaftsbildung, die allgemeinen Typen der verschiedenen Gesellschaftsformen und -funktionen und deren allgemeine Existenzbedingungen zu erkennen; von diesen allgemeinen Gesichtspunkten aus betrachtet sie dann wieder die Modificationen in der Entwickelung der einzelnen Gesellschaften. Ja, sie hofft dahin zu gelangen, zum Teil schon dahin gelangt zu sein, alle Typen und Functionen

Ungleichheit der menschlichen Individuen zu haben glauben, dadurch zu nichte, daß diese Ungleichheit bei der zusammenfassenden Betrachtung einer größeren Anzahl Menschen durch gegenseitigen Ausgleich verschwindet? Fördert denn nicht die Statistik Gesetze zu Tage, indem sie beispielsweise in dem Verhältnis der unehelichen Geburten zu den ehelichen in Berlin Jahr für Jahr eine verblüffende Stetigkeit aufweist? Daß hier kein allgemeingiltiges Gesetz vorliegt, merkt man sofort, wenn man zu beantworten sucht: Hat das Verhältnis schon vor hundert oder zweihundert oder dreihundert Jahren bestanden? Wird es heute weiter bestehen, wenn die Bevölkerung Berlins in so viele Teile zerlegt wird, als die Stadt vor hundert oder zweihundert oder dreihundert Jahren Einwohner hatte? Wird es für die heutige Gesamtbevölkerung in Geltung bleiben, wenn sie an einen lebhaften Hafenplatz, etwa an die Stelle Hamburgs, verpflanzt, oder an der heutigen Stelle durch Russen oder Franzosen ersetzt wird? Die in diesen Fragen beschlossenen Erwägungen zeigen deutlich, daß der als Beispiel gewählte statistische Satz, wie jeder andere auch, vielfachen Beschränkungen unterliegt, daß er nur einen bestimmten Zustand anschaulich macht, ohne ihn auch zu erklären.

So unbegründet man mithin die Angriffe der Naturwissenschaft auf die Geschichtswissenschaft nennen darf, eine Ausstellung, welche allen diesen Angriffen zur Unterlage dient, möchte doch in weiteren Kreisen Anklang finden: das ist die Forderung, die Forschung nicht auf die ins Auge fallenden Vorgänge im Völkerleben, auf die „Haupt- und Staatsactionen“, zu beschränken, sondern vor allem die tiefer liegenden Kräfte zu würdigen, welche wir in den Begriff Kultur zusammenzufassen

als Producte gesetzmäßig wirkender Naturkräfte erweisen und die ganze Mannigfaltigkeit der Entwickelungen auf wenige einfache Grundgesetze zurückführen zu können, um endlich vielleicht einmal alles von einem Gesetz mechanischer Naturkraft abzuleiten.“

pflegen — wie du Bois-Reymond es einseitig ausspricht: statt „bürgerlicher" Geschichte die Geschichte der Naturwissenschaft zu treiben. Diese Forderung hat allgemeiner nur aufgenommen werden können, indem man ausging von den Erinnerungen an die Art, wie in der Schule Geschichte vorgetragen wurde, vielleicht auch noch wird, indem man auch wohl ebenso trockene wie populäre Lehrbücher vor Augen hatte und vor allen Dingen wähnte, der heutige Historiker sei ein Mann, der sich in die Traditionen der Altvorderen eingesponnen und kein Ohr und Auge für die Ereignisse außerhalb seiner Studierstube habe.

Daß die Forderung: Kulturgeschichte! schon längst beherzigt war, ehe sie denn allgemeiner wurde, lehrt ein Blick auf die einschlägigen Hauptdarstellungen deutscher Geschichte [1]). Zwar in der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" Wilhelm von Giesebrechts stehen noch die politischen Ereignisse im Vordergrunde der Betrachtung — ein Verfahren, welchem man nur gerecht wird, wenn man die Entstehungszeit des Werkes [2]): „da die Sehnsucht nach einem einigen, großen, mächtigen Deutschland unser ganzes Volk durchzog, das gesamte deutsche Leben durchdrang", und die Tendenz des Verfassers beachtet, „mit der Fackel der Geschichte den Pfad zu erhellen, welcher an das ersehnte Ziel führen sollte" —; aber schon sein nächster Nachfolger, Karl Wilhelm Nitzsch, hat Jahrzehnte lang bis zu seinem 1880 erfolgten Tode, nach welchem aus seinen hinterlassenen Papieren eine „Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden" zu erscheinen begann, in seinen Vorlesungen die deutsche Geschichte auf der Grundlage der wirtschaftlichen Verhältnisse behandelt; und neuer-

[1]) Ich sehe hier ganz ab von den eigentlich kulturhistorischen Arbeiten, insbesondere von Gustav Freytags seit 1859 erschienenem Werke „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", welche von dem Verfasser „anspruchslose Illustrationen unserer politischen Geschichte" genannt werden, in Wahrheit unsere beste deutsche Kulturgeschichte sind.

[2]) Der erste Band ist 1855 ausgegeben.

dings hat Karl Lamprecht eine „Deutsche Geschichte" begonnen, welche in noch umfassenderer Weise die Kultur zur Darstellung bringt.

Nicht also darüber, ob die Kultur überhaupt zu beachten sei, herrscht bei irgend einem Historiker Zweifel; die Frage, welche jüngst unter allgemeinerer Teilnahme erörtert worden ist, ist eine untergeordnete und dreht sich darum, ob der Staat die Kultur oder die Kultur den Staat bedinge, ob die Geschichte eines Staates geeignet sei, die Zeitkultur zur Anschauung zu bringen oder ob dazu eine umfassende Kulturgeschichte nötig sei, welche die Staatengeschichte als einen ihrer Teile begreift.

In der zu Tübingen 1888 gehaltenen und dann durch den Druck veröffentlichten akademischen Antrittsrede „Über das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte" hatte nämlich Dietrich Schäfer die Wahrnehmung ausgesprochen: „Wo immer geschichtliche Thätigkeit in ihren ersten, sei es regeren, sei es dürftigeren Anfängen beobachtet werden kann, finden wir sie ansetzen auf dem Boden einer ausgebildeten Nationalität und eines bestimmt ausgeprägten staatlichen Bewußtseins", und demgemäß weiter geschlossen: „Ist durch Jahrtausende der Staat, die politische Gemeinschaft, der vornehmste, der beherrschende Gegenstand geschichtlichen Forschens und Denkens gewesen, so wird er auch fernerhin eine ausschlaggebende Bedeutung behaupten müssen: auch fernerhin wird es die Aufgabe des Historikers sein, den Staat zum Verständnis zu bringen, seinen Ursprung, sein Werden, die Bedingungen seines Seins, seine Aufgaben; hier war, hier ist, hier bleibt der einigende Mittelpunkt für die unendliche Fülle der Einzelfragen, die historischer Lösung harren." Indem Schäfer sonach die gesamte Kultur, „die verschiedenen Formen der Gesittung und Bildung, die das menschliche Geschlecht in seiner Gesamtheit oder in einzelnen Gruppen erworben hat," als Gegenstand geschichtlicher Forschung bezeichnet, bekennt er sich zu dem Grundsatz, daß sie dabei „in erster Linie ihren

Blick zu richten hat auf das Verhältnis des Menschen zum Staat[1])."

Dagegen wandte sich nun 1889 Eberhard Gothein mit seiner Abhandlung „Die Aufgaben der Kulturgeschichte", worin er erklärte: „Politische Geschichte bleibt in ihrer Notwendigkeit und ihrem Wert bestehen; aber die allgemeine, die Kulturgeschichte verlangt von ihr, daß sie sich ihr ein- und unterordne", und zu beweisen versuchte „einmal: es bedarf die politische Geschichtsschreibung zur Lösung ihrer Aufgaben neben sich eine selbständige Kulturgeschichte; sodann: die Wissenschaften, welche die Geschichte einzelner Kultursysteme — Religion, Staat, Kunst, Recht, Wirtschaft — behandeln, setzen eine höhere Einheit voraus, in der sie sich zusammenfinden: sie sind Glieder eines Organismus, der concrete Wirklichkeit besitzt und Kulturgeschichte genannt wird."

Für die Anschauung Gotheins läßt sich die unbestreitbare Thatsache anführen, daß es Kulturzustände gegeben hat und giebt, welche nicht auf das Gebiet eines Staates beschränkt sind; aber aus der Gemeinsamkeit folgt doch nicht, daß die Kulturzustände das bedingende waren für die beteiligten Staaten; es ist auch durchaus nicht gesagt, daß nur die Kulturgeschichte und nicht auch die politische Geschichte eines Staates die gemeinsame Kultur einer Zeit zur Anschauung bringen könnte, da doch die Darlegung der Beziehung dieses Staates zu anderen für seine Geschichte wesentlich, der Vergleich mit ähnlich gestellten immer nützlich ist. Andererseits lassen sich kulturelle Errungenschaften aufweisen, welche deutlich der Initiative des Staates ihr Dasein verdanken und doch auch wieder als Teiläußerungen allgemeiner Kulturbestrebungen sich auffassen und darstellen lassen. Also nicht in den Thatsachen und auch nicht in den Darstellungsmitteln ist eine solche Scheidung als notwendig begründet; der

[1]) So formuliert er in seiner 1891 veröffentlichten Verteidigungsschrift „Geschichte und Kulturgeschichte" S. 11.

ganze Streit, ob die Kultur den Staat ausgeheckt habe oder die Kultur erst durch die Staaten erwachsen sei, läuft schließlich auf die Frage hinaus, ob das Huhn oder das Ei früher dagewesen sei; es läßt sich wohl nicht mehr darüber sagen, als daß eine Wechselbeziehung statt hat und im übrigen die Freiheit der geschichtlichen Betrachtung eine unbegrenzte ist.

Die beiden Streiter scheinen mir auch nicht so sehr als Methodiker, welche die historische Fragestellung regeln wollen, das Wort zu führen, denn als Politiker und das deutlich zu verraten in dem Ausblick, welchen sie in die Zukunft wagen. Gothein nämlich, welchem „Kulturgeschichte in ihrer reinsten Form Ideengeschichte“ ist, erklärt: „Nicht auf der Machtentfaltung wird die Entwickelung der Geschichte beruhen, sondern darauf, ob die Staatsidee die Herrschaft behauptet im Geiste der Menschen; und das hängt davon ab, ob das Staatsleben sich aller wahren Ideen, welche die Kulturentwickelung aus sich erzeugt, zu bemächtigen und ihnen gerecht zu werden versteht.“ Dagegen urteilt Schäfer, für welchen „die Entfaltung staatlicher Macht die Grundbedingung jeder höheren Kultur“ ist: „Ob eine Idee oder Thatsache für die Entwickelung menschlicher Kultur größere Bedeutung erlangt, hängt davon ab, ob sie in irgend einer Form Einfluß zu gewinnen vermag auf staatliches Leben.“ Während Schäfer sich so als ein Vertreter des Nationalismus bewährt, jener politischen Richtung, welche mit der Einigung des deutschen und italienischen Volks in nationale Staaten zum Durchbruch kam, aber auch andere europäische Völker ergriff, scheint Gothein, eingenommen von dem Geist modernster Entwickelung, welche überall in der politischen Organisation des letzten Standes einen wesentlichen Factor des staatlichen Lebens geschaffen hat und in dem Bunde der Friedensfreunde vielleicht schaffen wird, einem Zukunftskosmopolitismus zu huldigen, indem er aus der Macht der Idee eine Gefahr für den Staat herleitet [1]).

[1]) Wie ich mit Schäfer den Staat als den vornehmsten Gegenstand

Das deutsche Volk hat eine bedenkliche Neigung zum Kosmopolitismus — bedenklich insofern, als es, speculativ veranlagt, schon einmal durch kosmopolitische Träumereien sich über das Elend seines staatlichen Daseins hinweggetäuscht hat und möglicherweise dadurch ein ander Mal den unersetzlichen Wert seines

---

historischer Forschung betrachte — unter umfassendster Beachtung dessen, was wir Kultur nennen —, so lasse ich den Staat auch bestimmend sein für den Anfang und Umfang der Geschichtswissenschaft. Die Definition Bernheims: „Die Geschichte ist die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Bethätigung als socialer Wesen" geht zu weit; denn die primitivsten socialen Gemeinschaften der Menschen kommen nach meiner Auffassung im allgemeinen nur unter dem Gesichtspunkt der Ethnographie in Betracht — nach Bernheims auch, der sie aber damit gerade in die geschichtliche Betrachtung einbezieht, während ich sie ausscheide —, im besondern unter dem Gesichtspunkt der Geschichte erst dann, wenn sich aus ihnen rechtlich organisierte und auf ein bestimmtes Gebiet radicierte Völker d. h. Staaten entwickelt haben: gerade so wie die frühesten Kinderjahre aller Menschen innerhalb eines Volkes, eines Völkerkreises der — so darf ich wohl sagen — Anthropographie angehören, welche analog der Ethnographie den Typus zum Gegenstande hat; ist aber aus dem Kinde ein bedeutender Mann geworden, dann ist unter den Fragen, welche die menschliche Wißbegierde reizen, diejenige noch gar nicht einmal die nichtigste: ob der große Mann in den Windeln durch die Mutter- oder Ammenbrust oder durch das Saugfläschchen genährt worden ist. Ich halte mich hier zu Lorenz, welcher also definiert: „Die Geschichte ist jene Erfahrungswissenschaft, welche die auf unsere staatlich-gesellschaftlichen Zustände in bewußter Weise hinzielenden Handlungen der Menschen nach allen ihren inneren und äußeren Gründen in zeitlicher Abfolge entwickelt und darstellt." Mit Lorenz bin ich auch einverstanden in der Ablehnung der durch Bernheim vertretenen Anschauung von der „Einheit des Menschengeschlechts" und des darauf gegründeten Begriffes einer Universalgeschichte der Menschheit — für die Gegenwart: es ist ja möglich, daß einst alle Menschen der Erde in Staaten sich zusammenschließen und mit einander eine lebendige Gesamtheit ausmachen, dann wird auch eine Universalgeschichte möglich sein; aber heutzutage die Bedeutung etwa eines obscuren innerafrikanischen Stamms für die Geschichte der Menschheit zu ergründen: das dürfte

schwer erkämpften nationalen Staates zu schätzen verlernen könnte —, und darum möchte schon die Nützlichkeit dem deutschen Historiker empfehlen, da sachliche und methodische Bedenken es nicht verwehren, seine Forschung nach Schäfers Art zu betreiben. Aber nicht diese Erwägung ist ausschlaggebend für mich gewesen; indem ich versuche, die geistige und sittliche Atmosphäre der deutschen Kaiserzeit zu kennzeichnen, glaube ich aus meinem Thema heraus aufzeigen zu können, daß seine Durchführung nur unter steter Rücksichtnahme auf den Staat am ersprießlichsten ist; ich meine dabei um so loyaler zu verfahren, als ich zum Darstellungsmittel die Litteraturgeschichte wähle, und Gothein doch von ihr sagt: „Die Litteraturgeschichte hat immer beansprucht, der wesentlichste Teil einer allgemeinen Kulturgeschichte zu sein, weil die Litteratur selber sich als Ausdruck des gesamten geistigen Lebens, insofern es einer ästhetischen Formgebung fähig ist, darstellt [1]."

---

doch ein Problem sein, welches kein Historiker ernsthaft in Angriff nehmen möchte. Die äußerste heute erreichbare Etappe zur Universalgeschichte dürfte die Geschichte derjenigen Staaten sein, welche die Regeln des Völkerrechts als verbindlich, sich selbst also als verpflichtete und berechtete Mitglieder einer Staatengemeinschaft anerkennen.

[1]) Es ist sehr merkwürdig, daß du Bois-Reymond selber mit der nämlichen Rede, in welcher er die Ausschließlichkeit der naturwissenschaftlichen Kultur gepredigt hat, als Zeuge für ihre Dürftigkeit sich aufrufen läßt; er sagt S. 279 f: „Wo sie ausschließend herrscht, verarmt, wie nicht zu verkennen, der Geist an Ideen, die Phantasie an Bildern, die Seele an Empfindung, und das Ergebnis ist eine enge, trockene und harte, von Musen und Grazien verlassene Sinnesart." „Wer hat," fährt er dann fort, „noch Zeit und Lust, in den tiefen Schacht der Wahrheit niederzusteigen, zum Zauberborn des ewig Schönen den verwachsenen Pfad zu suchen? Aus fertigen, von der Wurzel gelösten Ergebnissen, nützlichen, aber dürren Thatsachen, grobsinnlichen Anschauungen baut sich heutige Bildung nur zu oft als unorganisches Stückwerk auf. Wenige kümmert noch die Art, wie die Wahrheit gefunden wurde, der nur im Werden erkennbare Zusammenhang der Dinge, geschweige der Reiz voll-

Unter Litteratur verstehe ich mit Gothein ein umfassenderes Gebiet, als man gemeinhin damit bezeichnet: es gehören dahin alle durch das Mittel der Schrift überlieferten Geisteserzeugnisse, soweit bei ihrer Entstehung die Phantasie entscheidend eingewirkt hat; denn die Phantasie ist auch nach meiner Überzeugung die Mutter wie aller Poesie so aller Historie. Diese uns bei der Litteraturgeschichte der Griechen und Römer durchaus geläufige Auffassung ist sonderbarerweise bei der Darstellung der deutschen Litteraturgeschichte vielfach verletzt worden: auf die Verkennung dieses Grundsatzes ist die Dürftigkeit der deutschen Litteratur im zehnten, elften und zwölften Jahrhundert und die Principlosigkeit der Darstellung zurückzuführen, wie sie etwa in Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Litteratur", der wissenschaftlichsten unter den gangbaren, hervortritt. Es ist bedauerlich, daß die deutsche Litteraturgeschichte die Domäne der Germanisten geworden ist; denn sie erliegen nur zu leicht der Versuchung, die Kundgebungen

---

endeter Form. Kunst und Litteratur sinken herab zu Buhlerinnen des rohen, wechselnden Geschmackes der Menge, den der Hauch der Tagespresse leicht hier- und dorthin lenkt. Mit einem Wort: der Idealismus erliegt im Kampfe mit dem Realismus, und es kommt das Reich der materiellen Interessen." Ich glaube, man kann gar nicht beredter die Einseitigkeit naturwissenschaftlicher Kultur zu Gemüte führen, als es du Bois-Reymond mit dieser Schilderung des „Amerikanismus", einer Erscheinung unserer Tage, gethan hat; daß aber auch in der Vergangenheit die Kultur nicht allein nach „der planmäßigen Bewältigung und Ausnutzung der Natur durch den Menschen zur Vermehrung seiner Macht, seines Wohlbefindens und seiner Genüsse" bemessen werden kann, das werden die Ausführungen des vorliegenden Buches zeigen: wenn dieselben auch in „die Nacht des Mittelalters" hineinleuchten, in welchem unzweifelhaft „die bewußte Anwendung der Naturerkenntnis zum Zwecke der Technik" z. B. im Straßenbau, verglichen mit der des Altertums, zurückgegangen ist, so wird doch darum selbst du Bois-Reymond, welcher in der eben angegebenen Ausführung Kunst und Litteratur und den Wert historischer Erkenntnis so warm zu würdigen weiß, dieser Zeit nicht eine eigentümliche Kultur abstreiten wollen.

deutschen Geistes, welche nicht in deutscher Sprache gehalten sind, gänzlich bei Seite zu schieben oder doch mit Mißachtung zu behandeln, obwohl in der ganzen deutschen Kaiserzeit bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts die meisten litterarischen Erzeugnisse der lateinischen Geschichtsschreibung angehören, der lateinschreibende deutsche Geistliche das Feld beherrscht, bis in der Staufer-Zeit diese Richtung in Otto von Freising ihren Höhepunkt erreicht und zugleich die mittelhochdeutsche Dichtung des deutschen Ritters und Bürgers in mächtiger Fülle einsetzt; obwohl im zehnten Jahrhundert auch die bedeutendsten Schöpfungen, die Dramen der Nonne Hrotsvitha und das Walthari-Lied, in der Sprache des Hofes und der Kirche lateinisch geschrieben und die lateinische wie die althochdeutsche Sprache uns heute in gleichem Grade fremd geworden sind. Das Walthari-Lied und die Dramen Hrotsvithas würdigt nun zwar Scherer, bei jenem ausdrücklich bedauernd: „Ewig schade, daß wir es nur in lateinischer Bearbeitung genießen können"; aber die übrigen Erzeugnisse der Gandersheimer Nonne glaubt er um dieser Würdigung willen mit Stillschweigen übergehen zu dürfen [1]), und mit der gesamten Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts findet er sich durch die Bemerkung ab: „Die litterarische Renaissance trieb ihre Blüten in verbesserten Schulen, im Aufschwung der klassischen Studien, in lateinischer Geschichtsschreibung und Poesie, worin die gegebenen Phrasen des Suetonius und Vergil neuen Zwecken dienen mußten." Die Entschuldigung, welche für dieses Verhalten beigebracht werden kann, soll hier

[1]) Er erklärt S. 52: „Ich sage nichts von ihrem Leben Ottos des Großen — dem Otto-Liede —; ich schweige von ihren Legenden, obwohl sich darunter Theophilus, der Faust des Mittelalters, befindet; denn weit wichtiger ist, daß sie solche Legenden in dramatische Form bringt." Dabei bespricht er S. 64 ausführlich eine lateinische Legende vom heiligen Georg, welche einen namenlosen Spielmann zum Verfasser hat.

nicht verhehlt werden: es ist meines Wissens noch niemals die zeitgenössische Geschichtsschreibung der deutschen Kaiserzeit vom nationallitterarischen Standpunkt aus betrachtet worden; hier zum ersten Mal wird der Versuch gemacht, von diesem Gesichtspunkt aus eine Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte zu liefern[1]. Die entschiedene Absicht, der historischen Litteratur die ihr gebührende allgemeine Anerkennung zu erkämpfen, hat dabei den maßgebenden Einteilungsgrund des vorzutragenden Stoffes abgegeben: diejenigen Erzeugnisse der Geschichtsschreibung, welche in ihrer Form den rein poetischen Erzeugnissen unseres Schrifttums am ähnlichsten sind — im zehnten Jahrhundert das Otto-Lied Hrotsvithas —, werden in die Mitte der Besprechung gerückt und in einer Einleitung über die Geschichtsschreibung des Zeitalters wird der Platz festgestellt, welcher ihnen in der Reihe der übrigen in ihrem Wesen gleichartigen Erzeugnisse zusteht.

Aber die gewohnheitsmäßige Vernachlässigung, welche man bisher diesem Zweige deutscher Litteratur gegenüber sich hat zu Schulden kommen lassen, zwingt noch zu einer andern Maßnahme. Während der Litterarhistoriker, welcher auf die rein poetischen Erzeugnisse sich beschränkt, in der glücklichen Lage ist,

[1]) Als ein Zweig der „Weltlitteratur" ist die deutsche Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts behandelt worden von Adolf Ebert in der „Allgemeinen Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande bis zum Beginn des elften Jahrhunderts", daneben aber ausdrücklich eine nationallitterarische Behandlung offen gelassen worden. Im achten Buch („Die Litteratur im Zeitalter der Ottonen": III, 257—520) findet man unter der lateinischen und romanischen Litteratur Frankreichs und Italiens, unter der lateinischen und nationalen der Angelsachsen auch die Dichtung und Geschichtsschreibung Deutschlands besprochen. Wie manche Abweichungen namentlich in der Abgrenzung des Stoffes — bezüglich der Annalistik verweise ich auf meine Bemerkung unten S. 199 — ergeben sich auch Übereinstimmungen in der Auffassung: ich lege Wert darauf hier zu erklären, daß ich zu ihnen nicht durch eine Benutzung des Ebertschen Werkes gekommen bin.

an das anknüpfen zu können, was jeder Gebildete deutscher Junge in der Schule hat vortragen hören, hat es der Historiker der deutschen Geschichtsschreibung mit einem in weiteren Kreisen gänzlich unbekannten Stoff zu thun. Darum kann es nicht mit einer Erörterung über die in Frage kommenden Erzeugnisse sein Bewenden haben; die Erzeugnisse selber müssen, so weit es angeht, vorgelegt, die Erörterung muß unter stetem Hinweis auf sie geführt werden. Indem ich nun die Bekanntschaft mit ihnen dadurch vermittele, daß ich mindestens die in die Mitte gerückten Denkmäler in vollständiger Übersetzung mitteile, im übrigen die bedeutendsten, über Bildung und Gesittung auskunftsreichsten zeitgenössischen Berichte in die Erörterung einflechte oder zur Erläuterung der Heldenlieder verwende [1]) — also etwa ein Verfahren beobachte, wie es Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" für die Kulturgeschichte eingeschlagen hat —, versuche ich, den Inhalt der Monumenta Germaniae historica, unseres großen nationalen Geschichtswerkes, bei dessen Herausgabe ich sieben Jahre als ständiger Mitarbeiter thätig gewesen, dem Verständnis weiterer Kreise zu erschließen [2]).

[1]) Es liegt in der Natur des Themas, daß Erzeugnisse, welche die Überlieferung geschichtlicher Ereignisse zum Zweck haben, in erster Linie in Betracht kommen, die rein poetischen nur in so weit, als es der Zusammenhang erfordert, und die litterarischen Erzeugnisse ausschließlich kirchlicher Färbung, wie Predigten, nur dann, wenn sie wertvolle kulturhistorische Angaben enthalten: für die letzte Gattung verweise ich auf die „Kirchengeschichte Deutschlands" von Albert Hauck, welche mit ihrem dritten 1893 erschienenen Bande in das zehnte Jahrhundert hineinreicht.

[2]) Die Monumenta Germaniae historica, die kritisch gesichtete Sammlung aller für die deutsche Geschichte von 500 bis 1500 belangreichen Aufzeichnungen, sind entstanden, als die Begeisterung, welche die Befreiungskriege geweckt hatten, noch in den Gemütern des deutschen Volkes nachzitterte. „Um den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und hiermit zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und dem Gedächtnis unserer

Man wird mir hier vielleicht einwerfen, daß die zuletzt bezeichnete Aufgabe in umfassendster Weise bereits gelöst ist durch das Übersetzungswerk „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit", welches nach dem Plane des Freiherrn vom Stein,

---

großen Vorfahren beizutragen", hat der Freiherr vom Stein, Preußens politischer Reformator, das Werk ins Leben gerufen und die Ausführung zunächst der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde überlassen, welche im Jahre 1819 zusammentrat. Anfangs auf private Beiträge und gelegentliche Zuwendungen deutscher Fürsten und Regierungen gestellt, erhielten die Monumenta etwa um die Mitte der dreißiger Jahre in den regelmäßigen Zuschüssen der deutschen Staaten diejenige Grundlage, welche eine gedeihliche Fortführung der Arbeiten sicherte. Diese Arbeiten, welche man anfangs in etwa 20 Quartbänden zu bewältigen hoffte, nahmen mit der Zeit eine solche Ausdehnung an, daß ein einzelner Mann, der von Anbeginn zur Leitung berufene Georg Heinrich Pertz, seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen war, daß die Bestellung selbständiger Leiter für die einzelnen Abteilungen des Werkes (Auctores antiquissimi, Scriptores, Leges, Diplomata, Epistolae, Antiquitates) im Jahre 1875 notwendig wurde; seitdem bildet die oberste Leitungsinstanz eine Centraldirection, in welcher mindestens neun Mitglieder sitzen, und zwar je zwei Abgeordnete der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, München und Wien, die Abteilungsleiter und einige andere durch Cooptation berufene Gelehrte, den Vorsitz aber zuerst Georg Waitz führte, jetzt nach einem Provisorium Wattenbachs Ernst Dümmler inne hat. Einen Begriff von der Mächtigkeit des ganzen Unternehmens erhält man, wenn man erfährt, daß im Jahre 1890, als die Indices ausgearbeitet wurden, 35 Folio- und 31 Quartbände mit 25 000 und 15 000 Seiten vorhanden oder im Druck waren; dazu kamen, weil die Hauptsammlung für den Privatmann zu teuer und auch in den ersten Bänden längst vergriffen ist, 43 Octavbände der Scriptores rerum Germanicarum, einer für den Handgebrauch bestimmten Auswahl, und 27 Bände der erläuternden Zeitschrift, des „Archivs" und „Neuen Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde." Es dürfte nicht mehr möglich sein, die genaue Summe zu ermitteln, welche diese Leistung gekostet hat; doch kann sie auf rund eine Million Mark veranschlagt werden. Daß die Weiterführung und Vollendung des Riesenwerkes mit neuen zwei Millionen Mark bestritten werden kann, ist unwahrscheinlich; denn es ist zweifelhaft, ob schon im Jahre 1926, genau hun-

„unter dem Schutze Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen" durch einen Ausschuß der Berliner Akademie — Georg Heinrich Pertz, Jacob Grimm, Karl Lachmann, Leopold Ranke und Karl Ritter — herausgegeben, 1843 zu erscheinen begann, dann aber, da die ganze Arbeit auf den Schultern des anderweit beschäftigten Pertz lag, einschlief und erst 1878 wieder erweckt wurde, um unter Wilhelm Wattenbachs Leitung seinem Abschluß entgegengeführt zu werden. So sehr ich bereit bin, den hohen Wert dieser Übersetzungen für den Geschichtsforscher anzuerkennen, so entschieden glaube ich behaupten zu dürfen, daß der ursprüngliche Hauptzweck des ganzen Werkes: eine für jeden Gebildeten anziehende Geschichte des deutschen Volkes in Originalberichten zu liefern, nicht erreicht worden ist. Ein Werk, welches aus etwa neunzig Bänden besteht, ist viel zu schwerfällig, als daß es im ganzen für die deutsche Geschichte Liebhaber werben könnte; und wenn es auch nach Jahrhunderten als in größere Teile zerlegt gedacht werden kann, so macht sich jedem geläuterten Geschmack doch bald die äußerliche Nebeneinanderpflanzung der einzelnen Geschichtswerke unangenehm fühlbar, welche die harte Zumutung an den Leser stellt, dreimal, ja bisweilen noch öfter, die Erzählung derselben Ereignisse bei den verschiedenen Geschichtsschreibern zu lesen. Dabei sind die wenigsten Werke vermöge der fast allgemein mangelhaften Composition wirklich geeignet, in ganzer Ausdehnung mitgeteilt zu werden, sodaß ich beispielsweise glaube: man braucht einem gebildeten Leser nur die Chronik Thietmars in die Hand zu geben, um ihm sein Verlangen, die deutsche Geschichte aus den

dert Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, der letzte gedruckt sein wird. Zu dem für diese Arbeiten ausgeworfenen Jahressatz, welcher jetzt 60 000 Mark beträgt, leistet übrigens Österreich auch heute noch einen Beitrag: es ist das ein wissenschaftlicher Bund mit den im neuen deutschen Reich vereinigten Staaten, welcher von den Zeiten des alten Bundestages her alle Wandelungen der Politik überdauert hat.

zeitgenössischen Geschichtswerken kennen zu lernen, ein für alle Mal zu verleiden. Und wo bleibt der innere Zusammenhang der einzelnen Geschichtsschreiber? Sie sind zwar alle mit einer Einleitung ausgestattet, aber die Einleitungen liefern doch nur Bruchstücke einer Litteraturgeschichte der deutschen Geschichtsschreibung, welche in ihrer Entwickelung nicht zur Wahrnehmung gelangt. Und wenn man einen Leser der neunzig Bände „Geschichtschreiber“ auf die Werke von Wattenbach und Lorenz, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“ — vier ansehnliche Bände — verweist, so heißt dies das Übel nicht heben sondern nur noch schlimmer machen; haben gleich die Verfasser alles gethan, ihre Werke über den Rang gelehrter Repertorien zu erheben, so steht doch ihre ganze Ausführung nicht unter einer litterarhistorischen, sondern unter der praktischen Frage: Was ist dem Forscher an Geschichtsquellen des Mittelalters zu kennen förderlich? Der ganze Kleinkram der Annalen mit den sich daran schließenden Fragen über Abhängigkeit u. s. w. und die Fülle nicht litteraturfähiger Aufzeichnungen klären den nichtfachgenössischen Leser nicht nur nicht auf, sondern verwirren ihn vollends. Außerdem sind sich manche Übersetzer, wie ich glaube, nicht klar geworden über das durch eine Übersetzung erreichbare Ziel. Das wird z. B. ersichtlich aus der Klage Gerold Meyers von Knonau in der Einleitung zu „Eckehards IV. Casus Sancti Galli“: „Durch die oft höchst schwerfällige und überladene, zuweilen geradezu dunkle Schreibweise ist dem Übersetzer des Buches die Aufgabe keineswegs leicht gemacht worden, sobald er nämlich die eigentümliche, durchaus nicht gerade schöne, aber der Weise des Verfassers, der Beschaffenheit des damaligen geistigen Lebens entsprechende Färbung des Originals nicht verwischen, nicht seine eigenen Worte an die Stelle derjenigen Eckehards setzen wollte.“ Ich bin hier der entgegengesetzten Überzeugung, daß die Kunst des Übersetzers darin beruht, durch seine Worte den Geist des Originals zum Verständnis zu bringen, daß es ein vergebliches

Bemühen ist, dieses Ziel erreichen zu wollen durch das ängstliche Festhalten der Worte des Autors, das heißt doch nur der im Lexicon dafür verzeichneten Ausdrücke; denn nichts anderes kommt dadurch zu stande als eine Interlinearversion, welche nur notdürftig dem Genius der deutschen Sprache gerecht wird und gewiß keinen Teil hat an jenem Geiste, mit welchem einst Theodor Mommsen Catos Wort über die Kelten: Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui etwa so übersetzte: Auf zwei Dinge pflegen die Kelten viel zu geben: auf gloire und auf esprit [1]). Geradezu unleidlich aber scheint mir eine Gewissenhaftigkeit dieser Art auf lateinische Gedichte als die Forderung übertragen, daß auch das Versmaß der Urschrift beizubehalten sei; denn der lateinische Vers in Gedichten epischen Vorwurfs, der Hexameter, ist nach meiner Empfindung nur ein Mittel mehr, die Übersetzung undeutsch erscheinen zu lassen. Was die lateinischen Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit im besonderen angeht, so ergiebt sich hier noch ein eigener Umstand, welcher meine Auffassung weiter empfehlen dürfte: ihr Vers ist nicht der reine Hexameter der klassischen griechischen und römischen Epen, sondern der nach deutschem Geschmack bereits umgemodelte, der mit Binnenreimen versehene Leoninische Hexameter. Nun wird ja doch wohl schwerlich selbst ein Buchstaben-Pedant seine Gewissenhaftigkeit so weit treiben wollen, derartige Verse in einer neueren deutschen Übersetzung zu verlangen; es gilt hier also eine Entscheidung zu

---

[1]) Meyer steht durchaus nicht mit seiner Auffassung allein; auch Eduard Winkelmann, der Übersetzer der Jahrbücher von Quedlinburg, beschwert sich darüber, daß seine Arbeit mannigfache Schwierigkeiten bot: „keine größere als in dem gewundenen Bau der Perioden, der möglichst beachtet werden mußte, sollte anders der eigentümliche Charakter der Jahrbücher nicht verwischt werden.“ Es wäre aber unbillig, nun alle Übersetzungen gleich zu bewerten: es finden sich auch rühmliche Ausnahmen; vor allen hat Hermann Hüffer vorzügliches geleistet.

treffen, ob der fremde Vers oder der deutsche Reim in der Übersetzung wiederzugeben ist. Ich halte das letztere für ein so dringendes Erfordernis, daß ich mir um seinetwillen, da die jüngere deutsche Litteratur einen anerkannten epischen Vers nicht besitzt, einen mit dem sogenannten neuen Nibelungen-Verse sehr nahe verwandten siebenfüßigen Jambenvers gebaut habe, welcher durch eine Diärese nach dem vierten Fuß in zwei Teile zerlegt wird [1]) und am Ende des zweiten den männlichen oder weiblichen Reim hat: mit diesem Verse glaube ich nicht nur den leichten Fluß des heroischen Verses darstellen, sondern auch durch eine einfache Abwandelung die künstlerische Wirkung elegischer Verse hervorbringen zu können, indem ich zwei auf einander folgende Verse dadurch zusammenkoppele, daß ich die Reimhälfte des zweiten gleich auf die des ersten folgen lasse [2]). Die sklavische Abhängigkeit vom Original, welche man bisher als oberstes Übersetzungsprincip festgehalten hat, hat es ohne Zweifel mit verschuldet, daß unter den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit", soweit das zehnte, elfte und zwölfte Jahrhundert in Frage kommt, die poetischen nicht über einen ersten Versuch hinausgediehen sind, daß sich nach G. Pfunds Übersetzung der Epen Hrotsvithas kein Übersetzer für andere Gedichte gefunden hat; denn wer an dem erwähnten Princip festhält, dürfte der nötigen poetischen Empfindung ermangeln, und wer sie in ausreichendem Maße besitzt, muß es ablehnen, einer pedantischen Anforderung sich zu fügen.

---

[1]) Das alte deutsche Princip der Dreigliedrigkeit wäre auch in diesem Verse durchzuführen gewesen, wenn ich noch eine andere Diärese nach dem zweiten Fuße hätte eintreten lassen: ich habe zwar solche Verse, wenn sie sich ungesucht einstellten, nicht abgewiesen, von ihrer allgemeinen Durchführung aber doch abgesehen, um nicht die Bewegungsfreiheit des Verses allzu sehr einzuschränken.

[2]) Die Gangolf-Legende Hrotsvithas, von welcher ich unten S. 241—256 den letzten Teil übersetzt habe, belegt mein Verfahren.

So also kann ich die vorliegenden Heldenlieder auch als eine Ergänzung der „Geschichtschreiber“ bezeichnen; aber ich gehe über dieses Ziel weit hinaus, indem ich mit dem Anspruch auftrete, die „Geschichtschreiber“ für jeden, welcher aus den zeitgenössischen Berichten sich eine Vorstellung von der Bildung und Gesittung der deutschen Kaiserzeit verschaffen will, durch eine zweckmäßigere Auswahl zu ersetzen, ohne doch den Boden der Wissenschaftlichkeit zu verlieren. Denn man sage nicht, daß unter allen Umständen die unmittelbare Kenntnisnahme des vollständigen Geschichtswerks nötig ist: auch die „Geschichtschreiber“ bringen ja zuweilen Auszüge z. B. aus Liudprands Antapodosis, und die vollständige Erkenntnis braucht dadurch nicht verloren zu gehen, daß nur die bezeichnenderen Teile der zeitgenössischen Darstellungen in der Übersetzung mitgeteilt, andere minder bezeichnende in der litterarhistorischen Einleitung beschrieben und sich wiederholende Züge nur etwa durch einen einzigen belegt werden. Freilich gilt ja vielfach noch der Satz: Was nicht langweilig ist, kann auch nicht wissenschaftlich sein, und es leidet wirklich keinen Zweifel, daß z. B. die Wüste salbungsvoller Ausführungen nicht besser zum Eindruck kommt, als wenn man jemanden durch sie hindurchschleppt; gar mancher dürfte aber doch wohl einer Wüstenwanderung in dem Maße widerstreben, daß er lieber auch den Anblick der Oasen daran giebt, und es vorziehen, die aneinandergereihten Oasen zu besuchen und von der Wüste nur erzählen zu hören.

Wie ich meinen zünftlerisch angehauchten Fachgenossen hierin als Abtrünniger mich erweise, so bin ich es auch noch in einer andern Beziehung. Es ist unbestreitbar: in der allgemeinen Verständlichkeit hat es die naturwissenschaftliche Forschung weiter gebracht als die geschichtliche. Unterstützt durch den beneidenswerten Umstand, daß die Ergebnisse ihrer Fragen, vielfach praktischer Anwendung fähig, auch dem blödesten Auge Anerkennung abnötigen, hat sich die Naturwissenschaft die Gunst des Volkes

erobert; sie ist darin befestigt worden, indem ihre gefeierten Meister es nicht verschmähten, in besonderer Würdigung dessen, was der Allgemeinheit frommt, ihr Wort an alle Gebildeten zu richten. Abgesehen davon, daß der Wert historischer Forschung nicht so klar zu Tage liegt, hat man sich in der Geschichtswissenschaft daran gewöhnt, die Übermittelung der gewonnenen Ergebnisse an weitere Kreise der Geschichtsschreibung zu überlassen, die „Fragen“ aber in Zeitschriften oder Einzelschriften zu verhandeln, welche nur für Fachgenossen bestimmt und verständlich sind. Ohne die Berechtigung dieses Verfahrens im ganzen bestreiten zu wollen, glaube ich doch, daß es Fragen giebt, welche umfassend und bedeutsam genug sind, um allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Ich habe mir dazu für jeden Band eine Frage ausersehen, diejenige nämlich, welche mit dem übersetzten Heldenliede in Verbindung steht, in der Überzeugung, daß nichts besser in sein Verständnis einführt, als wenn man die in einem Streit laut gewordenen Meinungen gegen einander abwägt. Wenn ich auch sonst noch hier und da ein Wort auf historische Kritik verwandt habe, so hängt das mit dem letzten von mir angestrebten Ziel zusammen.

Habe ich nämlich alle bisher bezeichneten Aufgaben auch gelöst, dann ist damit ein Werk geschaffen, welches in dem historischen Unterricht unserer Universitäten bisher gefehlt hat. Die Art und Notwendigkeit eines solchen Werkes wird man begreifen, wenn man die Methode einer andern Wissenschaft betrachtet, welche zur Geschichte etwa so sich verhält, wie die Medicin zur Naturwissenschaft: der Jurisprudenz. Die Rechtswissenschaft hat den Vorzug eines in seinen Anfängen seit Jahrhunderten fest geregelten Lehrganges dadurch, daß dem jungen Rechtsbeflissenen „Institutionen“, die Regeln des römischen Privatrechts, als Ausgang und Grundlage aller seiner Studien vorgeführt werden, und zwar in einer kulturhistorischen Übersicht, welche seine Kunde des politischen Lebens der Römer

durch eine Darstellung der Normen ihres Rechtslebens ergänzt. Ein ähnliches Lehrmittel möchte ich in diesem Werke für die Geschichtswissenschaft geschrieben haben: es kann, wenn man den Werken Wattenbachs und Lorenzens über Umfang und Wert der deutschen Geschichtsquellen für die heutige Forschung etwa die Bestimmung der Pandecten in der Rechtswissenschaft zuerkennt, nur eine litterar- und kulturhistorische Übersicht der Geschichtsquellen der deutschen Kaiserzeit sein. Kein früherer Zeitraum ist dafür geeignet; denn die Geschichte der alten Welt mit ihrer abgeschlossenen Kultur wird vorteilhaft nur in Verbindung mit der alten Philologie betrieben, und die fränkische Periode, das sechste, siebente, achte und neunte Jahrhundert, bietet mit den zerrütteten Formen ihres Vulgärlateins dem unmittelbaren Studium der Quellen, zu welchem die Lectüre eines Einführungswerkes hinüberleiten soll, so große Schwierigkeiten, daß sie füglich einer höheren Stufe vorbehalten bleibt. Aber auch kein späterer Zeitraum kann hier in Betracht kommen, da das stetig wachsende Material schon für die drei Schlußjahrhunderte des Mittelalters in erdrückender Fülle vorliegt und auf lange Zeit hinaus noch gar nicht in bereinigter Gestalt vollständig zugänglich ist. Hält man als vornehmstes Erfordernis eines vernünftigen Lehrganges ein Aufsteigen von dem einfachen zu dem zusammengesetzten fest, dann wird das vorliegende Werk auch zu einer Vorbereitung auf das Studium der neueren und neuesten Geschichte brauchbar sein, in welcher die unendlich größere Mannigfaltigkeit der Lebensformen einen — am besten an ihren einfacheren Ursprungsformen — geschulten Blick erfordert. Dabei bin ich weit entfernt, die Meinung aufkommen zu lassen, als könnte ich schon durch meinen Vortrag Historiker heranbilden — das ist gewiß nicht so einfach wie Buckle glaubt, welcher jeden zur Geschichtsforschung befähigt nennt, sobald er nur einige Jahre auf das Lesen bestimmter Bücher verwandt habe; aber wiederum doch auch nichts anderes als die Unterweisung und Ge-

wöhnung, den gesunden Menschenverstand in zweckmäßiger Weise zu gebrauchen —; ich will nur erreichen, was man von einer Einführung in das Studium der Geschichte verlangen kann: die Bekanntschaft mit dem Stoffe der historischen Forschung vermitteln und dabei auf die Gesichtspunkte aufmerksam machen, unter welchen er betrachtet werden muß. Die eigentliche Ausbildung geschieht am besten in den Seminarien der Universitäten, und zwar zunächst in analytischer Weise dadurch, daß der Jünger der Geschichtswissenschaft angehalten wird, an irgend einem Werke, welches die Geschichte der deutschen Kaiserzeit darstellt, sich Rechenschaft zu geben, weshalb nach den vorhandenen Quellen die Geschichte gerade so geschrieben worden ist, dann in synthetischer Weise unter steter Anleitung und Aufsicht des akademischen Lehrers an selbständigen Aufgaben. Ist die erste Grundlage einmal gelegt, so kann die Weiterbildung auch an Stoffen, welche anderen Gebieten der Geschichte entnommen sind, erfolgen.

Die erste Einführung in die Geschichtswissenschaft erheischt gebieterisch den Verzicht auf alle irgend entbehrliche Fachgelehrsamkeit. Wie nur dadurch Verständlichkeit für den angehenden Jünger der göttlichen Klio erzielt wird, so ist sie aber gleichzeitig auch für jeden Gebildeten gegeben. Und so möge denn das vorliegende Werk auch sein bescheidenes Teil beitragen, den Sinn für geschichtliche Forschung und Auffassung weiter zu verbreiten, aufdaß das deutsche Volk zwischen den wahren und falschen Propheten unterscheiden lerne und bei der Schaffung seines Schicksals die Lehren seiner großen Vergangenheit allezeit vor Augen und im Herzen halte.

Charlottenburg bei Berlin, am 27. Januar 1894.

Wilhelm Gundlach.

Inhalts-Übersicht.

Einleitung: Deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter der sächsischen Kaiser.

Hrotsvitha's Otto-Lied.

Erläuterungen: Zeitgenössische Berichte über Kaiser Otto den Großen und sein Reich.

Einleitung.

Deutsche Geschichtsschreibung

im Zeitalter der sächsischen Kaiser.



I.

Das sächsische Herrscherhaus
und
die Geistesbildung seiner Zeit.

Im zehnten Jahrhundert war das Volk in deutschen Landen nicht wie heutzutage in Gelehrte, allgemein, minder und nicht Gebildete zerspalten, sondern an Schulung kamen alle Volksgenossen weltlichen Standes einander gleich: der Herzog war ebenso wenig davon berührt wie der Hörige. Alle Bildung und alle Gelehrsamkeit fand sich einzig und allein im geistlichen Stande. Darum kann das Verhältnis der sächsischen Könige und Kaiser zu der Bildung ihrer Zeit nicht erörtert werden, ohne daß ihrer Beziehung zur Kirche gedacht würde.

Heinrich I. war als Gegner Konrads I., welcher im Bunde mit der Geistlichkeit die Einheit des ostfränkischen Reiches gegen die Sonderbestrebungen der einzelnen Stämme gewaltsam durchzuführen versucht hatte, von den Franken und Sachsen auf den Thron erhoben: er ließ über seine Gesinnung keinen Zweifel aufkommen, indem er gleich nach seiner Wahl die ihm angetragene kirchliche Salbung zurückwies. Aber er hat diese ablehnende Haltung nicht unbedingt bis an sein Ende gewahrt. Das lockere Gefüge des von ihm zumeist durch Verhandlungen begründeten deutschen Reiches — die süddeutschen Herzöge hatten

das Recht selbständiger Kriegführung, der bayerische auch die Befugnis, die Bistümer seines Landes freihändig zu besetzen — mußte in ihm den Wunsch rege machen, die umfassende Organisation der katholischen Kirche seinen Einheitsbestrebungen dienstbar zu machen. Er bahnte diese Wandelung noch an, indem er seinen Sohn Brun zum Bischof, zum Leiter der deutschen Kirche erziehen ließ. Otto I. hat sich zur Kirche gleich anfangs freundlicher gestellt als sein Vater; wenigstens ließ er die Krönungsfeierlichkeit mit all ihrem kirchlichen Pomp willig über sich ergehen [1]); aber das rechte Verständnis für die Bedeutung der Kirche war ihm damals, so scheint es, doch noch nicht aufgegangen, da er durch unholdes Verbot seiner frommen Mutter die Mittel entzog, durch kirchliche Stiftungen weiter für das Seelenheil ihres Gemahls zu sorgen [2]). Oder sollte es nur geschehen sein, weil er zu jener Zeit noch nicht in der Lage war, durch seinen Bruder Brun, so wie es sein Vater geplant, in die Kirche einzugreifen? Diese Möglichkeit begann doch erst, als Brun nach Vollendung seiner Studien im Jahre 940 in die königliche Kanzlei eintrat und nun durch vielseitige Kenntnis, Einsicht und Thatkraft Kanzlei und Kapelle zu einer Bildungsstätte geschäftskundiger und königstreuer kirchlicher Beamten machte. Erst um solcher Männer willen konnte es Otto zugemutet werden, seine schützende Hand über die Bistümer und Klöster zu halten und die weltlichen Großen, welche ihre Vogteibefugnisse zu Uebergriffen in das Kirchengut mißbrauchten, in die Schranken zurückzuweisen.

Nun war selbst Freigebigkeit gegen die kirchlichen Anstalten am Platze; denn alle Güter, welche unter die höher entwickelte

[1]) Widukinds Sachsen-Geschichte hat uns darüber einen ausführlichen Bericht erhalten, welcher hinten unter den Erläuterungen (I) abgedruckt ist.

[2]) Das wird in dem „Leben der Königin Mathilde“ erzählt, welches unten ausführlich besprochen ist.

kirchliche Verwaltung gestellt wurden, gingen der königlichen Gewalt nicht verloren, da Otto unbeschränkt über die gesamten Mittel der Bistümer und Abteien verfügte und beim Tode jedes Bischofs, jedes Abtes nach freiem Ermessen ihr Amt neu vergab; und alle öffentlichen Rechte, mit welchen der König die immer weiter sich dehnenden Gebiete der Kirchenfürsten ausstattete, dienten nur dazu, sie als die Bannerträger der Staatseinheit widerstandsfähiger gegen die auseinander strebenden weltlichen Fürsten zu machen, deren Herrschaftsbereiche von den kirchlichen zersetzt und umzingelt wurden. Den Zeitpunkt anzugeben, an welchem Otto diese Staatskunst in großem Stile aufnahm, ist nicht möglich; doch spricht für ihre Wirksamkeit schon die um 948 im Wenden- und Dänenlande erfolgte Gründung deutscher Bistümer: sie sollten die mit dem Schwerte gemachte Eroberung festhalten und zugleich den unruhigen sächsischen Grenzadel, welcher durch Einführung des Christentums und der kirchlichen Zehnten bei den Wenden in seinen Einnahmen geschädigt wurde, mattsetzen. Unter allen Umständen mußte sich aber dem Könige ein im wesentlichen auf die Kirche gegründetes Regiment als unabweisbare Notwendigkeit aufdrängen, als der Versuch, die deutschen Herzogtümer durch das Mittel ihrer nur dem Herrscherhause entnommenen Herzöge zu einem einheitlichen Staatswesen zu verschmelzen, in dem Aufstande Liudolfs und Konrads, „dem Krieg der Söhne gegen den Vater“, Schiffbruch gelitten hatte; die vollständigste Umkehr wird fühlbar, als wenige Jahre danach die drei rheinländischen Erzbistümer mit Verwandten Ottos: Köln mit seinem Bruder Brun, Mainz mit seinem Sohne Wilhelm und Trier mit einem entfernteren Verwandten Heinrich besetzt waren. Eine einfache Folge dieses Systems war die Errichtung des Römischen Kaisertums. Man hat wohl die Frage aufgeworfen und verschieden beantwortet: ob nicht Otto besser daran gethan hätte, sich auf näher liegende Aufgaben zu beschränken, statt an die Eroberung Italiens und

Roms die Kraft des deutschen Volkes zu vergeuden; diese Frage [1]) kann aber billiger Weise gar nicht mehr gestellt werden, nachdem Otto die Kirche zum Hauptorgan seiner Herrschaft gemacht hatte [2]). Denn wäre es nicht die höchste Thorheit gewesen, erst der deutschen Kirche Befugnisse der Staatsgewalt zu übertragen und

[1]) Sie ist zwischen Heinrich v. Sybel und Julius Ficker 1861 und 1862 erörtert worden. Während dieser in seinen Schriften „Das deutsche Kaiserreich in seinen universellen und nationalen Beziehungen" und „Deutsches Königtum und Kaisertum" die Meinung verficht, „daß das heilige römische Reich deutscher Nation eine Staatsbildung sei, geeigneter als irgend eine andere, um gleichzeitig der Lösung nationaler wie universeller Aufgaben gerecht werden zu können", hat jener zuerst in der schon 1859 gehaltenen Festrede „Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit" — insonderheit über das Werk Giesebrechts, „des andächtigen Bewunderers der alten Kaiserherrlichkeit" — und dann in der Abhandlung „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" geltend gemacht, „daß das Kaisertum von Anfang fortdauernd die Tendenz einer theokratischen Weltherrschaft verfolgt, damit die nationalen Interessen stets geschädigt und endlich sich selbst den Untergang bereitet habe, daß in viel höherem Grade als die Mehrzahl der Kaiser die besonnene und auf erreichbare Ziele beschränkte Politik König Heinrichs I., Herzog Liudolfs und Heinrichs des Löwen den nationalen Bedürfnissen entsprochen habe." So weit der Aufstand Liudolfs hier in Frage kommt, verweise ich auf meine Schlußbemerkung zu dem IV. Erläuterungsabschnitt „Der Krieg der Söhne gegen den Vater".

[2]) Um jedes Mißverständnis auszuschließen, bestimme ich meine Anschauung genauer dahin, daß das einige deutsche Reich nicht etwa aus dem Organismus der Kirche *erwachsen*, sondern nur durch ihn gefestigt ist, so lange die deutschen Könige stark genug waren, jeden störenden Eingriff Roms fern zu halten. Damit die Kirche auch nur festigend wirken konnte, mußte bereits die lockere Stämme-Gemeinschaft, als welche sich das deutsche Reich Heinrichs I. darstellt, überwunden, eine Einheit begründet sein — eine Aufgabe, welche Otto gleich im Anfang seines Königtums in Bayern und 939 auch für Franken und Lothringen mit sieghaftem Schwerte gelöst hat, während schon vorher der Schwaben-Herzog sich ihm enger angeschlossen hatte und unter dem Eindrucke des letzten Erfolges seine Erbtochter mit dem Sohne des Königs verlobte.

es dann darauf ankommen zu lassen, ob der Papst, dessen Macht Otto selbst in seinen Bereich hineinzog, indem er für die Ingelheimer Synode 948 einen Legaten als Vorsitzenden von Rom sich erbat, auf die Dauer die Ausübung jener Befugnisse gestatten würde? Angesichts der lebendig zu Tage tretenden Empfindung, daß das geistliche Hirtenamt unverträglich mit staatlichen Obliegenheiten sei [1]), einer Empfindung, welcher ein gewissenhafter Nachfolger Petri zu ihrem Rechte verhelfen mußte, konnte Otto, wenn vielleicht auch nicht von Anbeginn, aber sicher nicht auf längere Zeit der Einsicht sich verschließen, daß er, um die deutschen Bischöfe desto gewisser in der Hand zu haben, in die Bahn Karls des Großen einlenken und Rom als vornehmstes Bistum seinem Reiche einverleiben müsse. In voller Entfaltung zeigt sich die kaiserliche Macht, als Otto I. gegen Johann XII. einschritt, nicht so sehr weil dieser ein Unwürdiger auf dem Stuhle Petri, als vielmehr weil er ein Empörer war, und Benedict V., welcher kaiserliche Rechte gekränkt hatte, in die Gefangenschaft nach Sachsen abführen ließ; Rom war im römisch-deutschen Reiche ein erzbischöflicher Stuhl, auf welchen — nach Ottos I. Verfahren mit Köln, Mainz und Trier — Otto III. seinen Vetter Bruno, der Enkel den Urenkel Ottos des Großen, als Gregor V. erhob.

Um die Kirche nicht rein äußerlich zu beherrschen, war es nötig, daß das Königsgeschlecht sich auch mit ihrem Geist erfüllte und ihre Fertigkeiten sich anzueignen oder doch zu erkennen und so zu bestimmen versuchte. Darum bethätigte Otto I. eine mustergiltige Frömmigkeit: er setzte nie die Krone auf, ohne

---

[1]) Daß Widukind und Ruotger den Erzbischof Brun von Köln rechtfertigen zu müssen glauben, weil er auch das Herzogtum Lothringen verwaltete, spricht dafür, insbesondere aber der Brief des Erzbischofs Wilhelm von Mainz an den Papst, worin geklagt wird, „daß jetzt der Bischof sich zu thun unterfange, was des Herzogs und des Grafen sei.“

vorher gefastet zu haben, und stiftete die Bistümer Merseburg und Magdeburg; darum stand er wie Karl der Große nicht an, selbst noch im Mannesalter mit der Wissenschaft sich vertraut zu machen: erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Editha, also nach dem Jahre 946 — Otto war 912 geboren — lernte er lesen [1]), drang aber dabei nicht mehr in die Kenntnis des Lateinischen, der Grundlage aller mittelalterlichen Bildung, so weit vor, daß er es hätte sprechen oder lateinischer Rede folgen können; deshalb vermochte er auf den Kirchenversammlungen, deren Verhandlungen lateinisch geführt wurden, eines Dolmetschers nicht zu entraten [2]). Zur Förderung der Wissenschaften berief Otto gelehrte Italiener wie den Grammatiker Gunzo aus Novara [3]) und Stephan aus Pavia nach Deutschland; demselben Zweck zu Liebe nahm er auch den Bischof Rather von Verona und den Diacon Liudprand, welche aus Italien vor König Hugo flüchteten, freundlich auf. Da der zweiten Gemahlin Ottos Adelheid, der Witwe des italienischen Königs Lothar, eine bedeutende Bildung eignete, so war schon damit ihrem Sohne Otto eine andere Erziehung gewährleistet, als ihr Gemahl empfangen hatte. Otto II. erhielt einen ge-

---

[1]) Auch von Ottos Mutter, der Königin Mathilde, berichtet Widukind ähnliches, wie ich weiter unten noch im Wortlaut anführe.

[2]) Mit der Kenntnis des Lesens war nicht notwendig die des Schreibens verbunden; jedenfalls geht die Kanzlei bezüglich des Königs von der Annahme aus, daß er nicht schreiben kann. Die Unterfertigung der Urkunden geschieht nämlich durch den Herrscher in der Weise, daß er in ein Monogramm, welches seinen Namen darstellt, einen bestimmten Strich einträgt, das Monogramm vollzieht; dieser Brauch ist noch in unserer Wendung „eine Urkunde vollziehen“ angedeutet.

[3]) Die italienische Volkssprache mit ihren abgeschliffenen Endungen verführte ihn einst, als er in St. Gallen weilte, auch im Lateinischen den Accusativ und Ablativ zu vertauschen, ein Verstoß, welcher von den gelehrten Mönchen in unzarter Weise durch ein Spottgedicht geahndet, von dem erregten Gunzo durch eine eigene, noch jetzt vorhandene Schrift verteidigt wurde.

diegenen Unterricht erst durch Volcold, den nachmaligen Bischof von Meißen, dann durch Willigis, welcher 975 Erzbischof von Mainz wurde [1]), und bewahrte eine lebhafte Teilnahme für alle gelehrten Fragen seiner Zeit: in seiner Gegenwart fand 980 in Ravenna eine Disputation zwischen dem jungen, aber schon berühmtesten Gelehrten Frankreichs Gerbert und dem berufensten deutschen Lehrer Otrik, welcher die Magdeburger Schule geleitet hatte, unter großem Zulauf deutscher, italienischer und französischer Zunftgenossen über dialektische Streitfragen statt. Die griechische Gemahlin Ottos II., die feinsinnige Theophano, bereicherte die lateinische Ausbildung ihres Sohnes, welche dem Calabresen Johannes und dem Sachsen Bernward, dem späteren Bischof von Hildesheim, anvertraut war, um das Griechische, erfüllte ihn aber auch mit solcher Vorliebe für byzantinische Sprache und Art, daß er, wie der französisch gebildete Friedrich II. von Preußen, auf die heimatliche Roheit mitleidig herabsah: Ottos III. Voltaire war der Franzose Gerbert, welcher als die geistig bedeutendste Persönlichkeit der Zeit von seinem kaiserlichen Freunde als Nachfolger Gregors V. auf den Stuhl Petri erhoben wurde. Der letzte Sachsen-Kaiser, Heinrich II., war ursprünglich für den Dienst der Kirche bestimmt und demgemäß erzogen worden: erst in Hildesheim, dann in Regensburg unter der Aufsicht des Bischofs Wolfgang; er hatte sich auch in Kunigunde, der Tochter eines Grafen Siegfried im Moselgau, eine Gemahlin erkoren, welche ihm an Bildung wenig nachgab, da ihr Belesenheit im kirchlichen wie weltlichen Schrifttum nachgerühmt wird. In diesem letzten Herrscherpaar scheint das sächsische Kaiserhaus auch den Gipfel geistlicher Vollkommenheit erklommen zu haben; denn was selbst öffentliche Bußübungen dem dritten Otto nicht eingetragen haben, das haben Heinrich und Kunigunde, die Stifter des Bistums Bamberg, erreicht: sie sind unter die Heiligen der

---

[1]) Auch der St. Galler Mönch Eckehard wird in dem unten mitgeteilten Abschnitt aus der Klosterchronik sein Lehrer genannt.

katholischen Kirche aufgenommen worden; aber daran hat die Sage einen bedeutenderen Anteil als die Geschichte. Freilich wußte Heinrich die Formen kirchlicher Demut meisterhaft zu beherrschen: als die in Frankfurt versammelten Bischöfe Schwierigkeiten machten, ihm seinen Lieblingswunsch, die Gründung des Bamberger Bistums, zu erfüllen und mit ihrer Zustimmung an sich hielten, warf er sich wiederholt, sooft er sie bedenklich sah, vor ihnen nieder; im übrigen hatte er stets, wo immer er kirchlich zu handeln schien, den wohlverstandenen Vorteil seines Reichs im Auge, wie er denn unter dem Vorwand der Reformation den Klöstern seines Reichs mit einem Schlage Tausende von Hufen abnahm; ja er setzte sogar jede Rücksicht auf die Kirche bei Seite, indem er mit heidnischen Liutizen ein Bündnis schloß und Schulter an Schulter kämpfte [1]).

Heinrich II. hat nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch Begründung und Reinigung bischöflicher und klösterlicher Anstalten die Wissenschaft gefördert, vermutlich weil zu seiner Zeit ein dringendes Bedürfnis sich nicht mehr geltend machte. Denn dafür waren auch Nebenglieder des Herrscherhauses von Anfang an thätig gewesen, vor allen anderen Ottos des Großen Bruder, Erzbischof Brun. Schon als er noch ausschließlich in der königlichen Kanzlei wirkte, wird ihm von seinem Biographen das Verdienst zuerkannt, daß er die sieben freien Künste zu neuem Leben erweckt, das heißt doch wohl: durch Belebung auch der höheren Disciplinen, welche abgestorben waren [2]), ihre Siebenzahl wieder vollgemacht habe; denn in den Bistümern

---

[1]) Ähnlich steht es mit dem andern Herrscher der (fränkischen) Vorzeit, welcher zugleich ein Heiliger der katholischen Kirche ist: auch Karl der Große hat sich mit Heiden verbündet und die Kirche rücksichtslos seine Macht fühlen lassen.

[2]) Die Einladung Ottos I., einen längeren Aufenthalt an seinem Hofe zu nehmen, schlug Gerbert 970 aus, um in Reims sich in der Dialektik zu vervollkommnen.

und Klöstern, welche von der Not der Zeit nicht so arg heimgesucht waren, war unzweifelhaft die Kenntnis der niederen nie ganz verloren gegangen. Nun ist die Wirksamkeit Bruns nicht so auszulegen, daß er in einer Hofschule Knaben vornehmer Herkunft auch in die Anfangsgründe der Wissenschaft eingeführt habe oder habe einführen lassen: wenn es dazu auch nicht an Männern in den Kapellanen gefehlt hat, so deuten doch die Nachrichten, welche uns über das Lehren und Lernen Bruns am Hofe vorliegen [1]), darauf hin, daß es sich nur um eine Hochschule, eine Akademie gehandelt habe, in welcher durch Vortrag und Disputation Gelegenheit geboten war, die anderswo erworbene Vorbildung zum Abschluß zu bringen. Einer Erneuerung des Unterrichtswesens von den ersten Anfängen an bedurfte es gar nicht; das leuchtende Beispiel, welches der Hof gab, war schon ausreichend, an allen geistlichen Stätten die Keime des wissenschaftlichen Strebens und Lebens mit neuer Kraft zu erfüllen. Der Kreis des Wissens war aber nicht auf die sieben freien Künste: auf Grammatik, Rhetorik und Dialektik, auf Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie beschränkt; darin stellt sich nur die allgemeine Bildung, freilich in ihrer idealen Vollendung dar; der Beruf des Geistlichen erheischte erweiterte Kenntnisse, welche von der lateinischen Bibel ausgingen und sich auf die Kirchenväter und das kanonische Recht erstreckten. Außerdem wurden aber auch in den Schulen einiger Bistümer und Klöster die Heilkunde [2]) und Künste mancher Art: die

[1]) Seine Lebensbeschreibung wird noch besprochen werden.

[2]) Ein Corveyer Mönch, Thiedbeg mit Namen, der spätere Bischof von Prag, genoß eines solchen Rufes als Arzt, daß der Herzog Boleslav II. von Böhmen, als er vom Schlage getroffen war, ihn holen ließ. Von der ärztlichen Kunst Notkers, eines St. Galler Mönches, welcher ob seiner Strenge als Lehrer den Beinamen Pfefferkorn führte, erzählt die Klosterchronik (XIII, 123) folgendes Geschichtchen: „In Heilungen hatte er, da er auch in den Büchern über Heilkunde, in des Hippokrates

Malerei, die Bildnerei in Stein und Erz und die Baukunst gepflegt [1]). Die Durchschnittsbildung eines Geistlichen war allerdings nicht sonderlich wissenschaftlich, geschweige denn künstlerisch; als allgemein geübt kann nur die Schreibkunst angesehen werden [2]), und die wissenschaftliche Fähigkeit ging schwerlich über ein an

---

Pronostica, außerdem mit Beimischungen und Gegengiften vortrefflich Bescheid wußte, häufig wunderbare und staunenswerte Erfolge aufzuweisen, wie das bei dem Herzog Heinrich zu Tage trat, welcher mit seinem Harn ihn schlau zu täuschen versuchte. Als er nämlich Notker den Harn eines liederlichen Weibes aus der Kammerdienerschaft statt des seinigen zuschickte, erklärte jener: „Ein Wunder, ein Wahrzeichen wird jetzt Gott vollbringen, welches bisher unerhört war, daß nämlich ein Mann mit einem Kinde niederkommt: der Herzog wird in etwa dreißig Tagen aus seinem Leibe einen Sohn gebären und an seine Brüste legen!" Da mußte der Herzog beschämt seine Ueberraschung eingestehen: er schickte dem Mann Gottes Geschenke, daß er ihn ärztlich zu behandeln nur nicht ablehne; denn dazu war er herbeigeholt worden. Jenem Weibe aber, welches für eine Jungfrau gegolten hatte, erwirkte der St. Galler Arzt auf ihre demütige Bitte Verzeihung: sie brachte, wie er es vorausgesagt hatte, ein Kind zur Welt." Derselbe Notker, welcher auch als Maler hervorragendes leistete, wurde, als Otto I. kurz vor seinem Tode in Gesellschaft seines Sohnes St. Gallen besuchte, von den beiden Kaisern ganz besonders ausgezeichnet.

[1]) Als vorzügliche Maler zunächst für die Ausschmückung der Handschriften werden z. B. genannt der Bischof Salomo von Constanz und in St. Gallen Tuotilo, welcher sich auch als Bildhauer und Musiker hervorthat; der Abt Kerho von Weißenburg wird als Erbauer einer Wasserleitung angeführt; besonders ist aber der Bischof Bernward von Hildesheim hier zu erwähnen, welcher in seiner noch zu betrachtenden Lebensbeschreibung als vielseitiger Künstler und Baumeister geschildert wird. Ueber Tuotilo und Bernward hat ausführlich gehandelt Alwin Schultz in R. Dohmes Werk „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit" I, 21—34 und 35—48.

[2]) Wie hoch die Schreibkunst geschätzt wurde, kann man daran ermessen, daß die lateinische Bezeichnung des Geistlichen (clericus) im Englischen (clerk) auch „Schreiber" schlechthin bedeutet. Der schon erwähnte Eckehard von St. Gallen soll auch als fertiger Stenograph sich

der Bibel und den römischen Schriftwerken angeeignetes Verständnis der lateinischen Sprache und die Fertigkeit in ihr sich auszudrücken hinaus.

An dieser Durchschnittsbildung hatten auch die Prinzessinnen des königlichen Hauses teil, jedenfalls soweit sie dem geistlichen Berufe sich widmeten. Nachdem schon die Töchter Liudolfs, des Ahnherrn der Dynastie, nach einander Äbtissinnen des Klosters Gandersheim geworden waren, um durch klösterliche Entsagung ihrem Hause Schätze im Himmel zu sammeln und es zugleich vor der bei Mitgiften unvermeidlichen Zersplitterung seines irdischen Gutes zu behüten, traten auch Kaisertöchter in den geistlichen Stand: Mathilde, eine Tochter Ottos I., wurde Äbtissin in Quedlinburg, von den Töchtern Ottos II. Adelheid ihre Nachfolgerin, während Sophie die Leitung der Nonnen in Gandersheim übernahm. Von den übrigen weiblichen Angehörigen des Herrscherhauses sind die Töchter Herzog Heinrichs von Bayern, des Bruders Ottos des Großen, bemerkenswert: die eine, Gerberga, war vor der Prinzessin Sophie Äbtissin in Gandersheim und von den bedeutendsten Gelehrten mit schwierigeren Werken des römischen Schrifttums vertraut gemacht; die andere, Hadwig, welche nicht für das Kloster bestimmt und gleichwohl hochgebildet war, wurde die Gemahlin des Herzogs Burchard von Schwaben: sie zeugt, wie die Kaiserin Kunigunde, die Gemahlin Heinrichs II., für den auffallenden, aber auch noch anderweit belegbaren Brauch vornehmer Familien, die Töchter vor den Söhnen wenigstens soweit unterrichten zu lassen, daß sie den Psalter lesen [1]), wenn auch nicht immer verstehen konnten [2]).

---

dadurch bewährt haben, daß er eine in Speier gepflogene Verhandlung zwischen Otto I. und Otto II. wortgetreu nachschrieb.

[1]) Wattenbach führt aus dem Nibelungen-Liede einen Vers an, in welchem es heißt: Frau Ute, die Mutter der Burgunden-Könige, las an ir salter alle ir tagezît.

[2]) Mit dem Verständnis war es bisweilen selbst bei Bischöfen

Über den bildenden Verkehr, welchen die früh verwitwete Herzogin Hadwig mit dem Mönche Eckehard von St. Gallen unterhielt, ist ein ausführlicher Bericht in der St. Galler Chronik vorhanden; als eine der anziehendsten Schilderungen, welche aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind, verdient er hier eine Stelle zu finden [1]). Der Verfasser der Chronik sagt (X, 89):

„Da ich nun die Gelegenheit als passend erachte, über Eckehard [II.] zu reden, welchen sein gleichnamiger Oheim [Eckehard I.] und Gerald streng erzogen hatten, gehe ich an eine schwierige Aufgabe heran; denn ich muß befürchten, da solche Männer jetzt gar nicht mehr oder sehr selten vorkommen, keinen Glauben zu finden. Er war so schön von Angesicht, daß er, wie es Josephus von Moses berichtet, schon durch einen Blick die Menschen für sich einnahm, wie denn Otto der Rote [2]), der Sachse, von ihm sagte: „Niemals hat einem Mönche die Kutte des Benedictus anmutiger gesessen!" Er war weiter hochragend von Gestalt und an allen Gliedern ebenmäßig entwickelt, das

schwach bestellt. So wird in dem „Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn" erzählt: König Heinrich II. habe einmal des Bischofs Kapellan angestiftet, in dem Meßbuch seines Herrn die Worte pro famulis et famulabus — „für die Diener und Dienerinnen" — durch Auskratzen der Silben fa zu ändern, und Meinwerk habe dann arglos pro mulis et mulabus — „für die Maulesel und Mauleselinnen" — gebetet.

[1]) Es ist der Kern der Fabel für Victor Scheffels historischen Roman „Eckehard". Allerdings muß bemerkt werden, daß die Klosterchronik erst in der Mitte des elften Jahrhunderts verfaßt, also recht spät nach den berichteten Ereignissen entstanden ist. Daher rühren zahlreiche Fehler, welche im einzelnen Gerold Meyer von Knonau nachgewiesen hat in der Ausgabe der ›Casus Sancti Galli‹ („Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte" herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. Neue Folge. Fünftes und sechstes Heft 1877) und in der Uebersetzung („Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit": „Eckehard IV. Casus Sancti Galli‹ 1891).

[2]) Es ist die älteste Erwähnung des Beinamens für Otto II.

Abbild eines Helden; sein Auge blitzte — wie des Augustus, zu welchem jemand sagte: „Ich vermag den Blitz Deiner Augen nicht zu ertragen" —; an Weisheit und Beredsamkeit, an auskunftreichem Rate nahm er es mit jedem seiner Zeitgenossen auf. In blühender Jugend mehr für Ruhm empfänglich als der Demut beflissen, wie das bei einem Manne seiner Art verständlich ist, änderte er sich später; denn seine Selbstzucht, mit welcher stets der Stolz unvereinbar gewesen, war sehenswert. Als Lehrer war er glücklich und scharf; denn so lange er bei seinem Gallus seine beiden Schulen hielt [1]), wagte außer den ganz kleinen Bürschchen niemand mit seinen Genossen anders als lateinisch zu sprechen; diejenigen, welche er für die wissenschaftlichen Studien nicht ausreichend veranlagt sah, beschäftigte er mit Schreiben und Malen; beider Künste war er nämlich in höchstem Grade mächtig, vorzüglich für die Ausführung der Hauptbuchstaben in Gold, wie das an den Inschriftsversen auf dem Schwibbogen des Gallus noch zu sehen ist, welche er ausgeführt hat:

„Dies Gotteshaus, von Gosbert einst
Erbaut dem Gallus hold,
Abt Immo hat es ausgeschmückt
Mit Malerei und Gold."

Diese Buchstaben hat er dort eingegraben und vergoldet. In dem wissenschaftlichen Unterrichte aber machte er keinen Unterschied zwischen Mittelfreien und Edlen; er hat ihrer eine große Zahl für den Gallus und andere Heilige zur höchsten Würde herangebildet: er selbst hat es erlebt, daß mehrere Bischöfe wurden, wie denn einmal in einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Mainz sechs seiner ehemaligen Schüler, welche damals Bischöfe waren, sich vor ihm, als er zur Sitzung eintrat, erhoben und ihn als ihren Meister begrüßten. Selbst der Erzbischof Willigis winkte ihn heran, küßte ihn und sagte zu ihm:

[1]) Die äußere und die innere Klosterschule sind gemeint.

„Auch Du, mein würdiger Sohn, wirst noch einmal als unser Mitbischof inthronisiert werden." Als Eckehard ihm zu Füßen fallen wollte, richtete ihn Willigis zärtlich auf. Aber wir haben damit schon den Ausgang seiner Entwickelung vorweg genommen; darum müssen wir jetzt ihren Anfang nachholen.

Die Tochter Herzog Heinrichs Hadwig hauste als Witwe,
973 Nov. 12. nach dem Tode ihres Gemahls Burchard Verweserin der herzoglichen Gewalt in Schwaben, auf dem Twiel; eine ungewöhnlich schöne Frau, war sie wegen ihrer übermäßigen Strenge gegen ihre Leute weit und breit im Lande gefürchtet. Sie war einmal in früher Jugend mit dem Griechen-Könige Constantin verlobt und darum durch eigens entsandte Eunuchen im Griechischen ganz vorzüglich unterrichtet worden; aber die Heirat war ihr verhaßt, und als nun ein malkundiger Eunuch ein für seinen Herrn bestimmtes Bild der Prinzessin aufnahm und, um es ja recht ähnlich zu machen, sie sorgfältig ins Auge faßte, schnitt ihm der Trotzkopf ein Gesicht und wurde so den Griechen los. Später auch im Lateinischen unterwiesen, ließ sie sich, reich ausgestattet, von Herzog Burchard heimführen. Das war schon ein altersschwacher Herr, welcher, wie es heißt, nicht mehr fähig war, das Beilager mit ihr zu halten. Er starb denn auch bald und hinterließ sie, wie man allgemein weiß, wenn auch nicht unberührt, so doch unerkannt mit ihrem Heiratsgut und dem Herzogtum als Jungfrau. Als Witwe kam sie einstmals, um zu beten, nach St. Gallen. Von dem Abte Burchard festlich aufgenommen, sollte sie als seine Verwandte durchaus mit Geschenken geehrt werden; sie erklärte aber: sie lehne andere Geschenke ab, nur den Eckehard wünsche sie als Lehrer zu erhalten; ihn möge man für einige Zeit nach dem Twiel ziehen lassen. Sie hatte nämlich, da Eckehard Pförtner war, schon am Tage vorher durch eine heimliche Unterredung sich seiner Einwilligung versichert. Obgleich nun der Abt nur ungern dazu seine Erlaubnis gab und der Oheim davon abriet, setzte Ecke-

hard nichtsdestoweniger die Erfüllung dessen durch, was von ihm erbeten wurde. Als er am verabredeten Tage, mit Ungeduld erwartet, auf dem Twiel anlangte, war der Empfang feierlicher, als er wünschen durfte. Sie führte „ihren lieben Meister“, wie sie selbst sagte, an der Hand in ein Gemach, welches dem ihrigen zunächst lag. Hier pflegte sie sich zu jeder Stunde der Nacht und des Tages in Begleitung einer vertrauten Zofe zum Lesen einzustellen; die Thüren blieben aber immer offen, damit, wenn auch jemand darüber zu reden sich erdreisten sollte, er nichts Verfängliches zu berichten hätte. Da fanden auch häufig Dienstmannen und Ritter, ja Landesfürsten die beiden im Lesen oder in einer Beratung vertieft. Die Herzogin erregte indessen durch ihr strenges und barsches Verfahren bei ihm oft Anstoß, so daß er sich zuweilen fort von ihr zu Hause geblieben wünschte. So z. B. befahl sie wegen einer Rückendecke und eines Bettvorhanges, welche Eckehard in seiner Demut fortnehmen ließ, den Diener, welcher es gethan hatte, zu peitschen, und ließ sich kaum durch viele Bitten des Meisters so weit begütigen, daß sie von einer Schindung an Haut und Haar Abstand nahm. Es war überhaupt staunenswert, was sie es sich kosten ließ, sooft Eckehard zu den Festen, oder wann ihm sonst ein Besuch beliebte, nach Hause ging — was sie alles zu Schiffe nach Steinach vorausschickte; stets wußte sie, als wäre sie die kunstverständige Minerva selber, ihn mit einem neuen Schmuckstück zu überraschen entweder für den eigenen Gebrauch oder als Weihgeschenk für den Gallus. Unter diese Gaben gehört neben seidenen Meßüberhängen, Priestermänteln und Stolen [1])

[1]) „Eckehard hätte hiernach von seiner hohen Gönnerin — teilweise in kostbaren Seidenstoffen — für den Heiligen und für sich eine ganze priesterliche Ausstattung erhalten: das Meßgewand, den ringsum geschlossenen, glockenförmigen Überhang; den Mantel, der freilich nach Weiß, Kostümkunde II, 685 erst in Eckehards IV. Zeit zum eigentlichen Festgewande für den Kirchengebrauch wurde; die Stola, das lange um

auch jene Alba [1]), welche durch die in Gold ausgeführte Stickerei, die Hochzeit der Philologie darstellend [2]), ausgezeichnet ist; dazu kam eine Dalmatica und ein kleineres Gewand [3]), fast ganz aus Gold, welche sie später, als Abt Immo ihr ein von ihr begehrtes Antiphonar verweigerte, in ihrer wetterwendischen Genauigkeit zurücknahm.

Wie immer war auch zu dieser Zeit die Zunge der Neider gegen die Mönche geschäftig, als ob dieselben nach ihrem Gelüste lebten. Um nun nicht zu weitschweifig zu werden, sondern bei unseren Schicksalen zu bleiben, so war damals im Kloster Reichenau aus der Zahl der Brüder selbst ein Abt Namens Ruodmann eingesetzt, welcher, über die Seinen gewaltthätig schaltend, das Fell zu rupfen nicht verstand, sondern es zerriß — der ließ nun seine böse Zunge auch gegen die Mönche des heiligen Gallus nach Kräften spielen, als ob sie nicht genau die Regel befolgten. Es lebten damals in St. Gallen außer dem in Rede stehenden Eckehard und vielen von den Vätern erzogenen jüngeren Männern der Decan Eckehard, noch in rüstiger

---

den Hals über der Alba angelegte Band mit den je zur Seite herabhangenden beiden Enden" [Meyer v. Knonau].

[1]) „Die Alba ist das mäßig weite Hemd, das bis zu den Füßen reicht, mit langen gegen die Handknöchel zu sich verengenden Ärmeln und weitem Kopfloch, ursprünglich schmucklos, von weißer Leinwand, später aber, so auch hier, aus reicherem Stoffe bereitet und teils je zur Seite mit einem schmalen farbigen Streifen, teils vorn über dem untern Saume mit einem länglich viereckigen Besatze von meist reicher Goldstickerei, Perlen und Edelsteinen geschmückt" [Meyer].

[2]) Nach der Schrift des Martianus Capella De nuptiis Philologiae et Mercurii.

[3]) „Die Dalmatica und die Tunicella sind zwei geschlossene hemdförmige Überziehkleider ungleicher Größe mit langen bis zur Hand reichenden Ärmeln, wovon das längere stets zu unterst getragen wurde, wenn man sich nicht mit dem einen oder andern allein begnügte. Zu den Seiten je der Länge nach vorn und hinten lief ein schmaler violettroter Bandstreifen oder an dessen Stelle goldener Besatz" [Meyer].

Kraft, ferner Gerald, Notker, Chunibert, welcher nachher Abt in Altaich wurde, und ein anderer Walto: diese wandten sich auf Geheiß ihres Abtes durch Eckehard als Zwischenboten an Ruodmann mit der Bitte: er möchte als Bruder seine Zunge zügeln. Obwohl nun dieser hierum sich nicht im mindesten bekümmerte, behandelte er doch den Boten in würdiger Weise teils um Eckehards eigener Bedeutung willen, teils aus Furcht vor der gestrengen Herzogin, zu welcher jener auch damals ging. Nachdem nun Eckehard den in seiner Feindschaft zu allem fähigen Mann durch kluge Beredsamkeit bei der Verhandlung immer wieder vergeblich zu überführen versucht hatte, ließ er sich durch seine starken Drohungen bewegen, heimlich nach dem Kloster zurückzukehren, indem er auf den benachbarten Berg [1]) einen Boten sandte, welcher der Herzogin die Behinderung seiner Ankunft melden sollte: er schied von Ruodmann, ohne auf dessen Endbescheid sich eingelassen zu haben. Da aber Ruodmann den Eckehard zur Herzogin fortgezogen wähnte, bestieg er ein Pferd, um nächtlicher Weile bei dem heiligen Gallus einzudringen. Ungesehen betrat er das Innere des Klosters in der Absicht, verstohlen auszukundschaften, was irgend als Unterlage für seine Anschuldigungen erfindlich sei. Und als er in dem Kloster, wo er mit allen Wegen vertraut war, überall spähend umhergegangen war, ohne eine erwünschte Entdeckung zu machen, stieg er von der Seite der Kirche nach dem Schlafsaal hinauf, tastete sich dann Schritt für Schritt nach dem heimlichen Ort der Brüder und setzte sich dort im verborgenen nieder. In diesem Augenblick erhob sich der immer umsichtige Eckehard von seinem Lager und folgte jenem auf dem Fuße, ohne von seinem Dasein eine Ahnung zu haben. Er wunderte sich nur, als er an ihm vorüberkam, wer von den Brüdern das sein könnte, welcher, um mit niemandem zusammenzutreffen, jenen bei Nacht uns unge-

[1]) Darunter ist der hohe Twiel verstanden.

wohnten Weg gewählt hätte; denn bei dem schwachen Lichtschimmer, welcher aus dem Schlafsaal kam, konnte jener dasitzen, ohne erkannt zu werden. Als Eckehard nun einige Zeit über die Persönlichkeit geschwankt hatte, merkte er an dem Schnauben der Nase, womit jener seine Erregung zu verraten pflegte, daß es Ruodmann sei: sogleich ließ er heimlich durch einen der Brüder die Laterne des Abtes holen, zündete sie an und stellte sie vor jenem auf; dann legte er ihm Wischstreu hin, trat, als wäre er sein Kapellan, bei Seite und ermahnte, wie das so Brauch ist, durch Winke die Brüder, welche herbeikamen und verwundert waren, für wen die Laterne dastehe, sich schweigsam zu verhalten; der Abt nämlich, für welchen allein die Führung einer Laterne üblich ist, war abwesend. Als jener endlich, lange erwartet und ratlos, was er thun könnte, sich erhob, ging Eckehard mit aufgehobener Laterne vor ihm auf demselben Wege, auf welchem er ihn kommen gespürt hatte, voraus. Und als sie zum Eingang der Kirche gelangt waren, da wo das Sprechzimmer liegt, forderte er ihn schweigend auf, sich hier zu setzen, bis er ihn seinem Oheim, dem Decan, und den Brüdern angemeldet hätte, damit sie von der Anwesenheit eines so hochgestellten Gastes durch den Augenschein sich überzeugten.

Und siehe, als einige der Brüder — es waren vornehmlich Jünglinge —, durch den ungewöhnlichen Vorgang betroffen, sich genähert hatten, da reißt einer, als ihm das Verständnis der Sachlage aufgegangen war, rasch die Geißel aus dem Warmraume, schilt ihn laut einen Schurken und dringt auf ihn ein: wären ihm nicht die Vernünftigeren in den schon zum Schlage erhobenen Arm gefallen, er hätte ihm furchtbare Hiebe aufgezählt. Da mußte Ruodmann endlich merken, daß er sich in der Klemme befinde; er sagte: „Wenn ich Gelegenheit zur Flucht hätte, vortreffliche Jünglinge, wahrhaftig, ich würde fliehen; da ich nun aber einmal, gleichviel was ich mir wünsche, in Euren Händen bin, so dürfte es doch wohl angemessen sein, daß Ihr

nachsichtig mit mir verfahret; vor allem, daß Ihr erst Euren Decan und die übrigen Väter erwartet." Nachdem man sich schnell dazu entschlossen hatte, traf endlich auch der Decan mit den Vätern ein. Da fuhr jenen Notker Pfefferkorn, der Arzt, welcher gegen ihn etwas aufgebracht war, an: „Zu Deinem Unheil, durchtriebener Kerl, bist Du wie ein Löwe, der da suchet, wen er verschlinge, in die Hände der Brüder gefallen, welche Du, ein zweiter Satan, anschuldigst!" Ruodmann, welchen diese Worte eines so bedeutenden Mannes erzittern ließen, wandte sich an den Decan, dessen Weichherzigkeit er kannte, und sagte: „Laß mich doch ja nicht, weiser Vater, nachdem ich durch die Ränke Deines Namensvetters umgarnt bin, beschimpft werden; es dürfte Dich hinterher, wann es zu spät ist, gereuen." Und endlich warf er sich nieder und sagte: „Sehet, ich bitte alle um Verzeihung; ich möchte mich mit Euch vertragen und will mich in Zukunft gewiß solcher Streiche enthalten." Die Verständigeren rührte an einem so mächtigen Manne die plötzliche Demütigung; aber andere deuteten, wie das auch sonst noch vorkommt, ihren Unwillen an. Endlich ließen sich nach Eckehards Rat die Väter besänftigen: durch sie mit allen versöhnt, ging Ruodmann, von Eckehard geleitet, zu seinen Leuten hinaus, welche ihn an der ihnen angewiesenen Stelle erwarteten; und nachdem er vor ihnen noch gescherzt hatte, zog er von dannen, indem er unter anderm den Eckehard dringend einlud, doch nicht bei ihm vorbei zu gehen, wann er das nächste Mal nach dem Twiel sich begäbe; den Brüdern aber versprach er aus freien Stücken zwei Fässer Wein, welche er auch in nächster Zeit zu Schiff nach Steinach sandte.

1 Petr. 5, 8.

Aber Burchard [1]), welcher auswärts von der Verwirrung hörte, war, als er heimkam, äußerst schmerzlich davon bewegt, daß Ruodmann so leichten Kaufes davon gekommen war, und

[1]) Der Abt des Klosters.

richtete über den unerhörten Vorfall Beschwerden an den Bischof. Und als nun Eckehard in Begleitung seiner Vettern, des gleichnamigen Diacons, späteren Decans, und des jungen Burchard, welcher später Abt wurde, wieder nach dem Twiel sich begab, kehrte er auf der Reichenau der Verabredung gemäß bei Ruodmann ein. Als aber dieser Fuchs ihm gegenüber im Gespräch verfängliche Anspielungen sich erlaubte, fand er an ihm seinen Mann. Der Abt beschenkte ihn nämlich, als er fort wollte, um nicht zu spät zu der gestrengen Herrin zu kommen, mit einem prächtigen Pferde und hielt ihn, nachdem dieser es mit einem Teile seines Gefolges vorausgeschickt, ein Weilchen mit Scherzworten und freundschaftlichen Seitenhieben — darin war er Meister — zurück; und als er endlich seinen Gast unter Umarmungen und Küssen entließ, sagte er ihm, um ihm ein Bein zu stellen, in das Ohr: „Du Glückspilz! Eine so schöne Schülerin in der Grammatik zu unterrichten!“ Darauf gab Eckehard mit einem Lächeln, welches vergnügt und verständnisinnig aussah, seinem freundlichen Feinde die Antwort ins Ohr: „Ganz wie ja auch Du, Heiliger des Herrn, an der schönen Nonne Kotelind eine holde Schülerin gehabt hast, welche Du Dialektik lehrtest!“ Und ehe jener etwas dagegen zischeln konnte, wandte er sich gedankenschnell von ihm ab, schwang sich aufs Pferd und sprengte unwillig davon. Aber Otker, der Bruder und Dienstmann des Abtes, sagte, als er seine Erregung bemerkt hatte: „Jenes Pferd hast Du, lieber Herr, nach meinem Dafürhalten ganz zwecklos aufgewendet!“ Während nun die beiden erwähnten Brüder [Eckehard III. und Burchard] demütig um Entlassung baten — von ihnen selbst haben wir die Geschichte vernommen —, drehte ihnen der Abt den Rücken zu und sagte zu seinem Bruder: „Wenn Du doch nur schnelle Boten hinter ihm her schicken wolltest, die mir das edle Pferd wieder zurückbringen!“ Darauf erwiderte Otker: „Leider eilt er jetzt mit seinem Gefolge zu jener Frau, und ich möchte mich

nicht unterstehen, durch einen meiner Mannen auch nur irgend etwas von seiner Habe anzutasten." Da bestiegen auch die beiden Brüder ihre Pferde und ritten gemächlich hinter ihrem Meister her. Alle aber gelangten auf den Berg zur Herzogin, als diese eben zur Vesper ging. Nach der Begrüßung sagte Hadwig — sie hatte nämlich bereits von der vorhergegangenen durch Ruodmann angestifteten Wirrnis gehört —: „Du bist aber auch, wie ich vernehme, lieber Meister, für jenen Wolf, der anderswoher in die Hürde eindrang, ein recht unwillkommener Laternenträger gewesen!" Und da Eckehard lächelte, fuhr jene fort: „Beim Leben der heiligen Hadwig" — das war ihr gewöhnlicher Schwur —, „wenn dort im Kloster ein unerfahrener Jüngling dem Eindringling schwere Hiebe versetzt hätte, ich hätte mich nicht darum gekümmert!"

Vgl. Apostelgesch. 20, 29.

Als dann am andern Tage die Herzogin mit der Morgendämmerung das Schweigen brechen durfte — denn sie pflegten dort an die Klosterregel sich zu halten, welcher die Herzogin selbst sorgfältig nachlebte, wie sie denn bereits einen Klosterbau auf dem Berge begonnen hatte —, ging sie zu ihrem Meister, um mit ihm zu lesen. Und als sie Platz genommen hatte, fragte sie Eckehard unter anderm, wozu der Knabe, welcher bei ihm stand, mit hergekommen sei: „Wegen des Griechischen", antwortete Eckehard, „meine Herrin. Da er im übrigen schon etwas gelernt hat, habe ich ihn mit hergebracht, damit er aus Eurer unmittelbaren Anweisung sich etwas aneigne." Der Knabe, schön von Angesicht, brachte aber auch selbst als geübter Verskünstler sein Anliegen also vor:

„Ich möchte gern ein Grieche sein
Und kann doch, Herrin, kaum Latein!"

Das machte ihr denn, da sie sich gern überraschen ließ, so viel Spaß, daß sie ihn an sich zog, küßte und in größerer Nähe auf einem Fußschemel Platz nehmen hieß. Sie verlangte nun

gespannt von ihm, daß er ihr schnell noch ein paar Verse mache. Da versetzte der Knabe, indem er seine beiden Lehrer anblickte, als sei er durch einen solchen Kuß verschüchtert, folgendes:

„Ich kann durchaus nicht dichten mehr,
So wie es sich gehört:
Der süße Kuß der Herzogin
Hat mich ja ganz verstört!"

Da war die sonst so gestrenge Herzogin gar nicht wieder zu erkennen: sie brach in ein Gelächter aus, stellte den Knaben vor sich hin und lehrte ihn die Antiphon Maria et flumina, von ihr selbst in das Griechische übersetzt, also singen:

Thalassi ke potami, eulogiton kyrion,
Ymnite pigonton kyrion, alleluja![1])

Und oft rief sie ihn in der Folge, wann sie Zeit hatte, zu sich, verlangte von ihm Verse aus dem Stegreif und unterwies ihn im Griechischreden: sie bezeigte ihm eine ganz besondere Zuneigung, und als er endlich sie verließ, beschenkte sie ihn mit einem Horaz und einigen anderen Büchern, welche unsere Büchersammlung noch heute enthält.

Inzwischen hatte sich auch jener jüngere Eckehard [III.] mit dem Knaben seine Schüler in einigen Kapellanen erkoren, welche die Herzogin zu halten pflegte; denn sie duldete unter keinen Umständen, daß an ihrem Hofe jene sich dem Müßiggang ergaben: auch der jüngere Eckehard war nämlich dazu ein vorzüglich geeigneter Gelehrter. Die Herzogin und Eckehard blieben wie gewöhnlich allein zum Lesen bei einander; sie hatten den Vergil vor, und zwar gerade die Stelle: Timeo Danaos et dona ferentes. „An diese Stelle zu denken", bemerkte Ecke-

[1]) Im griechischen Original: Εὐλογεῖτε θάλασσαι καὶ ποταμοὶ τὸν κύριον, Ὑμνεῖτε καὶ ὑπερυψοῦτε αὐτὸν εἰς τοὺς αἰῶνας. Meyer vermutet, daß aus einem andern Vers: Εὐλογεῖτε αἱ πηγαὶ τὸν κύριον das unverständliche pigonton verderbt ist.

hard, „hatte ich, verehrte Herrin, gestern eine passende Gelegenheit.“ Und als er ihr mitgeteilt, wie der Abt von Reichenau ihn eingeladen und ihm ein Pferd als Geschenk verehrt hatte, ohne sich trotz dieser Freigebigkeit der Stichelreden zu enthalten — die letzten Worte, welche sie einander in die Ohren gezischelt, verhehlte er ihr indessen —, entgegnete die Herzogin: „Ich möchte die ganze Spektakelgeschichte, welche vor kurzem zwischen Euch gespielt hat, von Anfang an vernehmen, weil ich nicht weiß, ob der mir zugekommene Bericht auch der Wirklichkeit entspricht. Ich bin übrigens erstaunt, daß in meiner, der Vertreterin der Reichsgewalt, unmittelbaren Nähe zwei Klöster meines Herzogtums mir zum Hohn so unheilvolle Händel mit einander haben. Aber wahrhaftig, wenn nicht meine Ratgeber sich mir widersetzen: wo ich eine Schuld finde, werde ich sie gerecht zu ahnden wissen!“ Und er versetzte: „Es wäre ein Treubruch, meine durchlauchtige Herrin, wenn gerade ich, der ich doch nach meinem Oheim an der Versöhnung den meisten Anteil gehabt habe, vor Dir, weil ich nicht anders kann, als Ankläger nach den Friedensküssen auftrete. Obschon er nämlich gestern — Du kennst ihn ja – auch nach der durch die Beschenkung besiegelten Versöhnung das versteckte Sticheln gegen mich nicht lassen konnte, so ist es doch keineswegs meine Sache, den Frieden, welchen so ansehnliche Männer vereinbart haben, zu brechen; ich kann vielmehr aus diesem Grunde nicht umhin, mich mit jenem, wie das auch seine Absicht ist, an den Frieden gebunden zu erachten.“ Und die Begründung und die Biederkeit des Meisters fand auch Anklang bei der Frau. Dennoch sagte sie hierauf eine öffentliche Sprache über diese und andere Herrschaftsangelegenheiten nach dem Orte Walewis an; dahin hatte sie auch den Bischof und die Äbte entboten. Ruodmann aber war, in dem Argwohn, daß Eckehard die anzüglichen ihm zugeraunten Worte der Herzogin hinterbracht habe, mehr tot als lebendig und richtete auf den Berg durch einen verschmitzten

Pilger einen Brief. Nach einem Hinweis auf das Gelöbnis, in Freundschaft mit einander auszukommen, hieß es da: „Darum wäre mir auch mein in allen Dingen sonst so kluger Freund ein Rätsel, wenn er, was wir uns kürzlich in die Ohren geflüstert haben, der herzoglichen Herrin verraten hätte; hast Du es etwa doch gethan, so bitte ich: benachrichtige mich davon.“ Eckehards durch denselben Boten übersandte Antwort lautete nach einigen Eingangsworten: „Ich habe wirklich noch niemals mit meiner Huldin auf so vertrautem Fuß gestanden, daß ich gewagt hätte, Ihrer Gestrengen etwas Derartiges zu Gehör zu bringen.“ Diese Sätze habe ich aus ihren beiden Briefen der Kürze wegen ausgeschrieben.

Als der Abt endlich von seiner Herzensangst vor derjenigen, welche er am meisten fürchtete, erlöst war, wandte er sich zunächst durch Boten an den damaligen Bischof Kaminold und besänftigte ihn und seinen Groll ob des arglistigen Klostereinbruchs durch gewichtige Gaben. Dann sandte er den Bischof selbst und mit ihm aus seinen Mönchen zwei Sachwalter auf den Berg zur Herzogin. Der Bischof nun erklärte vor der Herzogin, daß dem Abte vergeben sei, was derselbe gegen ihn den Bischof, gefehlt habe; und die Sachwalter machten geltend: „Wenn ihn der Bischof freigegeben hat, dann gebührt ihm, beste Herzogin, auch nicht mehr Euere Ungnade.“ Darauf antwortete jene: „Da die mit kaiserlicher Freiheit begabte Stätte des heiligen Gallus in meinem Amtsbereiche liegt, so soll für sie das Immunitätsvorrecht in Kraft bleiben, ich will es ihr nach Vermögen schirmen vor einem Menschen, der nur dem Namen nach Abt, in Wirklichkeit ein Gewalthaber ist. Man verlese die für den Immunitätsbruch festgesetzte Geldstrafe! Und Du, mein lieber Bischof, sollst, weil Du für den Immunitätsbrecher eingetreten bist, auch hören, daß jener, wie das Recht es fordert, Buße dem heiligen Gallus und seinem Abte bezahlen muß. Und wenn es schon meines Gerichtes Pflicht ist, einen

Laien, welcher an einem andern Laien — um es mit dem Gerichtsausdruck zu bezeichnen — zum Friedbrecher geworden ist, vor meinem Grafen gesetzmäßig büßen zu lassen, um so mehr soll ein gewaltthätiger Abt, welcher bei einem andern unter königlicher Freiheit lebenden Abte nächtlicher Weile einbricht, vor mir dem königlichen Urteilsspruche unterworfen sein. Gleichwohl könnte ich bei diesem Falle des Majestätsverbrechens zweifelhaft sein, wäret Ihr, die Ihr für jenen sprecht, nur nicht so ansehnliche Männer, ob ich wirklich Recht erteilen darf und nicht vielmehr die Angelegenheit vor das kaiserliche Gericht verweisen soll." Schließlich ließ sie sich nach mehreren Verhandlungen mit ihren Räten, zu welchen sie auch Eckehard hinzugezogen hatte, nur mit Mühe zu der Entscheidung bringen: nachdem unser Abt durch die Immunitätsbuße in Gegenwart derjenigen seiner Mönche, welche er dazu bestimmen würde, für jenen unter Mönchen unerhörten Einbruch versöhnt sei, solle Ruodmann an einem dazu angesetzten Tage hundert Pfund vor den Thoren des Twiel, wie es für ihn ziemlich sei, vorweisen und darauf endlich die Gunst der Herzogin wieder erhalten. An dem festgesetzten Tage erließ aber die Herzogin dem Abte fünfzig Pfund um des Bischofs willen, sie ließ ihn also nur die Hälfte erlegen ...

Inzwischen wurde auf Hadwigs Betreiben Eckehard an den Hof der Ottonen, des Vaters und des Sohnes, berufen, wo er als ständiger Kapellan für den Unterricht des jungen Königs und ebenso für die wichtigsten Beratungen zur Hand sein sollte. Und er bewährte sich dafür in kurzer Zeit so sehr, daß es im Munde aller Leute war: ihn erwarte eines der ansehnlichsten Bistümer. Denn auch die Königin Adelheid, die jetzt heilige, schätzte ihn um seiner selbst willen, und als ihm nach kurzem Hofleben bereits die Abtwürde von Ellwangen gleichsam als Wartestellung, wie es hieß, von den Königen angeboten wurde und er selbst dieselbe mit Dank annehmen wollte, da wußten

die Königin und die Herzogin die Versorgung noch hinauszuschieben, bis sie ihn mit einem bedeutenden Bistum ausstatten könnten, mit der Begründung, daß er vorläufig noch vor allem für den Hof unentbehrlich sei." —

Wenn auch die sächsischen Kaiser manchen geistig bedeutenden Mann in ihre Nähe zogen und zur Ausführung der Reichsgeschäfte oder zur Ausbildung dafür geeigneter Persönlichkeiten verwandten, so haben sie doch nur selten unmittelbar zu einem bestimmten wissenschaftlichen Werke angeregt: Otto II. hat so die Abfassung des „Lebens der Königin Mathilde" in Auftrag gegeben, welches Heinrich II. später überarbeiten ließ, er hat auch den Bischof Gumpold von Mantua veranlaßt, das Leben des heiligen Wenzel zu beschreiben, und Otto III. soll die Aufzeichnung der Schicksale des heiligen Adalbert angeordnet haben; aber mindestens die beiden letzten Arbeiten hatten doch mehr einen erbaulichen Zweck, sie waren auch schon nach der Art ihrer Helden mit den großen Aufgaben der Geschichtsschreibung nicht zu vergleichen, welche in Ottos I. Zeit gestellt und gelöst wurden. Der einflußreiche Erzbischof von Köln, an welchen man sich dafür zuvörderst halten möchte, war nun so vollständig von der Verwaltung der Kirche und des Staates in Anspruch genommen, daß ihm trotz seines regsamen Geistes nicht Zeit genug blieb, auch auf die Geschichtsschreibung einzuwirken. Man empfängt demnach den Eindruck, als sei die Entstehung der bedeutenderen geschichtlichen Arbeiten seiner Zeit dem Zufall überlassen gewesen; aber es liegen doch Anzeichen vor, nach welchen es statthaft erscheint, alle auf einen gemeinsamen Mittelpunkt zurückzubeziehen.

Es ist auffallend, wie sehr neben Brun sein Neffe, der ihm im Amt gleichstehende Erzbischof Wilhelm von Mainz, ein natürlicher Sohn Ottos, in den Hintergrund tritt. Das mag unter anderm auch darin seinen Grund haben, daß die gewaltige Persönlichkeit seines Oheims ihm wenig Raum für die freie Ent-

faltung seiner Kräfte ließ, besonders aber doch wohl darin, daß Wilhelm eine der theoretischen Wissenschaft ergebenere Persönlichkeit und außerdem nicht mit der Kirchenpolitik seines Vaters einverstanden war.

In Mainz besaß man eine Abschrift der im Kloster Reichenau entstandenen Jahrbücher: in diesen vermerkte Wilhelm, welcher im Jahre 954 Erzbischof wurde, seine Erhebung und den Friedensschluß zwischen Otto und Liudolf — so gleich bei seinem Amtsantritt einen nicht gewöhnlichen Eifer für die Überlieferung geschichtlicher Thatsachen bekundend. Aber die Form dürftiger annalistischer Aufzeichnung genügte offenbar seinem an den Meisterwerken des Altertums geläuterten Geschmack zu wenig, als daß er die Reichenauer Jahrbücher weiter fortgesetzt hätte: es galt, die lebendigen Schilderungen, in welchen das Volkslied seiner Tage die Kunde bedeutender Geschehnisse durch die Lande trug [1]), nach dem Vorbild altrömischer Dichtung und Geschichtsschreibung zu veredeln. Nachdem kaum die Stürme inneren Krieges ausgetobt, übermittelte er 958 dem Diacon Liudprand, welcher in Frankfurt, also in nächster Nähe der Stadt Mainz

[1]) Im Verlauf der Darstellung wird auf einige Lieder aufmerksam gemacht werden; einzelne scheinen sich lange erhalten zu haben: so wurde noch zu Eckehards Zeit, in der Mitte des elften Jahrhunderts, ja noch in der Stauferzeit von der Babenberger Fehde gesungen, welche dem Anfang des zehnten Jahrhunderts angehört; Graf Konrad, welcher durch einen Überfall zwei so gefährliche Gegner Ottos wie Eberhard und Giselbert ums Leben brachte, wurde mit der Zeit der Held immer neuer Thaten und als Sonderling charakterisiert, welcher Weiber und Äpfel gleich sehr verabscheut; selbst heilige Männer scheinen dem belustigenden Gestaltungsdrang der fahrenden Sänger verfallen zu sein, wenn Eckehard (V, 60) unter Bezugnahme auf ein Lied berichtet: der Bischof Udalrich von Augsburg, dessen Lebensbeschreibung noch erörtert werden soll, habe einst, als der Abt Immo von St. Gallen einen unter der Erde gefundenen Amboß zu sehen wünschte, ihm ein an der Rückseite stark entwickeltes Weib dargeboten.

weilte, die höfische Fassung des Berichtes von dem Aufstande Heinrichs gegen Otto — dieselbe, welche in den Grundzügen sich auch bei anderen zu Wilhelm in Beziehung stehenden Geschichtsschreibern wiederfindet —, wahrscheinlich aber noch weit mehr Stoff, den zu verarbeiten der vielgewandte Diacon durch dringendere Aufgaben verhindert wurde; darum erkor sich Wilhelm für seinen Zweck in den seiner Metropolitangewalt unterworfenen Klöstern Gandersheim und Corvey je einen sprachfertigen Insassen, welche beide ihre Befähigung als Verfasser einiger Heiligenleben dargethan hatten: zwischen 962 und 965 ließ er der Nonne Hrotsvitha die Aufgabe stellen, in einem Gedicht die Thaten Heinrichs I. und Ottos I. zu besingen, sich selbst das Kunstrichteramt vorbehaltend, und als Reichsverweser im Jahre 967 beauftragte er den Mönch Widukind, die Geschichte derselben Herrscher zur Belehrung für seine Schwester Mathilde zu schreiben [1]).

Beachtet man nun, daß Hrotsvitha wie Widukind, welche nach der Erneuerung des Kaisertums ihre Arbeiten begonnen haben, vor der Kaiserkrönung [2]) abbrechen — Hrotsvitha hat zwar anfangs den Willen gehabt, auch die Kaiserzeit zu schildern, und begründet dann die Einschränkung auf die Königszeit; aber sie läßt doch gerade so erkennen, daß sie nicht dazu mit Stoff versehen war, nicht darauf eingehen sollte —; erwägt man ferner die befremdliche Ablehnung, welche bei Hrotsvitha wie bei Widukind dem Papste widerfährt, so dürfte diese doppelte übereinstimmende Absonderlichkeit am einfachsten auf den geistigen

---

1) Ich habe meine Auffassung in bündiger Form vorgetragen, nicht als ob ich sie für unanfechtbar hielte, sondern um sie in Kürze zu kennzeichnen; ich werde bei den einzelnen Geschichtsschreibern darauf noch genauer eingehen.

2) Der bisher giltigen Annahme, daß Hrotsvitha ihr Gedicht mit einer Schilderung der Kaiserkrönung geschlossen habe, kann ich, wie ich unten begründe, nicht beipflichten.

Urheber der beiden Werke zurückzuführen sein. Wilhelm ist allerdings niemals zu Feindseligkeiten gegen seinen Vater übergegangen; aber es gab doch eine Angelegenheit, welche dem Vater ebenso am Herzen lag, als sie dem Sohne verhaßt war: die Errichtung eines neuen Erzbistums in Magdeburg. Weil nun die von Otto geplante Erhebung Magdeburgs nur auf Kosten des Erzbistums Mainz durchzuführen war, so wird man Wilhelms Erbitterung, von welcher übrigens einer seiner Briefe beredtes Zeugnis ablegt, sich so mächtig vorstellen dürfen, daß er zu einem Widersacher des Papstes, mit dessen Hilfe allein Otto seinen Plan durchgeführt hat, zu einem Widersacher der römischen Kaiserpolitik überhaupt wurde. Es kann nicht von ungefähr sich so gefügt haben, daß von allen Geschichtsschreibern, welche mit Wilhelm in Verbindung stehen, die Magdeburger Angelegenheit tot geschwiegen wird — auch von dem ihm vertrauten Adalbert, dem Fortsetzer der Regino-Chronik, die gar nicht einmal von dem Erzbischof unmittelbar veranlaßt und für sein Auge geschrieben sein dürfte [1]. Auf ein zahmes Ignorieren Roms und des römischen Kaisertums scheint sich aber auch die ganze Gegnerschaft Wilhelms beschränkt zu haben; er kommt so auf einem nationalen Standpunkt an, ohne daß die Nationalität das mindeste mit seinem Verhalten zu schaffen hätte, und dem conservativen Mönch von Corvey nahe, welcher nicht den Papst, sondern den Erzbischof von Mainz schlechthin als den Pontifex Maximus bezeichnet und Ottos Kaisertum von den Sachsen erkämpfen, nicht von Rom abhangen läßt.

Wilhelm konnte seiner Abneigung gegen Rom, welche, aus selbstsüchtigen Beweggründen erwachsen, auch für seinen Scharfblick nicht sonderlich einzunehmen geeignet ist, sich ruhig hingeben: er hat den allgemeinen Charakter der deutschen Ge-

---

[1]) Näheres darüber unten an passendem Orte.

schichtsschreibung im zehnten Jahrhundert nicht wesentlich getrübt; sie ist und bleibt geistlich in ihrem Grundton und dabei so ausschließlich königlich, daß man sagen darf: in ihr hat die Vereinung des Staates mit der Kirche ihren entschiedensten und dauerhaftesten Erfolg errungen, indem sie jeden Gegner des Königtums mundtot gemacht hat [1]).

---

[1]) Aus der Zeit Heinrichs I. ist nur ein armseliges Bruchstück auf uns gekommen, in welchem ein Mönch des Regensburger Emmerams-Klosters für seinen Herzog gegen den angreifenden König Partei nimmt; in Ottos I. Zeit muß man nach Italien sich wenden, um einen Geistlichen zu finden, welcher aus Schmerz darüber, daß der Sachsen-König Rom, die Hauptstadt der Welt, erobert hat, sein Werk nicht zu Ende zu führen vermag. Erst in der Zeit Heinrichs II. machen sich Anzeichen für einen Umschwung bemerkbar.

II.

Liudprand.

Nicht auf heimischem Boden ist der erste Geschichtsschreiber des sächsischen Herrscherhauses erwachsen; es war ein Flüchtling, welcher um die Mitte des Jahrhunderts aus Italien an den Hof König Ottos kam: der Diacon und Geheimschreiber Liudprand [1]).

Einer vornehmen langobardischen Familie entsprossen, wurde der durch den Tod seines Vaters früh verwaiste Liudprand

---

[1]) Die Grundlage für die folgenden Ausführungen ist die in der Sammlung der »Scriptores rerum Germanicarum« befindliche zweite Ausgabe der »Liudprandi episcopi Cremonensis opera omnia«, welche Ernst Dümmler besorgt hat; sie bedarf der bessernden Umgestaltung, da die Voraussetzung, von welcher sie ausgeht: daß die in München beruhende Handschrift das Autogramm Liudprands sei, durch die Untersuchung Fr. Koehlers (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde VIII, 47—89) als unzutreffend dargethan ist. „Aus Liudprands Werken“ hat der Freiherr R. von der Osten-Sacken einen Auszug für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ übersetzt. Die beste Erläuterungsschrift ist noch immer Rudolf Köpke's erweiterte Dissertation »De vita et scriptis Liudprandi episcopi Cremonensis commentatio historica«, welche 1842 erschienen ist; denn die Auslassungen Carl Dändlikers und Johann Jacob Müllers „Über Liudprand von Cremona und seine Quellen“ im 1. Bande der von Max Büdinger 1871 herausgegebenen „Untersuchungen zur mittleren Geschichte“ können nur zum Teil annehmbar genannt werden.

— auch in der verkürzten Form des Kosenamens Liuzo oder Liuso wie er erwähnt — um seiner schönen Stimme willen, wie er selbst erzählt, an den Hof König Hugos aufgenommen, in dessen Diensten sein Vater noch kurz vor seinem Hintritt eine Gesandtschaftsreise nach Constantinopel ausgeführt hatte. Auf dem Bildungswege, welchen der junge Liudprand zu durchlaufen hatte, wurde er nicht nur mit den großen Gestalten des älteren und neueren lateinischen Schrifttums bekannt gemacht, sondern auch durch Unterweisung in den an die lateinische Bibel sich anschließenden Schriften der Kirchenväter für den geistlichen Beruf vorbereitet, in welchem er es vorläufig bis zum Diacon der Paveser Kirche brachte. Nachdem dann 945 König Hugo von seinem Throne hatte weichen müssen, bahnte dem jungen Diacon sein Stiefvater — die Mutter hatte sich inzwischen mit einem Manne wieder verheiratet, welcher wie ihr erster Gemahl als Gesandter in Constantinopel gewesen war — den Eintritt in den diplomatischen Dienst, indem er ihm ein Amt in der Staatskanzlei bei der Ausfertigung der Regierungserlasse verschaffte. In der That bewirkte wohl die besondere Verwendung, welche Liudprands Vater und Stiefvater seitens des Hofes gefunden hatten, daß der Markgraf Berengar, welcher die Staatsgewalt in Händen hatte, 949/950 Liudprand mit einer Sendung an den Kaiser Constantin Porphyrogenitus betraute, die Kosten dieser Sendung aber den Stiefvater seines Gesandten tragen ließ, weil dieser vornehmlich an Ort und Stelle mit der griechischen Sprache und Litteratur sich bekannt machen sollte. Nach Pavia zurückgekehrt, wurde er — aus welchem Grunde wissen wir nicht — bei dem Herrscherpaar Berengar und Willa so mißliebig, daß er es geraten fand, sich ihren Nachstellungen durch die Flucht nach Deutschland zu entziehen.

Hier lernte er während eines mehrjährigen Aufenthaltes deutsch; hier kam er im Februar 956 am königlichen Hoflager

zu Frankfurt mit dem Bischof Recemund von Elvira, einem Abgesandten des Chalifen Abd-er-Rahman, in so enge Beziehung, daß er sich von ihm zur Abfassung einer Zeitgeschichte anregen ließ. Aber erst nach zwei Jahren begann er den Plan auszuführen und brachte, wohl mehrfach unterbrochen, in vierjähriger Arbeit ein Werk zustande, welches er Antapodosis betitelte und dem Bischof Recemund mit folgendem Anschreiben zueignete:

„Seiner Hochwürden, dem Spiegel aller Heiligkeit, Herrn Recemund, Bischof der Kirche zu Elvira, Liudprand, nicht durch eigenes Verdienst Diacon der Kirche zu Pavia.

Deiner an mich gerichteten Aufforderung, teuerster Vater, die Thaten der Kaiser und Könige von ganz Europa aufzuzeichnen — da ich ganz der Mann sei, welcher davon nicht nach Hörensagen eine schwanke Vorstellung, sondern aus eigener Anschauung sichere Kunde habe — dieser Aufforderung nachzukommen, hat mich die Dürftigkeit meiner Begabung zwei Jahre lang zögern lassen; und zwar hat mich von dem Beginnen abgeschreckt bei meinem gänzlichen Mangel an Wohlredenheit die Mißgunst der Nörgler. Denn von ihnen, die viel zu aufgeblasen sind, als daß sie sich zum Lesen bequemten, die nach einem Worte des gelehrten Boëtius den ganzen Mantel der Philosophie zu besitzen glauben, während sie doch nur ein Läppchen davon haben, werde ich den höhnischen Einwurf hören müssen: unsere Vorfahren haben schon so viel geschrieben, daß es weit eher an Lesern als an Lesestoff gebricht; sie werden vielleicht auch den Spruch des Lustspieldichters herplärren: Es fällt kein Wort, das nicht zuvor schon ausgesprochen sei. Solchem Gekläff antworte ich: die Jünger der Weisheit gleichen den Wassersüchtigen, welche um so brennenderen Durst empfinden, je mehr sie trinken; ihr Leseeifer, wenn auch noch so oft gestillt, will doch nur immer neue Nahrung haben. Wenn sich nun jemand an den tiefsinnigen Ausführungen des anmutigen

Cicero müde gelesen, dann mag er nur zur Erholung zu so leichter Ware wie der vorliegenden greifen; denn wie das Auge durch den Anprall der Strahlen der Sonne blöde wird und ihr wahres Wesen nicht erkennt, wofern nicht eine Blende Deckung bietet, so muß auch — irre ich mich nicht — durch eine ununterbrochene Beschäftigung mit den Lehren der Akademiker, Peripatetiker und Stoiker der Geist schlaff werden, wenn er nicht durch das wohlthätige Lachen über Lustspielwitze oder durch ergötzliche Heldengeschichten erquickt wird. Da nun von den alten Heiden die abscheulichen Gebräuche, deren Kenntnis nicht nur nicht förderſam, sondern unermeßlich schädlich ist, als etwas Denkwürdiges in dickleibigen Bänden aufgezeichnet werden, weshalb sollte man nicht auch von den durch Feldherren unserer Zeit erfochtenen Siegen schreiben dürfen, welche wohl den Vergleich aushalten mit den Ruhmesthaten so gefeierter Heerführer wie des Cäsar, Pompejus, Hannibal, seines Bruders Hasdrubal und des Scipio Africanus? Zumal an ihnen, so lange vorwurfsfrei ihr Wandel ist, die Gnade unseres Herrn Jesu Christi zu preisen, wenn sie dann aber sich vergangen haben, sein zum Heile weisender Eingriff erwähnenswert ist. Auch möge niemand daran Anstoß nehmen, daß ich auch die Thaten unmännlicher Könige und weibischer Fürsten in diesem Büchlein zur Sprache bringe; denn überall ist dieselbe Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, wirksam, mag sie nun hier an dem Verbrecher ein strenges Strafgericht vollziehen und dort zum Lohn den wohlverdienten Mann erhöhen. Das ist ja doch die wahre Verheißung unseres Herrn
2. Mos. 23, 22. Jesu Christi an seine Heiligen: „Beachte und höre meine Stimme, und ich werde der Feind deiner Feinde sein; wer dich heimsuchet, den werde ich heimsuchen, und mein Engel soll vor dir hergehen." Auch durch Salomos Mund läßt sich die Weisheit,
Weish. Sal. 5, 21. die Christus selber ist, vernehmen: „Die ganze Welt wird an seiner Seite zum Streit ausziehen wider die Unweisen." Und

daß das noch täglich geschieht, deß muß auch eine Schlafmütze inne werden."

Um nun diese Anschauung an einem Beispiel zu erläutern, berichtet Liudprand von der Niederlassung räuberischer Sarazenen in Garde-Frainet an der Grenze Italiens und der Provence; dann zählt er etwa für das Jahr 890 die Herrscher des byzantinischen, ostfränkischen und italienischen Reiches samt ihren Widersachern und den Papst her, um im Anschluß daran auszuführen, wie die angedeuteten Feindschaften sich entwickelt haben. Er handelt zuerst von dem Kaiser Basilius und seinem Sohne Leo und wendet sich darauf den ostfränkischen und italienischen Verhältnissen zu: Nachdem Arnulf mit Hilfe der herbeigerufenen Ungarn das Mährer-Reich erobert, greift er in den nach Karls III. Tode um Italien entbrannten Streit Widos und Berengars zu Gunsten des letzteren ein; er erstürmt Rom, wo er dem Papst Formosus Luft gegen seine Feinde schafft, wird aber danach von Wido zum Rückzuge gezwungen und stirbt. Aber auch sein Gegner Wido geht mit Tode ab: durch des Verstorbenen Sohn Lambert [1]) wird Berengar so lange auf Verona beschränkt, bis mit dem Tode seines Gegners die engen Schranken seiner Macht fallen [878].

Das zweite Buch hat folgenden Inhalt: (1) Die Ungarn brechen nach Unterwerfung des Mährer-Reiches in Bayern ein und besiegen den sich ihnen entgegenstellenden Ludwig [das Kind], den Sohn Arnulfs, bei Augsburg; sie verheeren darauf auch Schwaben, Franken und Sachsen, während die Wehrkraft des Reiches durch die Babenberger Fehde gelähmt ist, und dringen in Italien ein, wo sie Berengars Streitmacht an der Brenta vernichten [899]. (2) Im ostfränkischen Reiche folgt auf Ludwig das Kind Konrad I.; aber er kann der widerspenstigen

---

[1]) Indem Liudprand die Anfänge Lamberts schildert, spricht er die ganz richtige Beobachtung aus: „Die Italiener wollen immer zwei Herren haben, um den einen durch den andern niederzuhalten."

Herzöge nicht Herr werden, sodaß er schließlich auf dem Totenbette seinen gewaltigsten Gegner, den Herzog Heinrich von Sachsen, den Fürsten als Nachfolger empfiehlt. Heinrich, demgemäß erwählt, gewinnt den aufsessigen Bayern-Herzog durch das ihm zugestandene Reservatrecht, die bayerischen Bischöfe zu ernennen, und schlägt die einbrechenden Ungarn bei Merseburg aufs Haupt [933] [1]). (3) Die unzufriedenen italienischen Großen rufen den König Ludwig von Niederburgund zur Eroberung ihres Reichs auf; aber von Berengar in die Enge getrieben, wird er zur Räumung des Landes und zu dem eidlichen Gelöbnis, nicht wiederzukommen, gezwungen. Trotzdem läßt er sich zur Wiederkehr verlocken: nach anfänglichem Erfolge wird er endlich, von den Italienern im Stich gelassen, in Verona gefangen genommen und auf Befehl Berengars geblendet [905]. Italien hat durch die Ungarn, welchen Deutschland verschlossen ist, schwer zu leiden und zugleich auch durch die Sarazenen, welche sich in Garde-Frainet und am Garigliano festgesetzt haben: diese letzteren werden durch die Bemühungen des Papstes Johann X. vernichtet [915]. In einer neuen Empörung gegen Berengar, welcher sich der Hilfe der Ungarn bedient, rufen die Aufständigen den König Rudolf von Hochburgund nach Italien; der treibt Berengar in seinen alten Schlupfwinkel Verona zurück, nachdem er über ihn bei Firenzuola gesiegt, und besucht dann sein Stammland, während welcher Zeit Berengar ermordet wird [924].

Zu Anfang des dritten Buches richtet Liudprand an Recemund folgende Ansprache:

„Unzweifelhaft kommt Dir, heiligster Vater, der Titel dieses Werkes recht wunderlich vor; Du fragst vielleicht: „Weshalb ist es Ἀνταπόδοσης Antapodosis betitelt, da es doch die

[1]) Liudprand überliefert bei dieser Gelegenheit auch den Schlachtruf der Sachsen: sie gingen mit Kyrie eleison in den Kampf, während die Ungarn ihr Hui, Hui ertönen ließen.

Thaten berühmter Männer zur Darstellung bringt?" Darauf antworte ich: Dem Ziele nach geht das Werk darauf aus, die Thaten Berengars, der jetzt in Italien nicht König, sondern Tyrann ist, und seines Weibes Willa, die wegen ihrer grenzenlosen Tyrannei eine zweite Jesabel und wegen ihrer unersättlichen Raubgier eigentlich eine Lamia heißen sollte, zu kennzeichnen, aufzuzeigen und in alle Welt hinauszurufen. Denn gegen mich und mein Haus, gegen meine Verwandten und Angehörigen haben sie ohne allen Grund so viel harttreffende Lügen, so viel Verlust bringende Raubgriffe, so viel gewissenlose Ränke sich zu Schulden kommen lassen, wie keine Zunge aussagen, keine Feder recht beschreiben kann. Darum soll für sie das vorliegende Buch eine Antapodosis d. h. eine Vergeltung bilden, indem ich aus Rache für das mir zugefügte Ungemach τὴν ἀσεβεῖαν asevian d. h. ihre Gewissenlosigkeit der Menschheit in Gegenwart und Zukunft aufdecke; aber ebenso soll es auch für die heiligen und gesegneten Männer eine Antapodosis sein, ein Dank für die mir erwiesenen Wohlthaten. So viele ihrer nämlich schon erwähnt oder noch zu erwähnen sind, es findet sich keiner oder kaum einer — der gewissenlose Berengar ist natürlich ausgenommen —, von welchem nicht die Eltern oder der Sohn mit Vergünstigungen beglückt worden wären. Wenn es endlich von diesem Büchlein heißt, es sei εν τη εχμαλοσία en ti echmalosia d. h. in der Gefangenschaft oder Fremde verfaßt, so deutet das auf meine jetzige Verbannung hin; es ist nämlich in Frankenenvurd [Frankfurt], einem Orte, der zwanzig römische Meilen von Mainz entfernt ist, begonnen und bis jetzt auf der Insel Paxu, die neunhundert und mehr Meilen von Constantinopel entlegen ist, in Arbeit."

Danach berichtet der Verfasser die Einäscherung Pavias durch die Ungarn [1]) in Abwesenheit Rudolfs, die Verdrängung

[1]) Da von hier an die Ausführungen Liudprands, so weit sie sich auf die italienische Geschichte beziehen, zu einem besonderen Abschnitt

dieses Königs durch den Grafen Hugo von der Provence und die Begründung und Ausbreitung der neuen Herrschaft [924—935]. Eine Episode schildert das Emporkommen des Romanos in Constantinopel durch die Vermählung seiner Tochter Helena mit dem kleinen Kaiser Constantin — Liudprand geht dabei auf den Vater und Großvater Constantins zurück in Ausführungen, welche fast wortgetreu so auch im ersten Buche zu lesen sind — und die Sicherung seiner Herrschaft vor den Bulgaren durch die Verheiratung seiner Enkelin mit Peter, dem Sohne des Bulgaren-Königs [927].

„Was ich bisher berichtet habe, heiligster Bischof", erklärt dann Liudprand, „habe ich dargestellt, so wie ich es von den achtbarsten Augenzeugen vernommen habe; was ich von nun an noch erzählen werde, kann ich als Beteiligter darlegen. Denn zu dieser Zeit war ich schon so weit herangewachsen, daß ich durch meiner Stimme Wohllaut die Gunst des Königs Hugo mir erwarb. So hoch schätzte er den Wohlklang, und darin vermochte keiner meiner Altersgenossen mich zu übertreffen."

Im vierten Buch wird Hugos Königsmacht in fortschreitender Verfestigung dargestellt, sein Ehebündnis mit Rudolfs Witwe und das seines Sohnes und Mitregenten Lothar mit ihrer Tochter Adelheid erzählt [936. 937]. Die zweite Hälfte des Buches ist der deutschen Geschichte gewidmet: Auf Heinrich I. folgt von seinen drei Söhnen Otto, Heinrich und Brun der Erstgeborene [936]: aus Ottos Ehe mit der angelsächsischen Otgith ist ein Sohn Liudolf entsprossen, um dessen eben erfolgten Tod [1]) die Trauer noch andauert. Auf Antrieb des Teufels empört sich gegen König Otto der eigene Bruder Heinrich;

der Erläuterungen (III: Italien vor der deutschen Eroberung) zusammengestellt sind, so kann ich nun ihren Inhalt kürzer angeben.

[1]) 957 Sept. 6: also dürfte Liudprand auch diese Worte des vierten Buches noch im Jahre 958 geschrieben haben.

er war nämlich von dem Grafen Eberhard gefangen und mit Hilfe des Herzogs Giselbert gegen Otto angestiftet worden. Während nun Verrat unter den Verbündeten herrscht, von welchen jeder Herrscher werden will, verleiht Gott dem König Otto durch die Wunderkraft der heiligen Lanze den glänzenden Sieg bei Birthen. Im Verlauf des Krieges dann vor Breisach von den meisten Bischöfen im Stich gelassen, bleibt Otto in seinem Gottvertrauen unerschüttert; er wird dafür belohnt mit dem Erfolge eines Überfalls, durch welchen Eberhard und Giselbert ums Leben kommen [1]). Damit ist der Krieg zu Ende: Erzbischof Friedrich von Mainz und des Königs Bruder Heinrich müssen sich ergeben, um in Haft genommen zu werden [939—941].

Nachdem Liudprand im Beginn des fünften Buches nur noch angemerkt, daß der reiche Schwaben-Herzog Hermann seine Erbtochter Ida dem Könige für den Prinzen Liudolf angetragen habe, kehrt er zur italienischen Geschichte zurück und meldet die Beseitigung König Hugos durch den Markgrafen Berengar von Ivrea, welcher, vor den Nachstellungen Hugos nach Deutschland entflohen, heimkommt und alle Gewalt an sich bringt, aber doch den Sohn Hugos, Lothar, als König über sich dulden muß [940—947]. Auch hier findet sich eine Episode, welche die in Constantinopel erfolgte Thronumwälzung zum Gegenstande hat: Romanos wird von seinen beiden Söhnen Constantin und Stephan in ein Kloster gesteckt, beide Brüder erleiden aber durch ihren Schwager, welchem sie nach dem Leben trachten, alsbald dasselbe Schicksal [944. 945].

„Die Zeit, welche ich nun darzustellen habe“, nimmt Liudprand vor dem sechsten Buch wieder das Wort, „ist von der Art, daß ich dafür eher Tragöde als Geschichtsschreiber sein

[1]) In diesem Berichte läßt Liudprand an Giselbert seinen ätzenden Hohn aus: „er ertrank“, sagt er, „weil er doch die Gewässer des Rheins nicht austrinken konnte!“

müßte, hätte nicht der Herr vor mir einen Tisch gegen meine
Ps. 23, 5. Widersacher bereitet. Denn erschöpfend aufzählen kann ich nicht, wie viel Mühsal mich quält, seitdem ich mit genauer Not ins Elend entronnen bin, und wenn es nach meinem äußerlichen Menschen ginge, würde ich mich lieber auf die Trauer beschränken und nicht noch davon schreiben. Mein innerlicher Mensch aber wird durch die Lehren der Apostel gestärkt, er frohlockt in Trübsal solcher Art, weil er weiß, daß Trübsal
Röm. 5, 3—5. Geduld schafft, Geduld aber Erfahrung und Erfahrung Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden, weil die Liebe Gottes in unser Herz gegossen ist durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist. Und so leiste denn mein äußerlicher Mensch dem innerlichen Gehorsam und lasse sich durch sein Unheil nicht nur nicht verschüchtern, sondern finde vielmehr Beruhigung darin; und während er gesammelten Geistes schildert, wie Fortunas Rad die einen emporwirft und die anderen stürzt, wird er die noch andauernde Mühsal weniger empfinden; er wird sich der Wandelbarkeit des Geschickes freuen und schlimmes, — denn das ist ausgeschlossen, wenn nicht etwa der Tod oder die Lähmung eines Gliedes über mich verhängt ist — nicht mehr befürchten, sondern nur noch gutes erwarten. Denn ein Umschwung kann jetzt nur das mangelnde Heil bringen und das obwaltende Unheil beseitigen. Und so möge er denn weiter schreiben und an das Vorangeschickte die der Wahrheit entsprechende Fortsetzung anfügen."

Die Fortsetzung enthält nur den Bericht Liudprands über seine im Auftrage Berengars unternommene Gesandtschaftsreise nach Constantinopel, welche ihm in Gesellschaft eines Gesandten König Ottos [1]) zu machen vergönnt war, und über seine Erlebnisse am Byzantinischen Hofe — mit ihrer Schilderung bricht das Werk unvollendet ab.

[1]) „welcher jetzt Kaiser ist," fügt Liudprand hinzu; mithin sind diese Worte nach Ottos Kaiserkrönung (962 Febr. 2) geschrieben.

Man erklärt sich das Abbrechen einmal damit, daß der Zweck der Antapodosis in ungeahnter Weise von den Ereignissen überholt war — denn Otto hatte durch den Sturz Berengars eine weit wirksamere Vergeltung geübt, als Liudprand mit seiner Schrift jemals zu erzielen im Stande gewesen wäre — und weiter damit, daß Liudprand, Ende 961 zum Bischof von Cremona erhoben, der schriftstellerischen Thätigkeit durch seine Wirksamkeit als Diplomat in kaiserlichen Diensten entrückt wurde. Als Papst Johann XII., welcher Otto die Kaiserkrone aufgesetzt und Treue geschworen hatte — wohl betroffen durch die Machtentfaltung des neuen Kaisers und die Wiederherstellung des Patrimonium Petri nicht als unmittelbaren, sondern nur als mittelbaren Herrschaftsgebiets — sich mit Adalbert, dem Sohne des entthronten Berengar, in eine hochverräterische Verbindung einließ, schickte Otto mit dem Bischof Landward von Minden unsern Liudprand als Sachwalter nach Rom. Ein gütlicher Ausgleich gelang aber nicht; Otto zog mit seinem Heere nach Rom, vertrieb den Papst und ließ ihn auf einer Synode, auf welcher Liudprand des Kaisers Rede den Anwesenden in das Lateinische übersetzte, wegen sittlicher Mängel verwerfen und durch Leo VIII. ersetzen. Da dann in Abwesenheit Ottos Johann wieder in Rom zur Geltung gelangte und nach seinem bald darauf erfolgten Tode Benedict V. von den eidvergessenen Römern auf den apostolischen Stuhl erhoben ward trotz des noch am Leben befindlichen rechtmäßigen Papstes Leo, mußte Otto abermals in Rom einschreiten und seinen Papst wiederherstellen. Diese Ereignisse hat Liudprand als eine der handelnden Persönlichkeiten 964 oder Anfang 965 in einer Schrift beschrieben, welche, unpassend Historia Ottonis genannt, gar keine Geschichte Ottos in den Jahren 960 bis 964 sein soll. Denn obgleich der Verfasser mit 960 beginnt, berichtet er eigentlich nur über das Jahr 963 und die erste Hälfte des folgenden, und zwar in der Weise, daß er alle seinem

Zweck nicht dienlichen Geschehnisse entweder gar nicht oder doch nur kurz erwähnt. Die **Historia Ottonis** ist eine officiöse Kundgebung, welche das Verfahren Ottos gegen den Papst zu rechtfertigen bestimmt ist; der Charakter der Schrift ergiebt sich unzweideutig daraus, daß einerseits der eitle Liudprand von sich in der dritten Person wie von einem Fremden zu sprechen durch einen höheren Willen gehalten [1]), andrerseits die nach den Actenstücken im Auftrage des Kaisers gelieferte Darstellung nicht als solche kenntlich gemacht ist [2]). Nachdem Liudprand darauf zusammen mit dem Bischofe Otger von Speier zur Wahl eines neuen Papstes an Stelle des noch 965 verstorbenen Leo nach Rom abgeordnet war und auch der Krönung Ottos II. zum Kaiser Weihnachten 967 mit angewohnt hatte, wurde er 968 mit einer Gesandtschaft nach Constantinopel betraut, um mit dem Kaiser Nikephoros Frieden und Freundschaft durch die von Otto gewünschte Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin Theophano zustande zu bringen. Der Bericht, welchen Liudprand über diese Sendung erstattet hat, seine dritte Schrift, kann ihrer ganzen Anlage nach noch weniger als die **Historia Ottonis** als Denkmal der Geschichtsschreibung in Betracht kommen: ihrem Zwecke nach der **Antapodosis** verwandt — denn Liudprand geht unverfroren darauf aus, seinen Kaiser, der ihn ja an Berengar gerochen, nun für die ihm von Nikephoros bereiteten Widerwärtigkeiten zum Kriege gegen Byzanz aufzuhetzen —, enthüllt sie, so anziehend sie auch für uns sein mag, die jämmerlichste Unfähigkeit Liudprands als Diplomaten, indem sie keinen Zweifel daran läßt, daß die Mission schon an seiner bis zur Narrheit gehenden Empfindlichkeit und Eitelkeit scheitern

[1]) Nur einmal fällt der Verfasser aus der Rolle, indem er die Angabe, daß Johann XII. die letzte Oelung ausgeschlagen habe, durch den Zusatz bekräftigt: „wie ich das von seinen Verwandten und Vertrauten, welche zugegen waren, gar oft ausdrücklich habe bezeugen hören.“

[2]) Die Schrift ist hinten unter die Erläuterungen (VI) aufgenommen.

mußte [1]). Der Kaiser wäre blind gewesen, wenn er den Bischof von Cremona noch einmal mit einer wichtigeren Sendung beauftragt hätte [2]); er verwandte ihn hinfort seiner subalternen Begabung gemäß nur bei der kirchlichen Verwaltung Italiens, z. B. als Bevollmächtigten auf einer Mailänder Synode im Jahre 960. Der Todestag Liudprands ist nicht genau bekannt; wir wissen nur, daß er vor den 5. März fällt; denn von diesem Tage ist eine Urkunde überliefert, in welcher schon sein Nachfolger im Bistum Cremona erscheint.

Da die Historia Ottonis wie der „Gesandtschaftsbericht" wohl wichtige Beiträge zur Erkenntnis ihres eigen gearteten Verfassers liefern, aber nicht als Werke der Geschichtsschreibung zu erachten sind, so ist die Antapodosis in den Vordergrund einer Betrachtung zu rücken, welche ihn in seiner Bedeutung als Geschichtsschreiber würdigen soll.

---

1) Wie Liudprand die etiquettetollen Byzantiner fassen konnte, ohne der Würde des von ihm vertretenen Herrschers das mindeste zu vergeben, zeigt er selber. Als der Byzantinische Hofstaat vor Empörung von Sinnen kommen will über die Aufschrift eines von dem Papst nach Constantinopel gerichteten Briefes, in welcher Nikephoros griechischer Kaiser, nicht römischer genannt war, genügt die einfache Verheißung Liudprands: er wolle in Zukunft für den Gebrauch der richtigen Bezeichnung sorgen, ihm seitens der sofort beschwichtigten Höflinge die Versicherung einzutragen: „Du bist der einzige Franke, den wir jetzt gern haben!" — Auch dieser Gesandtschaftsbericht ist den Erläuterungen (VII) eingereiht worden.

2) Die beiden Angaben, welche gegen diese Erwägung beigebracht werden können, sind fragwürdiger Art. Die Worte, mit welchen Liudprand die über die Errichtung des Erzbistums Magdeburg ausgestellte Urkunde unterzeichnet haben soll, lauten zwar (nach Mansi, Conc. XVIII, 505): Liutprandus sanctae Cremonensis episcopus ecclesiae interfui et subscripsi, his juste peractis Constantinopolim rediens; darin ist aber his juste peractis kein Ablativus absolutus, sondern gehört nach der bei solchen Unterschriften üblichen Formel als Dativ zu interfui et subscripsi; und Constantinopolim ist jedenfalls in Constantinopoli

Es muß nun auffallen, daß Liudprand erst im Eingange des dritten Buches den Titel seines Werkes erklärt, da sein Hauptzweck, die Rache an Berengar und Willa, im ersten und zweiten so wenig wie im dritten Buche verwirklicht wird, die Erkärung des Titels mithin ebenso gut auch vor dem ersten oder zweiten Buche hätte geboten werden können — wenn die beiden ersten Bücher in der ursprünglichen Anlage vorhanden gewesen wären. Daß dies nicht der Fall war, darauf deutet noch eine andere Erwägung, welche den ganzen Plan des Werkes betrifft. Liudprand ist aufgefordert worden, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, da und soweit er von ihr aus eigener Anschauung sichere Kunde habe, und jedenfalls zunächst der Aufforderung in dieser Tragweite nachgekommen. Ein solches Beginnen paßt aber nur auf den Anfang des dritten Buches; denn das Ereignis, welches zu Anfang desselben berichtet wird, der Brand Pavias, war ohne Zweifel so furchtbar, daß die Spuren der Zerstörung noch viele Jahre später nicht verwischt waren und so dem jungen Liudprand, der vielleicht nicht erst als Diacon in der Landeshauptstadt heimisch wurde, sondern schon in ihr geboren war, die älteste Begebenheit veranschaulichten, deren er sich zu erinnern überhaupt fähig war [1]). Freilich war er, wie er in der Einleitung des vierten Buches sagt,

umzuwandeln; denn nur so kommt rediens, welches man sonst als unklare Umschreibung für iterum destinatus auffassen müßte, zu seiner ihm eigentümlichen Bedeutung. Und wenn in der Translatio sancti Himerii erzählt wird: Liudprand habe dem heiligen Himerius eine Kirche nicht mehr errichten können, „weil er, im Zwange kaiserlichen Dienstes nach Constantinopel entsandt, nach Cremona nicht zurückgekehrt ist,“ so macht das ganz den Eindruck, als habe der oberflächliche Verfasser der Translatio aus dem unvollendeten Gesandtschaftsbericht gefolgert: weil Liudprands Heimkehr nicht ausdrücklich angegeben ist, sei er auch nicht wieder nach Italien, nach Cremona zurückgekehrt.

[1]) Diese Ueberlegung rechtfertigt auch, das Geburtsjahr Liudprands um 924 anzunehmen.

für die Begleitumstände des Brandes wie überhaupt für alle Angaben des dritten Buches auf die Augenzeugen angewiesen; aber wenn er seine Gewährsmänner als Augenzeugen bezeichnet, so zeigt das widerum, daß er nur das dritte Buch im Sinne haben kann; denn es ist ein Unding anzunehmen, daß er auch für alle Angaben des zweiten Buches, geschweige denn des ersten die Erzählungen unmittelbar Beteiligter habe benutzen können [1]).

---

[1]) Es giebt noch einen philologischen Grund für die oben vorgetragene Auffassung. Es scheint fast so, als könnte man die Stelle bezeichnen, an welcher zuerst im dritten Buche Liudprand auf den Gedanken gekommen ist, die Vergangenheit eingehender zu berücksichtigen. Er knüpft c. 30—34 an die Mitteilung, daß Romanos seine Tochter Helena mit dem kleinen Kaiser Constantin Porphyrogenitus vermählt habe, eine Erklärung des Wortes Porphyrogenitus und einige auf des jungen Kaisers Vater Leo und Großvater Basilius bezügliche Nachrichten, welche, wie bereits in der Inhalts-Uebersicht der Antapodosis erwähnt ist, fast wortgetreu mit Ausführungen im ersten Buch c. 6—10 übereinstimmen. Wenn nun schon die augenscheinliche Zurückhaltung, welche Liudprand im dritten Buche bei dem Rückgriff auf die Geschichte des Emporkommens der makedonischen Dynastie beobachtet hat — zwei ergötzliche Schnurren über Kaiser Leo sind fortgelassen — ebenso für die frühere Entstehung spricht, wie überhaupt die ziemlich lange Stelle, als Wiederholung aus dem ersten Buche angenommen, eine beispiellose und unverständliche Absonderlichkeit wäre, so zeigt der Schriftbefund in der Münchener Handschrift, daß die Stelle auch gar nicht ursprünglich als Wiederholung ausgegeben worden ist: in den einleitenden Worten Porphyrogenitum autem non in purpura, sed in domo, quae Porphyra ut superius scripsimus natum apello. Et quoniam res processit in medium, quid de huius Porphirogeniti genesi audivimus, proferre iterum non pigeat, quemadmodum et in priori libro eisdem verbis tytulo VI. VII. VIII. VIIII. X. scriptum repperies ist nämlich der Zwischensatz ut superius scripsimus wahrscheinlich ebenso nachgetragen, wie das Wort iterum und der Schluß quemadmodum — repperies nach der Anmerkung des Herausgebers von anderer Hand hinzugefügt sind und darum — das darf man nach den Auseinandersetzungen Koehlers wohl sagen — als

Wenn diese Anschauung richtig ist [1]), dann hat Liudprand also das dritte, vierte, fünfte und sechste Buch [2]) zunächst entworfen und, weil er im Laufe der Darstellung hier und da das Bedürfnis empfinden mochte, Zustände und Begebenheiten seiner Zeit durch eine Auseinandersetzung ihrer Entstehung und Entwickelung dem Verständnis näher zu bringen, das erste und zweite Buch hinzugefügt, indem er darin ungefähr bis auf das Jahr 890 zurückgriff.

Zusätze des aufmerksamen Abschreibers aus dem Text entfernt zu werden verdienen. Liudprand hat also wohl geglaubt, bei dem Entwurfe des dritten Buches nicht zu tief in die Byzantinische Geschichte sich einlassen zu dürfen, diese Einschränkung aber so bedauert, daß er die beiden ersten Bücher hinzuzufügen sich entschloß und hier gleich zu Anfang die Mitteilungen aus der Byzantinischen Geschichte durch zwei in behaglicher Breite ausgesponnene Anekdoten vermehrte; schließlich hat er es unterlassen, die im dritten Buche überflüssig gewordenen Ausführungen zu tilgen.

1) Entgegen steht nur, so weit ich sehen kann, in der Vorrede zum dritten Buch die auf Liudprands Wohlthäter bezügliche Äußerung: „So viele ihrer nämlich schon erwähnt oder noch zu erwähnen sind, es findet sich keiner oder kaum einer, von welchem nicht die Eltern oder der Sohn mit Vergünstigungen beglückt worden wären.“ Aber diese Äußerung Liudprands, welcher alle Menschen im Gegensatz zu Berengar als ihm hold angesehen wissen möchte, ist schon eine gröbliche Übertreibung, auch wenn man sie nur auf die noch zu erwähnenden Persönlichkeiten bezieht; sie wird geradezu unleidlich, wofern man alle im ersten und zweiten Buch genannten Männer, von welchen nicht ein einziger als Wohlthäter Liudprands oder seiner Eltern gekennzeichnet ist, doch dafür halten soll: darum dürften die durch den Druck hervorgehobenen Worte eine spätere Einschaltung sein.

2) Die Angabe Liudprands vor dem dritten Buche, daß er jetzt auf der Insel Paxos an der Antapodosis noch weiter arbeite, hat Köpke so stutzig gemacht, daß er diesen Aufenthalt Liudprands auf der bei Corcyra belegenen Insel in die von ihm selbst beschriebene Heimreise von Constantinopel her verlegt und folgeweise die Entstehung des sechsten Buches in das Jahr 968 verwiesen hat. Aber diese Annahme, welcher sich Dändliker angeschlossen hat, ist doch nur haltbar, wenn man glaubhaft findet, daß Liudprand seine augenfällige Befriedigung über

Was also Liudprand in der Antapodosis darstellt, ist nicht etwa allgemeine Geschichte der Zeit von ungefähr 890 bis 950 — denn er hat nicht einmal das spanische Ommaijaden-Reich in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, obwohl ihm darüber sein Freund, der Bischof Recemund von Elvira, mit Nachweisungen hätte zur Hand gehen können —, sondern nur die Geschichte derjenigen Länder, mit deren Herrschern er von Amts wegen in Berührung gekommen ist: Italiens, des Byzantinischen und deutschen Reiches; und zwar sind seine Darlegungen ihrem Kerne nach Erinnerungen, welche er durch verschiedenartig gewonnene Berichte eingeleitet und ergänzt und so zu einer Geschichte ausgestaltet hat.

In Liudprand den Geschichtsschreiber zu zeitigen, dazu haben günstige äußere Umstände geradezu gewetteifert. In der Staatskanzlei des italienischen Machthabers beschäftigt, hat er sein Auge schon früh für die bedeutenden Erscheinungen im Völkerleben schärfen können; er hat dann ausgedehnte Reisen gemacht und dabei vieler Völker Art und Sitte kennen gelernt; er ist am Byzantinischen Hofe Monate hindurch, in Deutschland Jahre lang zu Gast gewesen, sodaß er am Po und Tiber ebenso wie am Bosporus und am Rhein und in den sächsischen Königspfalzen des Harzes Bescheid weiß: sein Blick schweift über die entlegensten Marken des oströmischen Reiches, die Krim, die kaukasischen Gestade des Schwarzen Meeres und Armenien, hin zu den gefährlichen Nachbarn Constantinopels, den Russen,

---

Constantinopolitanische Zustände bei seinem ersten Besuch und seine Gift und Galle speiende Erbitterung über dieselben Zustände bei seinem zweiten Besuch mit der nämlichen Feder zum Ausdruck gebracht habe. Der Zweck der zwischen seiner ersten und zweiten Sendung nach Constantinopel anzusetzenden Reise nach der Insel Paxos ist uns unbekannt; Pertz vermutet, daß Liudprand von Otto nach Byzanz geschickt worden sei, um den Kaiser für ein gemeinsames Vorgehen gegen Berengar zu gewinnen, aber gar nicht an das Ziel seiner Reise gelangt sei.

Petschenegen und Chazaren im Norden, nach Bagdad im Osten und dem afrikanischen Ägypten im Süden; er kennt die europäischen Ausläufer der mohammedanischen Welt in den spanischen Sarazenen und nimmt auch Dänen, Slaven und Ungarn in Betracht.

Dabei steht ihm eine ungewöhnliche Bildung zu Gebote. Beruht diese auch auf der lateinischen Bibel, so scheint sie doch in der geistlichen Litteratur nicht eben tief zu wurzeln; denn nur schwache Spuren der Vertrautheit mit den Kirchenvätern, mit Tertullian und Hieronymus, sind nachweisbar; viel stärker tritt die Einwirkung der alten Dichter Vergil, Ovid, Horaz, Juvenal und Terenz, besonders aber Ciceros hervor. Liudprand verrät weiter Bekanntschaft mit Vegetius Renatus und Boetius, mit Jordanis Goten-Geschichte und den Praeloquien Rathers. Dieser Gelehrsamkeit geht zur Seite die Kenntnis der griechischen und deutschen Umgangssprache: jener ist er allerdings niemals so weit mächtig geworden, daß er im Verkehre mit dem griechischen Kaiser auf einen Dolmetscher hätte verzichten können, dafür hat er sich aber, wie er an zwei Stellen merken läßt, auch im griechischen Schrifttum der Zeit umgesehen; die deutsche Sprache dürfte ihm in der sächsischen Mundart geläufig gewesen sein, da er Kaiser Ottos Rede auf der Synode zu Rom, wie erwähnt, den Anwesenden in das Lateinische übersetzte. Schon in dieser Sprachkunde war ihm der beste Schlüssel zum Verständnis fremder Volksart gegeben.

Um Liudprands äußerliche Befähigung zum Geschichtsschreiber zu vollenden, ist ihm endlich auch eine unbestreitbare Redegewandtheit, die Gabe des wirkungsvollen Vortrags eigen. Das Rüstzeug dafür hat er zum großen Teil den römischen Dichtern und Rednern entlehnt: er liebt es wie sie durch Zwiegespräche und Reden, durch Gedichte [1]) in vielförmigen Metren, welche er

[1]) Dändliker hat die Meinung ausgesprochen, daß eine Anzahl dieser Gedichte nicht von Liudprand herrühren, sondern als Volkslieder

dem Boetius und Martianus Capella abgesehen hat, seine Darstellung zu beleben; er eignet sich nicht nur einzelne Kraftworte an, wie Ciceros Ansprache an Catilina: „Wie lange denn in aller Welt willst Du, Ludwig, unsere Geduld noch mißbrauchen?“ sondern auch längere Ausführungen namentlich aus Ciceros Schriften: so ist ein Schreiben Berengars I. mosaikartig aus Stellen der Briefe Ciceros zusammengesetzt und eine Erörterung über „reich und arm“ fast wörtlich aus desselben Cicero Paradoxen abgeschrieben. Er putzt auch durch griechische Floskeln seine Erzählung auf und gefällt sich in Etymologien, unter welchen sich eine auch auf das deutsche Wort „Nordmannen“ bezieht. Trotzdem leiden seine Schilderungen bisweilen unter einer gewissen Einförmigkeit, insofern er für wiederkehrende Ereignisse oder Entwickelungsabschnitte stehende Ausdrücke verwendet [1]); doch macht sich diese Eigenheit, von welcher kaum ein Verfasser eines größeren Werkes gänzlich frei ist, dem Leser nicht in störender Weise bemerkbar.

---

von ihm nur seiner Schrift eingefügt worden seien. Diese Meinung erweist sich aber als nicht stichhaltig gegenüber der Übereinstimmung, welche in Sprache und Ausführung zwischen jenen Liedern und der sonstigen Darstellungsart Liudprands besteht.

[1]) Dändliker, welcher diese Wahrnehmung zuerst gemacht hat, geht in ihrer Deutung viel zu weit, indem er sie auf eine Schwäche des Verstandes und Gedächtnisses zurückführt; denn wenigstens zum Teil ist die gleichlautende Angabe in der Gleichheit des Vorkommnisses begründet, so z. B. die allgemeine Flucht vor den Ungarn, welchen man nur in den befestigten Plätzen standhält: II, 5 nec quisquam erat qui horum praesentiam nisi ... munitissimis praestolaretur in locis; II, 15 neque erat qui eorum praesentiam nisi munitissimis praestolaretur in locis; II, 43 ut nullus esset qui horum praesentiam nisi forte tutissimis praestolaretur in locis. Wenn andererseits Müller aus der Charakteristik, welche Lambert erfährt, einen „eigenen innigen Anteil“ Liudprands herausliest, daraus erkennen will „die Hoffnung der echt nationalen italienischen Partei, die Italien wieder an der Spitze der Völker sehen wollte“, so sind die maßgebenden Worte Liudprands (I, 44):

Hat denn nun aber Liudprand auch den Erwartungen entsprochen, welche man nach einer so günstigen Ausstattung zu hegen berechtigt ist?

Auf diese Frage wird sich schon eine zureichende Antwort ergeben, wenn man beachtet, wie er seinen Stoff zusammengetragen und behandelt hat.

Liudprand verwertet zunächst eigene Erfahrung: für die italienische Geschichte seit der Zeit, da er am Hofe König Hugos Aufnahme gefunden, insbesondere seit dem Emporkommen Berengars, und für die Byzantinische Geschichte soweit seine erste Gesandtschaftsreise ihn mit denkwürdigen Ereignissen in Fühlung brachte: mindestens auf seinen Sendungen nach Constantinopel hat er sich Aufzeichnungen gemacht, welche er in seinen Berichten ausführt. Leider sind dann die verläßlichsten geschichtlichen Zeugnisse, die Überreste der Geschäfte: Briefe, Urkunden und Gesetze, in der Antapodosis, wie es scheint, gar nicht benutzt, sondern nur abgeleitete Darstellungen herangezogen worden, und zwar auch nur für die Byzantinische Geschichte: das beweist die Übereinstimmung Liudprands mit Byzantinischen Geschichtsschreibern, welche ihn nicht bestimmt haben können, folglich wie er einer bereits aufgezeichneten Überlieferung Ausdruck verleihen. Diese tritt aber nach Umfang und Wert weit hinter den mündlich ihm gewordenen Mitteilungen zurück[1]). Liudprand hat zwar danach gestrebt, die Angaben der Augenzeugen oder doch der Zeitgenossen für sein Werk zu verarbeiten

Quodsi non cita mors hunc raperet, is esset, qui post Romanorum potentiam totum sibi orbem viriliter subiugaret offenbar nur Schablone; denn über Konrad I. schreibt Liudprand (II, 20), wie der Herausgeber schon angemerkt hat, etwa ebenso: Verum nisi pallida mors . . . Chuonradum regem tam citissime raperet, is esset, cuius nomen multis mundi nationibus imperaret.

[1]) Darauf sind viele Fehler und Ungenauigkeiten zurückzuführen, welche ich einzeln nicht aufzählen will.

— so führt er Eröffnungen seines Vaters und Stiefvaters für Ereignisse an, welche zur Zeit ihres Aufenthaltes in Constantinopel sich zutrugen —; aber nur zu oft nimmt er mit der Volksauffassung vorlieb, wie sie dichterisch verklärt aus Liedern ihm entgegentönte [1]); ja er läßt sich an bloßen Gerüchten genügen und, was das schlimmste ist, zuweilen sich den hämischen Klatsch lästernder Höflinge gefallen.

Wenn diese mündliche Überlieferung in allen Formen für die italienische Geschichte, welche vor seiner Zeit sich abgespielt hat, Verwendung findet, so kommt sie unter Ausschluß des höfischen Klatsches vornehmlich als Volkssage für die deutsche Geschichte zur Verwertung. Der Zuspruch des gegen Otto empörten Grafen Eberhard an seine Gemahlin: vorläufig müsse sie sich noch mit den Liebkosungen eines Grafen bescheiden, bald aber werde sie sich der Umarmung eines Königs erfreuen; die von einem mißhandelten Geistlichen über die Empörer erteilte Auskunft, welche den folgenschweren Überfall bei Andernach ermöglicht, und der darauf bezügliche Bericht des Boten, welcher durch seine feierliche Gebahrung das ungeduldige Volk auf die Folter spannt — das dürften Züge der volkstümlichen Erzählung sein. Dabei steht aber Liudprands Darstellung der Geschichte Heinrichs I. und des Aufruhrs des jüngeren Heinrich gegen seinen Bruder Otto unverkennbar unter geistlichen Gesichtspunkten: Heinrich I. ist der Auserwählte des Herrn — und zwar nach der Meinung des bayerischen Adels schon vor Erschaffung der Welt — und darum leidender Gehorsam einfache Pflicht für alle; der König gelobt demgemäß für den Sieg über die Ungarn ein der Kirche wohlgefälliges Werk: die Beseitigung der Simonie in seinem Lande; Heinrich wendet schließlich in väterlicher Fürsorge den

[1]) Nur ein einziges Beispiel zieht Liudprand ausdrücklich an: in einem Liede auf den Markgrafen Adalbert von Jvrea habe es geheißen, daß lang sein Schwert und seine Treue kurz gewesen sei.

drohenden Untergang von seinem Volke, indem er sich in seinem ältesten Sohne Otto einen würdigen Nachfolger bestellt. Und auch mit dem ist Gott der Herr. Darum greift gegen ihn Heinrich auch nur zu den Waffen, weil er vom Teufel und des Teufels Gehilfen Eberhard und Giselbert dazu verführt ist [1]), und Otto gewinnt den Sieg bei Birthen über die Empörer durch ein Wunder: sein Gebet vor den Nägeln, welche einst den Heiland an das Kreuz geheftet haben, jetzt aber in seiner Lanze sich befinden, bewirkt die Flucht der Feinde. Nun wäre freilich Liudprand selbst der Mann, wie weiter unten noch näher auszuführen ist, seinem Vortrage einen geistlichen Anstrich zu geben — denn von ihm rührt jedenfalls die Auseinandersetzung her, daß Gott dem Könige den Birthener Sieg verliehen habe, um aller Welt zu zeigen, wie lieb ihm Otto sei —; da aber ganz dieselbe Anschauung bei Hrotsvitha und im Grunde auch bei Widukind besteht, da überdies der auffallende Fehler: Eberhard (nicht Thankmar) habe Heinrich gefangen genommen, im Otto-Liede Hrotsvithas, in den Reichenauer Jahrbüchern und der Fortsetzung der Regino-Chronik wiederkehrt, in Schriften, mit welchen erweislich der Erzbischof Wilhelm von Mainz in Berührung gekommen ist, so dürfte man nicht fehlgreifen, wenn man die von Liudprand vorgebrachte Auffassung für die Hoflegende hält, welche unter der Einwirkung Wilhelms geprägt und in Umlauf gesetzt ist, um dem später im Herrscherhause so unliebsamen Bruderzwist nach Möglichkeit der Schroffheit

---

1) „Durch viele Proben", philosophiert Liudprand ganz allgemein (I, 14), „hat es nur zu häufig sich herausgestellt, daß diejenigen, welche einen Freundschaftsbund auf Grund eines gemeinsam abgelegten Eides geschlossen haben, unter keinen Umständen im Stande sind, das Einvernehmen unverletzt zu bewahren: der verschlagene Feind des Menschengeschlechts betreibt dann nämlich mit ganz besonderem Eifer, mit ganz besonderer Verschmitztheit die Lösung der Freundschaft, um die Menschen eidbrüchig werden zu lassen".

zu entledigen. Und spricht nicht die ganze Lage des landflüchtigen Liudprand dafür, daß er nur eine den maßgebenden Männern genehme Darstellung geliefert hat? Von dem habgierigen Gewalthaber Italiens doch wohl seines Vermögens beraubt, war der Ausgetriebene wahrscheinlich ganz auf einen ihm aus Gnaden gewährten Unterhalt angewiesen; er mußte jedenfalls, um seiner späteren Verwendbarkeit keinen Abbruch zu thun, den Absichten seiner Schutzherren auf das peinlichste gerecht zu werden sich bestreben. In nächster Nähe des Mainzer Stuhles, in Frankfurt, hat er eingestandenermaßen sein Werk zu schreiben angefangen und vielleicht im Gefolge des Mainzer Erzbischofs sich befunden, als er in der Merseburger Pfalz das Gemälde zu sehen bekam, in welchem Heinrich I. seinen Sieg über die Ungarn hatte darstellen lassen [1].

Unter diesen Umständen ist für die deutschen Geschehnisse bei Liudprand eine Kritik nicht zu erwarten; sie äußert sich aber auch sonst nur in schwachen Ansätzen. In glücklicher Weise bethätigt sie sich z. B. in der Zurückweisung eines Gerüchtes, nach welchem Wido und Lambert, die Söhne Berthas, der Mutter König Hugos, aus erster Ehe, nicht ihre leiblichen, sondern untergeschobene Kinder sein sollten: Liudprand entlarvt das Gerede als Lüge, nur zu dem Zweck in die Welt gesetzt, um Hugo, der durch seine Ehe mit der Witwe seines Stiefbruders Wido gegen die Satzung der Kirche verstoßen, zu reinigen. Die Spärlichkeit solcher Lichtblicke erklärt sich zum guten Teil aus dem After- und Wunderglauben, in welchem Liudprand, als

1) „Diesen ruhm- und denkwürdigen Sieg", erzählt er (II, 31), „befahl der König in der oberen Halle seiner Merseburger Pfalz durch eine ζογραφεῖαν zografian d. h. ein Gemälde darzustellen, und zwar geschah das so lebensvoll, daß man den Hergang selber statt eines Abbildes wahrzunehmen glaubt." Daß Liudprand das Bild an dieser Stätte sah, hat ihn wohl, wie Wattenbach vermutet, dazu veranlaßt, die Ungarn-Schlacht bei Merseburg stattfinden zu lassen.

ein echter Sohn seiner Zeit, befangen ist: wie er selber Wahrsager zu Rate zieht, trotzdem er sich bei seiner Feindin Willa über diesen Irrwahn aufhält, so nimmt er auch die unter den Griechen umlaufenden Prophezeiungen über die Schicksale der Kaiser ohne Bedenken hin; er glaubt an ein Gesicht, nach welchem ihm die Mutter Gottes sein schon durch Krankheit fast verlorenes Leben bei ihrem Sohne wieder ausgewirkt habe; er glaubt: Gott selbst habe ihn vor seinem Gastfreund Michael in Korfu gewarnt: denn als er den Friedenskuß von ihm erhielt, habe die ganze Insel dreimal in ihren Grundfesten gebebt, und als er von ihm bewirtet wurde, habe die Sonne sich verfinstert. Danach kann es kaum befremden, von Liudprand zu vernehmen: die in der Peterskirche befindlichen Heiligenbilder hätten sich ehrfurchtsvoll verneigt, als der aus dem Tiber gezogene Leichnam des Papstes Formosus an ihnen vorbei getragen wurde, oder: in der Schlacht am Garigliano hätten die Apostel Petrus und Paulus in eigener Person gegen die Sarazenen gekämpft, oder endlich: ein Sohn des Bulgaren-Königs Simeon sei der Zauberei so mächtig gewesen, daß er sich in einen Wolf oder in ein anderes wildes Tier habe verwandeln können.

Die mangelhafte kritische Veranlagung Liudprands verschuldet das Grundübel, an welchem seine Geschichtsschreibung krankt; sie noch siecher werden zu lassen, dazu tragen einige andere Einflüsse bei, welche sich aus seiner allgemeinen nationalen Parteistellung und denjenigen besonderen Gesichtspunkten ergeben, nach welchen die Berichterstattung in der Antapodosis geregelt ist.

Was die Parteistellung betrifft, so verleugnet Liudprand selbst noch in der Verbannung in Deutschland nicht den Italiener [1])

[1]) Der Italiener hat aber keine Spur päpstlicher Neigung an sich: er fertigt die Päpste, welche er in der Antapodosis erwähnt, Formosus, Johann X. und XI., verhältnismäßig kurz ab, um dann nicht mehr auf das Papsttum zurückzukommen. Wenn er in seinem Gesandtschafts-

in der wiederholten abfälligen Erwähnung der Burgunder, welchen er sogar die harten Kehllaute ihrer Mundart als ein Zeichen der Hoffahrt anrechnet und ihre Gefräßigkeit zum Vorwurf macht — eine Abneigung, welche durch die Günstlings- und Mätressenwirtschaft König Hugos, durch die von ihm beliebte Ausstattung burgundischer Verwandten mit italienischen Reichsämtern hervorgerufen ist. Als aber der Kaiser Nikephoros ihre Völlerei aufmutzt und dem Reiche Ottos den Namen eines römischen aberkennt, da bricht in Liudprand das germanische Nationalgefühl durch: „Wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder", sagt er, „verachten ja die Römer so sehr, daß wir im Zorn für unsere Feinde kein anderes Schimpfwort haben als „Römer"!" Dabei ist Liudprand der erste Schriftsteller, welcher das Nationalitätsprincip zum Ausdruck bringt: er nimmt nach seinem Gesandtschaftsbericht Apulien und Calabrien, die italienischen Landschaften, welche in Byzantinischer Botmäßigkeit standen, auf Grund der Abstammung und Sprache ihrer Bewohner für Italien, für das römische Reich deutscher Nation in Anspruch.

Entschiedener als diese Parteinahme wirkt auf die Darstellung der Umstand ein, daß Liudprand drei besondere Zwecke in seiner Antapodosis anstrebt.

Der erste ist die Rache, welche er an seinen Peinigern, besonders an Berengar und Willa, üben will. Liudprand ist so naiv, das offen einzugestehen; er ahnt also nicht, daß er durch eine eigensinnige Darstellung, welche über die vornehmste Pflicht des Geschichtsschreibers: sachgemäß zu sein, sich hinwegsetzt, alle Glaubwürdigkeit verscherzt. Freilich ist dabei seine Achtung vor

bericht erzählt, daß er in Byzanz die Rückgabe der in dem griechischen Bereiche gelegenen Römischen Kirchengüter angeregt habe, so mußte er von Anfang an von der Erfolglosigkeit dieser Anregung überzeugt sein; denn nach Ottos Vorgang war den Griechen eine Rückgabe nur zuzutrauen, wenn dadurch keine Einbuße ihrer Hoheitsrechte eintrat.

der Wahrheit nicht so tief gesunken, daß er seinen Feinden entehrende Makel geradezu andichtet — so übel er auch dem verhaßten italienischen Herrscherpaar mitspielt, das wesentlichste Laster, welches er ihm schuld giebt, die Habgier, wird auch durch andere Berichte bestätigt —; aber er versteht es, kleine Vorkommnisse, welche ihm die höfische Klatschsucht zutrug, so zu verwerten, daß er eines oberflächlichen Eindrucks stets sicher sein kann. Indessen den ersten Eindruck zu keiner Überzeugung werden zu lassen, dafür hat Liudprand selbst gesorgt durch die blinde Wut, mit welcher er seine Widersacher herunterreißt: die Persönlichkeit des Nikephoros, welche in ihren Grundzügen nicht unrichtig angelegt ist, verzeichnet er zu einem handgreiflichen Zerrbilde; er zieht über alles her, was sein ist: über die Schmalheit der kaiserlichen Tafel, welche sich ihm nur nach einer Dimension auszudehnen scheint, über die Unzulänglichkeit des Tischtuches, die Ekel erregenden Speisen u. s. w.; er will Rache um jeden Preis, am liebsten einen Krieg Ottos gegen Byzanz; da er aber augenblicklich zu einer Vergeltung zu ohnmächtig ist, so schreibt er wenigstens, wie noch heute der im Carcer sitzende Student, seine Gedanken in heroischem Versmaß auf Tisch und Wand seines Gefängnisses. Ja im Übermaß der Empfindung überschlägt er sich, indem er — versteht sich, auch in Versen — auf die Alpen schimpft, welche Berengar und Willa aus der Hand ihrer Feinde nach Deutschland haben entrinnen lassen.

Dabei kommt wohl schon bestimmend mit ins Spiel ein anderes Streben, zu welchem Liudprand sich in der Zueignung an den Bischof von Elvira bekennt: der Unterhaltung seiner Leser zu dienen. Die Art, wie er dieser Aufgabe gerecht zu werden versucht, ist bezeichnend für die sittliche Atmosphäre, welche am italienischen Königshofe herrschte; denn unverkennbar tritt Liudprand hier als der anecdotenlüsterne Höfling in die Erscheinung. Nach seiner Auffassung deckt sich nämlich das Interessante nur mit dem Pikanten; darum jagt er anstößigen

Geschichtchen nach, welche er mit Behagen bis in die Einzelheiten ausmalt: dahin gehört z. B. die Schilderung einer Frau, welche in wahnsinniger Angst: sie könnte durch die drohende Entmannung ihres in Gefangenschaft gefallenen Gatten des geschlechtlichen Trostes verlustig gehen, in das feindliche Lager eilt; ganz besonders gern scheint aber Liudprand diese Schnurren zum besten zu geben, wenn er dabei seinen Feinden etwas anhängen kann: das ist der Fall z. B. bei den Erzählungen, welche die Leibesvisitation der älteren Willa, der Schwiegermutter Berengars, und den Ehebruch ihrer gleichnamigen Tochter zum Gegenstande haben. Ob nun auch Liudpraud bei der ersteren wenigstens in einer Schlußbemerkung die Maske sittlicher Entrüstung vornimmt, man durchschaut ihn doch: er giebt durch eine solche Bemerkung nur zu erkennen, daß er sich der Anstößigkeit des Hergangs wohl bewußt ist, zu dessen Berichterstatter er sich hergiebt; oder sollte er wirklich nicht empfunden haben, daß er damit auch seiner geistlichen Würde Eintrag thut, daß er die Ehre seines Standes in den Staub zieht, indem er in der letzteren Erzählung das des Ehebruchs mitschuldige „Pfäfflein" als den Ausbund aller Scheußlichkeit dem Gespött preisgiebt [1])?

Es gewährt danach einen sonderbaren Anblick, Liudprand, seiner Andeutung in dem Schreiben an Recemund entsprechend, sich auch der Erbauung seiner Leser widmen zu sehen. Er stellt in der That die Geschichte im Lichte des Reiches Gottes dar, indem er Thun und Lassen der Menschen nach den göttlichen

---

[1]) Mit Fug dürfte Köpke annehmen, daß der boshafte Liudprand den Kapellan Willas nicht so karikiert hätte — und zwar erinnert mancher Zug an die Schilderung des Kaisers Nikephoros —, wenn er nicht mit ihm persönlich verfeindet gewesen wäre. Da man diese Geschichtchen nötig hat, um den wahren Liudprand kennen zu lernen, habe ich mir nicht das Recht zuerkennen mögen, sie in dem Erläuterungsabschnitt „Italien vor der deutschen Eroberung" zu unterdrücken.

Geboten und den Satzungen der Kirche — die Bestimmungen über die Ehe und die Besetzung der bischöflichen Stühle treten darunter besonders hervor — beurteilt, die Belohnung der Guten und die Bestrafung der Bösen zuweilen in predigtähnlichen Ausführungen aufzuzeigen sich bemüht. Einen trefflichen Beleg dafür bietet sein Verhalten dem Kaiser Arnulf gegenüber: „Arnulf“ berichtet Liudprand (I, 13), „der tapfere König der Völkerschaften des Nordens, unfähig den mannhaften Widerstand des Mährer-Herzogs Centebald ... zu überwinden, beseitigte leider die starken Schranken, die, ... im Volke Klausen genannt, den Ungarn den Einlaß wehrten [1]), und rief das habsüchtige und verwegene Volk zu seiner Hilfe herbei, jenes Volk, das von dem allmächtigen Gott nichts weiß, in jedem Frevel Meister ist und einzig nur auf Mord und Raub ausgeht — wenn wirklich als Hilfe gelten kann, was bald darauf nach Arnulfs Tode seinem Volke wie allen anderen Völkern im Osten und Westen zu furchtbarer Gefahr, nein zum Verderben ausschlug; denn Centebald ward wohl besiegt, unterjocht und dienstpflichtig; aber bei dieser einen Folge hatte es nicht sein Bewenden. Wie blind war König Arnulf doch in seiner Herrschbegier! Welch unheilvoller, verderbenschwangerer Tag! Für die Demütigung eines einzigen armseligen Menschen die Zerrüttung ganz Europas! Du blinder Ehrgeiz, wie vielen Frauen nimmst Du ihre Männer, wie vielen Vätern ihre Kinder; wie vielen Jungfrauen raubst Du ihre Ehre, wie vielen Priestern und Gemeinden ihre Freiheit; wie viele Kirchen läßt Du öde, wie viele Ländereien wüste werden! Hast Du denn nicht, ich beschwöre Dich, der Weisheit eigene Worte gelesen, welche also

---

[1]) Es war ein im zehnten Jahrhundert weitverbreiteter Irrtum, daß die Völkerflut der Ungarn durch eine Sperre eingedämmt gewesen sei, welche Arnulf aus dem Wege geräumt habe; auch Widukind spricht von einem Walle, mit welchem Karl der Große sie umhegt habe.

lauten: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt Matth. 16, 26.
gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele? oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ Und wenn der strenge Spruch des wahren Richters seine Schrecken für Dich verloren hat, so hätte doch die Rücksicht auf Deinesgleichen Deine Wut mäßigen sollen! Denn Du warst ein Mensch unter Menschen: so hoch Dich auch Dein Rang über sie erhob, im inneren Wesen warst Du ihnen gleich. Es ist ein thränenwerter Jammer, daß es also steht: während jene Arten der vierfüßigen Tiere, Schlangen und Vögel, deren reißende Wildheit und tödliches Gift eine Gemeinschaft mit dem Menschen nicht zuläßt, als da sind der Basilisk, die Otter, das Rhinoceros und der Greif, deren bloßer Anblick schon allen verderblich sein soll, gleichwohl um ihrer gemeinsamen Abstammung und der Gattungsliebe willen, ohne sich gegenseitig anzufallen, in Frieden mit einander auskommen, neigt der Mensch, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch, der die göttlichen Gebote kennt und mit Vernunft begabt ist, nicht allein dazu, seinen Nächsten nicht zu lieben, sondern an ihm mit allen Kräften seinen Haß auszulassen! Sehen wir doch einmal zu, was Johannes — ich meine nicht irgend einen, sondern jenen reinen Lieblingsjünger, der eingeweiht war in das Geheimnis des Himmels, ihn, welchem Christus am Kreuze seine Mutter, dem Reinen die Reine, anempfahl — darüber sagt: „Wer seinen 1. Joh. 3, 15.
Bruder hasset, der ist ein Mörder, und ihr wißt, daß ein Mörder nicht hat das ewige Leben, bei ihm bleibend!““ Es kann nicht fehlen, daß der Frevler von der göttlichen Rache ereilt wird: nachdem er Italien erobert, versenkt ihn ein Zaubertrank, welchen ihm die Witwe des besiegten Wido einflößen läßt, in einen dreitägigen Schlaf, schwächt seinen Verstand und nimmt ihm die Sprechfähigkeit, sodaß er nur noch brüllen kann; dadurch zum Abzug gezwungen, findet er ein entsetzliches Ende; „er wurde nämlich von Ungeziefer, Läusen wie man sagt, zu

Tode gepeinigt: er soll von diesen Läusen also gewimmelt haben, daß ihnen durch kein ärztliches Mittel beizukommen war."

Schon die bloße Thatsache, daß Liudprand nach den geschilderten drei Richtungen die Geschichtsschreibung für Nebenzwecke mißbrauchen zu können glaubt, beziehentlich die Art, wie er es thut, läßt erkennen, daß die Gunst der äußeren Umstände, welche ihn zu einem vollendeten Geschichtsschreiber hätte schaffen können, an eine innerlich nicht glücklich geartete Persönlichkeit verschwendet war.

Sein Gefühl ist im Übermaß auf Kosten seiner Einsicht und seiner Sittlichkeit entwickelt. Seine Sinne wollen vor allem durch eine würdige Drapierung befriedigt sein; man merkt das schon an seinem Stil: insonderheit ist hier des griechischen Flitterkrams zu gedenken, mit dem er seinen Vortrag aufputzt; sagt er doch selbst einmal — er will den Markgrafen Adalbert von Ivrea nach einem Volkslied charakterisieren — der wenig passenden Gelegenheit zum Trotz: „Weil es voller klingt, wollen wir es griechisch anführen!" Der vornehmste Gegenstand, den er herausstreicht, ist natürlich die eigene Persönlichkeit. Wie dröhnend führt er sich selber ein, indem er in seinem Gesandtschaftsbericht erst die griechische Deutung einer in Byzanz umlaufenden Prophezeiung darlegt und dann zu seinen Herren sagt: „Ihr habt nun die Auslegung der Griechen vernommen; nun höret meine, Liudprands, des Bischofs von Cremona!" Wie geistvoll er zu scherzen versteht, will er bemerkt wissen, wenn er erzählt, daß eine von ihm mitgeteilte Anecdote, mit welcher er die griechischen Unterhändler abgeführt — sie machten Ausflüchte für die Zurückstellung der beschlagnahmten Römischen Kirchengüter —, lautes Gelächter erregt habe; ja er bildet sich auch auf seine körperlichen Vorzüge nicht wenig ein und giebt fast dem Argwohn Raum, daß an der Erbitterung über die ihm in Constantinopel bereiteten Widerwärtigkeiten die

Trauer um seine verlorene Schönheit einen beträchtlichen Anteil hat; denn abgehärmt und hinfällig, habe er nur Mitleid bei den Frauen, die seiner ansichtig wurden, erregt, während früher die Mädchen, die ihn trafen, voll freudigen Staunens in die Worte: „Mutter, Mutter!“ ausgebrochen seien — das will doch nach seiner Meinung zweifellos besagen: „Sieh nur, welch ein schöner Mann!“ Jede Beeinträchtigung seiner so hoch gehaltenen Persönlichkeit trifft ihn stets tief in sein nichts weniger als mutiges Herz; sein ganzes seelisches Gleichgewicht wird gestört; er spürt dann nur den brennenden Durst nach Rache, ein Gefühl, dem er so leidenschaftlich nachhängt, daß er darüber aller Klugheit und alles Anstandes vergißt. Andererseits empfindet er dankbar jede ihm erwiesene Anerkennung: er bewahrt dem König Hugo, welcher seine schöne Stimme zu schätzen wußte, ein gutes Angedenken; er ist Otto, der ihn an seinen Feinden gerächt und zu Amt und Würden befördert hat, so begeistert ergeben, daß jeder Widersacher des deutschen Königs ein Schurke in seinen Augen ist. Auch hier geht er in seiner Überschwänglichkeit zu weit; denn es übersteigt doch wohl die Grenze erlaubter Schmeichelei, wenn der Erfinder des Prädicates „Heiligkeit“ für Ottos Majestät, seinen beiden Herren, dem Vater und dem Sohne, einreden will — „es ist wirklich,“ sagt er, „keine unziemliche Schmeichelei“ —: sie seien bei dem heiligen Andreas so gut angeschrieben, daß die Berufung auf sie den Heiligen vermocht habe, ihn, den betenden Liudprand, aus Sturmesnöten zu befreien. Wo seine eigene Persönlichkeit in Frage kommt, in Haß und Liebe ohne Maß, ist er in seiner überspannten Individualität als abnorme Bildung der nur verschieden abgestuften Einförmigkeit mittelalterlicher Geister gegenübergestellt: man könnte ihn in mehr als einer Beziehung für einen um mehrere Jahrhunderte zu früh geborenen italienischen Humanisten halten, dürfte man das geistliche Mäntelchen, welches auch ihn umgiebt, übersehen.

Verwendet man die gewonnene Erkenntnis seiner Eigenart, um den Wert seiner Geschichtsschreibung zu ermessen, so kann das Ergebnis nur bestätigen, was auf anderem Wege bereits gefunden ist: der empfindliche und leidenschaftliche Italiener, in welchem sich der Priester mit dem Höfling und dem diplomatischen Agenten wunderlich durchdringt, hat im wesentlichen nichts anderes leisten können als Memoiren, welche seinen persönlichen Gefühlen Ausdruck verleihen.

III.

Widukind.

Wenn auch der Erzbischof Wilhelm von Mainz die Schilderungsgabe des nach Deutschland geflüchteten Liudprand zu benutzen nicht verschmähte, um Berichte über ärgerliche Vorkommnisse im Herrscherhause in einer dem Hofe genehmen Fassung zu verbreiten, so konnte er doch der Hilfe eines Fremdlings sich entschlagen; denn in seiner Heimat, dem Stammlande des Königsgeschlechts, stellte ihm das Kloster Gandersheim eine Nonne, welche bei hoch entwickelter Formgewandtheit noch entschiedener auf die Absichten des Hofes einging, und das Kloster Corvey einen Mönch, welcher mit besserem Rechte als Liudprand den Namen eines Geschichtsschreibers verdient.

Indem nun die Nonne einer Betrachtung vorbehalten bleibt, welche auch ihrer epischen und dramatischen Dichtung gewidmet sein soll und darum diese lediglich der deutschen Geschichtsschreibung geltende Übersicht nur verwirren dürfte, schließt sich an Liudprand jetzt gleich der Mönch von Corvey an [1]).

Über seine Lebensumstände hat er uns zwar selbst, aber in ungekünstelter Bescheidenheit leider nur zu dürftig unterrichtet;

[1]) Widukinds „Res gestae Saxonicae", welche Georg Waitz bearbeitet hat, sind in der Sonderausgabe („Scriptores rerum Germanicarum") schon zum dritten Male aufgelegt und für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" unter dem Titel „Widukinds Sächsische Geschichten"

er nennt sich im Eingang seines Werkes: „Widukind, den geringsten unter den Dienern Stephans und Veits, der Blutzeugen Christi, in Corvey“. Aus einer Personalstatistik des Klosters, welche unter dem Abte Folkmar aufgenommen ist, ergiebt sich, daß er, an vorletzter Stelle aufgeführt, kurze Zeit vor dem Tode des genannten Abtes [942 October 2] in das Kloster eingetreten ist. Bleibt die äußere Umgebung, in welcher ein Mensch sich entwickelt, selten ohne Einwirkung auf ihn, so war Corvey ganz dazu geeignet, seine jungen Mönche ernster Wissenschaftlichkeit zuzuführen, da unter seinen Äbten Bovo I. als Verfasser einer — nicht mehr vorhandenen — Zeitgeschichte, Bovo II. als bedeutender, selbst des Griechischen kundiger Gelehrter bekannt ist. Die sich bietende Gelegenheit hat Widukind trefflich zu nutzen verstanden, indem er sich eine achtungswerte Bildung aneignete: von den römischen Dichtern, mit welchen er sich beschäftigt hat, nennt er selbst Vergil und Lucan; aber die Nennung gewährt keinen verläßlichen Maßstab für den Einfluß, welchen Schriftsteller des Altertums auf ihn geäußert haben; denn er erwähnt einerseits auch Homer und Josephus, ohne daß die zu ihrem Verständnis nötige Kenntnis des Griechischen ihm zugeschrieben werden dürfte, andererseits spricht er niemals von Sallust und steht doch im Banne dieses römischen Geschichtsschreibers, dessen prägnante Kunstprosa er augenscheinlich mit seiner knappen und in ihrer Knappheit oft dunklen Ausdrucksweise nachahmt.

Die ersten Vorwürfe, an welchen er die erwachende Gestaltungskraft erprobte, entsprachen seinem Berufe: es waren Heiligenleben, welche nicht auf uns gekommen sind. Diese Erstlinge seiner schriftstellerischen Begabung dürften aber den Blick

---

von R. Schottin übersetzt worden. Dem eindringenden Verständnis dient Rudolf Köpke mit seinem Buche „Widukind von Korvei“, dessen Ergebnis Joh. Raase mit seiner gleich betitelten Dissertation abzuwandeln versucht hat; ich komme darauf noch zurück.

seiner Oberen auf ihn gelenkt und ihm jenen Auftrag eingebracht haben, dessen Ausführung uns in seiner „Sachsen-Geschichte" vorliegt. Will man diesen Sachverhalt nicht aus seinen eigenen Worten, mit welchen er die „Sachsen-Geschichte" einleitet, folgern: nachdem er durch die Bearbeitung der Heiligenleben seinem Stande Genüge geleistet, entziehe er sich nunmehr nicht der Pflicht, seine Anhänglichkeit an Fürst und Volk zu bethätigen, so kann dieselbe Auffassung auch aus dem Zweck des ganzen Werkes erschlossen werden. Mit der „Sachsen-Geschichte" verfolgt Widukind das Ziel, die Prinzessin Mathilde, Ottos des Großen Tochter, welche in einem Alter von elf Jahren zur Äbtissin von Quedlinburg bestellt wurde, — „die in Jugendblüte gleißende Herrin, auf welcher der Abglanz kaiserlicher Majestät und höchster Weisheit ruht" — über die Geschichte ihres Vaters und Großvaters zu unterrichten, durch Mitteilungen über die Herkunft und die Zustände des Sachsen-Volks zur Zeit ihres Großvaters angenehm und edel zu unterhalten und so, die schon an sich tugend- und ruhmreich sei, noch tugend- und ruhmreicher zu machen. Der Corveyer Mönch würfe sich also zum Lehrer der Kaisertochter auf, er unterfinge sich trotz seines geistlichen Berufes, der ihn auf das Kloster einschränkt, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit und darin über Ereignisse zu schreiben, welche darzulegen gefährlich sein mußte — wenn man sich sein Vorgehen als ein eigenmächtiges vorstellt; thut man das aber nicht — und es ist nicht der geringste Anlaß dazu vorhanden —, dann ist die Annahme unumgänglich, daß Widukind nicht nur die Erlaubnis seines unmittelbaren Obern, sondern auch die Billigung seines höchsten Vorgesetzten, seines Metropoliten, des Erzbischofs Wilhelm von Mainz, für sein Geschichtswerk gehabt hat, dann setzt der Anspruch Widukinds, die Prinzessin zu belehren, notwendig eine Aufforderung voraus, welche nicht von der zu jugendlichen Schülerin selbst, sondern nach der ganz absonderlichen Art des für ein elf- oder zwölfjähriges

Mädchen gewählten Lehrmittels nur von einem der Geschichtsschreibung zugethanen Mitgliede des Herrscherhauses ausgegangen sein kann —: und das ist wieder der Erzbischof von Mainz. Gegen diese Auffassung etwa laut werdende Bedenken, welche die Übergehung des Kaisers bei der Erteilung eines so wichtigen Auftrages unannehmbar finden, sind durch den Hinweis auf die Entstehungszeit des Werkes leicht zum Schweigen zu bringen. Sie wird erkennbar aus der Angabe Widukinds (II, 14), daß die Ungarn nach der im Jahre 938 in Sachsen erlittenen Niederlage in dreißig Jahren nicht wieder erschienen seien, und aus seinen auf Mathilde bezüglichen Worten (III, 63), daß sie von den in Italien abwesenden Majestäten, dem Vater und dem Bruder, der Heimat zu jeglicher Zierde, den Sachsen zum Trost zurückgelassen sei, als die Zeit, da Otto auf seiner dritten Romfahrt von 966 bis 972 seinem Stammlande fern war und die Herrschaft Deutschlands durch seinen Sohn Wilhelm verwesen ließ; eine Einengung erfährt dieser Zeitraum durch die Bemerkung, welche Widukind (III, 72) über Otto II. macht: ihn hoffe nach dem Vater die ganze Welt als Herrn und Kaiser zu erhalten; Widukind konnte so nur schreiben vor des jungen Otto Kaiserkrönung, welche am 25. December 967 stattfand. Ob das Jahr 967 ausgereicht hat, den ganzen Stoff zu bewältigen — er ist in drei Bücher gegliedert, deren jedes, durch eine besondere Widmung an Mathilde eingeführt, einzeln überreicht ist [1]) —, ob nicht vielmehr schon in das Jahr 966 die Anfänge der Arbeit fallen, darüber kann man zweifeln, wenn man den Inhalt sich vergegenwärtigt.

Das erste Buch handelt zunächst von der Herkunft der Sachsen, von ihrer auf einem listig ausgebeuteten Landkauf und dem Rechte der Eroberung beruhenden Ansiedelung und Aus-

[1]) Darauf deutet Widukind auch in der Widmung des dritten Buches, indem er erwähnt, daß sein Werk je nach der verschiedenen Geschmacksrichtung verschieden beurteilt worden sei.

breitung in dem Bereiche, welcher ihren Namen trägt; danach wird ihre Verfassung, ihre Scheidung in drei Stände mitgeteilt. Von Karl dem Großen mit Gewalt und Güte unterworfen und zum Christentum bekehrt, gewinnt das Sachsen-Volk alsbald dadurch Anteil an der Herrschaft, daß sein Herzogsgeschlecht, die Liudolfinger, sich mit den Karolingern verschwägert. Mit Ottos des Erlauchten Sohn Heinrich, dem späteren Könige, schlägt dann die Darstellung dasjenige Thema an, dessen Behandlung die zweite größere Hälfte des Buches einnimmt. Noch ehe er zur Gewalt gelangt, bekriegt er erfolgreich die Daleminzier und sieht sich dann zum ersten Mal den Ungarn gegenüber, welche von den Slaven zur Hilfe aufgerufen sind; als Herzog gerät er in Fehde mit König Konrad I. und führt sie so kraftvoll, daß schließlich der ohnmächtige König, den mächtigen Sachsen-Herzog zu seinem Nachfolger zu erwählen, den Fürsten anrät. Auf den Thron erhoben, stellt Heinrich den inneren Frieden wieder her und schreitet dann in Lothringen ein, dessen Verhältnisse im Zusammenhang mit den westfränkischen Widukind vom Verduner Vertrage bis zur Vermählung des Lothringer-Herzogs Giselbert mit Heinrichs Tochter Gerberga verfolgt, um daran Angaben über die Familie Heinrichs zu knüpfen. Ein erneuter Einbruch der Ungarn zwingt den König bei der Unvollkommenheit seiner Streitmacht, einen neunjährigen Waffenstillstand zu schließen; diesen benutzt er aber, sein Heer umzubilden und in Slaven-Kriegen zu üben. Als dann — nach der Vermählung seines ältesten Sohnes Otto mit der angelsächsischen Prinzessin Editha — die Ungarn von neuem sein Land heimsuchen, wirft er sie bei Riade in die Flucht. In den Schlußkapiteln schildert Widukind das Wesen des ersten Sachsen-Königs, vermeldet seinen Sieg über die Dänen und seinen Tod.

Mit dieser ganzen Darstellung stehen in keiner notwendigen Verbindung einzelne Episoden, welche die Eroberung Britanniens durch die Sachsen (8), die Herkunft und Geschichte der Ungarn

bis auf Arnulf (18. 19), die Erwerbung der Reliquien des heiligen Dionysius und die Geschichte des heiligen Veit (33. 34) zum Gegenstande haben.

Das zweite Buch erzählt zuvörderst die Krönung Ottos und des neuen Königs feindliche Berührung mit auswärtigen Gegnern, den Böhmen, Wenden und Ungarn, darauf folgt der das Buch zum größten Teile anfüllende Bericht über den Bruderzwist im Herrscherhause, welcher mit der Versöhnung der feindlichen Brüder Heinrich und Otto endet. Daran reiht sich die Unternehmung Ottos gegen Burgund, Heinrichs Erhebung zum Bayern-Herzog und seine Wirksamkeit in dieser Stellung, endlich der Tod der Königin Editha.

Die Episoden, welche auch hier den Zusammenhang stören, betreffen die Übertragung der Reliquien des heiligen Innocenz nach Magdeburg (7), Siege über die Ungarn in Sachsen und Bayern (14. 34), innere lothringische und westfränkische Angelegenheiten (16. 23. 27. 28. 39), den Stand der Dinge bei Wenden und Böhmen (20. 21. 40), vorbedeutende Naturerscheinungen und wunderbare Zeichen (32) und endlich die Verfolgung, welche der Erzbischof Friedrich von Mainz über die Klöster verhängt (37. 38).

Im dritten Buch sind drei große Themata teils nach, teils neben einander ausgeführt: der Krieg der Söhne gegen den Vater, die Ungarn-Schlacht auf dem Lechfelde und die Empörung des jüngeren Wichmann.

Die Episoden beschreiben hier das Einschreiten Ottos im westfränkischen Reich (2—5) und in Böhmen (8), zwei Erfolge und eine Niederlage der sächsischen Waffen im Wenden-Lande (42. 67. 45), die Bekehrung des Dänen-Königs Harald (65), den Empfang zahlreicher Gesandtschaften durch Otto (56), eine Erkrankung des Königs (62), Naturerscheinungen (11. 46. 61) und zusammengefaßt die Ereignisse der Jahre 961 bis 968 (63).

Ein Anhang bietet zuerst einen von Otto I. an die sächsischen Fürsten gerichteten Brief, in welchem Verhaltungsmaßregeln den Slaven gegenüber gegeben und die italienischen Ereignisse, insbesondere die Kaiserkrönung Ottos II., berichtet werden (70); der Anhang schildert dann den Überfall einer deutschen Heeresabteilung, welche die angeblich aus Byzanz abgesandte Prinzessin-Braut Ottos II. in Empfang nehmen soll, durch die treulosen Griechen (71), den erfolgreichen Rachezug Günthers und Siegfrieds nach Calabrien (72), den Sturz des Kaisers in Constantinopel und die durch seinen Nachfolger zugegebene Vermählung Theophanos mit Otto II. (73), die Lebensweise Mathildens, der Mutter Ottos, und ihren Tod (74), die Heimkehr des alten Kaisers nach Sachsen und seinen Hintritt (75) und endlich die Huldigung der Fürsten vor Otto II. (76).

Daß hier in der That ein Anhang vorliegt, geht aus Widukinds Worten hervor; er sagt nämlich ausdrücklich: „Mit dem Ende der inneren Kämpfe" — der Empörung Wichmanns — „will ich dieses Büchlein schließen." Die Beigabe kann natürlich erst den geschilderten Begebenheiten gefolgt d. h. erst nach dem Tode Ottos des Großen (973 Mai 7) erfolgt sein.

Auf diesen Anhang trifft nun allerdings die für die Entstehung des Werkes angestellte Erwägung nicht mehr zu, nach welcher irgend eine Anregung von der zu jugendlichen Äbtissin von Quedlinburg unmöglich ausgegangen ist: Mathilde war beim Tode ihres Vaters achtzehn Jahre alt und so ganz in der Lage, den Verfasser wie mit einer Anweisung, so auch mit dem nötigen Stoff für den Anhang der Sachsen-Geschichte zu versehen. Aber für den Kern des Werkes, die innere Geschichte Sachsens unter Otto I. bis zum Jahre 967, kann sie doch sicher nicht in Betracht kommen, wenn man Umschau hält nach einer Persönlichkeit, welche den Corveyer Mönch mit Nachrichten ausgestattet haben kann. Bei der Genauigkeit, welche der augenfällig trefflich unterrichtete Widukind hier überall walten läßt, bleibt auch als

sein Gewährsmann nur der Reichsverweser in Ottos Abwesenheit, Wilhelm von Mainz, anzunehmen übrig [1]).

Wenn man etwa befremdlich finden möchte, daß derselbe Erzbischof, welcher einem Liudprand nur die geistlich geprägte Volksüberlieferung über den Bruderzwist im Herrscherhause als Hoftradition darzubieten hatte, für Widukind die Schätze seines Wissens öffnete, so dürfte das nicht schwer zu erklären sein. Zunächst ist die Grundanschauung, welche Liudprand vertritt, doch auch bei Widukind nicht zu verkennen; weiter stimmt sogar Hrotsvitha, bei welcher man nach ihrer ganzen Eigenart die Hoftradition in reinerer Gestalt als bei Liudprand anzutreffen erwarten kann, in der Gruppierung des Stoffes auffallend mit Widukind überein [2]); der Rahmen ist sonach gewahrt; seine bessere Ausfüllung aber, welche Widukind beschieden war, ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß im Gegensatz zu Liudprand und Hrotsvitha, welche die höfische Auffassung in weitere Kreise verbreiten sollten, Widukind vor allen einer Prinzessin das Verständnis der sächsischen Geschichte zu vermitteln berufen war. Doch auch diesem Zweck zu Liebe scheint von Anfang an durchaus nicht jede Rücksicht bei Seite gelassen zu sein; denn täuscht nicht alles, so hat Widukind außer dem erwähnten Briefe Ottos die eigentlichen Zeugnisse für die Vergangenheit nicht selbst zu Gesicht bekommen, sondern ist auf die ihm erteilte ausgiebige Auskunft beschränkt gewesen. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß er auch kurze chronologische Angaben, wie sie ihm etwa ältere Jahrbücher seines Klosters bieten konnten, benutzt hat: man verfällt auf diese Möglichkeit angesichts der

---

[1]) Wilhelm, der mächtigste Mann im deutschen Lande zur Zeit, da Widukind schrieb, wird auffallender Weise niemals in dem eigentlichen Werke, sondern erst im Anhange bei Gelegenheit seines Todes genannt: Köpke hat daraus geschlossen, daß er im Hintergrunde bleiben wollte.

[2]) Eine Anmerkung zu dem Erläuterungsabschnitt: „Der Bruderzwist im Herrscherhause" wird das noch näher ausführen.

nebensächlichsten unter den Episoden, welche Naturerscheinungen und ähnliches zur Kenntnis bringen.

Für die Geschichte Heinrichs I. sind ihm ohne Zweifel die lauteren Quellen nicht so reichlich geflossen, geschweige denn für die fernere sächsische und germanische Vorzeit, welche er im ersten Buche darstellt. Hier hatte er zwar schriftliche Vorarbeiten zu seiner Verfügung, wie Aufzeichnungen über den heiligen Veit, Einhards Jahrbücher und „Leben Karls des Großen", ferner die Geschichten der Langobarden, Angelsachsen und Goten; aber die Ergiebigkeit dieser Bücher war für seinen Zweck doch nur eine geringe; und so mußte er denn, sollte anders seine Schilderung nicht verkümmern, aus dem Sagenborne schöpfen, welcher ihm noch in ungebrochener Mächtigkeit entgegenrauschte. Widukinds Bedeutung beruht zu einem Teil gerade darin, daß er als letzter unter den Geschichtsschreibern germanischer Stämme Jordanis, Gregor, Beda und Paulus Diaconus die Geschichte mit der Stammessage verknüpft. Da wir nur ihm die Erhaltung der schön gefaßten Sagen verdanken, welche unter seinen Landsleuten über ihre Herkunft und ihre ersten Schicksale von Mund zu Mund gingen, so verlohnt es sich wohl, darauf sich näher einzulassen; Widukind erzählt (I, 3):

„Als sicher wissen wir, daß die Sachsen in diese Gegenden zu Schiff gekommen sind und zwar an dem Landstrich angelegt haben, welcher bis heute Hadolaun [Hadeln] heißt.

Die Überlieferung besagt, daß die Einwohner Thüringer gewesen sind. Diese wollten die Landung nicht leiden und kehrten die Waffen wider sie. Die Sachsen aber leisteten kräftig Widerstand und behaupteten die Landungsstelle. Lange zogen sich danach noch die Kämpfe hin, noch mancher fiel hüben und drüben, ehe man sich entschloß, über den Frieden zu verhandeln und einen Vertrag einzugehen: er kam schließlich mit der Maßgabe zustande, daß den Sachsen der Handelsverkehr freigegeben, aber auferlegt wurde, sich von dem Ackerlande fern zu halten und

weder Mord noch Raub zu begehen; und dieser Vertrag blieb unverbrüchlich manchen Tag in Geltung. Als aber den Sachsen das Geld ausgegangen war, als sie so verarmt waren, daß sie nichts mehr einhandeln konnten, da machte sich ihnen der Friedenszustand als eine Last fühlbar.

Zu dieser Zeit begab es sich, daß ein Jüngling sich von den Schiffen aufmachte, angethan mit schwerem Goldschmuck: einer goldenen Kette und goldenen Spangen obenein. Dem begegnete ein Thüringer und fragte ihn: „Was soll's denn mit der goldenen Last um Deinen Hals, Du Hungerleider?“ „Ich suche einen Käufer“, war die Antwort; „zu keinem andern Zwecke habe ich den Goldschmuck angelegt; ich habe nichts zu beißen und zu brechen, wie sollte mich da Goldschmuck reizen?“ Da fragte jener, was denn und wie viel er haben wolle. Der Sachse darauf: „Ich bin nicht wählerisch im Preise; gieb, was Du willst; mein Dank ist Dir dafür gewiß.“ „Und wenn ich,“ nahm jener schlau den Jüngling bei dem Worte, „Dir mit dem Staube hier des Kleides Bausch anfüllte?“ — es lag nämlich an der Stätte die Erde zu hohen Haufen aufgeworfen. Der Sachse ließ sich das nicht zweimal sagen, er hielt sein Gewand auf und ließ die Erde sich hineingeben, um dann sogleich dem Thüringer das Gold zu überantworten: vergnüglich kehrte jeder zu den Seinen heim. Die Thüringer nun erhoben preisend ihren Landsmann in den Himmel, daß er den Sachsen durch so feinen Kniff geprellt: er sei ein Kind des Glückes sondergleichen, weil er um einen Spottpreis eine Goldeslast erhandelt; kurz es konnte ihnen nicht mehr fehlen: sie schwelgten schon im Hochgefühl des Sachsen-Sieges. Inzwischen keuchte der Sachse unter seiner Erdlast, seines Goldes ledig, den Schiffen zu. Die Volksgenossen liefen ihm entgegen und wollten, als sie die Bescherung sahen, nicht ihren Augen trauen; die einen seiner Freunde begannen ihn zu höhnen, die anderen ihn zu schelten, alle waren in der Meinung einig: er sei nicht recht bei Sinnen. Doch

jener hieß sie schweigen; er sagte nur: „Folgt mir, wackere Sachsen; Ihr sollt gleich inne werden, was Euch meine vermeintliche Verrücktheit einbringen wird!“ Wenn auch noch ohne rechtes Vertrauen, schlossen sich jene ihm gleichwohl an. Er aber nahm die Erde und streute sie so dünn als möglich über das umliegende Land: er nahm damit die Stätte für ein Lager in Besitz.

Aber ein Sachsen-Lager entstehen zu sehen, das ging den Thüringern denn doch über den Spaß; und so waren sie schnell mit einer Gesandtschaft fertig und mit der Beschwerde über den Vertragsbruch da: das Abkommen sei von Seiten der Sachsen verletzt. Die Sachsen erwiderten: sie hätten bisher den Vertrag unverbrüchlich gehalten; für gutes Geld sei doch das Land gekauft und darum fest ihr Wille, es in Frieden zu behalten, im Notfall zu verteidigen mit den Waffen in der Hand. Diese Botschaft stimmte die Eingesessenen völlig um: jetzt verwünschten sie das sächsische Gold, jetzt schalten sie den, welchen sie noch eben glücklich gepriesen hatten, den Unheilstifter für sein Volk und für sein Land. Dann vor Zorn ihrer nicht mehr mächtig, stürmten sie in wildem Getümmel — ohne Ordnung, ohne Plan — auf das Lager ein; die Sachsen aber, darauf gefaßt, wußten den Feinden zu begegnen: sie warfen sie nieder und nahmen im Verfolg ihrer Waffenthat das ganze Gebiet der nächsten Nachbarschaft nach Kriegsrecht in Besitz. Als nun in langen, wiederholten Kämpfen die Thüringer die Überlegenheit der Sachsen schwer empfanden, da trugen sie durch Boten darauf an, daß Ort und Zeit vereinbart würde, da beide Teile ohne Waffen zusammenkämen und über Frieden abermals verhandelten. Die Sachsen gaben zum Bescheid: sie gingen auf den Antrag ein. Nun waren dazumal bei allen Sachsen große Messer im Gebrauch ...: mit dieser Waffe unter den Mänteln verließen die Sachsen ihr Lager und trafen sich mit den Thüringern an dem vereinbarten Orte. Und da sie ihre Feinde

wirklich wehrlos sahen und außerdem die thüringischen Häuptlinge alle bei einander hatten, so hielten sie den Augenblick für günstig, sich des gesamten Landes zu bemächtigen. Sie zogen ihre Messer und fielen über die wehr- und fassungslosen her und stießen alle nieder, so daß auch nicht ein einziger von ihnen übrig blieb. So flößten sie den Nachbarvölkern gar großen Schrecken ein; es war der Anfang der ruhmesreichen Sachsen-Geschichte.

Man will auch wissen, daß ihnen diese That den Namen eingetragen hat: das Messer heiße nämlich in unserer Sprache Sachs und Sachsen-Helden seien sie genannt, weil sie mit ihren Messern eine so große Menge niedergestreckt hätten [1]) ...

In der Folgezeit starb der Franken-König Huga und hinterließ sein Reich als Erbschaft — rechte Söhne hatte er nicht — seiner einzigen Tochter Namens Amalberga, welche mit Irminfried, dem Könige der Thüringer, vermählt war. Die Franken aber, welche von ihrem Oberherrn mild und gnädig behandelt worden waren, hielten es für eine Pflicht der Dankbarkeit, seinen mit einem Kebsweibe erzeugten Sohn Thiadrich zum König sich zu salben. Als Thiadrich nun erkoren war, ließ er es gleich seine Sorge sein, um des Friedens und der Eintracht willen an Irminfried eine Gesandtschaft zu schicken. Sein Gesandter vorgelassen, sprach zu Irminfried also: „Der auf der Menschheit gebietende Höhe gestellte, mein allergnädigster Herr, Thiadrich, hat mich zu Dir gesandt. Indem er Dir von Herzen Heil und gute Weile Deinem kräftigen Walten im Reiche weit und groß anwünscht, entbietet er: er wolle Dir ein Freund, kein Herr, Verwandter, und nicht Oberherrscher sein; er wolle für und für die Pflichten der Verwandtschaft gewissenhaft an

---

1) „Durch solche oben gekrümmte und abgerundete Messer", bemerkt Wattenbach, „werden die Sachsen in den Bildern zum Sachsen-Spiegel bezeichnet, wo sie von den Wenden unterschieden werden sollen."

Dir erfüllen und habe seinerseits nur eine Bitte: Du wollest dem einmütigen Willen des Franken-Volks nicht entgegen sein, das ihm als seinem erkorenen Könige sich fügt." Darauf antwortete Irminfried huldvoll, wie es der Majestät anstand, dem Gesandten: Die Maßnahmen des Franken-Volkes sich gefallen zu lassen, seinem einmütigen Willen nicht zu widerstreben, empfehle ihm sein Friedensbedürfnis; über die Frage der Thronfolge behalte er sich indessen seinen endgiltigen Bescheid vor, bis er seine Freunde um sich habe. Indem er dem Manne alle Ehren erweisen ließ, behielt er ihn eine Zeit lang bei sich. Als aber die Königin vernahm: von ihrem Bruder sei ein Gesandter angelangt und habe mit dem Könige über die Thronfolgefrage gesprochen, da gewann sie den Iring dazu, ihren Gemahl überzeugen zu helfen, daß ihr als der Tochter des Königs und seiner rechtmäßigen Gemahlin der Thron nach Erbrecht angefallen sei, daß Thiadrich aber als Sohn eines Kebsweibes ihr Knecht und ihrem eigenen Knechte jemals die Hand zu reichen ein Verstoß gegen die Schicklichkeit sei. Iring aber war voll trotziger Kraft ein tapferer Kämpe, voll scharfen Geistes ein kluger Rat, etwas durchzuführen ebenso rücksichtslos entschieden, als hingebend geschmeidig, um seinem Wunsche Anklang zu verschaffen: durch diese Gaben hatte er sich die Gunst Irminfrieds erworben. Als nun die Fürsten und vertrautesten Freunde zusammengerufen waren, legte ihnen Irminfried die Botschaft des Gesandten zur Erwägung vor; jene aber rieten ihm einmütig, im Sinne des Friedens und der Eintracht den Bescheid zu erteilen, weil er einem Angriff der Franken nicht Stand halten könnte, zumal ihn doch auf einer andern Seite feindliche Waffen noch größerer Furchtbarkeit bedrohten. Iring aber, dem intriganten Weibe zu Willen, machte bei Irminfried geltend: Man dürfe den Franken nicht nachgeben; in der Thronfolgefrage habe man das bessere Recht für sich, ein weites Reich hinter sich, und was die Kriegerscharen, die Waffen und alles

andere Kriegsgerät betreffe, so nehme man es noch immer mit einem Thiadrich auf. Diesen Ausführungen gemäß beschied Irminfried den Gesandten: Er verweigere zwar seine Freundschaft und seine verwandtschaftliche Zuneigung dem Thiadrich nicht, könne aber sein Erstaunen nicht meistern, wie jener dazu komme, eine Oberherrschaft sich anzumaßen, ehe er denn frei gelassen sei; Thiadrich sei dem Stande seiner Mutter nach ein Knecht: wie sei damit sein Anspruch, über ihn der Herr zu sein, vereinbar? Seinen eigenen Knecht könne er nicht als ebenbürtig anerkennen. Tief erregt erwiderte ihm der Gesandte: „Ich hätte meinen Kopf darum gegeben, wenn ich diese Worte nicht von Dir vernommen hätte; denn ich weiß wohl: sie müssen nun durch Ströme Blutes der Franken und der Thüringer gesühnt werden." Mit diesen Worten kehrte er zu Thiadrich heim und verhehlte nicht, was er sich hatte sagen lassen müssen. Thiadrich aber ließ seinen unversöhnlichen Grimm nicht merken; er sagte heiter scherzend: „Dann müssen wir wohl hurtig zum Dienst bei Irminfried uns stellen, aufdaß wir, da man uns den Stand der Freiheit aberkennt, wenigstens die gnädige Bewilligung des nackten Lebens uns verdienen." Und als er nun mit einem nicht verächtlichen Heere den Marken der Thüringer nahte, fand er auch mit starker Schar seinen Schwager seines Anrückens gewärtig an einem Runibergun [Runiberg] geheißenen Ort. Und es wurde eine Schlacht geliefert und mit schwankendem Erfolge gestritten einen Tag und noch den zweiten; am dritten aber war die Niederlage Irminfrieds entschieden: er mußte vor Thiadrich weichen und flüchtig mit dem Reste seiner Gefolgschaft sich zurückziehen in eine am Unstrut-Fluß gelegene Burg, welche Scithingi [Burg Scheidungen] heißt. Thiadrich aber rief die Hauptleute und die Ersten unter seinen Mannen zusammen und forschte nach der Meinung des Heeres: ob sie dafür seien, Irminfried zur Ergebung zu bringen oder in das Heimatland zurückzukehren. Als nun die Reihe an Waldrich

kam, erklärte er: „Ich stimme für die Heimkehr, weil die Toten bestattet, die Wunden geheilt und ein größeres Heer aufgebracht werden muß: nachdem Du viele Tausende eingebüßt hast, kann ich uns nicht mehr für ausreichend halten, um den aufgenommenen Kampf zu Ende zu führen; denn wenn noch heidnische Völkerschaften mit ihren zahllosen Scharen gegen uns sich erheben, mit wem willst Du dann siegen, da eine Fülle unserer Leute kampfunfähig ist?“ Nun besaß Thiadrich einen recht gescheiten Diener, dessen Rat er schon manchmal probehaltig befunden hatte, und darum zeichnete er ihn auch durch eine gewisse Vertraulichkeit aus. Der also, zu einer Meinungsäußerung aufgefordert, sagte: „Wo es etwas Ehrenwertes gilt, da lobe ich mir stets die Beharrlichkeit, welche unsere Altvorderen so hoch hielten, daß sie kaum jemals eine begonnene Unternehmung stecken ließen; und ich kann nicht einmal zugeben, daß unsere Mühsal mit der ihrigen einen Vergleich aushält; denn sie haben mit winziger Truppenzahl die erdrückende Übermacht feindlicher Völker überwunden. Jetzt ist das Land in unserer Gewalt; und wir sollen durch unsern Abzug den Besiegten Gelegenheit liefern, das Feld zu behaupten? Freilich wäre es auch nach meinem Herzen, in das Vaterland zurückzukehren und die Blutsfreundschaft wiederzusehen, wenn ich nur wüßte, daß auch der Feind inzwischen der Ruhe pflegt. Aber unsere Verwundeten machen ja wohl diese Maßregel nötig? Ein Lager biete ihnen, was sie verlangen können! Dieser Ersatz wird jedem, der kein Muttersöhnchen ist, Annehmlichkeit im Überfluß gewähren. Dann soll durch der Gefallenen große Zahl das Heer stark gelichtet sein! Sind denn die Feinde samt und sonders heil davon gekommen? Doch sicher nur eine Hand voll! Denn wie nur ein gehetztes Wild in seiner Höhle Zuflucht sucht, so birgt ihr Kriegsherr selber sich hinter den Schranken einer Burg, ja er getraut sich nicht einmal mehr, frei zum Himmel aufzublicken, so groß ist seine Furcht vor uns! Aber er hat noch Schätze,

mit welchen er heidnische Völkerschaften dingen kann, er hat auch noch eine Kämpferschar, ob sie gleich erschöpft ist: in alle dem tritt, wenn wir abziehen, ein Umschwung zu unsern Ungunsten ein. Eine Schande ist es für den Sieger, seinen Sieg an den Besiegten zu verlieren! Sind wir denn auch nur stark genug, um Besatzung in jede Burg zu legen? Und alle diese gehen uns verloren, während wir heim- und dann hierher zurückkehren!" Auf diese Ausführungen hin beschloß Thiadrich mit allen, welche gegen Siegesruhm nicht gleichgiltig waren, in einem Lager Stellung zu nehmen und die Sachsen um Hilfe zu beschicken, die Todfeinde der Thüringer von je her: wenn sie den Irminfried besiegten und die Burg einnähmen, wolle er ihnen das Land zu ewigem Besitz überlassen. Die Sachsen besannen sich nicht erst: sie schickten unverzüglich neun Hauptleute mit je tausend Mann ab. Und als die Hauptleute, jeder mit einer Hundertschaft, in das Lager eingelassen waren — die übrige Heeresmenge blieb außerhalb des Lagers —, brachten sie Thiadrich den Friedensgruß dar. Nachdem das Thiadrich freundlich aufgenommen und Handschlag mit den Männern ausgetauscht hatte, verstattete er ihnen das Wort. Und jene sagten: „Das Dir ergebene Sachsen-Volk hat Deinem Befehle Folge geleistet und uns zu Dir entsandt; und nun sind wir da, entschlossen, jeder Deiner Willensregungen stattzugeben, entschlossen, entweder Deine Feinde zu besiegen, oder, wenn das Schicksal dies verbietet, für Dich zu sterben; denn ein Drittes giebt es bekanntlich für einen echten Sachsen nicht: wenn er nicht siegen kann, dann will er auch nicht leben. Und mehr Liebe können wir doch wohl auch unseren Freunden nicht erzeigen, als daß wir um ihretwillen selbst den Tod nicht scheuen; daß Du Dich durch eine Probe davon überzeugen möchtest, ist unser einziger Wunsch." Während jene so sprachen, staunten die Franken über die muskelstarken, trotzigen Männergestalten; sie staunten auch über die ungewohnte Tracht: über die Bewaffnung und

das über die Schultern herabwallende Haupthaar, vor allem aber über den Ausdruck wilder Entschlossenheit. Bekleidet nämlich mit Mänteln und bewaffnet mit langen Lanzen, standen sie gestützt auf kleine Schilde, ihre langen Messer an den Hüften. Manche sprachen es auch aus: so kräftige und wilde Gesellen seien für die Franken bedenkliche Freunde; es sei ein unbändiger Menschenschlag; und wenn sie nur erst das Land hier inne hätten, so seien sie ohne Zweifel ganz die Leute, der fränkischen Herrschaft noch einmal ein Ende zu machen. Thiadrich aber, nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht, nahm die Männer in Dienst und Pflicht und gab ihnen dann auf, sich zum Sturm auf die Burg fertig zu machen. Nachdem sie vom Könige entlassen waren, bezogen sie ein Lager an der Südseite der Burg auf den Wiesen, welche den Fluß umsäumten. Und am folgenden Tage erhoben sie sich beim Morgengrauen, wappneten sich, erstürmten die Vorburg und steckten sie in Brand. Als die eroberte Vorburg in Flammen aufging, stellten sie sich in Schlachtordnung dem Ostthor gegenüber auf. Als die in ihrer Mauerhöhle Eingepferchten die Heerhaufen sturmfertig und sich selbst in äußerster Gefahr sahen, da brachen sie kühn aus dem Thore hervor und stürzten sich in blinder Wut auf ihre Feinde: nachdem die Speere entsandt waren, kam es zum Schwertkampf. Und da die Schlacht heiß entbrannte, ward hüben, ward drüben so mancher Mann gefällt; denn jene kämpften für ihr Vaterland, für Weib und Kind und schließlich für das liebe Leben; die Sachsen aber stritten um Ruhm, um Landerwerb. Laut durcheinander schallt der Schlachtruf, mit dem die Männer sich einander anfeuern, der Waffen Krachen, das Stöhnen der Verscheidenden; und dies Getöse nimmt den ganzen Tag kein Ende: ob überall Gemetzel, ob überall Geheul, da will kein Trupp vom Platze weichen, bis endlich die Nacht dem Morden Einhalt thut. An diesem Tage wurden bei den Thüringern

nicht wenige getötet, nicht wenige verwundet; auf sächsischer Seite aber zählte man sechstausend Erschlagene.

Sonach entsandte Irminfried mit allen seinen Schätzen den Iring an Thiadrich, um als Bittsteller gegen freiwillige Ergebung Frieden zu erlangen. Und Iring kam herzu und sagte: „Der einstmals Dein Verwandter war, jetzt nur Dein Knecht ist, läßt Dir entbieten: wenn Du nicht mit ihm Mitleid haben willst, so erbarme Dich wenigstens Deiner unglückseligen Schwester und Deiner Neffen, welche in Todesdrang sich befinden!" Sein thränenfeuchter Vortrag brachte im Verein mit einer Bestechung den Fürstenrat zu dem Erkenntnis: es stehe der königlichen Huld nicht wohl an, schon eine so demütige Bitte unerfüllt, geschweige denn die verwandtschaftlichen Beziehungen unbeachtet zu lassen; auch sei es vorteilhafter, ein Treuverhältnis einzugehen mit dem Thüringer, den er schon niedergeworfen und so übel zugerichtet habe, daß ihm auch die Möglichkeit, sich jemals zu empören, genommen sei, als mit jenem unzähmbaren, jeder Mühsal spottenden Geschlecht, von welchem die fränkische Herrschaft doch im Grunde nichts anderes als Gefahr zu gewärtigen habe; gerade in der letzten Schlacht könne er die Todesverachtung, die Unüberwindlichkeit der Sachsen erkennen; und darum sei es das beste, mit den Thüringern abzuschließen und im Bunde mit ihnen jene aus ihrem Gebiet zu vertreiben. Wenn auch mit Widerstreben ließ sich Thiadrich dennoch durch solche Worte gewinnen und verhieß, am folgenden Tage seinen Schwager in Gnaden anzunehmen und mit den Sachsen zu brechen. Als das Iring vernahm, warf er sich dem Könige zu Füßen und pries den Entscheid seiner oberherrlichen Huld; durch einen Boten meldete er seinem Herrn die frohe Kunde und erfüllte ihn und die ganze Burg mit fröhlicher Zuversicht; er selbst blieb im Lager, damit nicht noch die letzte Nacht Unheil brüte. Da infolge der Friedenszusicherung Sorglosigkeit in die Burg eingekehrt war, verließ ein Mann der Besatzung mit seinem

Falken die Stätte, um für diesen Nahrung auf dem andern Flußufer zu suchen. Als er den Vogel aber hatte steigen lassen, da fing ihn sogleich ein Sachse jenseits des Flusses. Der Bitte um Herausgabe weigerte sich der Sachse zu entsprechen. Da sagte der Verlierer: „Gieb ihn mir doch; ich teile Dir auch ein Geheimnis mit, das Dir und Deinen Genossen von Nutzen ist.“ Der Sachse dagegen: „Nur zu; dann sollst Du Deinen Wunsch erfüllt erhalten.“ „Die Könige,“ verriet jener, „haben Frieden geschlossen und abgekartet: Ihr sollt, wenn man Euch morgen im Lager findet, gefangen genommen, nötigenfalls niedergehauen werden.“ Darauf der Sachse: „Ist das Dein Ernst, oder spaßest Du?“ „Die Anforderung,“ entgegnete jener, „welche die zweite Stunde des kommenden Tages an Euch stellen wird, wird Euch schon klar machen, daß es bitterer Ernst ist; darum seid nicht dumm: macht, daß Ihr schleunigst fort und in Sicherheit kommt!“ Der Sachse ließ sofort den Falken fliegen und hinterbrachte, was er gehört, seinen Genossen. In ihrer hochgehenden Erregung konnten diese nicht sogleich zu einem Entschlusse kommen, wie sie sich zu verhalten hätten.

Nun war im Lager unter wetterharten Kämpen ein hochbetagter Mann, dem auch unter dem Schnee des Greisenalters die frische Manneskraft noch weiter blühte: er war nach seiner Vorzüge Verdienst der Fürsten-Älteste und hieß Hathagat. Der ergriff des Volkes Heiligtum, das Feldzeichen, welches mit seinem Bildwerk, einer Tiergestalt: halb Löwe und halb Schlange, oben mit Adlerflügeln ausgestattet, die Tapferkeit, die Klugheit und ihre Schwungkraft darstellen sollte, und durch seine ganze Haltung seine Entschlossenheit bekundend, sagte er: „Ich habe bisher nur unter wackeren Sachsen gelebt; ich habe mit meinen Jahren nun fast die äußerste Altersgrenze menschlicher Lebenskraft erreicht, ohne jemals meine Sachsen fliehen zu sehen, und ich sollte jetzt gezwungen werden zu thun, was mir immer fremd gewesen ist? Auf Kampf verstehe ich mich, doch nicht auf Flucht: sie geht

auch über mein Vermögen; wenn das Geschick ein längeres Leben mir versagt, so möge es mir wenigstens vergönnt sein — kein höheres Gut giebt es für mich — zu fallen im Verein mit meinen Freunden. Als Vorbilder unserer angestammten Tapferkeit dienen uns unsere Freunde, deren Leichname um uns herum liegen: sie haben den Tod der Niederlage vorgezogen; sie haben unverzagt ihr Leben gelassen, um nur vor dem Feinde keinen Fuß breit zurückzuweichen. Doch wozu eine so langatmige Ermahnung, dem Tode ins Auge zu schauen? Wir haben es ja mit sorglosen Feinden zu thun: es geht zum Schlachten, nicht zum Schlagen! Denn die Friedensverheißung und unseres Verlustes Schwere hat ihnen jeden Argwohn benommen; und wie sie ohne Sorge sind, hat sie auch der heutige Kampf so mächtig erschöpft, daß sie nicht einmal Posten ausgestellt, daß sie den üblichen Wachtdienst unterlassen haben. Darum laßt uns über sie herfallen, sobald sie nichts ahnend in todähnlichen Schlummer sich versenkt haben; unsere Mühe ist nicht der Rede wert. Folgt meiner Führung: ich überliefere Euch mein greises Haupt, wenn meine Voraussage nicht zutreffen sollte!" Durch seine mannhaften Worte ermutigt, verwandten sie den Rest des Tages auf ihre leibliche Kräftigung. Dann ergriffen sie in der ersten Nachtwache, da der menschliche Schlaf ungewöhnlich tief zu sein pflegt, auf ein Zeichen ihre Waffen, erstiegen im Sturm, ihren Führer an der Spitze, die Mauern und drangen, ohne auf Wachtposten zu stoßen, in die Burg mit tobendem Geschrei. Die dadurch aufgescheuchten Feinde suchten nun teils durch Flucht sich zu retten, teils irrten sie auf den Straßen und Mauern der Burg schlaftrunken umher, teils liefen sie im Wahne, es seien Kameraden, den Sachsen in die Hände. Die aber weihten alle reifen Männer dem Tode; als Beute ließen sie nur die unmündige Jugend am Leben. Es war eine Nacht voll tosenden Mordens und Raubens: kein Fleckchen in der weiten Burg blieb unverstört, bis dann die goldene Morgenröte heraufzog und den Sachsen ihren unblutigen

Sieg offenbar machte. Da aber erst in dem Könige, nämlich in Irminfried, der Sieg seine Vollendung gefunden hätte, so stellte man ihm nach, fand aber nur, daß er samt seiner Gemahlin und seinen Söhnen mit kleinerem Gefolge entronnen war.

Als es vollends Tag geworden war, pflanzten sie ihren Adler am östlichen Thore auf, errichteten eine Siegessäule und brachten ... ihren angestammten Heiligtümern die hergebrachte Verehrung dar .... Dann hielten sie ein dreitägiges Siegesfest, verteilten die den Feinden abgenommene Beute, bestatteten die Erschlagenen unter feierlichen Ehrenbezeigungen und erhoben ihren Führer bis in den Himmel; ihr Zuruf bezeugte ihm: seine Geisteskraft sei übermenschlich und seine Tapferkeit auf Erden ohne gleichen, der ihnen durch sein entschiedenes Eintreten zu einem so herrlichen Siege verholfen habe. Die Ruhmesthat geschah aber nach der Überlieferung unserer Vorfahren am ersten Octobertage ....

Nachdem die Sachsen ihr Siegesfest beendigt hatten, kehrten sie zu Thiadrich in das Lager zurück und wurden von ihm, nun gnädig empfangen und hoch gepriesen, mit dem Lande dort zu ewigem Besitz begabt. Unter dem Ehrennamen: Bundesgenossen und Freunde der Franken bewohnten sie die Burg, deren Mauern sie als ihr Eigentum weislich nicht eingeäschert hatten, als erste feste Stätte.

Welch ein Ende es aber mit den Königen nahm, darüber geht eine so denkwürdige Sage um, daß ich sie anzugeben nicht unterlassen kann.

Nachdem also Iring an demselben Tage, an welchem die Burg fiel, zu Thiadrich entsandt war, blieb er, von dem Könige wohl aufgenommen, in der folgenden Nacht im Lager. Als aber die Flucht Irminfrieds bekannt geworden war, legte es Thiadrich darauf an, heimtückisch ihn zu sich zu rufen und zu seiner Ermordung Iring durch die Vorspiegelung königlichen Lohnes: glänzender Geschenke und einflußreicher Ehren, anzustiften, ohne

selber an dem Morde beteiligt zu erscheinen. Obwohl Iring zunächst die Zumutung als Kränkung hinnahm, ließ er sich dennoch, durch die gleißnerischen Versprechungen bethört, darauf ein: er vermaß sich, ihm den Willen zu thun. Irminfried ward nun zurückgerufen und warf sich Thiadrich zu Füßen. Iring aber, der wie des Königs Waffenträger mit entblößtem Schwert dabei stand, mordete seinen knienden Herrn. Da fuhr ihn gleich der König an: „Durch diese That, als Mörder Deines Herrn, bist Du ein Scheusal allen Menschen worden! Fort mit Dir aus unseren Augen! Der Weg soll Dir noch frei sein! Wir lehnen jeden Anteil, jede Schuld an diesem Frevel ab." „Wohl", erwiderte Iring, „ein Scheusal bin ich allen Menschen worden, doch nur, indem ich Deinen Ränken mich ergab; ehe ich indeß von hinnen gehe, will ich noch mein Verbrechen sühnen, indem ich Rache für meinen Herrn übe." Und wie er nun so dastand mit gezogenem Schwerte, stieß er auch Thiadrich nieder, dann nahm er seinen toten Herrn und legte ihn auf den verbluteten Thiadrich, damit doch wenigstens im Tode noch als Sieger gelte, der im Leben ohne Sieg geblieben war; und seinen Weg sich mit dem Schwerte bahnend, zog er fort."

Aber bei Widukind ist nicht nur die Urzeit Sage; vielfach ist von ihr auch noch die Geschichte Heinrichs I. durchsetzt, insbesondere sagenreich der Bericht (I, 21) über seine Erhebung auf den Thron:

„Als der Fürsten-Älteste, der große Herzog Otto, verschied, hinterließ er seinem erlauchten und erhabenen Sohn Heinrich die herzogliche Gewalt im ganzen Sachsen-Lande; denn seine beiden Söhne Thankmar und Liudolf, welche er außerdem noch gehabt hatte, waren schon vor dem Vater gestorben. König Konrad aber, der schon wiederholt die Thatkraft des neuen Herzogs empfunden hatte, trug Bedenken, ihm die ganze Amtsgewalt des Vaters zu übertragen: so kam es, daß er bei der gesamten sächsischen Mannschaft verhaßt wurde. In verstellter Freund-

lichkeit allerdings machte er viele Worte zum Preis und Ruhm des wackeren Herzogs; er verhieß ihm noch größere Macht, noch höhere Ehrenstellung. Die Sachsen aber achteten dieser gleißnerischen Worte nicht, sondern legten ihrem Herzog nahe: er könne ja, wenn der König ihm das ganze väterliche Ehrenamt nicht gutwillig überantworte, auch ihm zum Trotz seinen Willen durchsetzen. Als aber der König die Mienen, welche ihm die Sachsen zeigten, finsterer als gewöhnlich sah, entschloß er sich, da er nicht mächtig genug war, um in offenem Kampf ihren Herzog zu unterwerfen — diesem stand nämlich eine stattliche Schar tapferer Mannen und der Heerbann einer zahllosen Menge zu Gebote —, ihn unter allen Umständen durch List aus dem Wege zu räumen.

Zu diesem Unternehmen bot sich ihm als einzig brauchbar des Mainzer Stuhles Bischof, welcher Hatho hieß. Von niederer Herkunft zwar, allein ein feiner Kopf, war er nicht eben wählerisch in seinen Mitteln, wofern der Zweck sie heiligte. Das kann aus einem seiner Streiche schon entnommen werden. In der Fehde zwischen Konrad, dem Vater König Konrads, und Adalbert fand zuerst der Bruder Adalberts den Tod; in der Blutrache für diesen seinen Bruder tötete Adalbert darauf den Konrad, und keine Königsmacht wäre imstande gewesen, die wütende Fehde zwischen so hoch gestellten Männern zu beschwichtigen. Da sandte man schließlich den Oberbischof aus, um die Zwietracht zu schlichten. Als der in die Burg Adalberts eingelassen war, gelobte er eidlich, ihm entweder Frieden mit dem Könige zu schaffen oder ihn unverletzt wieder nach seinem Wohnsitz zurückzubringen. Mit dieser Abrede einverstanden, bat Adalbert, er möchte als sein lieber Gast ein wenig Speise, wie er sie befehle, zu sich nehmen. Das aber schlug jener ab, um ohne Säumen die Burg verlassen zu können. Und als nun schon der ganze Zug die Vorburg hinter sich hatte, soll Hatho ausgerufen haben: „Ach, häufig bittet man um das, was man zuvor angeboten erhalten, aber ausgeschlagen hatte; der noch weite Weg und die

schon späte Stunde fallen mir nun doch schwer auf die Seele; denn nüchtern können wir unmöglich den ganzen Tag unterwegs sein!" Das hörte Adalbert mit Freuden; er warf sich dem Bischof zu Füßen und bat ihn, um einen Imbiß zu nehmen, nach der Burg zurückzukehren. Der Bischof kehrte nun mit Adalbert in die Burg zurück und ward so — wie er glaubte — seiner eidlichen Verpflichtung ledig; denn er hatte ihn ja unverletzt nach seinem Wohnsitz zurückgebracht. Darauf ward Adalbert von dem Oberbischof vor den König Ludwig geführt, verurteilt und hingerichtet. Gewiß nichts niederträchtiger als dieser Bubenstreich, wenn auch durch dieses einen Hauptes Fall viel Volks vom Untergang errettet ward, wenn auch die Schlichtung der Zwietracht, die Herstellung des Friedens die segensreichste Wirkung ist, welche ein Anschlag haben kann! Mit dieser Verschlagenheit machte er sich auch an den uns eigens durch die Huld des Höchsten gegebenen Mann: er ließ für ihn eine goldene Halskette schmieden [1]) und lud ihn zu einem Gastmahl ein, um ihn hier durch kostbare Geschenke zu ehren. Inzwischen kehrte der Bischof bei dem Goldschmied an, das entstehende Werk zu besichtigen; als er der Kette ansichtig wurde, entfuhr ihm ein Seufzer. Der Goldschmied fragte, weshalb er seufzte. Da verriet er ihm: weil mit dem Blute des besten und ihm teuersten Mannes, mit Heinrichs Blut, die Kette benetzt werden sollte. Der Goldschmied bewahrte zunächst schweigend die Eröffnung; als er aber seine Arbeit vollendet und abgeliefert hatte, erbat und erhielt er Urlaub; und nun eilte er dem schon zu der Gasterei heranziehenden Herzog entgegen und teilte ihm mit, was er vernommen. Der Herzog aber höchlich aufgebracht ließ des Bischofs Boten vor sich kommen,

[1]) Es soll jedenfalls eine jener Ketten sein, welche im Volksglauben die magische Kraft besaßen, am Halse ihres Opfers sich zusammenzuziehen und es so unfehlbar zu erwürgen.

welcher die Zeit, seit er die Einladung angebracht, bei ihm verweilte, und sagte zu ihm: „Geh und sage Hatho: ‚Heinrich hat keinen härteren Hals als Adalbert‘; wir haben uns eines besseren besonnen: anstatt ihm jetzt durch die Menge unserer Gefolgschaft lästig zu fallen, bleiben wir hübsch zu Haus und denken darauf, wie wir ihm dienen können.“ [Und sogleich nahm er alle seine Besitzungen, so viele ihrer im weiten Sachsen- und Thüringer-Lande waren, in Beschlag; auch spielte er dem Burghard und Bardo, von welchen der eine der Schwager des Königs war, so übel mit, bedrängte sie durch verlustreiche Kämpfe so sehr, daß sie das Land verließen und er alle ihre Besitzungen unter seine Mannen verteilen konnte. Als Hatho aber sah, daß seinen Schlichen ein Ziel gesetzt sei, verfiel er vor übergroßem Trübsinn in schwere Krankheit und starb kurze Zeit darauf; andere vermelden: er sei von einem Blitzstrahl getroffen vom Himmel zerschmettert worden und so ums Leben gekommen]. [1])

[1]) An diesem Bericht, dessen eingeklammerter Schluß in der hier zu Grunde gelegten Steinvelder Handschrift fehlt, hat Widukind mehrfach geändert, unzweifelhaft in der Absicht, den durch das Volkslied hart mitgenommenen Hatho etwas günstiger darzustellen. So wird in der Dresdener Handschrift der ganze Anschlag gegen Heinrich allgemein „Freunden des Königs“ angedichtet, der Name Hathos erst genannt, als Heinrich nach Enthüllung des Anschlages an den in Sachsen und Thüringen belegenen Gütern der Mainzer Kirche Vergeltung übt — was man nur dann versteht, wenn man unter die Freunde des Königs auch Hatho begreift; weiter klingt in dieser Handschrift der Bericht in die begütigenden auf Hatho bezüglichen Worte aus: „Er war ein Mann von großer Klugheit, der zur Zeit Ludwigs des Kindes über das Franken-Reich mit scharfblickender Sorge wachte, viel Zwietracht im Reiche beilegte und die Mainzer Kirche mit einem herrlichen Bauwerk schmückte.“ In der in Monte Cassino beruhenden Handschrift wird das erste Opfer Hathos, Adalbert, nicht erwähnt, desselben erst in der Absage, mit welcher Heinrich den Boten des Bischofs heimsendet, gedacht und dann notgedrungen zur Erläuterung fortgefahren: „Dieser Adalbert soll von dem Bischof einst unmittelbar in aller Form Bürgschaft erhalten haben, dann aber durch seine List hintergangen worden sein.“

Der König aber entsandte seinen Bruder mit Heeresmacht ins Sachsen-Land, um es zu verwüsten. Als der sich einer Burg, welche die Heresburg [Stadtberge] heißt, näherte, soll er in seiner Selbstüberhebung geäußert haben: er mache sich darüber am meisten Sorge, daß die Sachsen wohl nicht wagen würden, vor den Mauern sich ihm zu zeigen, sodaß er mit ihnen kämpfen könnte. Noch hatte er nicht geendet, da rückten ihm eine Meile vor der Burg die Sachsen entgegen und suchten in dem Kampfe, welcher sich nun entspann, die Franken durch ein so furchtbares Gemetzel heim, daß es im Liede der fahrenden Sänger hieß:

„Wie weit ein Höllenschlund auch sei,
Er ist doch noch zu enge,
Zu fassen der Erschlagenen
Unheimlich große Menge!“ [1])

Des Königs Bruder Eberhard war ja nun von seiner Sorge, die Sachsen nicht zu Gesicht zu bekommen, befreit — denn er hatte sie leibhaftig vor Augen gehabt —: er mußte schimpflich geschlagen entweichen.

Der König aber zog auf die Kunde: sein Bruder sei im Kampf unterlegen, die gesamte Kernmannschaft der Franken zusammen und brach damit auf, um Heinrich aufzusuchen. Nachdem er seinen Aufenthalt in der festen Burg Grona ausgekundschaftet hatte, versuchte er die Feste zu erstürmen; dann ordnete er eine Gesandtschaft an ihn ab, um ihn zu freiwilliger Ergebung zu vermögen: er verhieß ihm dafür, als Freund ihm zur Seite zu stehen, ihm niemals mehr als Feind zu begegnen. Während die Verhandlung mit dieser Gesandtschaft noch schwebte,

---

[1]) Der Inhalt des den Mimi hier beigelegten Liedes zeigt klärlich, daß die Fahrenden nicht etwa nur die Heldensage behandelten, sondern auch Stoffe aus der lebendigen Gegenwart, daß sie in der That den ihnen von Wilhelm Scherer gegebenen Namen „Wandernde Journalisten“ verdienen.

traf Thiadmar vom Ostgebiete ein, ein ausgezeichneter Kenner der Kriegskunst, viel gewandt und auskunftsreich, vor seinen Mitmenschen mit seltenem Mutterwitz begabt — der also fuhr unter die Verhandlung mit der an Heinrich gerichteten Frage: wo er seinem Heere das Lager zu beziehen beföhle. Da wurde jener, der schon geneigt war, sich den Franken zu ergeben, frohen Mutes: als er von einem Heere hörte, glaubte er, es verhalte sich wirklich so; Thiadmar aber flunkerte; nur mit fünf Mann war er nämlich angelangt. Von dem Herzog nach der Zahl seiner Heerhaufen gefragt, erwiderte er: ungefähr dreißig führe er heran. Dadurch ließen sich die Gesandten übertölpeln und kehrten zum Könige zurück. Und wirklich besiegte Thiadmar durch seinen Mutterwitz diejenigen, welche Herzog Heinrich selbst mit Waffengewalt nicht hatte überwinden können; denn noch vor Tagesanbruch räumten die Franken ihr Lager: die Gegner kehrten in ihre Lande zurück [1]).

---

[1]) Der Schlaukopf scheint eine Lieblingsfigur des Volksliedes gewesen zu sein. In den Liedern, welche Widukind für die Schilderung der Kämpfe Ottos in Lothringen benutzt haben dürfte, spielt Immo eine Hauptrolle; von ihm berichtet Widukind (II, 23), nachdem er erzählt, daß der König im Jahre 939, ohne etwas Wesentliches gegen den empörten Lothringer-Herzog Giselbert ausgerichtet zu haben, abziehen mußte: „Da aber Otto wußte, daß ein Genosse Giselberts ein mit allen Hunden gehetzter Fuchs war — Immo hieß er —, hielt er es für zweckdienlicher, den Kampf durch dessen Schliche als mit Waffengewalt zu führen. Und Immo war natürlich so gerieben, sich dem huld- und machtreicheren Herrn zu ergeben: er ergriff die Waffen gegen seinen Herzog. Das war von allem Ungemach dasjenige, welches der Herzog am schmerzlichsten empfand, daß er den als Feind gegen sich haben sollte, auf dessen treuen Rat er sich bis dahin am meisten verlassen hatte. Und die Erbitterung des Herzogs mußte sich noch steigern, als Immo ihm durch eine List eine Schweineherde wegfing. Als nämlich die herzoglichen Hirten in gleicher Höhe mit den Thoren seiner Burg vorbeizogen, ließ Immo ein Ferkel vor dem Thore hin und her treiben und lockte so die ganze Schweineherde durch das weit geöffnete Thor in die Burg

Der König zog dann nach Bayern, um mit Arnulf zu kämpfen; dabei ward er, wie man erzählt, verwundet: mit dieser Wunde kam er heim. Und als er nun todkrank darnieder lag, gebrochen auch, weil er den Glücksstern, der ihm erst so hold gelächelt, verblichen fühlte, da ließ er seinen Bruder vor sich kommen, der in Sorgen um ihn herbeigeeilt war, und redete ihn folgendermaßen an: „Ich fühle es, mein Bruder, ich werde nicht mehr lange hienieden unter den Lebenden verweilen; so will es Gottes Ratschluß, und meine schwere Krank-

---

hinein. Diesen Streich konnte der Herzog nicht verwinden; er sammelte Mannschaft und belagerte Immo. Der aber soll Bienenkörbe in großer Zahl zur Hand gehabt und zerbrochen auf die Reiter geschleudert haben. Die Bienen stachen die Rosse und reizten sie zur Wut, sodaß die Reiter in Gefahr gerieten. Als das Immo sah, der von der Mauer herabschaute, drohte er, einen Ausfall zu machen. Durch Listen dieser Art mußte sich nun wiederholt der Herzog von Immo zum besten haben lassen, und so hob er schließlich die Belagerung auf. Als er abzog, soll er geäußert haben: „Solange Immo zu mir hielt, habe ich alle Lothringer in der Tasche gehabt; jetzt kann ich seiner allein mit Hilfe aller Lothringer nicht habhaft werden."" „Später", fährt Widukind im 27. und 28. Kapitel fort und meint wohl das Jahr 940, „empörte sich Immo gegen den König — man darf aber zweifeln, ob es ihm Ernst damit war oder nur zum Schein geschah — und mußte sich, mitten im Winter von Heeresmacht umzingelt, samt seiner Burg ergeben: hinfort blieb er Otto hold und gewärtig. Auch die Neffen Giselberts unterwarfen sich dem Könige, zögerten aber gleichwohl, die Festen, die sie noch behaupteten, auszuliefern. So hielten Ansfried und Arnald auch Kievermont [Chèvremont]; da richtete Immo an sie eine Botschaft, worin er ihnen folgendes sagte: „Was ich etwa wert sein mag, darüber unterwerfe ich mich ohne weiteres Eurem Urteil; von Euch aber ist es bekannt, daß Ihr dieses Volkes Fürsten seid. Nun kann kein Zweifel darüber obwalten, daß jedermann mit zwei Händen mehr vermag als mit einer, und so ist auch sicher, daß drei an Thatkraft einen übertreffen. Und was zwingt uns denn sonst mit unwiderstehlicher Gewalt, den Sachsen unterthänig zu sein, als einzig unsere Zwietracht? Als sie Euch mit Waffengewalt umhegten, sind sie etwa da mit Sieg gekrönt worden? Und für Sieger ist es doch gewiß eine Schande, dienstbar

heit läßt keinen andern Ausgang zu. Darum tritt die Pflicht an Dich heran, Dein Wohl zu bedenken und — dazu bist Du vor allen berufen — für das ganze Franken-Reich zu sorgen nach meinem, Deines Bruders Rat. Wir haben ja wohl, mein lieber Bruder, die Befugnisse, den Heerbann aufzubieten und anzuführen, wir haben Burgen und Waffen samt den Abzeichen des Königtums, kurz, das ganze äußere Gepränge der Königswürde — nur kein Glück mehr, keinen inneren Beruf. Das Glück, mein Bruder, der innere Beruf in seiner glänzendsten

---

zu sein. Den edelsten aller Sterblichen, der mich von Kindheit an erzogen, stets als Freund gehalten und zu einflußreicher Stellung erhoben hat, unsern gemeinsamen Herrn, den habe ich verlassen können, um mich mit Lebensgefahr dem Sachsen anzuschließen; und jetzt — Ihr wißt es ja! — an Stelle gebührender Ehre habe ich Schmach von ihm geerntet: mit Waffenmacht hat er mich umzingelt und nur aus besonderer Gnade mich nicht in die Knechtschaft gestoßen! Damit Ihr aber erkennt, daß ich von ganzem Herzen dem Gemeinwohl dienen will, möchte ich Dir, Ansfried, meine einzige Tochter verloben: dieser Antrag wird auch den leisesten Anflug beleidigenden Mißtrauens in meine Aufrichtigkeit bei Euch unmöglich machen. Bewilligt mir also eine Unterredung an einer bestimmten Stätte, und Ihr sollt für meine Vertrauenswürdigkeit die Beweise, welche Euch mein Bote nicht liefern kann, von mir selbst empfangen." Obgleich sie ein steinern Herz hatten und ihn schon lange in Verdacht hatten: einer solchen Durchtriebenheit waren sie denn doch nicht gewachsen; durch seine einschmeichelnden Worte ließen sie sich bethören und gaben ihm für die Zusammenkunft einen Ort an. Jener aber hatte an geeigneter Stelle Bewaffnete verborgen: hinterlistig nahm er beide fest und sandte sie unter Bedeckung an den König mit folgendem Begleitschreiben: „Der Lange ist noch immer kein Unmensch; Strick und Peitsche bei ihm anzuwenden, ist nicht nötig; man braucht ihm nur damit zu drohen, dann beichtet er alles, was er weiß. Ansfried aber ist stahlhart: wenn dem die schmerzhaftesten Foltern ein Geständnis erpressen, so ist das viel." Nachdem der König beide in Empfang genommen hatte, bestrafte er sie, indem er sie dem Gewahrsam überantwortete; später gewann er sie durch seine mildthätige Huld für sich und entließ sie in Frieden."

Entfaltungskraft ist auf Heinrich übergegangen, das Staatsheil steht bei den Sachsen. Darum nimm diese Abzeichen: die heilige Lanze, die goldenen Spangen nebst dem Mantel, das Schwert der alten Könige und ihre Krone und gehe damit zu Heinrich: mache mit ihm Deinen Frieden, aufdaß Du ihn für alle Zeiten auf Deiner Seite habest! Denn was frommt es, daß mit Dir das Franken-Volk vor ihm in den Staub sinkt? Er wird ein rechter König sein, ein Oberherr über viele Völker!" Mit diesen Worten erklärte sich unter Thränen sein Bruder einverstanden. Danach starb der König, in ihm ein Held, ein Herrscher wackeren Waltens in Krieg und Frieden, an beglückender Huld und jeder andern Tugend ein strahlend Musterbild — er wurde begraben in seiner Wilinaburg [Weilburg] unter thränenreicher Trauer des ganzen Franken-Volks.

Wie nun der König angeordnet hatte, so machte Eberhard sich auf zu Heinrich, ergab sich ihm mit allen Schätzen und schloß Frieden mit ihm ab: das trug ihm seine Freundschaft ein, die er in Treuen, in immer engerer Vertrautheit bis an sein Ende sich bewahrte. Dann rief er die Fürsten und unter den wehrhaften Franken die Ältesten an dem Orte Fridisleri [Fritzlar] zusammen und bezeichnete vor den versammelten Franken und Sachsen Heinrich als König. Als diesem aber Salbung und Krönung von dem ostfränkischen Oberbischof angetragen wurde — es war zur Zeit Heriger —, da wies er es nicht zurück, aber er nahm es doch auch nicht an, indem er sagte: „Ich finde volle Befriedigung darin, daß ich es weiter als meine Ahnen gebracht habe und nun nach Gottes Gnade und nach Eurer Güte als König ausgerufen und bezeichnet bin; salben und krönen mag sich lassen, wer sich würdiger fühlt als wir: wir halten uns einer solchen Ehre nicht für wert." Diese Worte fanden bei der Menge ungeteilten Beifall: man hob die Rechte zum Himmel empor und grüßte lange den Namen des neuen Königs mit weithin hallendem Zuruf."

So deutlich nun aber auch die Freude wird, welche Widukind über die Volkssagen empfindet, er ist doch weit entfernt, sie für echte Geschichte zu halten. Den Bericht über die Herkunft der Sachsen führt er mit der Erklärung ein: er sei hier fast ausschließlich auf bloße Sage angewiesen, da in der grauen Vorzeit so gut wie ganz die Sicherheit verschwinde; und um ja kein Unheil anzurichten, ergreift er am Schlusse noch einmal das Wort: ob man den vorgetragenen Sagen Glaubwürdigkeit beimessen wolle, sei dem Leser anheimgestellt. Noch entschiedener äußert er seinen Zweifel bezüglich der Sage, welche Hatho für den Tod Adalberts verantwortlich macht: „Weil wir keine Beweise dafür haben, behaupten wir durchaus nicht ihre Glaubwürdigkeit, sondern halten das Ganze für ein Volksgerede, welches jeder thatsächlichen Unterlage entbehrt.“ Die Kritik, welche Widukind an den ihm zugekommenen Nachrichten übt — auch in Zahlenangaben ist er mäßig oder doch besonnen genug, z. B. für eine so übertriebene Angabe wie der zweihunderttausend in der Schlacht bei Lenzen gefallenen Wenden die Bürgschaft abzulehnen —, ist etwas so Seltenes in seiner Zeit, daß er schon dadurch weit über die anderen bedeutenderen Geschichtsschreiber der sächsischen Kaiserzeit erhoben wird. Zwar entrichtet auch er seinen Zoll einer allgemein wundergläubigen Zeit: er verrät, daß auch er ungewöhnlichen Naturerscheinungen einen Einfluß auf das Menschengeschlecht zuerkennt; aber er läßt sich nicht durch sie beirren, wie er denn auch karg mit solchen Anführungen ist; als z. B. das Zeichen des Kreuzes auf den Kleidern vieler Leute sichtbar ward, erzählt er (III, 61), „wurden die meisten von heilsamer Furcht ergriffen: sie besorgten Unglück und thaten größtenteils Buße für ihre Sünden; einige erklärten die Erscheinung auch als Kleideraussatz, weil ein darauf folgender Aussatz viele Menschen zu Grunde richtete; die Vernünftigeren aber verkündeten, daß das Zeichen des Kreuzes Heil und Sieg bedeutet habe, und diesen stimmen auch wir getreu-

lich bei." Auch von Gesichten, welche unter den Zeitgenossen einer allgemeinen Beachtung sich erfreuten, berichtet er nur ein einziges und noch dazu in einer Weise, daß er kühl im Herzen bleibt: „Wenn wir," sagte er (III, 74), „über die Königin Mathilde und den Bischof Bernhard von Halberstadt auch ein frommes Gerücht mitteilen, so möge uns niemand deshalb schelten, da wir nicht die Verantwortlichkeit für die Wahrheit übernehmen. Wir haben nämlich von einem Einsiedler gehört: er habe — ich weiß nicht, ob im Geiste oder in einem offenbaren Gesicht — die Seelen der Königin und des Bischofs gesehen, wie sie von einer unendlichen Menge Engel in unaussprechlicher Herrlichkeit himmelwärts getragen wurden."

Man könnte fast vergessen, daß man es mit einem Mönche zu thun hat, wenn nicht in seiner als Episode des zweiten Buches erwähnten Darstellung der Klosterverfolgung durch den Erzbischof Friedrich von Mainz die Führung der eigenen Sache erkennbar wäre. Die Bestrebungen des Erzbischofs, die Mönchsgemeinschaften durch Auferlegung einer strengeren Lebensart von allen lauen Mitgliedern zu säubern, bekämpft er mit einem Bibelspruch (Matth. 13, 29), nach welchem der Hausvater gebietet, Unkraut und Weizen wachsen zu lassen bis zur Zeit der Ernte; ja er geht gegen seinen eigenen Metropoliten zum Angriff über, indem er ihm unterstellt: er sei so reformeifrig, nur um den ihm persönlich verhaßten Abt Hadamar von Fulda zu verunglimpfen.

Ob nun auch andere Züge sich noch finden, welche in Widukind den Geistlichen verraten, ihre genauere Betrachtung ergiebt doch eine wesentliche Einschränkung dieser Eigenschaft zu Gunsten einer andern: zu Gunsten seiner Nationalität.

In echt mönchischer Weise empfiehlt Widukind seiner erlauchten Schülerin, den heiligen Veit, den Schutzpatron seines Klosters, in Ehren zu halten, „nicht als ob", sagt er (I, 34), „der überreich gesegnete Günstling des höchsten Gottes Deiner Huld bedarf: wir, seine Diener, bedürfen derselben; wir möchten

Dich als Sachwalterin bei dem irdischen König, bei Deinem Vater und Deinem Bruder, haben, aufdaß Du in unserem Heiligen einen Vermittler bei dem himmlischen Herrn finden mögest"; und um dieses Zweckes willen zeichnet er der Prinzessin das letzte Gebet des Heiligen wortgetreu auf. Aber wie er diesen Heiligen aufgefaßt haben will, das läßt er ersehen, als er von der Hand des heiligen Dionysius spricht, welche der Westfranken-König Karl dem ersten Sachsen-König übersandte; der Überbringer hält da folgende Rede an Heinrich: „Karl hat Dir diese Reliquie am liebsten zugeteilt, obgleich sie der letzte trosteinflößende Hort für die Gallien bewohnenden Franken ist, nachdem der ausgezeichnete Märtyrer Veit zu unserem Verderben uns verlassen; denn nachdem sein Leib von uns hinweggeführt war, ist der Krieg im innern und nach außen nicht zur Ruhe gekommen: haben doch noch in demselben Jahre Dänen und Nordmannen unsere Lande verheert!" „Seitdem," fügt Widukind zur Prinzessin gewendet hinzu, „begann die Sachsen-Macht zu steigen, so sich auszudehnen, daß das Übermaß schon lästig wird; wie wir das an dem Liebling der Welt, dem Haupte des Erdkreises, Deinem Vater, vor Augen haben, dessen imponierende Machtfülle, ich will nicht sagen in Deutschland, Italien und Frankreich, sondern kaum in ganz Europa sich erschöpft." Nach Widukinds Anschauung beruht sonach die Macht Ottos allerdings auf der Wunderkraft eines Heiligen der katholischen Kirche; aber die Wunderkraft ist doch erst durch die mit den Sachsen eingegangene Verbindung zu rechter Wirksamkeit gelangt: der Heilige ist der gewaltige Wunderthäter erst geworden, nachdem er gewissermaßen in Sachsen naturalisiert war.

Widukind kennt und nennt Päpste der Vorzeit: Gregor I. als Bekehrer der Angelsachsen, Innocenz als Heiligen, von welchem Reliquien in Sachsen verehrt werden, und Leo als denjenigen Bischof, welcher die Weihe der Kirche zu Stadtberge vorgenommen hat; er erwähnt auch notgedrungen den Papst

seiner Zeit als beatus apostolicus, da er in dem wörtlich mitgeteilten Briefe Ottos I. also bezeichnet ist: aber das Papsttum als maßgebende Gewalt gelten zu lassen, das kann man von einem Widukind schon darum nicht erwarten, weil er den entsetzten Benedict V. seit 965 als Staatsgefangenen in Sachsen wie jeden andern auffessigen Bischof behandelt sah. Das befremdliche Schweigen, welches er über die Kaiserkrönung Ottos I. beobachtet, ist ohne Zweifel auch aus seiner Absicht zu erklären: nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, als sei die Krönung in Rom etwas irgend Wesentliches für die Erwerbung der kaiserlichen Würde; denn von Otto II. meldet er die Krönung mit der Maßgabe, daß dadurch nur eine Designierung zum Kaisertum stattgefunden habe[1]). Also nicht der Papst ist für ihn der höchste Bischof; Summus Pontifex oder Pontifex Maximus — achtmal kommt diese Benennung vor — heißt der Erzbischof von Mainz, Wilhelm, Ottos Sohn, und wer ihm im Amte vorangegangen!

Die Enge seines Gesichtsfeldes giebt sich auch in den Nachrichten kund, welche er über die Nachbarländer des deutschen Reiches beibringt: er ist im allgemeinen gut unterrichtet über die Berührungen, in welche die Sachsen mit den Dänen, Wenden und Böhmen gekommen sind; aber schon über westfränkische Verhältnisse mangelt ihm genauere Kenntnis und gar Constantinopel verschwindet ihm in nebelhafter Ferne: den Sturz des Kaisers Nikephoros durch Johannes Tzimiskes meldet er,

---

[1]) In Anbetracht dessen kann ich für die Nachricht, welche wir allein Widukind verdanken: daß Heinrich I. am Ende seiner Tage den Plan zu einer Romfahrt gefaßt und nur wegen Kränklichkeit nicht zur Ausführung gebracht habe, der Auslegung Köpkes nicht beistimmen: schon Heinrich habe an die Erneuerung des Kaisertums gedacht; ich sehe darin lediglich die Absicht zu einer Wallfahrt, als deren wertvollstes Ergebnis die Erwerbung wunderkräftiger Heiligengebeine ins Auge gefaßt sein mochte.

ohne Namen zu nennen, in einer Weise, daß er diesen als verräterischen Lehnsmann hinstellt, welchen das Volk zum Nachfolger jenes bestimmt.

Unfähig, bei der Betrachtuug fremder Völker die heimischen Anschauungen abzuthun, ist Widukind mehr als alles andere Sachse, er ist ein Sachse mit Leib und Seele. Seine Vaterlandsliebe, die sich bis zum Chauvinismus steigert [1]), umfaßt ebenmäßig das Volk und das angestammte Herrschergeschlecht. Die Volkstümlichkeit Widukinds zeigt sich darin, daß er dem Volke seine Sagen und Lieder ablauscht und nacherzählt, daß er dabei der Abneigung gegen intrigante Kirchenfürsten, wie Hatho, der Zuneigung für die gegen die Königsgewalt ankämpfenden Stammeshelden, welche Adalbert vertritt, unumwunden Ausdruck leiht, diese Gesinnung aber bis zu einem gewissen Grade auch in der Geschichte noch bethätigt, indem er dem Erzbischof Friedrich von Mainz um seiner Händelsucht willen nur ungern für geistliche Vorzüge Anerkennung zollt und mit dem in der Empörung gegen Otto umkommenden Wichmann ein tiefgehendes Mitgefühl bezeigt. In seinem unterthänigen Eifer für das Herrscherhaus scheint er auf den ersten Blick das Maß des zulässigen weit zu überschreiten: seine Schülerin, die zwölfjährige Äbtissin Mathilde, nennt er nämlich das blendendste Licht, das strahlendste Juwel, welches die kaiserliche Majestät

[1]) Bezeichnend dafür ist in der Sage über die Herkunft der Sachsen diejenige Stelle, an welcher Widukind den Überfall der Thüringer durch die gegen die Abrede bewaffneten Sachsen erzählt, ohne seine Mißbilligung mit einer Silbe zu verraten. Man kann auch noch eine andere Stelle anziehen: den Bericht über den durch Gero verübten Mord an dreißig Wenden-Fürsten, nur daß Widukind hier den Schein einer Begründung zu liefern versucht, indem er jene hinterlistiger Mordgedanken gegen Gero bezichtigt; er sagt (II, 20): „Gero kam ihrer Arglist durch Arglist zuvor: er ließ, als die bei einem festlichen Gelage trunkenen Heiden-Fürsten im Weinrausch besinnungslos umher lagen, ungefähr ihrer dreißig in einer Nacht ermorden.“

der Welt beschert habe; er enthält sich an anderer Stelle (III, 12) jeder Äußerung über sie, da er doch mit keinem gesprochenen oder geschriebenen Worte ihrer leuchtenden Vortrefflichkeit gerecht zu werden vermöge; er stellt gar den bedenklichen Grundsatz auf: wie die göttliche Vorsehung über der großen und kleinen Welt bestimmend walte, so sei die kaiserliche Majestät, möge es sich nun um öffentliche oder private Dinge handeln, der einzige Leitstern für das, was gerecht, die einzige Richtschnur für das, was richtig sei; aber diese Schmeichelei, welche seine Empfehlung an die Huld der Prinzessin einleitet, ist nur eine Form übertriebener Ehrerbietung: sie hat glücklicherweise seinem unbestechlichen Wahrheitssinn keinen Abbruch gethan. Wenn er auch schwankt, ob er den Grund des Verrates, welchen der Erzbischof Friedrich begangen, aufdecken und damit ein „Staatsgeheimnis“, wie er sich ausdrückt, enthüllen soll, die Pflicht des Geschichtsschreibers, die Wahrheit zu sagen, trägt doch den Sieg davon: er erzählt den Grund des Abfalls und bittet nur, wenn er damit Anstoß erregen sollte, es seiner höheren Pflicht zu gute zu halten. Er verurteilt auch offen die Empörung des Prinzen Heinrich, welcher ihm augenfällig von allen Mitgliedern des Herrscherhauses am wenigsten Zuneigung einflößt, und ist nicht gemeint, an sonst so wohlgelittenen Männern wie Liudolf und Konrad das verwerfliche ihres Aufruhrs zu beschönigen. Das folgt auch schon aus seiner Auffassung Ottos, der ihm ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn ist; es folgt auch ebenso sehr aus seiner sächsischen Gesinnung, welche von solchen Aufständen die Zerrüttung der Sachsen-Herrschaft fürchten muß. Denn Volk und Fürst bilden ihm eine untrennbare Gemeinschaft: wie das Volk dem Fürsten seine Kraft zur Verfügung stellt, so erhält es teil an seines Fürsten Ruhm, welcher es über alle Völker erhöht. Nachdem Heinrich die Sachsen-Herrschaft über die deutschen Stämme ausgebreitet, begründet Otto das Kaiserreich sächsischer Nation; denn ein

deutsches Volk ist Widukind noch unbekannt: will er die Gesamtheit der deutschen Stämme bezeichnen, so wählt er den Namen des herrschenden Stammes, mit welchem die Franken als Vermittler des Heils am engsten verbunden sind, während das „Reich" Bayern und das „Reich" Lothringen, ihrer Vergangenheit entsprechend, eine gewisse Selbständigkeit bewahren; die kaiserliche Würde haben die Sachsen ihrem Könige erkämpft in den Schlachten gegen die Feinde christlicher Gesittung, gegen Dänen, Slaven und Ungarn. Da Widukind eine eigene sächsische Abteilung in das Himmelreich einführt durch Aufstellung eines Nationalheiligen, welcher die sächsischen Angelegenheiten am Throne Gottes vertritt, so kann natürlich keine Rede sein von einer allgemeinen Kirche, welche an der Errichtung des Kaisertums einen nennenswerten Anteil hätte; es kann nur eine Kirche geben, welche ein Organ der sächsischen Staatsgewalt ist. Von diesem Gesichtspunkt aus nimmt Widukind auch keinen Anstoß daran, daß der Bruder Ottos Brun als Erzbischof von Köln auch die weltlichen Geschäfte eines Herzogs von Lothringen versieht; ja er rechtfertigt dieses Doppelamt durch den Hinweis auf Samuel, welcher auch Hoherpriester und Richter in einer Person gewesen sei. Darum ist es auch sehr wohl mit einander vereinbar, wenn Widukind einerseits seinen König als Vorkämpfer des Christentums gegen die heidnischen Völkerschaften feiert und andererseits als Beweggrund für die Slaven-Kriege die Sucht nach Ehre, nach Ausbreitung sächsischer Macht angiebt. Aber freilich so sehr ihm auch der Ruhm seines Volkes am Herzen liegt, in seiner sächsischen Beschränktheit kann er das Streben in die ungemessene Weite, die Erstreckung sächsischen Einflusses bis nach Afrika und Asien nur gemischten Gefühls mit ansehen: wenn er meint — nach einer schon im Wortlaut mitgeteilten Stelle —, daß das Sachsen-Reich schon anfängt unter seiner eigenen Masse zu leiden [1]), so kommt darin

[1]) Wenn auch ein Ausspruch des Livius auf die Fassung eingewirkt hat, so darf man darum doch der Stelle nicht den sachlichen Wert aberkennen.

am klarsten seine zähe, am alten festhaltende sächsische Bauernnatur zum Vorschein. Man kann daraus erklären seine Unlust, auf die italienischen Verhältnisse, welche zur Erneuerung des römischen Kaisertums führten, sich einzulassen, und sein Schweigen über Ottos Plan, in Magdeburg ein Erzbistum zu stiften; denn diese Absicht, welche schließlich nur mit Hilfe des Papsttums ins Werk zu setzen war, schädigte den Pontifex Maximus Widukinds auf das ärgste — man kann auf diese Weise aus der volkstümlich-sächsischen conservativen Gesinnung Widukinds, ohne seine ausgeprägte Königstreue zu verwischen, eine Gegnerschaft gegen die römisch-kirchlich-kaiserlichen Neuerungsbestrebungen Ottos I. herleiten.

Es mutet nun seltsam an, die Regungen eines kerndeutschen Wesens in das Gewand einer fremden Sprache gezwängt zu sehen; aber nicht die oft mühselige Ausdrucksweise [1]), nicht die Nachahmung Sallusts oder die Verwendung der durch römische Vorbilder aufgewiesenen Darstellungsmittel, besonders erfundener Reden ist das absonderliche; es beruht bei Widukind darin, daß er echt deutsche Begriffe durch lateinische Wörter bezeichnet, welche damit nur zum Teil sich decken, daß er römische Begriffe auf andersgeartete deutsche Verhältnisse überträgt und dadurch seinen Angaben eine beklagenswerte Unsicherheit verleiht. So ist es schon nicht immer klar, ob Widukind mit exercitus das gesamte Heer, oder nur den Heerbann im Gegensatz zu den Lehnsmannen bezeichnet, ob er mit milites alle Lehnsträger, oder nur ein Abart, etwa die von ihm auch sonst genannten milites agrarii meint, ob legio Schlachthaufen schlechthin, oder eine zahlenmäßig genau bestimmte Heeresabteilung bedeutet; das unpassende römische Gewand wird aber nirgends fühlbarer als bei den Benennungen pater patriae und imperator.

[1]) Beispielsweise sind im 11. Kapitel des zweiten Buches sechzehn Sätze oder Satzgefüge mit autem angeknüpft, d. h. mehr als die Hälfte, da nur zehn anders beginnende außerdem noch da sind.

Was die erste anlangt, so hat schon Wattenbach vermutet, daß Widukind hier eine altsächsische Würde, welche im Beowulf als die des ealdoran ealdor erscheint, im Sinne habe. Das ist unzweifelhaft richtig; denn Hathagat, welcher nach der Sage über die Herkunft der Sachsen eine führende Stellung einnimmt und auch, wie Wattenbach bemerkt, von Rudolf von Fulda Herzog genannt wird, heißt (I, 11) in angemessener Übersetzung der sächsischen Bezeichnung, da die Ältesten des Volkes (I, 8) patres genannt sind, pater patrum. Unter dem Einfluß des römischen Sprachgebrauchs wandelt sich nun diese Form in die ebenso sachlich unzutreffende als klassisch reine pater patriae um, welche zuerst für Otto den Erlauchten (I, 21) verwandt wird. Die Entwickelung geht aber noch weiter, indem pater patriae sich als ein Seitenstück zu imperator herausbildet. Wie nämlich das römische Heer den Feldherrn, welcher es zum Siege geführt, als imperator begrüßte, so läßt Widukind das sächsische Heer nach den Siegen über die Ungarn Heinrich I. (I, 39) und Otto I. (III, 49) zum imperator und pater patriae ausrufen, während es doch feststeht, daß der Titel pater patriae niemals vom Heere, sondern nur vom Senate für Rettung des Vaterlands zuerst an Cicero nach Niederschlagung der Catilinarischen Verschwörung verliehen worden ist [1].

Unter imperator versteht Widukind (I, 1) zunächst Gott, den Herrn aller Herren, sodann allgemein den Oberherrn, also den Gebieter mehrerer Völker, wie aus der auf Heinrich bezüglichen Weissagung des sterbenden Konrad (I, 25) hervorgeht: „Er wird ein rechter König sein, ein imperator über viele Völker!" Weiter bezeichnet das Wort, wie eben dar-

[1]) Zur Erklärung verweist Köpke auf Suetons Cäsar-Biographie, wo (c. 76) unter den Ehrenbezeichnungen praenomen imperatoris, cognomen patris patriae dicht bei einander stehen. Dem römischen Sprachgebrauch ist auch (II, 1) das Prädicat Heinrichs optimus maximus entlehnt.

gelegt, den sieggekrönten Feldherrn [1]) und endlich, da es nach der Ungarn-Schlacht auf dem Lechfelde für Otto ständig gebraucht wird, auch „Kaiser" — ein Sachverhalt, auf welchem die schon oben ausgeführte Anschauung beruht, daß Widukind das Kaisertum Ottos auf seine Siege über die Heiden gründet und in der auch gar nicht der Erwähnung gewürdigten Kaiserkrönung nichts als eine leere Form erblickt.

Außer der Verschwommenheit, welche zuweilen der Ausdrucksweise Widukinds eigen ist, stößt in seiner Sachsen-Geschichte noch ein anderer Mangel unangenehm auf: das ist die Unzulänglichkeit der Stoffanordnung. Widukind hat offenbar nicht die Geschicklichkeit besessen, dem Gang der dargestellten Haupthandlung, der Entwickelung der inneren Geschichte Sachsens, die oben in der Inhaltsübersicht genau bezeichneten Episoden organisch anzugliedern. Die Unfähigkeit tritt am deutlichsten in die Erscheinung bei dem Bericht über die Ungarn-Schlacht auf dem Lechfelde, welcher zugleich eine der besten Schilderungen Widukinds ist:

„Als der König", erzählt Widukind (III, 44), „etwa Anfang Juli das Sachsen-Land betrat [er hatte seinem Bruder Bayern unterworfen], stellten sich ungarische Gesandte bei ihm ein, welche anscheinend kamen, ihm nur in alter treuer Freund-

[1]) Wie weit etwa Widukinds Einbildungskraft daran beteiligt ist, aus den jubelnden Zurufen des siegreichen Heeres Bezeichnungen von der Art der Begriffe imperator und pater patriae herauszuhören, lasse ich dahin gestellt sein; wenn er aber das, was er von Ottos Ungarn-Sieg berichtet, auch von Heinrichs erzählt, so dürfte doch hier eine Analogiebildung vorliegen, zumal die Umstände — die bei weitem nicht so große Bedeutung des ziemlich unblutig abgelaufenen Unternehmens und der, wie es scheint, gar nicht unmittelbar nach dem Siege erfolgte Zuruf — Widukinds Angabe nicht recht glaubhaft erscheinen lassen. Es wäre das übrigens nicht der einzige Fall unbefugten Analogisierens: Widukind hat z. B. offenbar auf die sächsische Vorzeit Einrichtungen seiner eigenen Zeit übertragen.

schaft einen Besuch abzustatten, in Wahrheit aber, wie es manchen scheinen wollte, um mit eigenen Augen zu sehen, welchen Ausgang der Bürgerkrieg genommen. Nachdem Otto sie eine Reihe von Tagen bei sich behalten und sogar noch mit einigen Ehrengaben beschenkt und in Frieden entlassen hatte, mußte er von seinem Bruder, dem Bayern-Herzog, die Botschaft vernehmen: „Siehe, die Ungarn überschreiten in hellen Haufen die Grenzen Deines Bereichs: sie sind augenscheinlich willens, mit Dir anzubinden.“ Auf diese Kunde brach der König, als hätte ihm der eben beendete Feldzug keinerlei Mühsal verursacht, sofort gegen die Feinde auf, ohne mehr als ein bescheidenes Häuflein von den Sachsen mit sich zu nehmen, weil an sie der Slaven-Krieg schon genug Anforderungen stellte. Sein Hauptquartier nahm er im Stadtgebiet Augsburgs, und hier stieß zu ihm der Heerbann der Franken und Bayern; mit einer starken Reiterei traf auch im Lager der Herzog Konrad ein, dessen Ankunft so belebend auf den Mut der Mannschaft einwirkte, daß sie nun die Schlacht nicht länger hinausgeschoben wünschte. Konrad war nämlich eine kühn angelegte Natur und dabei, was mit der Kühnheit selten vereint ist, ein besonnener Führer; ein unwiderstehlicher Kriegsmann, mochte es nun zu Roß oder zu Fuß gegen den Feind gehen, und in Krieg und Frieden ein guter Kamerad. Nun wurde von den Streifscharen beider Heere gemeldet: die feindlichen Heere seien nahe aneinander. Da wurde im Lager ein Fasten angesagt und der Befehl ausgegeben: „Alle sind morgen früh zum Kampf bereit!“ Gleich mit der Morgendämmerung erhoben sie sich, vertrugen sich untereinander, gelobten eidlich erst ihrem Hauptmann, darauf jeder seinem Kameraden Hilfe und rückten dann mit fliegenden Fahnen aus dem Lager hinaus, an Zahl etwa acht Schlachthaufen. Der Marsch ging über unebenen und schwer gangbaren Boden, wo die Züge durch Gesträuch gedeckt waren, damit der Feind keine Gelegenheit hätte, sie mit seinen

Pfeilen, die er meisterhaft zu gebrauchen verstand, in Unordnung zu bringen. Den ersten, zweiten und dritten Schlachthaufen hatten die Bayern gestellt: sie standen unter dem Befehle der Hauptleute Herzog Heinrichs; denn er selbst mußte dem Kampf fern bleiben, weil er an einer schweren Krankheit darnieder lag, an welcher er auch starb. Den vierten Schlachthaufen bildeten mit ihren Reihen die Franken, deren Leitwart der Herzog Konrad war. Im fünften, dem stärksten, der auch der königliche hieß, befand sich der König selbst, umringt von der Blüte seiner thatfrohen Ritterschaft, den erlesensten Mannen aller Tausendschaften, und vor ihm der siegverbürgende Engel, von einer dicht gedrängten Schar gedeckt. Den sechsten und siebenten richteten die Schwaben aus, welche Burghard befehligte, der Gemahl einer Nichte des Königs. Im achten standen tausend ausgesuchte böhmische Mannen, die mit Waffen besser als mit Glück ausgerüstet waren; hierher hatte man auch das ganze Gepäck und den gesamten Troß gebracht, weil man ihn bei dem Nachtrab in bester Obhut wähnte. Aber es kam anders, als man erwartet hatte. Die Ungarn nämlich verloren keinen Augenblick: sie überschritten den Lech, umgingen das Heer und begannen damit, mit ihren Pfeilen dem achten Schlachthaufen zuzusetzen, dann machten sie mit gellendem Geschrei einen Vorstoß und hieben dabei die Böhmen nieder oder nahmen sie gefangen, bemächtigten sich des ganzen Trosses und zwangen die Reste des Haufens zur Flucht. Ähnlich verlief der Angriff auf den siebenten und sechsten Schlachthaufen: beide wurden, nachdem davon zahlreiche Mannschaft niedergemacht war, in die Flucht geworfen. Der König aber hatte nicht sobald erkannt, daß ihm der Frontkampf noch bevorstehe und schon im Rücken seine letzten Scharen aufgerieben wurden, da warf er nach der gefährdeten Stelle den vierten Schlachthaufen unter seinem Herzog; und der hieb die Gefangenen aus dem Feinde heraus, nahm ihm die Beute ab und vertrieb seine

plündernden Scharen. Nachdem Herzog Konrad dann überall die feindlichen Plündererrotten auch vernichtet hatte, kehrte er mit sieghaften Fahnen zum König zurück — seltsame Wendung! Die schlachtgewohnten ruhm- und sieggekrönten Mannen waren noch zum Schlagen nicht gekommen, da hatte er mit junger Mannschaft, die kaum erst einen Strauß bestanden, schon eine Ruhmesthat vollbracht!

Während dies in Bayern geschah, kämpfte der Markgraf Thiadrich mit wachsendem Erfolge gegen die Wenden. Als er zum Sturm auf eine ihrer Festen vorging, verfolgte er den Feind bis zum Thoreingang, indem er ihn hinter seiner Mauer Schutz zu suchen zwang: die gewonnene Vorburg ward in Brand gesteckt und alle, die vor der Mauer sich befanden, entweder gefangen oder niedergemacht. Als nun nach dem Erlöschen des Brandes auf dem Rückzuge die eine Hälfte der Mannschaft den an die Burg stoßenden Sumpf schon durchschritten hatte, nahmen die Slaven die Bedrängnis wahr, in welche das unwegsame Gelände die Unsrigen gebracht hatte — zum Kampf sich zu entwickeln war keine Möglichkeit, ja nicht einmal zum Fliehen Raum — und drangen verfolgend auf die Abziehenden im Rücken mit großem Geschrei ein. Sie erlegten auch von ihnen etwa fünfzig Mann auf der Flucht, durch welche die Unsrigen ihre Waffenehre besudelten.

Darob befiel Furcht und Entsetzen das ganze Sachsen-Land: die Folgewirkung dieses Mißgeschicks ließ alle zittern für den König und sein Heer. Es schreckte uns dabei auch noch die Seltsamkeit der Wunderzeichen. So wurden an vielen Orten die Kirchen von tosendem Sturme erschüttert, ein Hergang namenlosen Grausens für jeden, der es sah und hörte; Geistliche beiderlei Geschlechts wurden vom Blitze erschlagen; auch sonst fiel damals noch viel Schauderhaftes vor: es soll auch darum von uns verschwiegen werden.

Als der König gewahr wurde, daß nun die Entscheidung im Frontkampf herannahe, feuerte er seine Gefährten durch eine Ansprache folgendermaßen an: „Ein fester Mut ist uns in diesem schweren Drang vonnöten, das seht Ihr alle, Kameraden; denn nicht mehr aus der Ferne spottet Eurer Ungeduld der Feind; er ist Euch habhaft nahe. Bisher hat Eurer Arme unverdrossene Kraft, der Waffen Unbesiegbarkeit zum Ruhme mir

verholfen: überall auf fremdem Boden, außerhalb der Marken meines Reiches, habe ich den Sieg behalten, und sollte jetzt auf eigenem Grunde, in meinem Königreiche, das Schlachtfeld räumen? Gewiß, sie sind an Zahl uns überlegen, doch nicht an Tapferkeit und nicht an Rüstung; wir haben es ja zur Genüge schon erfahren: sie sind zum größten Teil entblößt von jeder Wehr und, was für uns der größte Trost ist, von Gottes Hilfe. Jene sind einzig deshalb so verwegen, um den Mangel ihrer Wehrkraft zu bemänteln; uns bleibt des Himmels Schutz doch nur als letzte Hoffnung. Und mit den Feinden jetzt noch friedlich uns vergleichen wollen, das müßte uns Schamröte in die Wangen treiben, da wir die Herren fast ganz Europas sind. Denn es ist Ehrenpflicht, wenn es zu Ende gehen will, einen ruhmvollen Soldatentod zu suchen, Kameraden, anstatt den Feinden sich zu unterwerfen, um dann in Dienstbarkeit das Dasein hinzuschleppen oder gar wie ein Stück Vieh im Geschirre abgetrieben zu verenden. Ich würde noch mehr sagen, Kameraden, wenn ich wüßte, daß durch Worte Eure Tapferkeit und Eure Kühnheit gesteigert werden könnte. Jetzt will's die Ehre, daß wir nicht mit der Zunge, nein, mit unserem Schwerte die Verhandlung eröffnen!" Mit diesen Worten erfaßte er den Schild und die heilige Lanze und sprengte selbst zuerst gegen die Feinde an, ein tapferer Soldat und wackerer Feldherr in einer und derselben Person. Unter den Feinden leisteten die Beherzteren anfangs Widerstand; als sie dann aber ihre Genossen fliehen sahen, verloren sie die Kaltblütigkeit, gerieten unter unsere Mannen und kamen um. Von den übrigen zogen sich die einen, deren Pferde ermüdet waren, in die nächsten Dörfer: hier wurden sie von Bewaffneten umstellt und gleich mit den Gebäuden verbrannt; die anderen durchschwammen den nahen Fluß; da aber das jenseitige Ufer keinen Halt für den Anstieg bot, so fanden sie in den Fluten des Flusses ihren Untergang. Noch an demselben Tage wurde das

feindliche Lager genommen und die Gesamtheit der Gefangenen befreit; am zweiten und dritten Tage wurde von den benachbarten Burgen aus die entronnene Menge so furchtbar aufgerieben, daß keiner oder doch kaum einer mit dem Leben davon kam. Aber über ein so wildes Volk war der Sieg nicht eben unblutig.

Herzog Konrad nämlich, der im tapferen Kampfe infolge seiner hitzigen Sinnesart und des Sonnenbrands — es war ein außerordentlich heißer Tag — eine unerträgliche Glut empfand und, um Luft zu schöpfen, die Helmbänder lockerte, empfing durch einen Pfeil, der ihn gerade in die Kehle traf, die Todeswunde; sein Leichnam wurde nach des Königs Weisung mit allen Ehren aufgenommen und nach Worms überführt: hier wurde der ruhmreiche Held, dem kein geistiger oder körperlicher Vorzug mangelte, bestattet, beweint und beklagt von allen Franken.

Die drei Häuptlinge des Ungarn-Volkes, welche gefangen worden waren, wurden dem Herzog Heinrich vorgeführt und, wie sie es verdienten, in schmählicher Weise mit dem Tode bestraft: am Galgen ließ man sie verrecken.

Durch den vielberufenen Sieg ein Triumphator, wurde der König von seinem Heere als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt. Nachdem er dann allen Kirchen, Gott in der Höhe durch angemessene Lobgesänge die Ehre zu geben, anbefohlen und dasselbe seiner ehrfurchtgebietenden Mutter durch Boten aufgetragen hatte, kehrte er unter Jubel und Frohlocken als Sieger nach Sachsen zurück, wo ihn sein Volk freudetrunken empfing: und seit zweihundert Jahren war auch kein König vor ihm so glücklich gewesen, einen gleich folgenschweren Sieg zu erringen."

Wie hier die kleiner gedruckten Abschnitte den Zusammenhang zerreißen — Thietmar, welcher Widukinds Sachsen-Geschichte benutzt, hat sich dadurch verleiten lassen, zwei Schlachttage an-

zunehmen —, so ist es auch mehr oder minder bei den anderen Episoden der Fall. Da nun in ihnen zugleich auch Angelegenheiten abgehandelt werden, welche für die Entwickelung der eigentlich sächsischen Geschichte nicht unmittelbar von Belang sind, so ließe sich schon aus diesem Verhältnis die von Widukind befolgte Stoffanordnung erkennen, hätte er auch nicht ausdrücklich davon gesprochen. Er sagt nämlich (II, 28): „Die Begebenheiten hängen nun einmal vermittelst Ursache und Wirkung so enge aneinander, daß sie in der Darstellung unter keinen Umständen auseinander gerissen werden dürfen: darum tadele mich niemand, daß ich die Zeiten durcheinander werfe, wenn ich spätere Ereignisse vorwegnehme." Widukind läßt also hier die Forderung synchronistischer Darstellung gelten, aber nur um sie sofort für ein Ideal zu erklären, welches nicht verwirklicht werden könne, da die fortlaufende Entwickelung der Geschehnisse eine pragmatische Darstellung unbedingt verlange. Demgemäß ist er durchweg verfahren. Er hat die sächsische Geschichte in den bedeutungsvollsten Phasen und Momenten zuerst entworfen und ausgearbeitet und dann, um dem Ideal synchronistischer Darstellung möglichst nahe zu kommen, Angaben und Ausführungen, welche ihn wichtig dünkten, hinzugefügt, ohne auf ihre nicht für durchführbar gehaltene Verknüpfung mit dem Hauptfaden seiner Erzählung sonderliche Mühe zu verwenden [1]). Von solchen zuerst entworfenen Abschnitten läßt sich mit voller Sicherheit im ersten Buch nur einer, die Her-

[1]) Es ist ein Verdienst Köpkes, die in der Sachsen-Geschichte sich bekundende eigentümliche Art ihrer Entstehung und Zusammensetzung zuerst richtig erkannt und dargelegt zu haben. Neuerdings ist freilich Raase mit dem Versuch hervorgetreten, die Aufstellung Köpkes als unhaltbar nachzuweisen; diesen Versuch kann ich aber nicht als geglückt anerkennen. Die handgreifliche Störung, welche die Schilderung der Ungarn-Schlacht durch die Einschiebsel erfährt, versucht er durch eine Erklärung hinweg zu erörtern, welche scholastischer Exegese eine

kunft der Sachsen behandelnd, erkennen; in den beiden anderen Büchern sind es die schon in der Inhaltsübersicht bezeichneten: der Bruderzwist im Herrscherhause, der Krieg der Söhne gegen den Vater, die Ungarn-Schlacht auf dem Lechfelde und die

---

unerfreuliche Concurrenz macht; er legt nämlich also aus: „Es ist hier, wenn man so sagen darf, ein dramatischer Knoten und zwar ganz geschickt geschürzt und gelöst: die Entscheidung liegt vor dem König; doch droht auch Gefahr im Rücken; sie wird durch Konrad abgewendet; die Sachen stehen aber bei der großen Übermacht der Ungarn dennoch sehr mißlich, und es ist alles zu fürchten; gegen die Slaven fiel schon die Entscheidung zu Ungunsten der Sachsen, ein Ereignis von schlimmster Vorbedeutung; ganz Sachsen zittert und fürchtet das schlimmste, selbst der Himmel verkündet Unheil; der König jedoch erringt mit Gottes Hilfe den Sieg, dessen ganze Bedeutung uns nun vor Augen steht." So, wie diese Auslegung will, hätten die störenden Einschaltungen verarbeitet werden können, es ist aber bis auf eine leise Andeutung, welche Otto vor dem Feinde sich befinden läßt — „die Folgewirkung dieses Mißgeschicks ließ alle zittern für den König und sein Heer" — nicht geschehen; der Knoten wäre auch sehr ungeschickt geschürzt; denn die Einschiebsel hätten doch dramatisch weit besser gewirkt, wenn sie da angebracht worden wären, wo die Flucht des achten, siebenten und sechsten Schlachthaufens berichtet wird. Raase bemängelt die Unterscheidung zwischen ursprünglichem Entwurf und nachträglicher Beigabe allgemein darum, weil er den Unterschied zwischen wichtigem und nebensächlichem darauf überträgt. Das ist aber unstatthaft; denn gerade weil neben der zusammenhängenden Erzählung Einzelheiten, welche nicht ohne weiteres sich einfügten, belangreich waren, wurden sie später noch nachgetragen. Er giebt dann zwar zu: wenn Widukind nach Einschiebung einer Episode den Faden der Erzählung mit denselben oder ähnlichen Worten wieder aufnimmt, mit welchen er ihn fallen gelassen hatte, daß eine solche Verknüpfung über die Episode hinwegweist; aber er glaubt eben daran zu erkennen, daß die Episode von Anfang an da war, daß nur sie die eigentümliche Verknüpfung erklärt. Diese Meinung beruht auf der Voraussetzung, daß Widukind stets die Episoden eingeschaltet habe, ohne sich jemals weiter um die durch sie verursachte Unterbrechung zu kümmern, während doch Köpke durchaus nicht überall rohe Hinzufügung der Episoden erblickt, also Anfänge anpassender Bearbeitung annimmt. Nur darin hat Raase Recht, daß nicht bis ins einzelne die Aufstellung Köpkes einspruchsicher ist;

Empörung des jüngeren Wichmann [1]) — alles so episch gefärbte Berichte, daß man sie als in Prosa aufgelöste Lieder betrachten kann, wie sie etwa von den fahrenden Sängern der Zeit zum Vortrag gebracht wurden. —

In Widukinds Sachsen-Geschichte tritt, soweit die Darstellungsform in Frage kommt, der unausgeglichene Gegensatz zwischen der Spielmannsweise, welche die Begebenheiten nur pragmatisch vorführt, und der Mönchsart, die Geschichte in einzelnen Angaben synchronistisch zu verzeichnen, hervor: man könnte, nur im Hinblick darauf, den Mönch von Corvey einen Spielmann in der Kutte nennen. Aber von dem Streben, angenehm zu unterhalten, dem er eingestandenermaßen huldigt [2]), wird er durch das Vorbild römischer Historiographie, durch die Wichtigkeit des von ihm bearbeiteten Stoffes und den ernsten Wahrheitsdrang, der ihn beseelt, zum Geschichtsschreiber erhoben. Mag er immerhin in ungelenker Schreibart sich verständlich machen, anspruchslos und bieder, hat er klaren Blickes überall das wesentliche recht erfaßt, ohne persönliche Voreingenommenheit Licht und Schatten gewissenhaft verteilt und mit seiner heißen

---

aber wenn sich auch schwerlich jemals eine vollständige Übereinstimmung über jede Kleinigkeit erzielen, sich auch nicht ausmachen läßt, ob sie ursprünglich oder nachgetragen ist, daraus nun wie Raase folgern wollen, daß Köpkes ganzes Unternehmen verfehlt sei, das heißt doch das Kind mit dem Bade ausschütten!

[1]) So weit sie nicht schon in diese Erörterungen eingeflochten sind, werden diese Erzählungen zur Erklärung des Otto-Liedes Verwendung und darum im letzten Teil dieses Buches Aufnahme finden. Ein Lied auf die Versöhnung Ottos mit Heinrich hat sich übrigens erhalten; vgl. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur S. 61—65.

[2]) Abgesehen von dem Ziele, welchem er bei der Abfassung seiner Sachsen-Geschichte zuzustreben erklärt: der Äbtissin von Quedlinburg einen edlen Zeitvertreib zu verschaffen, ist hier auch seine Verheißung anzuführen, ohne Umschweife und mit Auswahl zu schreiben, damit er nicht langweilig werde.

Liebe zu Volk und Fürst den ganzen Stoff durchdrungen und belebt; er hat so aus jenen Nachrichten, welche ihm vom Hofe zukamen, in trefflichen Bildern die Geschichte des Sachsen-Volks geschrieben: er ist, in seiner Volkstümlichkeit fast unzugänglich für kirchliche Einflüsse und kein blinder Bewunderer sächsischer Kaiserherrlichkeit, der bedeutendste Geschichtsschreiber, welchen das zehnte Jahrhundert hervorgebracht hat.

IV.

Thietmar.

Nachdem die ruhmreiche Machtentfaltung des sächsischen Königtums unter Otto dem Großen mit der Strahlenkraft der Frühlingssonne eine ungeahnte Blütenpracht am Baum deutscher Geschichtsschreibung hervorgezaubert hatte, verfloß fast ein halbes Jahrhundert, ehe ein letzter, ein Johannistrieb gedieh. Otto II. und Otto III. haben keinen gleichzeitigen Geschichtsschreiber gefunden; erst die Thaten des letzten Königs aus sächsischem Hause, Heinrichs II., sind wieder von einem Zeitgenossen beschrieben worden, in welchem die hohe Geistlichkeit Sachsens der Klostergeistlichkeit, der Gandersheimer Nonne und dem Corveyer Mönche nacheifert: es ist der Bischof Thietmar von Merseburg [1]).

Thietmar war am 25. Juli 975 geboren als Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck und Kunigundens, einer Tochter

---

[1]) „Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon" ist in einer Sonderausgabe für die „Scriptores rerum Germanicarum" von Friedrich Kurze bearbeitet und im „Neuen Archiv" XIV, 59—86 durch den Aufsatz „Abfassungszeit und Entstehungsweise der Chronik Thietmars" erläutert worden. Die für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" gelieferte Übersetzung M. Laurents „Die Chronik des Thietmar von Merseburg" ist in zweiter Auflage von J. Strebitzki überarbeitet und in neuer Ausgabe von W. Wattenbach mit Berichtigungen versehen worden.

des Grafen Heinrich von Stade, welchen der Enkel einen Blutsverwandten Ottos des Großen heißt. Eine Schwester seiner Mutter, Hildegard, war mit dem Herzog Bernhard I. von Sachsen vermählt; ein Bruder seiner Großmutter mütterlicherseits war der Herzog Konrad I. von Schwaben, dessen Sohn Hermann II. mit einer Tochter König Konrads von Burgund den Herzog Hermann III. und Gisela, die nachmalige Kaiserin, erzeugte. Also mit dem niedergehenden und dem aufkommenden Kaiserhause verwandt, hatte das Grafengeschlecht, welchem Thietmar entstammte, bisher noch keinen seiner Sprossen in eine höhere geistliche Würde gebracht; das war erst den letzten Nachkommen beschieden: von den vier Brüdern Thietmars waren zwei Heinrich und Friedrich weltlichen Standes, die jüngeren Siegfried und Bruno wurden Bischöfe, der eine in Münster, der andere in Verden.

Als Siegfried noch Abt des St. Johannis-Klosters in Magdeburg war, hat ihm Thietmar sein Geschichtswerk gewidmet, welches er selbst „Chronica“ nennt. Es ist entstanden, wie der Verfasser selber sagt, aus dem allgemeinen Drange, möglichst dauernden Nutzen zu stiften, und dem Bewußtsein einer besonderen Dankespflicht gegen die Kaiser aus sächsischem Hause und bestimmt, die Geschichte dieser Herrscher und des Bistums Merseburg der Nachwelt zu überliefern. Aber wie Thietmar bei der Bethätigung jenes allgemeinen Dranges, welcher das Gedächtnis aller ihm in Vergangenheit und Gegenwart bekannter guter Menschen bewahren möchte [1]), sich Beschränkung auferlegen muß, so bringt er auch die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses nur nach Maßgabe der Merseburger Geschichte zur Darstellung. Da das Bistum Merseburg erst von Otto

[1]) „Ich möchte gern“, sagt er (IV, 61), „wenn es nur irgend anginge, eines jeden Guten Gedächtnis durch das Werk meiner sonst nichtsnutzigen Hände mit anziehendem Reiz ausstatten und so für Gegenwart und Zukunft ersprießlich machen.“

dem Großen begründet ist, so wird die Geschichte Heinrichs I. zu einer Einleitung der eigentlichen mit Otto I. anhebenden Erzählung [1]); da weiter das Bistum von Otto II. aufgehoben worden ist, so werden die Feindesnöte, unter welchen der Kaiser aus dem Leben schied, als ein Strafgericht des Merseburger Schutzpatrons, des heiligen Laurentius, ausgegeben [2]); und da endlich das Bistum dem zweiten Heinrich seine Wiederherstellung verdankt, so ist er der gefeierte Held des ganzen Werkes [3]).

---

[1]) Thietmar sagt (I, 10): „Da Otto der Gegenstand meiner Darstellung ist, halte ich es nicht für nötig, jede einzelne That seines Vaters zur Sprache zu bringen." Damit ist zusammenzuhalten die Aufforderung, welche Thietmar (II, 45) an seinen Nachfolger richtet, Fürbitte für Otto I. vornehmlich am Laurentius-Tage einzulegen; denn an diesem Tage, am 10. August 955, vor der Schlacht auf dem Lechfelde hatte Otto, wie Thietmar (II, 10) berichtet, „sich vor Gott niedergeworfen, sich allein vor allen anderen ihm schuldig bekannt und unter strömenden Thränen das Gelöbnis abgelegt: wenn Christus ihm an diesem Tage auf des Laurentius Fürsprache hin in Gnaden Sieg und Leben gewähren würde, so wolle er in der Stadt Merseburg ein Bistum zu Ehren jenes Feuersiegers errichten und seinen jüngst angefangenen Palast ihm zu einer Kirche ausbauen." So begreift man auch die Pflicht, welcher Thietmar gegen die sächsischen Kaiser sich bewußt ist, und das Vermächtnis an seinen Amtsnachfolger (I, 20): „Was ich von diesen Herrschern etwa aus Unachtsamkeit oder weil ich darüber hinwegsterbe, unerörtert lasse, das, geliebter Nachfolger, hole Du nach und bringe die für die Nachwelt bestimmte Schilderung dieser Zeit zum Abschluß."

[2]) In der dactylischen Vorrede des dritten Buches heißt es:

„Ist auch der Grund nicht völlig klar,
Erfahrnen leuchtet's ein:
Seit über Merseburg so schwer
Das Unheil brach herein,
Seitdem war's mit dem Friedensglück
Vorbei im deutschen Land;
Es waltet weit und breit darin
Des Feindes rauhe Hand."

[3]) Geflissentlich hebt Thietmar (VII, 42) hervor, daß Heinrich Kaiser wurde in dem nämlichen Monat, in welchem er Merseburg wieder hergestellt hatte.

Das zeigt sich auch schon an der ganzen Einteilung. In der Anfangshälfte der Chronik wird je ein Buch auf einen der vier ersten sächsischen Herrscher verwandt; die andere Hälfte ist der Geschichte Heinrichs II. gewidmet, sodaß das fünfte und sechste Buch [1]) auf seine Königszeit, die beiden letzten auf seine Kaiserzeit kommen bis zum Jahre 1018, mit welchem das Werk schließt.

Innerhalb dieses Rahmens hat nun Thietmar nicht etwa ein Buch nach dem andern erledigt, sondern er ist — was er sich ausdrücklich vorbehält [2]) —, mit späteren Büchern beschäftigt, auf die früheren mit Nachträgen zurückgekommen. Davon gewährt auch die in Dresden verwahrte Handschrift der Chronik Thietmars, als der unmittelbare Niederschlag seiner geistigen Arbeit, ein getreues Bild. Außer den Schriftzügen Thietmars selbst, welche wir durch seine Einzeichnung in ein Merseburger Meßbuch kennen, sind darin — das hat die Untersuchung Kurzes ergeben — noch acht Schreiberhände zu unterscheiden, von welchen zwei — A und B — die größere Hälfte der Handschrift geschrieben haben. Da sie in dem wirren Durcheinander aller Hände offenbar zu derselben Zeit thätig gewesen sind — denn an einer Stelle hat B einen von A [3]) unvollendet gelassenen Satz zu Ende geführt — und zugleich in den ersten sieben Büchern entschieden vorwalten, so darf man annehmen, daß die von ihnen herrührenden Abschnitte

[1]) Ich meine hier das sechste Buch in der alten Ausdehnung; mit der durch Kurze vorgenommenen Zerlegung in zwei Bücher, sodaß die ganze Chronik in neun Bücher zerfällt, bin ich nämlich, wie ich in der Beilage am Schlusse dieses Kapitels näher ausführen werde, nicht einverstanden; ich citiere aber sonst nach der neuen Ausgabe.

[2]) Am Schlusse des ersten Buches sagt er: „Was ich irgend zu dem vorliegenden Buche noch hinzufügen kann, werde ich unermüdlich nachtragen.“

[3]) Bei diesem Schreiber hat Kurzes Scharfblick eine Fortentwickelung der Schrift an den Buchstaben d und E wahrgenommen.

den Grundstock des ganzen Werkes bilden. Nachdem Thietmar die ältesten Teile seinen Schreibern in die Feder diktiert hatte — einzelne Fehler sind so eigenartig, daß, um sie zu machen, die Schreiber sich verhört haben müssen —, hat er auf dem Rande, auf leer gelassenen Seiten, auf angehefteten Blättern und Lagen Nachtragungen vorgenommen oder vornehmen lassen, wozu ihm insbesondere die Bekanntschaft mit den Quedlinburger Jahrbüchern Stoff bot, und das Werk fortgesetzt, in der letzten Zeit sicher durch sofortige Aufzeichnung soeben erhaltener Nachrichten, da er (IX, 8) gerade heraus sagt: „Bis mir das schnelle Gerücht neuen Stoff liefert, überlasse ich mich meinem heißen Triebe, das Leben frommer Menschen zu schildern.“ In welchem Jahre Thietmar sein Werk begonnen, läßt sich nicht ausmachen, sondern nur annähernd bestimmen. Da er nämlich in einem von A geschriebenen Abschnitt des ersten Buches eines Todesfalls gedenkt, welcher sich am 13. November 1012 ereignet hat, so dürfte er um diese Zeit angefangen haben. Unsicher sind auch die Zeitpunkte, an welchem die Quedlinburger Jahrbücher zu Ergänzungen für die schon vorhandenen Teile ausgenutzt worden sind, und an welchem Thietmar der Vergangenheit so weit mit seinen Berichten nachgekommen war, daß er nun die Begebenheiten, so wie sie ihm bekannt wurden, aufschreiben konnte; nur so viel ist gewiß, daß er, solange irgend seine Kräfte reichten, auch seines Amts als Chronist gewartet hat; denn bis in den September 1018 erstrecken sich die aufgezeichneten Geschehnisse, ohne den Schriftraum der Handschrift ganz zu erfüllen, und am 1. December desselben Jahres ist Thietmar gestorben.

Bei der bunten Mannigfaltigkeit nicht recht zu einander abgestimmter Angaben [1]) kann man wohl den Eindruck gewinnen,

---

[1]) Neben ausgeführten Erzählungen politisch bedeutender Ereignisse, finden sich nichtssagende Aufzeichnungen, wie (VIII, 76): „Eckehard,

als sei das ganze Werk nur eine Sammlung „von ungeordnetem Material, das wohl noch einer weiteren Durcharbeitung und Umarbeitung unterliegen sollte“ [1]); aber Thietmar selbst kennzeichnet diesen Eindruck als einen unzutreffenden, indem er unbedenklich (IV, 55) zugiebt: „Da ich nicht im Stande bin, die Fülle des in diesem weit angelegten Werke zu bewältigenden Stoffes nach umfassenden Gesichtspunkten zu behandeln, so schäme ich mich nicht, ... Nachlese zu halten; denn so bin ich einmal: ich gehe bald auf dies, bald auf jenes ein, wie ein Wandersmann, welcher den geraden Weg bald wegen seiner Unbequemlichkeit, zuweilen auch aus Unkenntnis mit dem verschlungenen Gewirr der Seitenpfade vertauscht.“ Er begiebt sich also selbst des höheren Ranges, zu welchem nach seiner Empfindung der Geschichtsschreiber mittels einer geistigen Durchdringung, einer umfassenden Darlegung seines Stoffes sich erhebt; er bescheidet sich mit dem geringeren, welcher seiner Eigenart zusagt. Ob er auch im übrigen den Ansprüchen genügt, welche man an einen Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher zu stellen berechtigt ist, darüber kann nur eine genauere Betrachtung seiner Persönlichkeit Aufschluß gewähren.

Seine Bildung ist die zu seiner Zeit übliche Gelehrtenbildung, welche vor allem auf die gefällige Handhabung der lateinischen Sprache abzielt. Daß er ein Meister des Worts sei, kann man nicht behaupten angesichts nicht weniger Stellen, welche durch schwülstige und gesuchte Ausdrucksweise schwer verständlich sind; aber eine gewisse Gewandtheit ist ihm doch auch nicht abzustreiten, da er in den Vorreden zu einzelnen Büchern seine Gedanken in ein angemessenes poetisches Gewand zu kleiden ver-

---

mein geistlicher Bruder, Mönch im Kloster St. Johannis des Täufers in Magdeburg, verlor, vom Schlage gerührt, die Sprache“ oder (IX, 29): „In jenen Tagen aßen in meinem Bistum sieben hörige Bauern giftige Pilze und starben von innerem Brande verzehrt.“

[1]) So v. Giesebrecht nach Kurzes Bemerkung.

steht [1]). Er schmückt seinen Vortrag überdies mit Aussprüchen römischer Dichter, besonders Vergils und Horazens, dann des Ovid, Terenz und Lucan, des Persius, Juvenal und Martial und anderer, deren Benutzung allerdings nicht immer für eine unmittelbare Kenntnis zeugt. Daneben steht seine Sprache unter dem Einfluß der Bibel, zeigt aber nur geringe Einwirkungen der Schriften der Kirchenväter, von welchen Augustin und Gregor I. in einzelnen Wendungen zu erkennen sind. Von jüngeren lateinischen Gedichten führt Thietmar eine Klage auf den Tod Karls des Großen an; er ist merkwürdigerweise auch mit der ältesten lateinischen Form der deutschen Tiersage, der „Ecbasis captivi", vertraut. Griechisch hat er nicht verstanden; denn die Inschrift des Delphischen Tempels, mit welcher er prunkt, verrät sich schon an ihrer fehlerhaften Form: Gnoti seaucton als Entlehnung [2]). Dagegen ist ihm augenscheinlich eine Kenntnis slavischer Mundarten eigen, da seine Deutungen slavischer Namen sich als richtig bewährt haben [3]).

---

[1]) Innerhalb eines Buches wird er nur einmal (V, 17), als mit der Thronbesteigung Heinrichs II. die Wiederherstellung des Merseburger Bistums in Aussicht steht, so schwungvoll, daß er in das daktylische Versmaß verfällt.

[2]) Diese Kenntnis hat ihm Macrobius vermittelt; auf denselben geht auch die überraschende richtige Erklärung der Sonnenfinsternisse zurück: „Möchten doch, das ist mein Wunsch," sagt Thietmar (IV, 15), „alle Christen davon wie von einer ausgemachten Wahrheit sich überzeugt halten, daß die Sonne sich verfinstert nicht etwa dadurch, daß Hexen sie beschwören oder Wölfe sie verschlingen oder irgend etwas Menschenmögliches darauf einwirken kann; sondern es steht damit, wie Macrobius es bezeugt unter Beipflichtung aller anderen Gelehrten: die Verfinsterung wird durch den Mond bewirkt."

[3]) So deutet er z. B. den Namen der Stadt Nimptsch, einer deutschen Gründung, als „Fremdenstadt"; er weiß auch, daß Schlesien so nach einem hohen Berge — dem Zobten-Berge, welcher früher Zlenz hieß, — genannt ist.

Die durch die „Ecbasis captivi" belegbare Teilnahme Thietmars für die litterarischen Erzeugnisse seiner Zeit mußte auch seiner Geschichtsschreibung zu gute kommen: er konnte, mit der Geschichte Merseburgs beschäftigt, die im Sachsen-Lande selber entstandenen Schriften über die Geschichte des Herrscherhauses unmöglich unbeachtet und unbenutzt lassen. So ist denn in der That das erste und zweite Buch seiner Chronik auf die Sachsen-Geschichte Widukinds gegründet und die Erzählung bis zum Jahre 1013 vielfach durch Nachträge aus den Quedlinburger Jahrbüchern ergänzt. Er erwähnt daneben die Lebensbeschreibungen des Erzbischofs Brun von Köln und des Bischofs Udalrich von Augsburg, aber ohne daß er ihnen etwas Nennenswertes entnommen hätte. Weiter haben ihm ganz kurze Aufzeichnungen verschiedener Art und Herkunft [1]), die Akten einer in Dortmund 1005 gehaltenen Synode und Urkunden der Merseburger und Walbecker Kirche zu Gebote gestanden, den reichsten Stoff aber — abgesehen von den eigenen Erlebnissen — mündlich ihm zugetragene Nachrichten geliefert, und zwar nicht sowohl die im Volksmund lebenden Lieder [2]), als Berichte seiner Freunde und Verwandten.

Fragt man nach einer Kritik, welche Thietmar mit seinem Stoffe vorgenommen, so ist da kaum etwas anderes beizubringen als sein Verzicht, auf die ältere Merseburger Geschichte einzugehen; Thietmar versteht sich dazu, um nicht bei ihrer Unzuverlässigkeit „als Lügner erfunden zu werden". Bei der Wiedergabe der Berichte verfällt er allerdings in Flüchtigkeits-

---

[1]) Daß die Magdeburger Aufzeichnungen, wie Kurze will, dem Erzbischof Tagino zuzuschreiben seien, scheint auch mir durch die angezogene Stelle ut scriptura eius testatur nicht erwiesen; ich sehe in der scriptura mit Wattenbach einen Brief des Erzbischofs.

[2]) Ein Lied, welches die Flucht Ottos II. nach der ihm durch die Sarazenen beigebrachten Niederlage zum Inhalt hat, ist (III, 21) er-

fehler [1]); aber sein guter Wille, die Wahrheit kund werden zu lassen, ist doch über jedem Zweifel erhaben. Als er (V, 32) die Empörung des Herzogs Boleslav von Polen im Bunde mit dem Markgrafen Heinrich — seinem eigenen Vetter — zu schildern hat, erklärt er: „Gern möchte ich meinen Vetter irgendwie verteidigen, aber ich müßte mich dabei unterstehen, der Wahrheit, welche allen Christen heilig sein soll, zu nahe zu treten."

Die Wahrhaftigkeit, welche ihn beseelt, ist die des Christen; sie ist ihm eine leichte Pflicht seines geistlichen Berufes, da er auch der schwersten, der Pflicht der Selbstentsagung bis zur Selbstverächtlichung gerecht wird. Von sich selbst entwirft er nämlich dieses Bild: „Sieh Dir einmal, lieber Leser," sagt er (IV, 75), „mich auf den vornehmen Herrn hin an: Du wirst ein unbedeutendes Menschenkind gewahren, welches an der linken Kinnlade und Wange dadurch entstellt ist, daß hier früher einmal eine Fistel aufgebrochen ist, welche von Zeit zu Zeit immer wieder anschwillt. Ein Bruch des Nasenknorpels in meiner Kindheit giebt mir ein lächerliches Aussehen. Und über alles dies würde ich nicht Klage führen, wenn sich mein innerer Mensch nur sehen lassen könnte. Aber ich bin ein Elender, über die Maßen jähzornig, unlenksam zur

---

kennbar; aus einem andern auf Herzog Heinrich von Bayern, den Vater Heinrichs II., bezüglichen werden (V, 2) sogar die Worte angeführt:

„Auf unsern Thron wär' Herzog Heinz
Gekommen gar zu gern;
Doch hatte er bei diesem Wunsch
Nicht für sich Gott den Herrn."

[1]) Da Widukind in dem „Krieg der Söhne gegen den Vater" den Herzog Konrad von Lothringen, den Schwiegersohn Ottos, (III, 13) nicht namentlich, sondern nur als gener Ottos bezeichnet, so giebt Thietmar an, welcher darunter den Schwestermann versteht: der Herzog Hugo von Franzien, welcher Hathui, die Schwester Ottos, zur Gemahlin hatte, sei Teilhaber der Empörung gewesen; es ist außerdem oben schon berührt, daß Thietmar aus dem verwickelten Berichte Widukinds über die Ungarn-Schlacht auf dem Lechfelde eine zweitägige Dauer herausliest.

Besserung, neidisch; ich verhöhne andere, während ich doch selbst nur Spott verdiene, ja ich schone niemand, wie es doch meine Pflicht wäre; ich bin ein Schlemmer und Heuchler, ein geiziger Filz und Ehrabschneider und, um mit diesen ehrenrührigen, aber nur zu berechtigten Bezeichnungen zu Ende zu kommen, schlimmer, als man irgend angeben oder ermessen kann [1])."

Mit dieser Selbsterniedrigung sucht Thietmar offenbar nur dem Ideal eines christlichen Priesters, wie es seine asketisch angelegte Zeit vor Augen hatte, nachzueifern [2]): ihm entlehnt er auch Züge, mit welchen er die ihm bekannten Seelenhirten ausstattet. Als am auffälligsten dürfte darunter die Gabe, durch reichlichen Thränenerguß die Inbrunst zu bethätigen, vermerkt werden: Thietmar rühmt sie dem Erzbischof Tagino von Magdeburg, wie seinem Nachfolger im erzbischöflichen Amte nach, niemandem aber in höherem Grade als dem Abte Alfker, welcher ein Virtuose der Thränendrüsen genannt zu werden verdient: „Außer anderen Tugenden", bemerkt Thiet-

---

[1]) An einer früheren Stelle (I, 20) faßt er seine Selbstcharakteristik in den Kernspruch zusammen: „Aus unreinem Samen erwachsen, habe ich mich im Kote gewälzt wie ein unreines Schwein."

[2]) In Wirklichkeit dürfte auch Thietmar sich etwas anders gegeben haben, als er hier glauben machen will; berichtet er doch geradezu über den von ihm hochgeachteten Erzbischof Tagino von Magdeburg, daß er sehr wählerisch in seinem Verkehr gewesen sei: „Gern hatte er solche, die Adel der Geburt und der Sitten besaßen, während er niedere zwar nicht verachtete, aber doch von seinem Umgang fern hielt." Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Selbsterniedrigung niemals über Worte hinausgegangen sei; so heißt es von dem heiligen Adalbert in seiner Lebensbeschreibung: „Jedem am Hofe widmete er seine Dienstfertigkeit; als sei er der Knecht aller, erwies er ihnen die niedrigsten Handreichungen und unterzog er sich ihrer Aufwartung in demütiger Selbstentäußerung. Er ließ es z. B. bei Nacht, wann alle schliefen, sich angelegen sein, ihr Schuhwerk in Ordnung zu bringen: vom Pförtner bis zum Haupt des königlichen Hauses — aller Schuhe wusch er ab und stellte sie vom Schmutz gereinigt wieder an ihren Ort."

mar (IX, 11), „hatte er auch die Gewohnheit, seinen Namen an alle Altäre zu schreiben und, während er die Messe sang, so reichlich Thränen abzusondern, daß er fast am ganzen Leibe naß wurde: er ließ seinen Thränen freien Lauf, weil ja, wie
Judith 8, 12 geschrieben steht, Thränen, um unserer Sünden willen von Herzen vergossen, Vergebung bei Gott nicht blos verlangen, sondern auch erlangen"; aber selbst dieser reich begnadete Mann vermochte doch auch eines äußerlichen Reizmittels nicht zu entbehren; Thietmar fügt nämlich hinzu: „Um desto mehr Anlaß zu haben, die Hilfe des Himmels anzurufen, war er barmherzig gegen alle seine Schuldner."

Da Thietmar so sorgsam auf die Verwirklichung seines kirchlich-christlichen Ideals zu halten scheint [1]), so ist es nicht wunderbar, daß er unter dem Eindruck vermeintlicher Beeinträchtigung seitens der Laiengewalten die Herrschaft der Kirche noch entschiedener durchgeführt haben möchte, daß er einmal sogar den Ausschluß der markgräflichen Gerichtsbarkeit und die Anwendung des kanonischen Strafverfahrens verlangt. Ist das auch nur ein frommer Wunsch, so giebt es doch kirchliche Satzungen, welche er unerbittlich auch von den höchst gestellten Laien beobachtet wissen will. Dahin gehört vor allem das auf Eheleute berechnete Gebot, den Feiertag durch Enthaltung des geschlechtlichen Verkehrs zu heiligen. Er belegt diese Forderung mit einem warnenden Beispiel, welches zugleich eine seltsame Art der Motivenforschung darstellt, insofern es die von Liudprand und Hrotsvitha verbreitete Auffassung: die Empörung

[1]) Das Ideal weicht nicht von dem anderer Zeitgenossen ab: es begreift auch das Einsiedlerleben in sich, es ist schließlich das Martyrium, das Heldentum des Leidens, als dessen Vertreter Thietmar (VII, 34. 35) einen seiner Verwandten, Brun von Querfurt, schildert. Es ist damit auch wohl vereinbar, wenn Thietmar (IX, 26) die große Kränklichkeit, von welcher der Bischof Suithger von Münster andauernd heimgesucht war, als einen Zustand preist, „der allerlei Tugenden zur Reife bringt."

Heinrichs gegen seinen Bruder sei vom Teufel angestiftet, auf einen bestimmten Vorgang zurückführt und so noch näher begründet; er erzählt (I, 24): „Am Gründonnerstag berauschte sich König Heinrich maßlos und wohnte in der folgenden Nacht auf Antrieb des Teufels seiner Gemahlin bei, so sehr sich diese auch sträubte. Dieses Geschehnis plauderte Satan, der Urheber des Frevels, welcher die Menschen durch Fallstricke um die ewige Seligkeit bringt, zu einer hoch gestellten Frau folgendermaßen aus: „Die Königin Mathilde hat neulich auf meine Veranlassung dem Gelüste ihres Eheherrn nachgeben müssen und einen Sohn empfangen, der nun ohne allen Zweifel mir gehört; bewahre aber ja auf das strengste das wichtige Geheimnis, welches ich Dir anvertraut habe!" Die Frau, welche sich ihren schweren Kummer darüber nicht anmerken ließ, verriet ihr Geheimnis schleunigst der Königin und empfahl ihr, stets Bischöfe und Priester um sich zu haben und gleich bei der Geburt des Prinzen durch das Wasser der heiligen Taufe alle Anlagen abwaschen zu lassen, an welchen der böse Geist seinen prahlerischen Worten zufolge sein Wohlgefallen habe. So konnte sie noch Gott danken. Als aber der Dämon d. h. der alles Wissende sich vollständig übertölpelt sah, schalt er die erwähnte Frau aus und schloß mit folgenden Worten: „Obgleich durch Deinen lästerlichen Mund meine Absicht durchkreuzt ist, habe ich wenigstens so viel erreicht, daß von dem Prinzen und von allen, welche jemals aus seinen Lenden hervorgehen werden, meine Begleiterin, die Zwietracht, niemals weichen, daß ihnen niemals dauernder Friede beschieden sein wird [1])." Das sagte

[1]) An anderer Stelle (III, 3) wird das Verfahren des Teufels dahin bestimmt, daß er das für einen Frommen unheilvolle Ereignis einer Frau im Vertrauen nur darum vorher ankündige, um die Schwatzhaftigkeit des schwachen Geschlechts auszubeuten und so womöglich eine Seele zu ergattern. Erläutert wird das hier an dem Schicksal der Äbtissin Gerberga: als sie das ihr anvertraute Geheimnis des nahen Todes

der große Lügner, der Feind der Wahrheit, nur, weil er es so wünschte, nicht, das hoffe ich, weil es so in Erfüllung gehen sollte; denn vielfach wird bestimmt berichtet ..., daß zur Zeit jenes Prinzen und seines Sohnes ein Aufstand den andern ablöste und Vertrauen in den Frieden nicht aufkommen konnte [1])."

Wie hier Thietmar fürchtet: des Herrgotts Affe könne einmal Vorsehung gespielt haben, so meint er sonst den Finger Gottes überall zu erkennen. „Uns verbietet die Schrift", bekennt er (VIII, 41) „den Glauben an ein Schicksal oder einen Zufall"; darum sieht er sich, als er das Abscheiden des Erzbischofs Waltherd von Magdeburg nach kurzer Amtsdauer mitteilen muß, zu dem Versuche gezwungen, seinen Lesern das folgerichtige Mißtrauen in den Wert des Erzbischofs auszureden; darum ist aber auch dem Glauben an vorbedeutende Träume und an Wunder Thür und Thor geöffnet.

Die Einbildungskraft Thietmars ist eine so rege, daß er aus den belanglosesten Träumen die folgenschwerste Bedeutung herausspürt. Der gewaltige Wenden-Aufstand des Jahres 983, welcher die von Otto I. begründete christliche Kultur im überelbischen Lande hinwegfegte, soll z. B. dem Vater Thietmars folgendermaßen vorher verkündet sein: „Er sah im Traum," berichtet Thietmar (III, 17) „den Himmel durch dichtes Gewölk sich verfinstern, und als er nun verwundert fragte, was das zu bedeuten habe, vernahm er eine Stimme, welche sagte: „Jetzt
Matth. 5, 45. soll erfüllet werden die Weissagung: der Herr lässet regnen über Gerechte und Ungerechte." Das ist alles. Thietmar selber träumt so lebhaft, daß er die Gebilde seines überreizten Hirns

---

Geros, des Erzbischofs von Köln, dem Bedrohten verraten hat, kann der Teufel die fromme Frau zwar nicht holen, aber er züchtigt sie so, daß sie nach wenigen Tagen stirbt.

[1]) Thietmar steht mit seiner Auffassung nicht allein; auch Eckehard berichtet in der St. Galler Chronik (II, 30) einen ähnlichen Fall.

leibhaftig vor sich sieht, daß er sich von ihnen auch im wachen Zustande heimgesucht wähnt und so dem Zweifel an seiner geistigen Gesundheit Raum giebt. Er erzählt (IX, 15): „Als ich einst auf einem meiner Güter in Heslinge [Heslingen] übernachtete, sah ich im Traum eine gewaltige Rotte böser Geister bei mir, welche mir eine Schüssel vorsetzten und mich davon zu essen nötigten. Da ich sehr wohl merkte, daß ich es mit feindlichen Wesen zu thun hatte, so weigerte ich mich zunächst, erklärte mich aber schließlich doch im Namen Gottes des Vaters zu essen bereit. Obgleich ihnen das sehr unangenehm war, ließen sie es doch — das verhaßte Gesindel sah eben keine andere Möglichkeit, mich zum Essen zu bringen — gleichsam mit Bedauern zu; denn sie gingen allesamt auf meine gänzliche Vernichtung aus: und hätte ich nur damals nicht den Namen des Herrn angerufen, ich wäre jetzt meines Seelenheils verlustig. Durch den Genuß von diesem Gerichte, welches, wie mir schien, aus allerlei Kräutern zusammengebraut war, habe ich eine ganze Fülle der sündhaftesten Gedanken in mich aufgenommen, welche mich bei der Abhaltung des Gottesdienstes auf das ärgste stören, aber doch mit Gottes Hilfe, an welchen ich mich vor jenen Unholden gehalten habe, niemals oder doch nur selten zu einer unseligen Handlung verführt haben. Aber ihre Bosheit kitzelt schon der Gedanke, an mir doch einen Teil zu haben. So umringten sie mich ein ander Mal, hielten sich aber, da ich wieder auf der Hut war und mich bekreuzte, in gemessener Entfernung und fragten mich: „Hast Du Dich denn nun wohl verwahrt?“ und als ich ihnen erwiderte: „Das hoffe ich,“ fuhren sie fort: „Schließlich wirst Du uns aber doch anheim fallen!“ Ich fürchte ihre Drohungen so wenig, wie ich auf ihre Schmeicheleien etwas gebe; denn sie sind wie ihre Urheber eitel Wind — ich bin nur wegen der Höhe meiner Verschuldung in rechter Sorge.“

Was die von Thietmar gemeldeten Wunder anlangt, so befindet sich unter ihnen nur wenig Neues; sie bewegen sich meist

in den Motiven, welche durch die heiligen Schriften angegeben sind; so z. B. (IV, 33) die durch das Gebet einer Äbtissin bewirkte wunderbare Füllung eines Weinfasses, welches durch Spenden an Arme und Pilger vorzeitig geleert ist. Als eigenartig dürfte nur dasjenige Wunder zu bezeichnen sein, welches Thietmar (III, 2) von dem Erzbischof Gero von Köln erzählt: „Der Erzbischof," heißt es, „hatte sich ein Kruzifix — es steht heute mitten in der Kirche, wo er seine Ruhestätte gefunden hat, — kunstreich aus Holz schnitzen lassen. Als er nun wahrnehmen mußte, daß am Haupte des Gekreuzigten ein Riß entstand, beseitigte er ihn, indem er in demütiger Selbstentsagung den unfehlbar Heil bringenden Eingriff dessen, der über allen Künstlern erhaben ist, folgendermaßen erwirkte. Er nahm eine Hostie, unsern einzigen Trost in allen Notlagen, und legte sie zusammen mit einem Stück des Segen stiftenden Kreuzes in die Spalte, dann warf er sich nieder und rief weinend den Namen des Herrn an: so führte seine Heiligkeit die vollkommene Schließung des Risses herbei."

Es ist natürlich, daß auch Spukgeschichten den Wunderberichten mit unterlaufen: diejenige, welche die Fortdauer germanisch-heidnischer Gebräuche im Sachsen-Lande für den Anfang des elften Jahrhunderts bezeugt, ist besonders anziehend: „In meiner Nachbarschaft," erzählt Thietmar (VIII, 68), „an einem Orte Namens Silivellun [Sülfeld], ereignete sich in der zweiten Decemberwoche ein Wunder. Es war da eine Frau, welche während der Abwesenheit ihres Mannes sich und ihre Kinder eingeschlossen hatte. Da hörte sie plötzlich vor dem ersten Hahnenschrei ein gewaltiges Getöse. Darüber erschrocken, gab sie durch unaufhörliches Schreien den Nachbarsleuten ihre Not zu erkennen und rief sie zur Hilfe herbei. Als diese ihr beispringen wollten, wurden sie mit Wurfgegenständen überschüttet und zurückgetrieben. Endlich erbrachen sie aber doch die Thür und drangen mit gezückten Schwertern ein, um sorgsam nach

dem zu suchen, welcher der Frau und ihnen so arg zugesetzt hatte; weil es aber ein Spuk gewesen war, fanden sie den Widersacher nicht und mußten traurig von dannen ziehen. Die Frau erwartete angstvoll den Anbruch des Tages; dann holte sie einen Priester herbei, welcher ihr ganzes Haus durch die Reliquien der Heiligen und Weihwasser reinigte. In der folgenden Nacht hatte sie auch nur noch wenig unter dem erwähnten Schrecken zu leiden; sie sah sich endlich, Gott sei Dank, durch den wiederholten Besuch des Priesters ganz davon befreit." „Es ist übrigens nicht zu verwundern," setzt Thietmar hinzu, „daß gerade in jener Gegend sich ein solcher Spuk gezeigt hat; denn die Leute daselbst gehen selten in die Kirche und kümmern sich auch nicht im geringsten um den Besuch ihrer Seelenhirten. Sie verehren ihre Hausgötter: ihnen bringen sie Opfer dar und glauben steif und fest, daß ihnen das Segen bringt. Ich habe mir berichten lassen von einem Stabe, welcher oben eine Hand und von ihr gehalten einen eisernen Ring hat; in dem Dorf, in welchem sich der Stab befand, trug ihn der Hirt von Haus zu Haus und rief ihn gleich bei seinem Eintritt mit dem Spruche an: „Wache, Hennil, wache" — so heißt nämlich der Götze in der Bauernsprache [1]); dann schmausten und zechten sie und wähnten sich in seiner Hut gegen Unglück gefeit."

Wie die Erörterung, welche an die mitgeteilte Spukgeschichte geknüpft ist, es veranschaulicht, wird Thietmar durch die Rüge der Mißstände seiner Zeit zum Sittenprediger. Ob nun auch diese Eigenschaft ausschließlich dem Bischof eignet, mit dem Geschichtsschreiber nichts zu thun hat, so trägt doch dadurch Thietmar unbewußt zur Kenntnis der Sitten seiner Zeit in reichem Maße bei.

---

[1]) Es ist ein Heinzelmännchen nach J. Grimm, Deutsche Mythologie I, 416. 421.

Er ist erfüllt von Unzufriedenheit mit der Gegenwart, aus welcher ihm nur Zeichen des Verfalls entgegenstarren [1]), von Sehnsucht nach der guten alten Zeit, als welche ihm die Jahre Ottos des Großen erscheinen: „Allen Überlebenden," sagt er (II, 45), „blieb seine freudenreiche Zeit unvergeßlich; sie wollten von der neuen, nun aufkommenden Denk- und Handlungsweise nichts wissen, geschweige denn danach sich richten; sondern sie wichen bis an ihr Lebensende von dem geraden Wege der früher geübten Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit freiwillig niemals ab." Mit der Sittlichkeit geht es abwärts, das verrät ihm schon die anstößige Kleidung der Frauen, „welche großenteils," sagt er (IV, 63), „ihre Reize in unanständiger Weise mit eng anliegender Hülle umgeben und so allen ihren Liebhabern deutlich zeigen, was sie zu gewähren haben, ja sogar in diesem Aufzuge, obgleich es ein Greuel vor Gott und eine Schande vor der Welt ist, ohne Scham und Scheu als Augenweide für jedermann sich auf der Straße bewegen." Früher war nicht nur der Anstand strenger gewahrt, mit der ganzen

---

[1]) Auch wirtschaftlich ist seinem Urteil nach die Gegenwart im Niedergang begriffen: „Deine arme Dir von dem höchsten Hirten anvertraute Gefolgschaft", wendet er sich (IX, 13) an seinen Nachfolger, „welche ich nur mit Mühe habe behaupten können, halte fest zusammen und verschließe Dein frommes Ohr vor allen arglistigen Ohrenbläsern, welche Dich verführen wollen, verschwenderisch damit umzugehen. Dein Vermögen ist klein und jedenfalls in Anbetracht dessen, was man früher damit bestreiten konnte, gar nicht ausgiebig. Es ist auch weit besser, allmählich Hab und Gut zu mehren und von Tag zu Tag wohlhabender zu werden, als schließlich ausgebeutelt noch viele in das Verderben mit hineinzuziehen. Unsere Zeit ist schlechter als alle früheren: sie fordert unverhältnismäßig viele Ausgaben, ohne einem irgend etwas einzubringen. Durch schwere Schuld in grauser Armut verkommt auch angeborener und verliehener hoher Rang. Ich bitte Dich nicht darum, knickerig zu sein, denn das ist eine Schande; sondern ich lege Dir nur wieder und immer wieder ans Herz, nicht zu freigebig zu sein, denn das ist ebenso unverständig wie unanständig."

Sittlichkeit war es besser bestellt unter dem heilsamen Zwange blutiger Strafgesetze; denn auf die Unzucht stand nach Thietmars Angabe bei den Altvorderen Todesstrafe; „heutzutage aber," fährt er (IX, 3) fort, „da die Freiheit zu sündigen mehr als früher überall ungebührlich herrscht, treibt nicht blos die große Schar geschändeter Mädchen, sondern außerdem auch ein Teil der verheirateten Frauen, welche schamlose Geilheit zu sträflicher Wollust reizt, noch bei Lebzeiten ihres Mannes Unzucht. Und damit noch nicht genug, liefern sie auch den eigenen Gatten ihrem heimlich angestifteten Buhlen an das Messer, um diesen dann — ein verderbliches Beispiel für andere! — ganz offen zu sich zu nehmen und — entsetzlich! — nach Gefallen mit ihm zu buhlen. Ihr rechtmäßiger Eheherr ist ihnen ein Greuel, von ihm wollen sie nichts mehr wissen; sie halten es statt seiner mit seinem Dienstmann: der ist ihr süßer Abro, ihr sanfter Jason. Weil das nun nicht mit schwerer Strafe geahndet wird, so fürchte ich, kommt dieser neue Brauch von Tag zu Tage immer mehr in Aufnahme."

Bei solchen Klagen kann sich Thietmar eines vergleichenden Hinblicks auf die erst jüngst bekehrten Völker des europäischen Ostens nicht erwehren; so geht er bei der eben mitgeteilten Schilderung auf die Polen ein: „Im Reiche Boleslavs," erzählt er (IX, 2), „herrscht in den Sitten eine große Mannigfaltigkeit, und wenn auch roh, sind einige doch lobenswert. Sein Volk muß nämlich wie eine Viehherde gehütet und wie ein Rudel störriger Esel geprügelt werden: ohne schwere Strafen kommt bei ihnen der Fürst nicht zu seinem Rechte [1])." Der

[1]) Die genaueren Angaben über Ehebruch — Si quis in hoc alienis abuti uxoribus vel sic fornicari presumit, . . . in pontem mercati is ductus per follem testiculi clavo affigitur et novacula prope posita hic moriendi sive de hiis absolvendi dura eleccio sibi datur — und Prostitution — Et si qua meretrix inveniebatur, in genitali suo, turpi et poena miserabili, circumcidebatur idque, si sic dici

Kreis der Völker, von welchen Thietmar genauere Kunde hat, ist indessen kein großer; er spricht wohl auch von Ungarn [1]) und Russen, erwähnt gelegentlich Konstantinopels, verzeichnet den Anfall der Sarazenen auf die Stadt Luna, berührt die burgundischen und französischen Verhältnisse und schweift auf

licet, preputium in foribus suspenditur, ut intrantis oculus in hoc offendens in futuris rebus eo magis sollicitus esset et prudens — scheint aber Thietmar nur seiner Abschreckungstheorie zu Liebe ausgewählt zu haben: das Bild, welches man sich danach von der polnischen Sittlichkeit machen könnte, ist darum unvollständig und falsch. Die Reinheit der Ehe wird allerdings auch durch arabische Berichte bestätigt: „Die Frauen," heißt es da — ob aller Slaven-Stämme bez. welcher, wird nicht klar — „sind keusch nach der Hochzeit; aber wenn ein Mädchen einen Mann lieb gewinnt, geht sie zu ihm und befriedigt ihr Verlangen. Wenn ein Mann ein Mädchen zur Ehe nimmt und findet, daß sie noch Jungfer ist, so sagt er: „Wenn etwas Gutes an Dir wäre, so würden sie Lust zu Dir gehabt haben, und Du würdest Dir wohl einen Liebhaber ausgesucht haben!" und er schickt sie weg und will nichts mehr von ihr wissen" [Wattenbach]. Über den Sklavenhandel in den Slaven-Ländern s. die Erläuterungen.

[1]) Die Eltern Stephans I., des Heiligen, von Ungarn schildert Thietmar (IX, 4) folgendermaßen: „Sein Vater, welcher Deviux hieß, war ein grausamer Gewaltmensch, welcher, von seiner Wut übermannt, viele Menschen gemordet hat. Als er Christ geworden war, raste er, um den neuen Glauben zu befestigen, gegen seine widerspenstigen Unterthanen und sühnte seine alten Missethaten, indem er nun in heiligem Eifer entbrannte. Da er neben dem allmächtigen Gott noch verschiedenen Zerrbildern der Gottheit opferte, erklärte er, von seinem Bischof darum getadelt: seine Mittel erlaubten ihm das. Seine Gemahlin Beleknegini — ein slavischer Name, welcher „schöne Herrin" bedeutet — fröhnte dem Trunk; sie ritt nach Männerart einher und tötete auch einmal in der Hitze des Jähzorns einen Mann. Es wäre auch besser für sie gewesen, statt ihre Hand mit Blut zu beflecken, die Spindel zu führen und, statt ihrer Wut die Zügel schießen zu lassen, sich in Geduld zu üben!" Die Trunksucht war übrigens auch bei Slaven und Deutschen verbreitet: von einem vornehmen Polen z. B. berichtet Thietmar (V, 23), „daß er nicht eine Stunde ohne Trunk sein konnte"; selbst an einem Bischof

die englische und dänische Geschichte ab; aber im wesentlichen bleibt außerhalb des Reichs sein Blick doch nur auf den benachbarten Slaven-Ländern haften. Hier sind es vor anderen die Liutizen, die heidnischen Verbündeten Heinrichs II., welche die Aufmerksamkeit Thietmars fesseln, dabei aber auch seinen Abscheu erregen durch den gotteslästerlichen Aufzug mit ihren Götzenbildern, in welchem sie das deutsche Heer begleiten: haben sie doch sogar einmal, als ein deutscher Krieger das Götzenbild auf einer ihrer Fahnen mit einem Steinwurf durchbohrte, durch eine Sühne von zwölf Pfund von dem frommen König begütigt werden müssen!

Im Gebiete des deutschen Reichs entgeht zwar kein wichtiges Ereignis seinem Blick; aber das Land jenseits der Berge ist ihm offenbar unheimlich; „denn die Luft und die Bevölkerung," begründet er (VIII, 2) seine Empfindung, „stimmen doch nicht mit unserer Art zu leben überein. Viel Tücke droht uns leider im Römer-Lande und in der Lombardei; aller, welche dorthin ziehen, wartet nur wenig Liebe: als Fremder muß man allen Bedarf dort kaufen und ist dabei noch stets in Gefahr übervorteilt zu werden; ja viele müssen selbst ihr Leben lassen, da man dort auch die Speisen vergiftet." Da ist doch Sachsen ein ganz anderes Land! Heinrich II. selbst hat es oft, wie Thietmar (VI, 10) angiebt, „was Sicherheit und fruchtbare Fülle jeder Art betrifft, einen blumenreichen Paradiesgarten" genannt. Ein König, der wie seine Vorfahren von dem Sachsen-Lande so viel hält, ist natürlich ein Herrscher nach dem Herzen

— Thiedegg von Prag — giebt Thietmar „den sehr schlimmen Fehler" zu, „daß er infolge einer unverschuldeten Krankheit über die Maßen trank"; „er war nämlich gichtisch", setzt er erläuternd hinzu, „seine Hände zitterten ihm fortwährend, sodaß er ohne den Beistand seiner Priester die Messe gar nicht halten konnte." Es ist augenfällig, daß Thietmar hier das Laster eines Amtsbruders nach Möglichkeit mit dem Mantel der Liebe bedeckt.

Thietmars und seiner dankbaren Anerkennung sicher: „Von Heinrich I. und seinen Nachfolgern,“ erklärt Thietmar (I, 19), „sind bisher die Sachsen erhöht und hoch geehrt worden; ihr ganzes preiswürdiges Verhalten wird auch von dem zweiten Heinrich sorgsam beobachtet: dann wird es damit aber wohl, so fürchte ich, ein Ende haben.“ Jedenfalls nur diese trostlose Aussicht, welche, wie Kurze treffend bemerkt, durch des Königs kinderlose Ehe sich eröffnete, hat Thietmar zu einem Verfechter der Erblichkeit der Krone werden lassen, indem er (I, 19) eifert: „Wehe dem Volke, das keine Hoffnung hat, von dem leiblichen Sprossen seines Königs dereinst beherrscht zu werden! Es entsteht dann Zerwürfnis und Hader und lange dauert es, bis ihm eine heilvolle Auskunft Ersatz schafft. Wenn in derselben Linie kein für die höchste Würde Geeigneter sich findet, so möge aus einer andern jemand, der sich wohl dazu schickt, erhoben und so jeder Thronstreit unmöglich gemacht werden; denn wenn mit einem König ein ganz anderes Geschlecht auf den Thron kommt, so bedeutet das schwerstes Unheil: daraus entsteht nur Bedrückung und die größte Gefahr für die Freiheit.“ Thietmar hat dabei wohl zunächst die Kirche im Auge, welche nach seiner Auffassung von Rechts wegen der Staatsgewalt unterworfen ist; denn, sagt er (I, 26), „unsere Könige und Kaiser, welche hienieden die Stellvertreter des höchsten Herrschers sind, vergeben allein die Bistümer und schalten mit Recht auch über alle Bischöfe.“ Aber unter diesen Bischöfen steht nicht mehr der Römische wie einer unter seinesgleichen; er ist bereits zu der gewaltigen Größe emporgewachsen, durch welche er in der Folgezeit den Kaiser in den Schatten stellt: Thietmar giebt das zu erkennen, indem er (II, 28) es Otto dem Großen ernstlich verübelt, daß er Benedikt V., „welcher in Christo mächtiger als er und nur dem göttlichen Richter unterworfen war,“ hat entsetzen und in die Verbannung abführen lassen, und indem er (II, 35) die furchtbare Seuche, welche un-

mittelbar darauf das Heer Ottos befiel, als Strafgericht Gottes hinstellt.

Zwar noch nicht durchweg, aber doch schon in einer bedeutungsvollen Frage hat mithin der Kanonist in Thietmar über den Sachsen in ihm den Sieg davongetragen. Im übrigen ist Thietmar gar nicht der Sachse, welcher sich völlig eins mit seinem Herrscher fühlte; als hochgeborener Graf besitzt er vielmehr einen so ausgeprägten Familiensinn, daß er neben dem Königshause die eigene Sippe recht häufig in seinen Aufzeichnungen hervortreten läßt. Unter den Belegen sind die Mitteilungen über den Markgrafen Wirinhar besonders lehrreich, weil sie einen Einblick in die Unbotmäßigkeit des sächsischen Adels, in die Unsicherheit des Landfriedens gestatten. Thietmar erzählt (IV, 39):

„Einem der edelsten Geschlechter des südlichen Thüringens entstammte Eckehard, welcher, je mehr er in die Jahre männlicher Kraft kam, seine ganze Verwandtschaft durch die Gediegenheit seines Charakters, wie durch den Ruhm seiner Thaten ehrte; denn so lesen wir [1]): Vergehungen besudeln edle Herkunft. Nachdem er manchen Kriegssturm in Gesellschaft seines Vaters Günther, welcher lange seiner Ämter und Würden verlustig war, erlebt hatte, kam er bei Kaiser Otto II. in Gunst und kehrte mit Ehren in seine Heimat zurück: er heiratete die Witwe des Grafen Thietmar, die Schwester Herzog Bernhards, Svonehilde, und erzeugte mit ihr als erstes Kind eine Tochter: Liudgarda.

Auch Liuthar war ein Abkömmling eines hoch angesehenen Geschlechts im nördlichen Thüringen, welcher, zu Jahren gelangt, vor seinen Altersgenossen sich wacker erwies. Als Günstling des zweiten Otto erlangte er auf kaiserliche Verwendung die Hand

[1]) Horaz, Oden IV, 4, 36.

einer Edlen Namens Godila aus dem westlichen Lande unter Zustimmung ihres Vetters Wigfried, des Bischofs von Verdun; sie gebar ihm in ihrem dreizehnten Lebensjahre ihren ersten Sohn, welchen sie nach ihrem Vater Wirinhar nannte.

Da diese beiden Sprößlinge, der Knabe und das Mädchen, aus hochedlem Stamme hervorgegangen waren, so mußte ja nach und nach der ihnen eingeborene emporstrebende Drang Tugendfrüchte reifen. Und Graf Liuthar hatte nicht sobald die Schönheit des Mädchens und ihr sittiges Wesen wahrgenommen, als er unablässig bei sich erwog, wie er wohl eine Verbindung zwischen ihr und seinem Sohne zustande bringen möchte. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten: er eröffnete durch vertraute Freunde dem Eckehard, welcher damals Markgraf war, den Wunsch, mit welchem er sich so lange getragen, und erlangte schnell seine Erfüllung. Vor den versammelten Anverwandten verlobte in bündiger Form Eckehard seine Tochter dem Sohne Liuthars und bekräftigte dieses Eheversprechen, wie es Recht und Sitte war, vor dem ganzen Adel. Als er aber bei Otto III. so hoch in der Gunst stieg, daß er einflußreicher war als alle anderen Fürsten, da ließ er sich — der Grund ist ganz unerfindlich — zu dem ernstlichen Versuche bethören, das fest geschlossene Verlöbnis wieder aufzuheben. Dieses Strebens wurde alsbald auch Liuthar inne und sann angelegentlichst darauf, den Plan zu hintertreiben.

Zur Zeit nun als der Kaiser und mit ihm Eckehard in Welschland weilten, war die Reichsverweserschaft der hochwürdigen Äbtissin Mathilde übertragen . . ., in deren Stadt Quedlinburg das erwähnte Fräulein erzogen wurde. Während nun die Äbtissin mit dem gesamten Fürstenstande in Darniburg [Derenburg] eine Tagfahrt hielt, drang Wirinhar, wohl nicht auf Anstiften seines Vaters, sondern aus Liebe zu der Jungfrau und aus Furcht vor der ihm schon vor Augen schwebenden Schmach, mit meinen Brüdern Heinrich und Friedrich und vielen anderen edlen Mannen

in die besagte Stadt ein, entführte seine Verlobte trotz ihres Widerstrebens und Schreiens mit Gewalt und gelangte mit den Seinen fröhlich und unversehrt nach Wallibiki [Walbeck]. Als die Äbtissin diesen Streich durch einen glaubwürdigen Boten erfuhr, da war sie empört und klagte unter Thränen allen Fürsten diesen Schimpf: sie bat und befahl, allseitig mit den Waffen in der Hand die schleunige Verfolgung der Landfriedensbrecher aufzunehmen, um sie lebendig oder tot einzubringen und womöglich die Jungfrau ihr wieder zuzuführen. Und unverzüglich beeiferte sich auch die bewaffnete Ritterschaft, ihren Befehl schleunigst ins Werk zu setzen: sie ging in fliegender Hast darauf aus, den Friedensbrechern, ehe sie in die rettende Burg entkämen, auf kürzerem Pfade den Weg abzuschneiden und sie entweder zu überwältigen und niederzumachen oder ihnen die Beute abzujagen. Aber von Wanderern erfuhren sie, daß die Verfolgten bereits hinter ihrer bekannten Schutzwehr, voll fröhlichen Vertrauens auf ihre starke Schar und die verrammelten Thore, geborgen seien: jeder Zugang werde von ihnen beherrscht; sie seien entschlossen, unter keinen Umständen die Entführte herauszugeben und entweder darüber ihr Leben zu lassen oder sich mit Erfolg zu verteidigen.

Liuthar machte sich nun in Begleitung Alfrichs des Älteren und Thietmars, eines Lehnsmannes des Grafen Eckehard, auf, um die Willensmeinung der Entführten zu erforschen. Sie erhielten aus ihrem Munde den unzweideutigen Bescheid: sie wolle lieber bleiben, wo sie sei, als zurückkehren, und setzten von diesem Bescheide die erhabene Äbtissin und alle anderen in Kenntnis. Als nun die Äbtissin darüber mit den Fürsten zu Rate ging, empfahlen ihr diese, nach Magdeburg einen Landtag zu berufen, dorthin den Entführer samt seiner Gemahlin vorzufordern, auch alle seine Genossen, falls sie unterwürfig seien, vorzuladen, wenn dies nicht der Fall sei, zu verurteilen und des Landes zu verweisen. Und so geschah es. Unter dem Zudrang einer ge-

waltigen Menschenmenge warf sich Wirinhar mit seinen Helfern barfuß nieder und lieferte seine Gemahlin aus: auf Verwendung der Fürsten erlangte er für sich und die Seinen, nachdem er Sühne gelobt hatte, Verzeihung. Die höchstehrwürdige Mathilde aber nahm nach Aufhebung des Tages Liudgarda mit sich, nicht um sie ihrem Gemahl für immer vorzuenthalten, sondern nur um sie in der Gottesfurcht noch mehr zu bestärken."

Vetter Wirinhar scheint an der eigenmächtigen Art, zu einer Frau zu gelangen, Gefallen gefunden zu haben; denn als Liudgarda gestorben war, versuchte er abermals die Frau seiner Wahl zu entführen, büßte aber diesen Versuch mit dem Leben. Thietmar berichtet darüber (VIII, 4):

„Verführt durch übelberatene Jugendkraft und die Ränke arglistiger Weiber, überrumpelte mein Vetter, Graf Wirinhar, an einem Sonntage mit geringer Mannschaft die Wache der Burg Bichlingi [Schloß Beichlingen] und entführte mit Gewalt die Burgherrin Reinilda, nachdem er sich um ihre Hand vergeblich beworben hatte. Sie hatte nämlich dem Kaiser das feste Versprechen geben müssen, nur mit seinem Wissen und Willen sich zu vermählen; darum ließ sie sich auch nur unter Geschrei und Wehklagen fortführen. Als das aber ihre Lehnsmannen vernahmen, eilten sie mit ihrem Gefolge bewaffnet herbei; aber einem von ihnen, Namens Bullerd, wurde die Eile durch eine furchtbare Wunde vertrieben. Als nun eine von Reinildens Mägden darum bat, mit fortgeführt zu werden, schickte sich der edle Alwin auf Geheiß seines Herrn dazu an, ihrer Bitte zu willfahren, ward dabei aber umstellt und rief nun meinen Vetter, welcher bereits die Burg verlassen hatte, zur Hilfe zurück. Aber noch ehe ihm diese werden konnte, empfing er leider den Todesstreich. Auch sein herzueilender Herr ward im Burgbereich umzingelt und von einem Knechte verwundet: er durchbohrte diesen freilich sofort mit der Lanze und spießte ihn an die Mauer; dadurch schreckte er die übrigen ab, ihm zu nahe zu kommen.

Als er nun wahrnahm, daß die Seinen mit der Dame schon längst das freie Feld gewonnen hatten, ihm aber jeder Ausweg versperrt sei, ließ er kurz entschlossen sein Roß im Stich und sprang von der Burgmauer herab; aber von einem ihm nachgesandten Steine schwer verwundet, schleppte er sich nur noch mit Mühe zu seinen tieftraurigen Gefährten. Diese brachten ihn bis nach Wi [Wiehe] in das Haus eines kaiserlichen Meiers und ließen ihn hier mit einigen Knechten zurück; die Dame führten sie in höchster Eile fort, wechselten häufig ihren Versteck und erwarteten ängstlich die Ankunft ihres Herrn.

Der Spitzbube von Meier verriet aber seinen kranken Gast dem Kaiser und bereitete diesem damit eine recht große Freude. Der Kaiser hoffte nämlich, nachdem Wirinhar in seine Gewalt gefallen war, ihn zum warnenden Beispiel für andere hinrichten oder seine That durch ein unerschwingliches Lösegeld büßen zu lassen. Schon war die Nacht angebrochen, als die Grafen Bernhard, Guncelin und Wilhelm mit ihren Mannen, vom Kaiser entsandt, vor seinem Krankenlager erschienen. Nachdem Wirinhar ihr Nahen schon von seinen Dienern erfahren hatte, begrüßte er den ihm verwandten Wilhelm; den anderen beiden aber gab er zu verstehen, daß er niemals, wenn er nur ein Schwert heben könnte, ohne Kampf sich ihnen ergeben hätte. Wilhelm nun verband seine Wunden und ließ ihn in der Erkenntnis, daß er mit ihm bis nach Merseburg, wie es ihm befohlen war, unter keinen Umständen mehr kommen würde, von seinen Mannen nach dem nächst gelegenen Dorf Elerstidi [Allerstedt] schaffen und hieß ihn hier in einem festen Steinhause bewachen, während er selbst mit seinen Genossen zum Kaiser zurückkehrte.

An dem nämlichen Tage wurden wir zum Kaiser beschieden und vernahmen von ihm unter beweglichen Klagen, mit welcher Frechheit mein Vetter ihn eidbrüchig zu machen versucht hätte. Als nämlich Brun von seinem Feinde Milo im eigenen Hause,

wo doch jeder Frieden halten soll, ermordet und der traurige Vorfall von allen Eingesessenen dem Kaiser berichtet worden war mit dem dringlichen Antrage, nach der Art seiner Vorfahren doch auch seinerseits geruhsamst durch einen Eid so verruchten Menschen Besitz und Aufenthalt im Reiche zu versagen, hatte er unter Handaufhebung vor Gott dem Allmächtigen in Gegenwart aller gelobt, so wolle er es fürderhin, so lange er lebe, halten . . . Auf die Klagen des Kaisers gaben nun die Fürsten den Rat: alle Güter der Dame mit Beschlag zu belegen und ihre Auslieferung zu fordern, die Urheber des Streichs aber entweder verhaftet vorführen oder, falls sie fliehen, bis auf den Tod verfolgen zu lassen; der Graf selbst müsse, wenn er genesen des gemeinen Landfriedensbruchs schuldig befunden würde, hingerichtet werden; habe er aber im Einverständnis mit der Dame gehandelt, so sei es am besten, daß er sie heirate. Um diese Beschlüsse ins Werk zu setzen, ward sogleich mein Bruder, Graf Heinrich, abgesandt und ein allgemeiner Landtag in Alstidi [Allstedt] angesagt. Während nun jener unterwegs war, langten die oben genannten Grafen beim Kaiser an und erstatteten ihm Meldung.

Nov. 11. Am nächsten Tage — es war der Festtag des heiligen Martin — verschied Wirinhar, geduldig bis zuletzt alles Leid ertragend: sein Tod brachte seinen Feinden keinen Gewinn, uns aber unersetzlichen Schaden. Darum trauerte auch der König und Thiedrich, sein Feind, vergoß Thränen. Als ich die Todeskunde erhielt, erbat ich Urlaub für meinen Vetter Thiedrich und ließ den Leichnam meines Anverwandten durch meine Mannen von Miminlevo [Memleben], nachdem der treffliche Leiter der dortigen Abtei schon in schuldiger Menschenfreundlichkeit die nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, nach Helpithi [Helfta] überführen, wo ich den Zug erwartete. Da aber der entseelte Leib unerträglich roch, ließ ich sofort die Eingeweide herausnehmen und neben meiner Kirche beerdigen; dann geleitete ich

ihn nach unserm Wallibizi [Walbeck], wo er zur Linken seiner geliebten Gemahlin seine Ruhestätte fand."

Naturgemäß bringt Thietmar in der Familiengeschichte auch Angaben über seine Eltern und über seine eigenen Schicksale an; seine Entwickelung bis zum Tode seines Vaters erzählt er (IV, 16) also:

„Der Kaiserin Theophano, welche ihre hohe Abkunft durch Tugenden adelte, diente mein Vater, der Graf Siegfried, getreulich in Krieg und Frieden: auf seinem letzten Feldzuge stürzte er bei Brandenburg vom Pferde und zog sich dadurch ein schmerzhaftes Leiden zu. Er wußte überdies, daß nun das achte Jahr da sei, welches ihm als Todesjahr folgendermaßen im Traum angekündigt worden war. Als er einst in Köln weilte, ward er aus dem Schlaf geweckt durch die wiederholten Worte: „Siegfried sei wach und laß Dir gesagt sein, daß Du von heute ab über acht Jahre Dein irdisches Leben beenden wirst!" Diesen ihm vorher bestimmten Tag hatte er stets wachsamen Sinnes vor Augen und wirkte unablässig mit ganzer Kraft, sich dafür Schätze im Himmel zu sammeln.

Was mich anbetrifft, so nahm er mich, sobald ich in Quedlinburg bei seiner Mutterschwester Emnilda, die lange an den Folgen eines Schlaganfalles litt, in den Anfangsgründen der Wissenschaft wohl unterrichtet war, von da fort und überwies mich dem Abte Ricdag II. von St. Johannis in Magdeburg. 988.
Da er mich in dieser Abtei nicht anbringen konnte, erwirkte er mir nach dreijährigem Aufenthalt daselbst am Feste Allerheiligen 991 Nov. 1.
die Aufnahme in die Brüderschaft des heiligen Mauricius und gab deswegen an dem nächsten Namenstage des heiligen Andreas Nov. 30.
ein großes Festmahl, welches zu allseitiger Freude zwei Tage dauerte.

Nachdem er diese Stadt verlassen, erkrankte er unmittelbar vor den Fasten in seiner Burg Wallibizi [Walbeck] und entrichtete am 15. März der Natur seine Schuld — ein wackerer 992.

Verteidiger des Vaterlandes, ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes. Ihn beweinte mit seiner Gemahlin Kunigunde seine in ihrer lauteren Tugend ehrwürdige Mutter Mathilde, welche ihrem Sohn schnell nachfolgen sollte. Denn ihres Herzenstrostes beraubt, erwartete sie in unsagbarer Trauer ihren Tod und ging auch wirklich noch in demselben Jahre am 3. December gläubig zu Christo ein. Mein Oheim Liuthar aber, welcher mit uns zusammen sich in die Erbschaft teilen sollte, ließ auch meine Mutter den alten Witwenschmerz empfinden, indem er ihr viel Unbill zufügte: obgleich nämlich seine Mutter ihm den Schutz meiner Mutter auf die Seele gebunden hatte, ging er dennoch darauf aus, sie aller Stammgüter meines Vaters zu berauben. Doch wozu noch weiter davon reden: das Einschreiten des Kaisers gab ihr alles wieder zurück!"

Das wichtigste Ereignis aus Thietmars Jugend, welches ihn unmittelbar berührte, war die Gefangennahme zweier Oheime durch dänische Seeräuber, welchen er für einen Oheim vergeiselt werden sollte; er gedenkt dieses Erlebnisses (IV, 23), wie folgt:

„Um den Plünderungszügen der Seeräuber ein Ziel zu setzen, stellten sich ihnen meine drei Oheime Heinrich, Udo und Sieg-
994. fried mit dem Grafen Ethelger und vielen anderen am 23. Juni mit einer Flotte entgegen. In der sich entspinnenden Schlacht verlor aber Udo durch den Todesstreich sein Haupt, Heinrich und sein Bruder Siegfried mußten sich mit Ethelger ergeben, um — es ist ein Jammer zu sagen — von den Unholden in Menschengestalt in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. Dieses Mißgeschick wurde schnell durch das flüchtige Gerücht unter die Christgläubigen verbreitet. Der nächste Nachbar, Herzog Bernhard, sandte schleunigst seine Boten an sie, um für die Freigebung der Gefangenen ein Lösegeld anzubieten und behufs friedlicher Übereinkunft um ein Zwiegespräch nachzusuchen. Dazu waren sie bereit; auf unverbrüchlichen Frieden ließen sie sich aber nur gegen die Zusicherung einer ungeheueren Geld-

summe ein. Wie viel dazu zunächst der König, dann in unseren Landen jedermann, in christlicher Mildthätigkeit reichlich der Pflicht der Menschlichkeit genügend, beigesteuert hat, vermag ich nicht auseinanderzusetzen. Meine Mutter war so tief erschüttert, daß sie alles, was sie hatte und nur irgend aufbringen konnte, zur Lösung ihrer Brüder beitrug.

Als nun das verdammte Piratengesindel den größten Teil des aufgebrachten Geldes — einen unermeßlichen Schatz — in Empfang nahm, ließen sie sich für Heinrich seinen einzigen Sohn Siegfried samt Garevard und Vulferem, für Ethelger seinen Oheim Thiedrich und den Sohn seiner Muhme Olaf stellen und dann die Gefangenen, um durch sie den gesamten Rest der ihnen versprochenen Summe desto schneller zu erhalten, ziehen bis auf Siegfried, welcher noch in ihren Händen blieb. Da der keinen Sohn hatte, so lag er meine Mutter um Aushilfe mit einem ihrer Söhne an. Gleich geneigt, ihm diese durch die Not eingegebene Bitte zu erfüllen, sandte sie schnell an den Abt Ricdag einen Boten, welcher um die Erlaubnis bitten sollte, meinen damals als Mönch dort lebenden Bruder Siegfried heimzuholen. Der verständige Ricdag aber ging nach reiflicher Überlegung auf dieses ungebührliche Ansinnen nicht ein; er antwortete: er müsse um der Fürsorge willen, welche ihm von Gott zur Pflicht gemacht sei, einen abschlägigen Bescheid erteilen. Der empfangenen Weisung gemäß begab sich der Bote nun zu Eckehard, dem zeitigen Propst der Kirche und Leiter der Schule des heiligen Mauricius und bat dringend im Namen meiner Mutter in Anbetracht der Notlage um meine Rücksendung. Ich wurde herbeigeholt und trat gleich, ohne erst mein geistliches Gewand abzulegen, mit einem weltlichen Anzuge, in welchem ich bei den Seeräubern vergeiselt werden sollte, an einem Freitag Juni 28.
die Reise an.

An demselben Tage aber entrann Siegfried, ob auch vielfach verwundet, seiner Gefangenschaft, in welcher ihn unermüd-

liche Feinde hielten, mit Gottes Hilfe auf folgende Weise. Nachdem er in seiner furchtbaren Not schon immer mit Nodbald und Edico die Möglichkeit des Entkommens eifrig bedacht hatte, befahl er ihnen, auf einem schnellsegelnden Fahrzeug ihm Wein und andern Bedarf in ausreichender Menge zu einem Gelage für seine Wächter zu liefern. Sein Befehl wurde ohne Verzug vollführt, und die gierigen Hunde fraßen und soffen sich nun voll. Als bei Tagesanbruch der Priester sich zur Messe rüstete, schritt der Graf, anscheinend um sich zu waschen, aller seiner Hüter ledig, welche von dem vergangenen Tage berauscht am Boden lagen, nach dem Schiffshinterteil und sprang dann in das bereit gehaltene Boot. Da aber wurde Lärm geschlagen und der Priester als Gelegenheitsmacher festgenommen. Die Anker wurden gelichtet und die Ruderer legten sich ins Zeug, um die schnell davon Flüchtenden einzuholen. Nur mit genauer Not entkam ihnen der Graf. Als er das rettende Ufer erreichte, fand er, wie er es vorher angeordnet hatte, gesattelte Pferde vor und jagte nun nach seiner Burg Hersevel [Harsefeld], wo sein Bruder Heinrich und seine Schwägerin Ethela eines so freudigen Begegnisses nicht gewärtig waren. Die ihm nachsetzenden Feinde drangen in die Strandburg Stethu [Stade] und durchsuchten nach ihm peinlich auch die entlegensten Winkel. Da sie ihn nicht fanden, raubten sie wenigstens den Weibern die Ohrgehänge und kehrten dann niedergeschlagen zurück. Am Morgen bemächtigte sich aller eine solche Wut, daß sie, ehe sie davon segelten, dem Geistlichen und meinem Vetter wie allen anderen Geiseln die Nasen und Ohren abschnitten und die Hände abhieben und die Verstümmelten über Bord ins Wasser warfen. Alle diese wurden von ihren Angehörigen herausgezogen; aber ein unerhörtes Jammern erhob sich. Ich aber kehrte, nachdem ich meine Oheime besucht und bei meinen Verwandten liebreiche Aufnahme gefunden hatte, nach Christi Gnade unversehrt zurück.“

Die Familiengeschichte mündet in die Bistumsgeschichte durch den Bericht, welchen Thietmar (VI, 38) über seine Erhebung zum Bischof also aufgezeichnet hat:

„Als der König das Weihnachtsfest in Palithi [Pöhlde] feierte, 1008 Dec. 25.
besprach er sich mit seinem Vertrauten Tagino darüber, wie er nach dem Tode des Bischofs Wigbert der Merseburger Kirche einen tüchtigen Oberhirten verschaffen könnte. Da äußerte jener: „An meinem Münster ist ein Bruder Namens Thietmar, welchen Ihr selbst sehr wohl kennt; ich hoffe: der ist dazu mit Gottes Hilfe geeignet, da er seines jetzigen Amtes verständig waltet." Da rief der König: „Möchte er doch die Würde annehmen! Er soll jedenfalls nicht im Zweifel sein, daß er an mir einen entschiedenen Förderer aller seiner Wünsche haben wird." Sogleich wurde mein Vetter Thiedrich an mich abgeschickt, um mich von der Meinung des Königs und des Erzbischofs in Kenntnis zu setzen und nach Kräften mich zur Bereitwilligkeit zu überreden. Ich empfing diese Botschaft in Magdeburg und antwortete folgendermaßen: „Der allmächtige Gott möge unserm gütigen Herrn und Vater die Huld vergelten, in welcher er jemals wohlmeinend meiner gedenkt. Zu der fraglichen Würde halte ich mich für ungeeignet und darum unterfange ich mich zunächst auch noch nicht, meine Zustimmung zu erklären: der Bischof ist ja noch am Leben, und Gott kann ihn wohl noch aus der Hand des Todes erretten. Ganz abzulehnen vermag ich aber auch nicht, aus Furcht, der gewohnten Gunst des Erzbischofs verlustig zu gehen; denn er ist meine einzige Zuflucht: von ihm habe ich diese Vergünstigung erfahren und vermag ich wohl auch noch höheres zu erlangen. Wenn der Bischof stirbt, will ich, wofern ich am Leben bleibe, gern erfüllen, was Gott mit den von ihm eingerichteten Würden zu thun gefällt."

Als nun der König in Franconevord [Frankfurt] den Tod 1009.
des Bischofs erfuhr, ordnete er für ihn die schuldige Gedächtnis-

1009. feier an [1]). Aber schon damals hatte ihn der Einfluß gewisser Leute dazu vermocht, mich fallen zu lassen und eine bessere Wahl zu treffen: er wollte nämlich dem hochverdienten Ethelger die Würde übertragen. Als des Königs Vertrauter Tagino das vernahm, bekämpfte er diese Absicht auf das äußerste und brachte es auch durch sein unablässiges Bitten dahin, daß der König mir seine Gnade wieder zuwandte und mich durch den Propst Gezo zu sich beschied. Dieser kam zu mir nach meinem Gute Retmerslevo [Rotmersleben], und in jener Nacht sah ich einen Bischofsstab an meinem Bette stehen und hörte eine Stimme mich fragen: „Willst Du die Merseburger Kirche übernehmen?“ Ich antwortete: „Wenn es Gottes Wille ist und mein Erzbischof mich kommen heißt.“ Die Stimme aber fuhr fort: „Nimm Dich in Acht: wer bei dem heiligen Laurentius Anstoß erregt, verliert sofort den Verstand!“ Darauf erwiderte ich gleich: „Christus, der Hüter aller Menschen, soll mich davor bewahren, hierin oder sonstwie der Majestät Gottes zu nahe zu treten oder die Fürsprache der Heiligen zu verscherzen.“ Und als ich erwachte, ward ich betroffen; ich sah: der helle Tag schien bereits ins Fenster, und sprang schnell aus dem Bett. Und siehe, da trat der eben genannte Gezo bei mir ein, forderte mich auf und richtete durch Zustellung seiner beiden Briefe an mich den Befehl aus: am Sonnabend in der heiligen Woche nach Augsburg zu kommen.

Apr. 10. Ich begab mich nun nach Magdeburg und reiste am Palmsonntag mit Urlaub meines Propstes und meiner Amtsbrüder
Apr. 19. von da ab und langte am Dienstag nach der Auferstehung des Herrn an meinem Bestimmungsort an, wo mich mein Erzbischof nachsichtig aufnahm, wenngleich ungehalten über mein
Apr. 20. Zuspätkommen. Am nächsten Tage entbot er mich zu sich und

---

[1]) Heinrich war dazu vermöge des in Dortmund geschlossenen Totenbundes (VI, 18) verpflichtet.

fragte mich auf Befehl des Königs, ob ich bereit sei, mit einem 1009.
Teil meines Vermögens meine Kirche zu unterstützen. Ich antwortete ihm: „Nur auf Eure Weisung bin ich hierher gekommen; darum brauche ich nicht und bin auch nicht willens, bestimmte Zusicherungen zu geben. Wenn Ihr aber, gütig wie Ihr stets zu mir gewesen seid, Euren Plan hier nach Gottes Willen und der Gnade des Königs ins Werk setzet, so werde ich hierin und in jeder andern Beziehung gewissenhaft thun, was mir irgend für mein Seelenheil nach Amtspflicht möglich ist." Diesen Bescheid nahm der Erzbischof freundlich und zustimmend auf und geleitete mich nach der Kapelle des Bischofs Bruno, wo der König seiner harrte: angethan zur Messe, brachte er mich an der Hand dem Könige. Während dieser nun unter dem Beifall der Anwesenden mir Unwürdigem die bischöfliche Würde mit dem Stabe übertrug und ich fußfällig um Nachsicht bat, stimmte der Vorsänger gerade die Eingangsstrophe: „Kommt, Ihr Gesegneten meines Vaters" an und in der Hauptkirche rief das Geläute aller Glocken zur Messe — obgleich das nur Zufall war, und nicht auf Anordnung irgend jemands etwa wegen meiner Erhebung geschah, meinte der König doch: das sei ein gutes Zeichen. Nachdem dann der dortige hochwürdige Bischof Bruno ein Festmahl gegeben hatte, gelangten wir am nächsten Sonnabend nach Neuburg. Hier Apr. 23.
salbte mich am Sonntag nach Ostern, am 24. April, der ge- Apr. 24.
dachte Erzbischof unter Beihilfe unseres Amtsbruders Hilliward und unter Mitwirkung von nicht weniger als vier Mitbischöfen in Gegenwart des Königs mit dem heiligen Öle zum Bischof. Von hier fuhren wir auf der Donau nach Regensburg ....

... Auf Befehl des Königs machte ich mich dann auf, um von meinem Bischofsstuhl Besitz zu ergreifen. Der erste Ort, nach welchem ich gelangte, war eine mir gehörige Besitzung, welche slavisch Malacin, deutsch Egisvilla [Eisdorf] heißt; am

1009. folgenden Tage besprach ich mich an der Elster bei Iteri [Eythra] mit den dorthin berufenen Dienstmannen meiner Kirche, um den Erschienenen Trost zu spenden, die Nichterschienenen an ihre Pflicht zu mahnen; denn es hatte sich ihrer eine beträchtliche Zahl teils aus eigener Unbeständigkeit, teils infolge des schweren Siechtums meines Amtsvorgängers ihrem Dienstverhältnis entzogen. Von hier zog ich nach Merseburg, wo ich, von den Brüdern mit allen Ehren empfangen, von dem Bischofe Erich
Mai 22. inthronisiert wurde. Der folgende Tag war ein Sonntag: da sang ich Sünder die Messe, belehrte die der Vermahnung bedürftigen Volksgenossen, welche herbeigeströmt waren, und verkündigte ihnen nach der Beichte kraft göttlicher Vollmacht, wenngleich selbst ein schwacher Mensch, die Vergebung ihrer Sünden. Am
Mai 23. Montag begannen die Bettage und darum brach ich auf Geheiß meines Erzbischofs nach Magdeburg auf, wo ich am Mitt-
Mai 25. woch von meinen geistlichen Brüdern, nicht etwa um meines außerordentlichen Verdienstes willen, sondern nach ihrer unermeßlichen Nachsicht festlich empfangen wurde. Das herrliche und
Mai 26. erhabene Geheimnis der Himmelfahrt feierten wir so inbrünstig als möglich in gemeinsamer Andacht.

Von hier reiste ich nach Wallibizi [Walbeck], wo ich bis dahin sieben Jahre drei Wochen und drei Tage Propst der dort Gott und der Jungfrau Maria dienenden Brüderschaft gewesen war — eine Amtslast, welche ich leider durch Simonie überkommen hatte, indem ich dafür zwar nicht Geld, aber doch ein Landgut meinem Oheim gab. So schuldig ich auch dafür bin, ich hoffe gleichwohl auf Vergebung bei dem gestrengen Richter, weil ich im Grunde, nur um die Herde des Herrn zu hüten und um eine Stiftung meiner Vorfahren zu wahren, so gehandelt habe. Darum beschwöre ich Dich, lieber Leser, bei Gott, die folgende Darlegung in ihrem Zusammenhang zu beachten und darin die bestimmenden Umstände zu würdigen, dann aber den am jüngsten Tage Vernichtung blickenden Richter durch eine thränenreiche Fürbitte zu besänftigen.

Mein schon oben genannter Großvater Liuthar war, nachdem er sich gegen seinen Herrn und König vergangen hatte [1]), ernstlich darauf bedacht, diesen Makel auszutilgen. Darum begann er den Bau eines Klosters in Waldbach [Walbeck] zu Ehren der heiligen Mutter Gottes und bestellte als Propst den Willigis, indem er den Brüdern dort für die notwendige Nahrung und Kleidung ein Zehntel seines Vermögens aussetzte. Nach seinem Tode war es für seine Gemahlin Mathilde ein heiliges Vermächtnis — und ihre beiden Söhne begünstigten das Unternehmen —, das Gelübde ihres Eheherrn zur Ausführung zu bringen: nach dem Hintritt des trefflichen Vaters Willigis ließen sie ihm den Reginbert, einen Ostfranken, folgen. Dieser wurde nach Ablauf vieler Jahre — mein Vater und meine Großmutter waren damals schon tot — auf Betreiben meines Oheims Liuthar von Otto III. zum Bischof von Altenburg [Oldenburg] befördert.

In unserer Nachbarschaft lebte damals ein Geistlicher von edler Abkunft Namens Thiedrich, welcher dann auf Zureden des genannten Grafen die Propstei gegen zehn Hufen Landes erwarb. Als er eben so viele Jahre oder noch etwas länger [als Reginbert] im Amte war, starb meine Mutter, und ich trat, indem ich die Hälfte der zum Kloster gehörigen Ländereien von meinen Brüdern zugewiesen erhielt, als dritter in diese Erbschaft ein. Infolge davon lag ich häufig meinen Oheim an: er möchte mir doch das genannte Amt zu übernehmen gestatten, wenn schon nicht unentgeltlich, doch nur gegen eine mäßige Zahlung. Seinen harten Sinn aber vermochte die Pflicht verwandtschaftlicher Zuneigung nicht zu erweichen; erst nach längerer Überlegung ging er auf meinen Wunsch ein und forderte dann noch ein bedeutendes Opfer von meiner Seite; und da ich auch bei

[1]) Er hatte sich in die Verschwörung mit eingelassen, welche die Ermordung Ottos I. am Osterfeste des Jahres 941 bezweckte.

meinen Brüdern kein hilfreiches Entgegenkommen fand, so willigte ich leider in seine Forderung und wurde an derselben Kirche, deren Lehnsmann ich als Erbe meines Vaters gewesen war, (1002 Mai 7.) am 7. Mai des Jahres 1002 der Fleischwerdung Christi Propst unter Zustimmung meines Amtsvorgängers, welcher durch einen ihm genehmen Tausch abgefunden wurde.

In diesem Amte war ich ein lässiger Arbeiter: ich habe weit mehr Böses als Gutes und Gott Wohlgefälliges geschafft und demgemäß habe ich auch nicht durch Bußübungen mir Verdienste zu erwerben versucht. Ich klage keinen einzigen meiner Verwandten an, sondern wünsche ihnen nur gutes, so übel sie mir auch bei dieser Gelegenheit mitgespielt haben. Als meine Schwägerin starb, bat mich mein Bruder, der Verstorbenen doch geneigtest an der von ihr gewünschten Stelle das Grab zu bereiten. Da ich aber wußte, daß der verehrungswürdige Willigis dort bestattet war, verweigerte ich es zunächst, gab aber schließlich doch gegen alles Recht ohne jede Scham seinem Wunsche statt und schickte mich — ich Elender! — zu einer Handlung an, welche ich unter allen Umständen hätte unterlassen sollen: was selbst bei den Heiden als Frevel gilt, das habe ich, der ich doch ein Christ bin, begangen, indem ich das Grab meines Amtsbruders öffnen und seine Gebeine herausnehmen ließ. Auch einen silbernen Kelch, welchen ich dort vorfand, bestimmte ich zum Verkauf, um den Erlös unter die Armen zu verteilen; aber nachher konnte ich nicht ermitteln, wo er geblieben war. An der Krankheit, welche mich darauf befiel, erkannte ich, daß ich mich schwer an Gott versündigt hatte; als ich sie aber doch mit des Himmels Hilfe glücklich überstand, machte ich eine Wallfahrt nach Köln. Hier hörte ich in einer Nacht ein furchtbares Getöse, und als ich fragte, was das zu bedeuten hätte, antwortete mir Willigis: „Ich bin da, der durch Deine Schuld nun ruhelos umherirren muß.“ Ich erschrak so sehr, daß ich davon wach wurde, und ächze

seitdem unter meiner Sünde und werde nicht aufhören es zu thun, so lange ich lebe.

Um die Priesterweihe zu erhalten, ward ich dann von Herrn Tagino nach Alstidi [Allstädt] berufen und auf dem Wege dahin beichtete ich mein Vergehen; aber was ich zur Sühne gelobt habe, habe ich doch nicht gebührlich geleistet. Die Priesterweihe erlangte ich Unwürdiger am 21. December von dem genannten Erzbischof in Gegenwart König Heinrichs, der mich bei dieser Gelegenheit mit einem prächtigen Meßgewand beschenkte. (1004 Dec. 21.)

Bevor ich aber zum Bischof geweiht wurde, vernahm ich (1008 Oct.) in der Woche, in welcher allgemein in der gesamten Christenheit das Gedächtnis der Brüder gefeiert wird, im Schlafe eine Stimme, welche mir ankündigte: „In diesem Jahre werden der Bischof Hillerich, der Decan Meinrich und Du Gottes Gebot erfüllen!“ Ich antwortete darauf: „Des Herrn Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ Und noch in demselben Monat binnen kurzem, am 30. October, verschied der (Oct. 30.) genannte Bischof in Christo, so wie es ihm vorher offenbart war ....

Nach dem Gedenktage Allerheiligen erbat ich mir, in großer (Nov. 2.) Angst um mich selbst, Urlaub von meinem Decan und mahnte ihn zugleich, sich sorgsam in Acht zu nehmen. Ich begab mich nach meinem Gute Retmerslevo [Rotmersleben] und betete in der nächsten Nacht inbrünstig zu Gott, mich bezüglich meines Schicksals mit einer klaren Eröffnung zu begnaden. Und als ich nun am folgenden Tage beim Grauen des Morgens — es war der Tag vor St. Martini — noch ein wenig der Ruhe (Nov. 10.) pflog, erschien mir jemand, welcher mich unser damaliger Propst Walterd zu sein dünkte, und fragte mich: „Willst Du erfahren, was Dir frommt?“ Und als er dazu meine Geneigtheit erfahren hatte, sperrte er angelegentlich einen Martyrologien-Band auf, ließ in ihn ein Lot, nach welchem die Mauern

senkrecht aufgeführt werden, schweigend hinein und nach längerer Zeit auf einem Zeichen ruhen. „Und was ist's denn nun?" fragte ich ihn. „Fünf," antwortete er, und ich sah die Zahl deutlich mit Dinte geschrieben; nur wußte ich damit noch nicht, ob sie Tage, Wochen, Monate oder Jahre bedeutete. Darum kam ich ihm sogleich mit der Frage, ob sie auf die mir früher angekündigte Zeit oder die fernere Zukunft sich bezöge; er aber hüllte sich in Schweigen und verschwand. Ich nun merkte mir mit peinlichster Sorgfalt die mir nach dieser vorbedeutenden Warnung noch gegönnte Frist, nahm sie aber doch in keiner Weise wahr, um gute Werke zu vollbringen. Als der fünfte Monat herankam, gingen beide Träume dadurch in Erfüllung, daß ich das Bistum erhielt — auf den Tod war ich eher als darauf gefaßt —; denn ich gehorchte damit dem Geheiß des Herrn und erfüllte die mir angekündigte Zahl [1]).

Es erschien mir nun unzuträglich, die Kirche, welche ich bisher geleitet hatte, ohne einen eigenen Leiter zu lassen; und so bestellte ich den Willigis — als Diener unseres Altars war er mein geistlicher Bruder, da wir unter demselben Vater gestanden hatten — auf den übereinstimmenden Rat der Brüder zum Propst. Dann zog ich nach Merseburg, wo ich mit meinem
1009 Juni 5. Herrn und König das nächste Pfingstfest feierte." —

Thietmar will zwar die Geschichte des sächsischen Herrscherhauses im Rahmen der Geschichte seines Bistums darstellen; aber befangen in dem Traum-, Spuk- und Wunderglauben seiner Zeit, versteht er nicht, seinen Stoff zu sichten, verzichtet er von vornherein, nach bestimmten Gesichtspunkten vorzutragen. So bringt er ein Werk zustande, in welchem bald in weitschweifiger Ausführlichkeit, bald in abgerissener Kürze die folgenreichsten Ereignisse und die alltäglichsten Begebenheiten durch-

---

[1]) Am 10. November 1008 hatte Thietmar den Traum; im April 1009 wurde er Bischof; dazwischen liegen fünf Monate.

einander abgehandelt werden. Solange noch die äußerliche Schranke, welche Thietmar in der ersten Hälfte seiner Chronik sich gesetzt hat, vorhält: in jedem Buche die Zeit eines Herrschers zu erledigen, kann der Schwall nicht recht aufkommen; aber schon im vierten Buche beginnt er und mit dem fünften, mit welchem die Zeit Heinrichs II. anhebt, wird der Strom zum uferlosen Meere: Thietmar trägt nicht nur die Familiengeschichte in die Chronik hinein; er möchte am liebsten auch jedes Frommen Gedächtnis bewahren, um dadurch seiner Fürbitte vor Gott teilhaftig zu werden. Thietmars Werk ist keine Geschichte des sächsischen Kaiserhauses in dem uns geläufigen Sinne des Wortes; es sind die mit geschichtlichen Ausführungen und Angaben eingeleiteten und durchsetzten, auf Reich, Amt und Familie sich erstreckenden und in ein Tagebuch auslaufenden Lebenserinnerungen eines Bischofs, welcher die Unzulänglichkeit seiner geistigen Begabung durch desto größere Gläubigkeit und Gewissenhaftigkeit auszugleichen versucht. Thietmar verrät wohl noch die Schule Ottos I.; aber er beginnt bereits ihr zu entwachsen, indem er die Überlegenheit des Papstes über den Kaiser anerkennt. Dabei ist er allerdings auch Sachse; indessen nicht in Widukinds volkstümlicher Weise, sondern als ein Mitglied des hohen sächsischen Adels, welches sich seiner Verwandtschaft und folglich seiner Ebenbürtigkeit mit dem Herrscherhause vollkommen bewußt ist. Als sächsischer Bischof und als sächsischer Graf ist schon Thietmar ganz die Persönlichkeit, die Nachhaltigkeit der Gegnerschaft ahnen zu lassen, welche lebendig wurde, als die sächsische „Freiheit“ von dem kommenden Herrschergeschlechte beeinträchtigt wurde

Beilage.

Friedrich Kurze hat geglaubt, eine Übersicht entwerfen zu können, in welcher die in jedem Jahre von 1012 bis 1018 entstandenen Teile der Chronik genau bezeichnet sind. Die beiden Angelpunkte des Ent-

wurfs sind die Jahre 1012, in welchem Thietmar sein Werk mit den ersten fünfzehn Kapiteln des siebenten Buches zu schreiben begonnen habe, und 1016, in welchem er die Quedlinburger Jahrbücher kennen gelernt und danach Zusätze gemacht habe. Die Bestimmung und Bedeutung beider Zeitpunkte kann ich nicht gelten lassen.

Nachdem Kurze ausgeführt, daß die Nachricht im ersten Buche: der — nach einer späteren Angabe auf den 13. November 1012 ansetzbare — Todesfall der Markgräfin Liudgerda habe sich in hoc anno ereignet, nicht absolut d. h. als auf das Jahr deutend, in welchem die Nachricht verfaßt wurde, hingenommen werden darf, sondern relativ als „in demselben Jahre" 1012, von welchem eben die Rede war, verweist er darauf, daß die Blätter 124—128, auf welchen die ersten Kapitel des siebenten Buches stehen, zwar von dem nämlichen Schreiber B wie die vorhergehenden Abschnitte des sechsten Buches — bis auf einen kleinen Zusatz von Thietmars Hand — geschrieben sind, „aber mit dunklerer Dinte und, wie es scheint, härterer Feder, jedenfalls zu anderer Zeit." Dieses Urteil scheint gesichert zu werden durch die Erklärung, mit welcher Kurze fortfährt: „Der Abschnitt steht mit dem vorhergehenden inhaltlich in keinem directen Zusammenhang und auch äußerlich nicht, da der Schluß der vorhergehenden Seite erst später von Thietmar ausgefüllt ist." Aber ich fechte schon das Urteil über den Schriftbefund an; denn aus „der dunkleren Dinte und, wie es scheint, härteren Feder" folgt nicht notwendig, daß die fraglichen Blätter zu einer andern Zeit beschrieben worden sind, als die unmittelbar vorhergehenden, zumal die neue Lage, welche mit dem 124. Blatt beginnt, es dem Schreiber ratsam erscheinen lassen mochte, sein verbrauchtes Schreibmaterial durch neues zu ersetzen; ich kann noch weniger zugeben, daß zwischen dem Schluß des sechsten Buches und dem Anfang des siebenten inhaltlich eine Kluft sich aufthut: jener steht vielmehr mit diesem in dem besten Zusammenhang, welcher sich denken läßt; denn es wird mit den Worten fortgefahren: „Als der König in Ostfranken alle nützlichen Anordnungen getroffen hatte," nachdem vorher von der Weihe der in Bamberg vollendeten Hauptkirche die Rede gewesen; selbst der von Thietmar hinzugefügte Schluß stört durchaus nicht, da auch er von einer in Bamberg nach der Kirchweihe abgehaltenen Synode handelt. Kurze mag sich der Unzulänglichkeit dieser Wahrnehmungen selber bewußt geworden sein; denn er richtet den eigentlichen Beweis aus Erwägungen ganz anderer Art her; er sagt: „Die ersten Kapitel des siebenten Buchs handeln vom Sommer des Jahres 1012 . . . und sind von einer solchen Ausführlichkeit und mit so vielen genauen Datierungen, die weder einem

Nekrolog noch irgend einem Annalenwerk entnommen sind, ausgestattet, daß die Anschauung sich aufdrängt: Thietmar müsse von 1012 an gleichzeitige Aufzeichnungen für sein Geschichtswerk gemacht haben." Da es aber „offenbar durchaus nicht Thietmars Art war, schriftliche Vorarbeiten für spätere Ausführung zu machen, sondern vielmehr alles sogleich niederzuschreiben, was er gerade im Kopfe hatte, so bleibt nur die Annahme übrig, daß er diesen Abschnitt schon im Sommer 1012 verfaßte" und damit seine Arbeit überhaupt begann. Gegen die erste Prämisse ist einzuwenden, daß die ersten Kapitel des siebenten Buches nicht der einzige Abschnitt sind, in welchem Ausführlichkeit mit genauer Zeitbestimmung Hand in Hand geht, daß daraufhin der Bericht, welchen Thietmar über seine Erhebung zum Bischof im Jahre 1009 erstattet (VI, 38 ff.) — er ist oben im Wortlaut in die Erörterung eingefügt — einfach an die Stelle des von Kurze gewählten gesetzt und dann weiter in Kurzes Weise gefolgert werden dürfte, daß Thietmar schon 1009 sein Werk begonnen habe. Aber auch die zweite Prämisse ist ohne Einschränkung an sich unrichtig. Die Beobachtung, „daß es durchaus nicht Thietmars Art gewesen, schriftliche Vorarbeiten für spätere Ausführung zu machen, sondern vielmehr alles sogleich niederzuschreiben, was er gerade im Kopfe hatte," trifft doch nur für die Zeit zu, in welcher er aus der unmittelbaren Anschauung der Gegenwart heraus Bericht erstattet: es gilt aber gerade, hier erst den Beginn dieses Zeitraums zu finden. Für die frühere Zeit Aufzeichnungen seiner Erlebnisse anzunehmen, dazu veranlassen mich eben die beiden hier über die Jahre 1009 und 1012 erwähnten Berichte; ist das aber befugt, dann kann überhaupt nicht aus ihnen auf den Anfang der Arbeit Thietmars geschlossen werden.

Da nun Kurze mit dem geschilderten Verfahren auch die Teilung des alten sechsten Buches in zwei neue Bücher begründet — mit den angeblich am frühesten geschriebenen Kapiteln auf Blatt 124 ff. läßt er sein siebentes Buch beginnen —, so ergiebt sich aus der Widerlegung auch die Unstatthaftigkeit dieser Maßnahme, bei welcher Kurze unter allen Umständen sich dem Vorwurf aussetzt, die überlieferte Abgrenzung der Bücher nicht gehörig beachtet zu haben; denn bei allen ist der Schluß entweder mit ausdrücklichen Worten oder durch eine poetische Ausführung, bei der Hälfte der Bücher sogar durch beides zugleich bezeichnet.

Um weiter das Jahr 1016 als dasjenige zu erweisen, in welchem Thietmar mit den Quedlinburger Jahrbüchern bekannt wurde, faßt Kurze die Entwickelung der Schrift des B genannten Schreibers ins Auge und findet dabei heraus, „daß B zuerst consequent oben offenes P geschrieben, vom Ende des vierten Buches an ebenso consequent oben

geschlossenes, zuletzt aber die oben offene Form sich wieder angewöhnt hat." Kurze begründet das durch folgenden Ansatz:

1) fol. 51—60: immer offenes P } IV. Buch,
2) fol. 63—69: neben 2 offenen P 6 geschlossene P }
3) fol. 105—123': nur 23 geschlossene P VI. Buch,
4) fol. 134—141: nur 11 geschlossene P VII. Buch,
5) fol. 158—166: erst 2 geschlossene, dann 4 offene P VIII. Buch.

Nun schließt er weiter: „Die Nachträge zum vierten Buch — für welche die Quedlinburger Jahrbücher benutzt sind — haben 5 offene P neben einem geschlossenen P: sie gehören also in die Zeit der Rückkehr von der geschlossenen zur offenen Form, sind also ... ungefähr in derselben Zeit wie fol. 158—166 geschrieben d. h. — den erzählten Begebenheiten zufolge — im Winter 1016/17. Das letzte ist das wichtigste Ergebnis: denn daraus geht hervor, daß Thietmar die [Quedlinburger] Annalen im Jahre 1016 erst zu Gesicht bekommen hat."

Allgemein ist darüber zu bemerken: Man kann sich sehr wohl gefallen lassen, daß derartige Beobachtungen, wie es bei dem Schreiber A geschehen ist, zur Unterstützung einer auch sonst annehmbaren Auffassung verwandt werden, wofern eine auf- oder absteigende Entwickelung wahrzunehmen ist; ist das aber nicht der Fall, muß, wie hier, ein Kreislauf dafür herhalten, so wird das Unternehmen schon bedenklich, vollends heikel aber, wenn daraus allein eine wichtige Folgerung gezogen werden soll. Die Triftigkeit dieser Anschauung läßt sich hier im einzelnen aufzeigen. Die Blätter 124—128 weisen nach Kurzes Angabe viermal nur die offene Form des P auf. Da sie nun, wie ich dargethan zu haben meine, nicht als der früheste Abschnitt der Arbeit Thietmars auszuscheiden, sondern an dem Orte zu belassen sind, wo sie in der Handschrift stehen, so müssen sie in dem Ansatz Kurzes zwischen dem 3. und 4. Posten eingeordnet werden. Damit wird aber der von Kurze gefundene Kreislauf in der Entwickelung des Buchstabens P gestört und aus dem unrichtigen Ansatz jede Schlußfolgerung abgeschnitten: das Jahr 1016 als das der ersten Bekanntschaft Thietmars mit den Quedlinburger Jahrbüchern ist ebenso wenig erwiesen wie 1012 als Anfangsjahr seiner Arbeit und so der ganze Entwurf über seine jährlichen Arbeitspensen aus den Angeln gehoben.

V.

Lebensbeschreibungen und Jahrbücher [1]).

In den Werken Liudprands, Hrotsvithas, Widukinds und Thietmars stellt sich die deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter der sächsischen Kaiser dar, ohne damit gänzlich erschöpft zu sein; vielmehr bilden die genannten Werke, welche der Geschichte wenigstens zweier Herrscher und in ihr der Geschichte des Reichs gerecht zu werden versuchen, gewissermaßen nur die Oberstufe; auf der untern ist es stets nur eine Persönlichkeit minderen Ranges, welche Gegenstand der Schilderung ist [2]).

Alle diese Lebensbeschreibungen hier vorzuführen ist nicht nötig: um einen Einblick in diese Abart der Geschichtsschreibung zu gewinnen, genügt es, von den fünf bedeutenderen Kenntnis zu nehmen.

1. Das Leben der Königin Mathilde.

Von Kaiser Otto — wahrscheinlich dem zweiten dieses Namens — mit der Lebensbeschreibung der Königin Mathilde beauftragt, hat

[1]) Von den hier besprochenen Lebensbeschreibungen und Jahrbüchern liegen in Sonderausgaben („Scriptores rerum Germanicarum“) leider nur zwei vor: das Leben des Erzbischofs Brun von Köln („Ruotgeri vita Brunonis archiepiscopi Coloniensis“) und die Fortsetzung der Regino-Chronik („Reginonis abbatis Prumiensis chronicon“); sie sind aber sämtlich für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ übersetzt.

[2]) Die wenigen in dieser Zeit entstandenen Monographien, welche einer kirchlichen Anstalt gewidmet sind, behalte ich mir für den zweiten Band vor, um ihrer im Zusammenhange gedenken zu können.

sich der in Nordhausen ansessige Verfasser — vielleicht eine Nonne des daselbst von Mathilde gestifteten Klosters — über die Schrift folgendermaßen in der Vorrede ausgelassen:

„Mögen auch die meisten Sterblichen, in ihrer eitlen Weltlust nur auf die Verewigung ihres Namens und den Beifall der Menschen bedacht, um das Ohr der großen Menge zu gewinnen, so geschäftskundig sein, das Leben ausgezeichneter Männer mit dem blauen Dunst philosophischer Floskeln aufzuputzen: wir haben auf den Befehl des ruhmreichsten Kaisers Otto das lobwürdige Leben seiner erlauchten Ahnen, ihm selbst und anderen Nachgeborenen zum Vorbild, ohne philosophischen Flitter, aber wahrheitsgemäß, wenn auch ungelenk beschrieben. Obgleich wir uns unserer Unerfahrenheit in der Darstellungskunst bewußt sind, haben wir dennoch, gehorsam der kaiserlichen Majestät, welche das armselige Bächlein mächtige Wogen zu schlagen zwang, nicht in übermütigem Kraftgefühl, sondern in tiefer Ergebenheit die Aufgabe, welche wortgewandten Geschichtsschreibern füglich vorbehalten geblieben wäre, dreist in Angriff genommen; denn wir haben es für Sünde gehalten, so hoher Personen Tugenden durch leichtfertiges Schweigen in der Verborgenheit zu lassen.

Dich aber, Meister aller Wohlredenheit, den nicht allein die Erhabenheit des großmächtigen Kaisertums erhöht, sondern auch die Gediegenheit philosophischer Bildung verherrlicht — an Dir hat das Wort sich erfüllt: Gesegnet die Herrschaft, bei welcher die Weisen zugleich die Gewalthaber sind; und darum ehrt nicht Deine Würde Deine Trefflichkeit, sondern Deine Trefflichkeit Deine Würde — Dich also, Kaiser Otto, nehmen wir zum Richter dieses Werkes: Du mögest, was von uns etwa übersehen oder mangelhaft dargelegt ist, mit weisem Eifer hinzusetzen oder ändern lassen, damit das Werk, da eine so umfassende Aufgabe von uns unmöglich vollendet gelöst werden kann, von Dir wie von der leuchtenden Sonne helleren Glanz erhalte.

Mehreres aber von dem, was zu unserer Kenntnis gelangt ist, haben wir fortgelassen, weil wir meinten: es genüge, nur das hervorragende zu vermerken; wir haben es auch aus dem Grunde gethan, um nicht bei dem Leser durch Überfluß Überdruß zu erregen. Wer dies auch zur Hand nehmen mag, den bitten wir, unseren Worten Glauben beizumessen und überzeugt zu sein, daß ich nur verbürgtes niedergeschrieben habe."

Mathilde war die Tochter eines edlen Elternpaares, Thiedrichs und Reinhildens, durch ihren Vater ein Abkömmling jenes Widukind, welcher, „von Karl dem Großen im Zweikampf besiegt," von dem heiligen Bonifatius getauft worden war [1]). Der Ruf ihrer Schönheit und Tugend veranlaßte Herzog Otto den Erlauchten, den Grafen Thietmar, den Erzieher seines Sohnes Heinrich, für diesen auf die Brautschau nach dem Kloster Herford zu entsenden, wo Mathilde unter der Obhut ihrer Großmutter weilte, „nicht um unter die Nonnen aufgenommen, sondern durch geist- und handbildenden Unterricht zu vollendeter Brauchbarkeit erzogen zu werden." Auf den günstigen Bescheid des Grafen schickte ihn Otto sogleich mit seinem Sohne nach dem Kloster zurück: ihre Werbung fand Gehör und dann in Wallhausen die Hochzeit statt. Als Heinrich, der Nachfolger seines Vaters im Herzogtum, nach Konrads I. Tode auch König wurde, vermahnt der Verfasser das deutsche Volk: „O deutsches Volk, einst von anderer Völker Joch bedrückt, jetzt aber zur kaiserlichen Würde erhoben, liebe den König und diene ihm treu, setze, ihn zu unterstützen, alle Deine Kraft daran und halte den Wunsch beharrlich fest, daß nie ein Herrscher Dir aus jenem Geschlechte fehle, damit Du nicht, aller Deiner hoher Ehren beraubt, zur früheren Dienstbarkeit herabsinkest!"

[1]) Bei dem Blick in die ferne Vergangenheit rücken die großen Gestalten der Geschichte dem Erzähler hier dicht aneinander: Winfried-Bonifatius war bereits dreißig Jahre tot, als Widukind sich zur Taufe verstand.

Wenngleich nun der fromme König Heinrich seine Macht über viele Völker ausdehnte, wurde Mathilde in ihrer Herrlichkeit doch nicht hoffährtig: sie bewies durch eifriges Beten mehr Liebe zur Kirche als zum Lager ihres Gemahls. Dafür mit drei Söhnen und einer Tochter gesegnet, wandte sie ihre Fürsorge besonders den Klöstern zu: sie betrieb zunächst die Verlegung des zu Wendhausen befindlichen Nonnenklosters, „in welchem der Fürsten Töchter sich aufhielten," nach Quedlinburg und erlangte dazu die Einwilligung der Äbtissin und ihres Gemahls, als dieser starb: er wurde dann in Quedlinburg beigesetzt. Mathildens tugendsames Witwenleben erfuhr durch ihre eigenen Söhne eine Störung: da ihnen hinterbracht war, „daß sie sehr bedeutende Geldsummen verborgen hielte, welche sie hätte ausliefern müssen," zwangen sie die Mutter, „die heimlich angehäuften Schätze, die sie an Kirchen und Arme um Christi Namens willen verteilte, herauszugeben, ja selbst denjenigen Teil des Reichsgutes, welcher ihr als Morgengabe zugefallen war, fahren zu lassen, ins Kloster zu gehen und den heiligen Schleier zu nehmen." Ihr ältester Sohn, König Otto, ward aber dafür gestraft, indem das Glück ihn verließ, bis er auf Anregung seiner Gemahlin Editha sich bei einer Zusammenkunft zu Grona mit seiner Mutter versöhnte. In Gemeinschaft mit ihr baute er nach dem Tode Edithas Kirchen und Zellen; er zog darauf aus, um Adelheid, die Witwe des „Lateiner-Königs" Ludwig[1]), aus der Gewalt ihres Bedrängers Berengar zu erretten und sich mit ihr zu vermählen. Von den Kindern dieser Ehe wurde Mathilde zur Äbtissin für das Quedlinburger Kloster bestimmt, empfing Otto bei der Geburt von seiner Großmutter die Verheißung: „Der wird einst, an Ruhm die anderen überstrahlend, uns Eltern rechte Ehre machen!" Mathilde begründete dann eine geistliche Genossenschaft in Pöhlde, zu Quedlinburg eine Mönchs-

[1]) So nennt ihn auch Widukind fälschlich statt Lothar.

vereinigung im Thal, ein Nonnenstift auf dem Berge, ein zweites in Gernrode und errichtete mehrere Klostergebäude. Sie war in der Armenpflege ein leuchtendes Vorbild: zweimal täglich versammelte sie die Dürftigen, um sie zu erquicken und zu kleiden; an jedem Sonnabend gewährte sie Armen und Wanderern die Wohlthat des Bades: „und zuweilen," erzählt der Verfasser, „schickte sie, die Menge meidend, ihre Dienerinnen hin, zuweilen trat sie selbst herzu und wusch die Weiber Glied für Glied [1])." Wenn sie im Reisewagen eingeschlummert war und

[1]) Daß die in ihrem Eifer blinde Armenpflege jener Zeit Betrüger großzog, lehrt ein ergötzliches Beispiel, welches Eckehard in der St. Galler Klosterchronik (X, 88) erzählt: „Eckehard (I) hatte einen Hausknecht damit beauftragt, die ihm etwa bezeichneten Armen und Pilger heimlich in dem dazu bestimmten Hause zu baden, zu scheren, zu bekleiden und zu erfrischen und bei Nacht zu entlassen mit der Weisung, es keinem Menschen zu sagen. Nun geschah es eines Tages, daß er ihm nach seiner Gewohnheit einen Lahmen, einen Welschen von Geburt, welcher auf einer Karre herbeigefahren worden war, anvertraute. Als nun jener, wie ihm befohlen war, sich mit dem Krüppel eingeschlossen hatte und den dicken und starken Kerl kaum mit Anspannung aller seiner Kräfte in die Badewanne hineinbringen konnte, begann er — er war nämlich reizbaren Sinnes — zu schimpfen: „Fürwahr heute weiß ich keinen größeren Tropf als meinen Herrn, welcher nicht zu unterscheiden weiß, wem er wohlthun soll, und mir die Last eines so fetten Schlemmers aufgebürdet hat." Da aber dem Lahmen das Badewasser zu heiß war, rief er in seiner bäuerischen Weise: ›Cald, cald est!‹ Jener aber antwortete, weil das deutsch: „Es ist kalt", bedeutet: „Ich will Dir schon einheizen!" und goß aus dem wallenden Kessel Wasser in die Wanne hinein. Da rief der Lahme mit schauerlichem Geschrei: ›Ei mi, cald est, cald est!‹ „Zum Donnerwetter", fluchte der Hausknecht, „wenn das noch zu kalt ist, Dir will ich es doch heute, so wahr ich lebe, noch warm machen!" und er schöpfte noch heißeres Wasser und goß es hinein. Jener aber, unfähig, die Hitze des siedenden Wassers zu ertragen, vergaß seine Lahmheit: er erhob sich rasch und sprang aus dem Bade, um die Thür aufzuschließen und zu entfliehen, konnte aber nach eiligem Laufe eine Weile mit dem hemmenden Riegel nicht fertig werden. Als nun der Hausknecht in dem Menschen einen Betrüger entlarvt sah,

ein Bettler vorüberging, ohne daß ihre Lieblingsbegleiterin, die Nonne Ricburg, es bemerkte und sie weckte, dann erwachte Mathilde sogleich von selbst, ließ halten und den Armen zurückrufen und beschenken. „So würde sie," versichert der Verfasser, „durch das Verdienst ihrer frommen Werke fast die Palme der Jungfräulichkeit errungen haben [1]), wenn sie nur nicht in weltlichem Kleiderschmuck geprangt hätte." An Festtagen bestand ihre Beschäftigung nur im Lesen, sonst außer in Singen und Beten in Handarbeit; selbst wenn sie anderweitig den ganzen Tag in Anspruch genommen war, verrichtete sie doch noch kurz vor dem Essen irgend eine kleine Arbeit, eingedenk des Spruches: „Wer nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen!" Die Tugendhaftigkeit Mathildens steigerte sich bis zur Wunderkraft; zwar ist der Verfasser einigermaßen um Beispiele in Verlegenheit — er bescheidet sich mit dem Urteil: „Mehr that sie sich durch innere Tugenden als durch äußere Wunderzeichen hervor" —; aber zwei Wunder bringt er dennoch bei: das eine besteht darin,

---

riß er mit Gedankenschnelle aus dem Feuer ein noch halb brennendes Scheit und maß dem Nackten damit schwere Streiche ohne Zahl auf. Da indessen Eckehard im oberen Teile des Hauses den Lärm und das Geschrei vernommen, stieg er schleunigst hinunter und fuhr mit heftigen Scheltworten auf beide in deutscher und romanischer Sprache los: auf diesen, weil er ihn betrogen, auf jenen, daß er den Menschen nicht ihm zur Bestrafung überlassen hätte. „Ei ja," sagte der Knecht, „gestrenger Herr, Du bist ganz der Mann, ihm das Hörnlein zu schaben und dem Betrüger mehr Schläge zu verabreichen, als ich jetzt! Fürwahr Du wärest ganz anders zu Werke gegangen: Du hättest den Verbrecher geküßt und nachts entlassen; ja Du wirst das, wie ich Dich kenne, auch jetzt noch thun!" Und Eckehard entgegnete: „Du Galgenstrick von Knecht! Ist es mir denn nicht erlaubt, zu thun, was mir beliebt u. s. w." Darauf ließ er den Menschen wirklich laufen, nachdem er ihn blos mit Worten gescholten und zu schwören gezwungen hatte, eine solche Schandthat nie wieder zu begehen."

[1]) Vielleicht darf man aus diesen Worten folgern, daß die Lebensbeschreibung von einer Nonne herrührt.

daß sie in Quedlinburg vom Bergesgipfel einem Armen ein Brot zuwirft, nachdem sie es bekreuzt und den Namen Gottes angerufen, und das Brot unbeschädigt den Abhang hinab und dem Bettler in den Schoß fällt; das andere wird also berichtet: „Während sie einst in der Kirche [zu Quedlinburg] inbrünstig der Messe beiwohnte, erfaßte eine im Kloster gezähmte Hindin unversehens ein Krüglein, das, wie in Klöstern üblich, als Weingefäß diente, und verschluckte es, ohne daß es die erschreckten Anwesenden aus dem Tiere durch Schlagen, Drohen, Händeklatschen wieder herausbekommen konnten. Da brauchte die gottselige Königin nur ihre Hand an des Tieres Maul zu halten und mit sanfter Stimme zu sprechen: „Gieb her! Uns gehört, was du genommen hast!“ und sofort gab die Hindin das verschluckte Gefäß wieder von sich.“ Wie eine Heilige über ihre Familie waltend, stiftete sie, als Otto auf den Ruf des Papstes nach Italien zog, um das Land, „welches die Königin Adelheid vorher als Heiratsgut besessen,“ zu erobern und die Kaiserkrone zu gewinnen, der Fürbitte wegen in Nordhausen ein Nonnenkloster. So kehrte denn Otto erfolggekrönt zurück und feierte in Köln ein Siegesfest ohne gleichen, dessen Mittelpunkt die fromme Königin war. Nachdem dann ihr kaiserlicher Sohn die Förderung des neuen Klosters angelobt, brach er abermals nach Italien auf: seine Mutter sah er nicht mehr wieder. Schon kränkelnd, besuchte sie noch einmal Nordhausen, wo ihre treue Richburg als Äbtissin schaltete; darauf begab sie sich nach Quedlinburg und befahl hier, alle ihre Schätze an die Geistlichkeit und die Armen zu verteilen. Als der Erzbischof Wilhelm bei ihr eintraf, empfahl sie auch ihm das Nordhäuser Kloster; sie soll dabei vorausgesehen haben, daß er noch vor ihr sterben würde: „Als man nämlich,“ heißt es in der Biographie, „bei seiner Abreise auf ihre Frage: „Haben wir denn kein für den Erzbischof Wilhelm passendes Geschenk?“ entgegnete: es sei nichts da, sagte sie: „Wo sind die Gewänder,

die wir für unsere Bestattung haben aufheben lassen? Gebt sie ihm: er wird sie auf seiner Reise besser gebrauchen können! An uns aber wird das Sprichwort in Erfüllung gehen: Eltern finden noch immer Hochzeits- und Trauergewand. Die Umstehenden erkannten den Sinn dieser Worte nicht, da sie meinten: jener werde nur nach Mainz reisen [1])." Nachdem Mathilde noch ihre gleichnamige Enkelin vermahnt, starb sie an einem Sonnabend zu Quedlinburg, wo sie an der Seite ihres Gemahls beigesetzt ward. Otto — er heißt hier „ein Mann, dessen vollendete Frömmigkeit man füglich zu preisen hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, die ihm widerrechtlich durch eine Soldatenempörung aufgesetzte Krone zurückzuweisen und des Blutvergießens sich zu enthalten" — trauerte um die geliebte Mutter und vollstreckte ihren letzten Willen: nach der Vermählung seines Sohnes mit der Griechin Theophano in die Heimat zurückgekehrt, starb auch er, in Memleben, und Otto II. nahm „das Reich der Lateiner und der Sachsen" in Besitz. —

Diese Lebensbeschreibung ist vor allem durch die Benutzungsart lateinischer Dichter und Schriftsteller lehrreich: ihre Worte und Wendungen sind nämlich so blindlings auf die geschilderten Personen angewandt, daß dadurch bisweilen der Thatbestand verdreht ist. Es soll durchaus nicht als ungehörig gerügt werden, daß Aussprüche des Arator, Boetius und Prudentius in den Vortrag verwoben sind; aber über das Maß des erträglichen geht doch schon hinaus, daß die Vorrede mit den drei Schlußversicherungen im wesentlichen aus dem Leben des heiligen Martin abgeschrieben ist, welches Sulpicius Severus verfaßt hat. Weiter ist Heinrich, der Sohn Ottos des Erlauchten, mit denjenigen Eigenschaften ausgestattet, welche dem Pamphilus in der Andria des Terenz ursprünglich eigen sind; ebenso ist die Schilderung der ersten Zusammenkunft Heinrichs und Mathildens im Kloster Herford

---

[1]) Wilhelm starb in der That zwölf Tage vor Mathilde.

der Aeneis Vergils entlehnt: „Lavinien," sagt Jaffé, der zuerst und zum größten Teil die fremden Federn erkannt hat, „gehört die Flammenröte, der Lilien- und Rosenschimmer, womit der Erzähler Mathildens Wangen schminkt, und Turnus muß die Liebesblicke leihen, die Heinrich auf die Jungfrau heftet." Ferner ist für die Züge, mit welchen die Frömmigkeit und Mildthätigkeit Mathildens, ihr tugendsames Witwenleben gezeichnet wird, teils das „Leben der heiligen Radegunde", teils, wie Heerwagen gefunden hat, das „Leben der heiligen Gertrud" geplündert [1]).

[1]) Man könnte darum auf den Gedanken verfallen, daß die Schilderung keinen Glauben verdient; aber Widukind stellt uns in seiner Sachsen-Geschichte die Königin ähnlich dar; er sagt (III, 74): „Wenn wir auch zu ihrem Preise etwas sagen möchten, so versagt uns doch die Kraft, weil unser ganzes Bißchen Begabung weit zurückbleibt hinter der Tugend der erlauchten Frau. Denn wer vermöchte wohl ihre peinliche Achtsamkeit im Gottesdienst angemessen zu schildern? Nacht für Nacht erfüllte sie ihre Zelle mit dem Wohllaut der geistlichen Lieder jeglicher Art und Weise. Sie hatte nämlich in nächster Nähe der Kirche eine Zelle inne, in welcher sie ihrer kärglichen Ruhe pflog: allnächtlich erhob sie sich und trat in die Kirche, während trotz der Nachtzeit Sänger und Sängerinnen erstens in der Zelle, zweitens vor der Thür und drittens auf dem Wege aufgestellt waren, um Gottes Gnade zu loben und zu preisen. Sie selbst verharrte in der Kirche wachend und betend bis zur Feier der Messe. Dann besuchte sie die Kranken der Nachbarschaft, wo immer sie von einem solchen hörte, und reichte ihnen, was ihnen notthat; darauf öffnete sie ihre Hand den Armen; danach nahm sie die Fremden, von welchen immer einige sich einfanden, mit aller Freigebigkeit in Empfang; sie ließ niemanden ohne ein freundliches Wort ziehen und kaum einen leer ausgehen: ohne ein kleines Geschenk oder wenigstens die notdürftigste Unterstützung. Oft schickte sie auch Wanderern, die sie von ihrer Zelle aus in der Ferne erblickte, Unterhalt hinaus. Und obgleich sie nun so demütig wie irgend eine Tag und Nacht solche Werke übte, vergab sie doch nichts ihrer königlichen Würde: sie war, wie geschrieben steht, stets und überall die Trösterin in Trübsal, obwohl sie doch als Königin in Hiob 29, 25. ihrem Volke thronte. Ihr ganzes Gesinde, Diener und Dienerinnen, unterwies sie in verschiedenen Fertigkeiten, sogar im Lesen; sie selbst verstand sich darauf, hatte sich darin nach dem Tode des Königs voll-

Das stärkste Stück ist aber am Schluß das Urteil über Otto: er wäre der frömmste Mann gewesen, wenn er nicht die Krone auf ungesetzlichem Wege: durch einen Soldatenaufstand und durch Blutvergießen, erlangt hätte; denn es ist eine gedankenlose Übertragung einer Äußerung des Sulpicius Severus, welcher das in seinem zweiten Dialog von dem Kaiser Maximus sagt.

Die bisher behandelte Lebensbeschreibung ist von Köpke in einem Göttinger Manuscript entdeckt worden; vordem kannte man nur eine auf Antrieb König Heinrichs II. verfaßte, welche nun durch die Entdeckung Köpkes als eine Bearbeitung sich ausweist. Seinem Auftraggeber zu Liebe hat der Bearbeiter die jüngere Linie des Liudolfingischen Hauses auf Kosten der älteren in den Vordergrund geschoben; es zeigt sich das z. B. an dem Eindruck, welchen auf Mathilde der Tod ihres Lieblingssohnes Heinrich macht: „Seitdem," heißt es, „mochte sie keinen Sänger weltlicher Lieder mehr anhören, keinem Possenreißer mehr zusehen; sie hörte ausschließlich fromme, den Evangelien und anderen heiligen Schriften entnommene Lieder und empfand daran eine ganz besondere Freude, über Leben und Leiden der Heiligen sich vorlesen zu lassen;" besonders deutlich aber wird es an einer Maßnahme, welche ein eigentümliches Licht auf die Gewissenhaftigkeit des Bearbeiters fallen läßt: er hat nämlich die auf Otto II. bezügliche Verheißung Mathildens gestrichen und läßt dafür seine Heilige in der neuen Bearbeitung prophezeien, daß der Enkel ihres Sohnes Heinrich — das ist Heinrich II. —

---

kommen ausgebildet. Wenn ich nun von allen ihren Vorzügen erzählen wollte, so könnte ich lange reden: stünde mir selbst die Wohlredenheit eines Homer oder Vergil zu Gebote, es würde doch nicht genügend ausfallen. Vollendet also an Lebenstagen, vollendet an jeglicher Ehre, vollendet an werkthätiger Barmherzigkeit, gab sie, nachdem sie ihren gesamten königlichen Schatz an die Knechte und Mägde Gottes und an
972. die Armen verteilt hatte, am 14. März ihre Seele Christo zurück."

dereinst den Thron besteigen werde. Außerdem darf wohl noch das zweite von Mathilde verrichtete Wunder besonderer Beachtung empfohlen werden; es ist hier so erzählt: „Die heilige Herrin pflegte Tag für Tag dem Priester das Brot und den Wein für die Messe zu Nutz und Frommen der ganzen heiligen Kirche darzureichen. Eines Tages nun verschwand unversehens das goldene Fläschchen, in welchem die Heilige Gottes den Wein zum Meßopfer dargereicht hatte. Ihre Gesellschafterin Rieburg und außerdem einige ihrer Dienerinnen suchten in ihrer Herzensangst überall nach, vermochten es aber nicht zu finden. Als nun am folgenden Tage die Messe gesungen werden sollte, forderte die Dienerin Christi das von ihr stets benutzte Fläschchen von der genannten Nonne. Diese aber mußte beschämt gestehen, daß es wohl gestohlen worden sei. Nachdem der Gottesdienst zu Ende war, verließ die Königin, noch immer etwas ungehalten, die Kirche: da sprang ihr eine Hindin entgegen, welche im Klosterhof gezähmt war. Als Mathilde diese sah, lockte sie sie freundlich zu sich heran und beschwor sie im Namen Christi, ihr das Weingefäß wiederzugeben, welches sie verschlungen hätte. Und das Tier gehorchte der Wunderkraft ihres Befehls: es gab mit Gedankenschnelle das Fläschchen von sich in schuldiger Fügsamkeit gegen sie, die Gott stets gehorsam war."

Diese Fassung, in welcher das wunderbare noch gesteigert ist, kann als Beleg für eine oft bei Wunderberichten wahrnehmbare Wandelung dienen: je weiter die Berichterstatter zeitlich von ihren Heiligen entfernt sind, desto genauer werden ihre Angaben. Es bedarf keines weiteren Wortes, daß unter diesen Umständen mit der größeren Ausführlichkeit nicht auch der Wert des Berichtes sich erhöht.

2. Das Leben der Kaiserin Adelheid.

Der Frömmigkeit der Kaiserin Adelheid hat Odilo, welcher von 994 bis 1049 Abt des Klosters Cluny war, ein Denk-

mal in einer kleinen Lebensbeschreibung gesetzt, nicht als ob er sich dazu auf Grund eingebildeter Beredsamkeit für befähigt gehalten hätte — einen Cicero oder vielmehr einen Hieronymus, meint er, erfordere diese Aufgabe —, sondern weil er, mit der Kaiserin häufig in Verkehr gekommen, von sich sagen kann: „Was wir von ihr erzählen, das haben wir nicht durch Hörensagen, sondern durch den Augenschein und eigene Erfahrung erkundet; viele Worte des Heils haben wir von ihr vernommen und sehr viele Geschenke empfangen." Den besonderen Zweck, welchen er mit seiner Schrift verfolgt, giebt er zu erkennen in dem Anschreiben, mit welchem er sie dem Abt Andreas nach Pavia übersandt hat:

„Herrn Andreas, dem verehrungswürdigen Abte, und allen ihm anvertrauten Brüdern, welche in der Vorstadt Pavias unserm Herrn und Heiland demütig dienen, wünscht Odilo, der geringste aller armen Cluniacenser hienieden Glück und Seligkeit im Jenseits.

Nachdem ich eine Gedächtnisschrift auf unsere Herrin Adelheid, die erhabene Kaiserin, in anspruchsloser Darstellung vollendet, habe ich geglaubt, sie Eurer brüderlichen Genossenschaft übersenden zu sollen; denn ich erachte es für Recht, daß bei Euch ihr Andenken alle Zeit in Ehren gehalten werde, da nur durch ihre Klugheit und Thatkraft die Gebäude Eures Klosters sich erhoben haben und durch ihre freigebige und unablässige Mildthätigkeit Euer Unterhalt bestritten wird. Einen so bedeutenden Gegenstand haben wir schlicht und kurz nicht etwa in der Absicht behandelt, daß für den Ruhm so erhabener Tugend und Vornehmheit unsere Darstellung abschließend sei, sondern daß dadurch ein entsprechend begabter Gelehrter zu einer Lebensbeschreibung angeregt werde, um in ganz anderer, in prächtiger Darstellung den prächtigen Stoff auch bei Kaiserinnen und Königinnen zu Gehör zu bringen. Vernehmen sie über hochpreisliche Thaten hochpreisende Worte, so könnten sie auch wohl unserer Heiligen auf dem Pfade der Ehren nachstreben und

wenigstens auf dem beschränkteren Gebiete des Hauswesens löblichen Eifer zeitigen, wie Adelheid das Staatswesen in jeder Beziehung zu kräftiger Entfaltung gebracht hat."

Leider wird die Erwartung, welche man an die letzten Worte knüpfen könnte, nicht in sonderlich reichem Maße erfüllt: die Eröffnungen darüber, wie Adelheid „das Staatswesen in jeder Beziehung zu kräftiger Entfaltung gebracht hat," sind sehr dürftig; man müßte denn ihre Frömmigkeit als wirksamstes Mittel dafür gelten lassen.

Kaum sechzehn Jahre alt, wurde sie mit Lothar, dem Sohne König Hugos von Italien, vermählt, um, schon nach drei Jahren verwitwet, viel Trübsal von dem auf den Thron gelangten Berengar und seiner Gemahlin Willa zu erdulden: sie ward gefangen, „durch vielfache Quälereien geängstigt, an den Haaren ihres Hauptes gerissen, oft mit Faustschlägen und Fußtritten mißhandelt und am Ende in einen dunklen Kerker mit einer einzigen Dienerin eingeschlossen." Mit dieser Dienerin und einem Geistlichen entfloh sie, geriet aber in einen Sumpf, in welchem die Flüchtlinge Tage und Nächte lang ohne Speise und Trank blieben und fast verschmachtet von einem Fischer erquickt wurden, bis eine Reiterschar sie nach einer uneinnehmbaren Burg in Sicherheit brachte. Nachdem Gott der Königin die Anfechtung gesandt, „aufdaß nicht im innern strafbare Fleischeslust das noch jugendliche Weib durchglühte," erhob er sie an Ottos Seite auf den Kaiserthron: als Mutter eines ruhmreichen Geschlechts sah sie ihre Abkömmlinge bis ins dritte Glied. Nach dem Tode ihres Gemahls leitete sie das Reich mit ihrem Sohne, zerfiel aber mit ihm und begab sich nach Burgund zu ihrem Bruder, dem König Konrad. Dieser und der Abt Majolus von Cluny übernahmen die Vermittelung zwischen Mutter und Sohn: eine Zusammenkunft in Pavia stellte die Eintracht wieder her, berührte aber nicht das Verhältnis zwischen Adelheid und ihrer griechischen Schwiegertochter, welches nach dem Tode Ottos II.

immer gespannter wurde. „Wenn auch die griechische Kaiserin," bemerkt Odilo, „für sich und andere ganz brav und gut war, mit der kaiserlichen Schwiegermutter konnte sie sich nicht recht vertragen. Schließlich als sie von einem gewissen Griechen und anderen Schmeichlern sich beraten ließ, stieß sie die von einer entsprechenden Handbewegung begleitete Drohung aus: „Wenn ich noch ein Jahr am Leben bleibe, so soll Adelheid von der ganzen Erde nicht mehr beherrschen, als man mit der Hand umspannen kann." Diese unvorsichtige Aeußerung ließ Gott ihr zur Strafe in Erfüllung gehen: noch ehe vier Wochen um waren, mußte die griechische Kaiserin fort aus dieser Welt, die Kaiserin Adelheid überlebte sie und verblieb im Genusse ihres Glückes." Sie herrschte nun mit Otto III. zusammen, welcher durch ihre Verdienste und die Thätigkeit der Fürsten die römische Kaiserkrone gewann.

Damit hat Odilo, wenn man von gelegentlichem Eingreifen Adelheids in die burgundischen Verhältnisse absieht, die Bedeutung Adelheids als Kaiserin erledigt; er hat nun das Feld frei, sie als fromme Frau zu schildern, als Heilige zu feiern.

Er berichtet von ihren Klostergründungen in Peterlingen, Pavia und Seltz, ihren Wallfahrten und ihrer Fürsorge für die Kirchen, für Geistliche und Arme. Dabei tritt auch ihre Wunderkraft in die Erscheinung: als sie einst durch einen Mönch Geld unter zahlreiche Arme verteilen ließ — ihn dünkte es nicht ausreichend, jedem etwas zu geben —, da vermehrte es sich in wunderbarer Weise. Adelheid war ganz erfüllt von der herrschenden kirchlichen Anschauung, welche nur trostlose Verkommenheit hienieden erblickt: „Wie oft hat sie," sagt Odilo, „am Grabe des heiligen Mauricius geseufzt, wie oft geächzt, wie oft geweint, wie viele Thränenströme vergossen! Ich glaube: es gab keine Sünde, welche damals nicht die ewige Vergebung verdient hätte; sie beweinte fremde Vergehen so, wie viele kaum ihre eigenen Todsünden beweinen können. Sie freute sich über

die Würdigkeit und das Glück der Vergangenheit, sie trauerte täglich über die Mängel der Gegenwart und am meisten der Zukunft.“ Als sie hier — in St. Moritz — die Nachricht von dem Tode des ihrem Herzen nahe stehenden Bischofs Franko von Worms erhielt, rief sie tief erschüttert aus: „O Gott, was soll ich thun? Was soll ich sagen von unserm Herrn, meinem Enkel? Ich glaube, noch viele seines Gefolges werden in Italien umkommen und nach ihnen, fürchte ich, auch der hochgesinnte Otto; dann bin ich Elende allein noch übrig, alles menschlichen Trostes beraubt; laß doch, o Herr, Du König in Ewigkeit, mich nicht einen so furchtbaren Verlust erleben!“ Odilo erblickt in diesem Ausruf die Gabe der Weissagung; er findet sie abermals, als Adelheid in Orbe „sein recht grobes Kleid an ihre heiligsten Augen und unter Küssen an ihr durchlauchtigstes Antlitz drückte und demütig und insgeheim zu ihm sagte: „O Sohn, gedenke meiner in Deinen Betrachtungen und wisse, daß ich mit leiblichen Augen Dich nicht mehr schauen werde!“ In Seltz angekommen, beging sie das Gedächtnis ihres Sohnes durch besonders reichliche Spenden an Arme, griff sich aber dabei so an, daß sie in ein Fieber verfiel. Nachdem sie sich davon erholt hatte, ward sie mit den kirchlichen Heilsmitteln versehen; dann ließ sie die Bußpsalmen singen und die Namen der Heiligen anrufen: „als das geschah, stimmte sie in den Gesang mit ein und sprach die Worte des Gebetes mit bis zu der Stelle, wo sie Gott anrief, ihr gnädig zur Seite zu stehen.“ Am 17. December starb sie. 999.

Die Heiligkeit der Kaiserin sieht Odilo dadurch als erwiesen an, daß an ihrem Grabe wunderbare Heilungen sich ereignen.

3. Das Leben des Erzbischofs Brun von Köln.

Nachdem Brun am 11. October 965 gestorben war, erteilte sein Nachfolger Folkmar, dessen Amtsdauer schon im Juli 967 endete, einem Geistlichen seiner Kirche, Ruotger, den Auftrag, das Leben

des Verstorbenen zu beschreiben. Über diese Aufgabe und ihre Lösung äußert sich Ruotger in einem an seinen Erzbischof gerichteten Briefe, welcher als Vorrede dient, wie folgt:

„Seinem in Christi Gnade seligen Herrn, der strahlenden Weisheitsleuchte, dem Erzbischof Folkmar, wünscht der unansehnlichste seiner Diener Ruotger des himmlischen Ruhmes unvergängliche Ehre.

Eure hochwürdige Heiligkeit hat mir eine schwere, aber nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten doch auch süße und beglückende Last aufgebürdet: das Leben des bewunderungswürdigen erhabenen Erzbischofs Brun, so gut ich es vermöchte, zu beschreiben. Ihm hat zwar seine Tugendkraft einen Ruhm eingetragen, den nach Gebühr anschaulich zu machen, meine schwache Feder nicht mächtig genug ist; aber auch nach meiner unzulänglichen Kraft davon zu handeln, ist mir, da so Euer Befehl lautete, eine Lust gewesen. Er war von Anfang an so geartet, daß er nicht um seiner selbst willen sich geboren glaubte, sondern um unserer, um des Staates willen. So hat er denn auch sehr viele, ja fast unzählbare Thaten verrichtet, welche ein unvergängliches Andenken verdienen; aber ihre erschöpfende Erörterung erwarte kein Leser von mir oder einem andern Schriftsteller; denn wenn jemand sich anheischig machte, sie gewissenhaft der Wahrheit entsprechend zu behandeln, so müßte er jedem nach der Kindheit zurückgelegten Lebensjahre Bruns einen eigenen, und zwar recht stattlichen Band widmen. Ich glaube auch, daß viele weit und breit angelegentlich damit beschäftigt sind, seine Thaten durch mündliche oder schriftliche Überlieferung auf die Nachwelt zu bringen. Denn nicht auf eine Provinz oder ein Reich beschränkte sich seine Wirksamkeit; er hatte sich die Förderung aller, mit welchen er irgend in Berührung kam, in unermüdlichem Wohlwollen, in eifriger Mühewaltung zur Aufgabe gemacht. Und in Fülle sind auch die Männer für eine anziehende und sachgemäße Schilderung vorhanden; denn selbst in

Ermangelung anderer finden sich allein schon unter seinen Schülern so glänzende Vertreter jeder wissenschaftlichen Bestrebung, jeder Seite der Beredsamkeit jetzt kurz nach seinem Tode noch an so vielen Orten, daß seine bedeutendsten Ruhmesthaten nicht nur den geeigneten Berichterstatter, sondern sogar den berufenen Lobredner erhalten können. Wie viele und wie treffliche Bischöfe, wie viele erprobte Männer in jeder kirchlichen Berufs- und Rangklasse kennen wir als Schüler des großen Mannes, welche ihm weit näher gestanden haben und darum auch weit befähigter sind als ich, seine Biographie zu einem schönen Denkmale der Geschichtsschreibung zu gestalten! Aber wer bin ich, daß ich mich vermessen dürfte, Euren Wünschen, erhabenster Herr, mich zu entziehen? Was ich also irgend vermochte, habe ich, so gut es anging, geleistet: ohne mir auf meine Einsicht etwas einzubilden, gründe ich mein Selbstvertrauen, so weit davon die Rede sein kann, einzig auf meinen Gehorsam. Wenn ich nun unter diesen Umständen die Lösung meiner Aufgabe auch nicht recht für möglich halte, so bin ich doch stets bestrebt gewesen, Euren Befehl nach Gebühr von Herzen zu ehren: ich habe mich in Eure Anschauungsart, in Eure Liebe zu meinem Helden so ganz hineinzuleben versucht, daß ich meiner Unzulänglichkeit fast vergessen habe. Darum darf ich wohl Eure gnadenreiche Milde bitten, den Mangel an prunkendem Redeschmuck in meinem Werke ausgeglichen sein zu lassen durch meinen Willen, den Mann zu verherrlichen, welchem Ihr um seiner Verdienste willen so innig zugethan waret.

Der allmächtige Gott wolle in seiner Gnade Eure Heiligkeit zu unserm Frommen noch lange gesund und schaffensfroh erhalten!"

Ruotger geht von der allgemeinen Betrachtung aus, daß Gott die Menschen verschieden begabe, um sie auf verschiedene Weise seine Gnade verdienen zu lassen; außerordentlich begabt sei Brun gewesen, in welchem sehr verschiedene Eigenschaften sich vereinigten:

„edle Abkunft und hohe Würde, eine unübertreffliche Gelehrsamkeit, die sonst hochmütig zu machen pflegt, und dabei im Innern und im Äußern eine Demut, die gleichfalls nach dem Urteil scharfblickender Männer nicht zu überbieten war." Ruotger beginnt dann seine Darstellung mit den Kinderjahren Bruns; „denn", sagt er, „darin werden die Armen und Gedrückten Trost und Stärkung, die auf des Lebens Höhe gestellten Reichen aber Warnung und Zurechtweisung finden."

Körperlich so wohlgebildet und geistig so reich begabt wie keiner seiner Anverwandten, war Brun zu einer Zeit geboren, da sein Vater, König Heinrich, die Befriedung des Reichs betrieb, und damit schon als Mann des Friedens angekündigt. Nachdem sein Vater die auswärtigen Feinde, Dänen, Slaven und Ungarn, durch den Schrecken seines Namens gebändigt und die Empörer im Westen des Reichs zur Ruhe gebracht hatte, wurde Brun im Alter von vier Jahren dem Bischof Balderich von Utrecht übergeben, um zum Geistlichen erzogen zu werden, und sogleich ließ, „wenn auch ohne sein Wissen und Zuthun", die wilde Wut der Normannen nach: „so verging," setzt Ruotger hier hinzu, „keine Zeit seines Lebens ohne Segen für Gottes heilige Kirche." In Utrecht gewann nun Brun insbesondere den christlichen Dichter Prudentius lieb; er wurde aber auch auf allen Gebieten des römischen und griechischen Schrifttums heimisch: wenn jemand seine lieben Bücher durch Kniffe und Falten verunstaltete oder überhaupt unachtsam behandelte, so konnte der eifrige Knabe sehr ungehalten werden. Nachdem dann Otto, „gestärkt durch den Segen des Herrn und gesalbt mit dem Öl der Freude," den Thron bestiegen hatte, berief er seinen Bruder Brun an den Hof, welcher damit ein Brennpunkt der Wissenschaft, die Sammelstätte aller geistig bedeutender Menschen wurde: „die lange vergessenen sieben freien Künste brachte Brun wieder ans Licht; was Geschichtsschreiber, Redner, Dichter und Philosophen neues und großes verkünden, unter-

suchte er mit Lehrern der in Frage kommenden Sprache auf das genaueste." Unter diesen bezeichnete Brun selbst einen aus Irland stammenden Bischof Israel als denjenigen, von welchem er am meisten gelernt hätte. In den Erörterungen vermittelte Brun oft zwischen den streitenden Gelehrten; dabei gab er seine Meinung nicht grämlich oder mürrisch ab, sondern in heiterem Scherz und mit anmutiger Würde. Aber zu einer schriftstellerischen Thätigkeit, welche über das Abfassen „ehrbarer Schriftstücke" hinausging, kam er vor lauter Lerneifer nicht: die Morgenstunden waren ihm besonders wert; nach der Mahlzeit, wann andere sich zu ergehen pflegten, beschäftigte er sich mit Lesen und Philosophieren und dehnte diese Beschäftigung bis tief in die Nacht hinein aus; dabei vermochten in den gelesenen Lustspielen die Witze, welche andere zu unbändiger Heiterkeit fortrissen, ihn nicht aus seinem Ernst zu bringen: den Inhalt hielt er für wertlos, nur die kunstvolle und gewandte Sprache schätzte er. Selbst im Umherziehen pflegte er sich zu unterrichten: im ärgsten Getümmel fand er — was nur wenigen gegeben ist — die Sammlung, sich über eine bedeutende Frage zu besprechen oder über irgend ein Problem nachzudenken; wohin auch immer sein Zelt mit dem königlichen Hoflager verlegt wurde, überallhin führte er seine Bücher, wie die Juden die Bundeslade, mit sich.

Wie den Wissenschaften lag er nicht minder emsig auch dem Gottesdienste ob: er war mit ganzer Seele bei der Sache; darum durfte sein erbauliches Gebet auch kurz sein. Er verlangte aber auch von anderen dieselbe Andacht: als er einmal seinen Bruder Heinrich und seinen Schwager Konrad in überschwänglicher Herzlichkeit während der Messe mit einander plaudern sah, soll er ausgerufen haben: „In wie bittere Feindschaft wird noch einst diese zu so ernster Stunde bethätigte Brüderlichkeit umschlagen!" Und er hatte Recht damit, fügt Ruotger hinzu, welcher das als Beleg für den prophetischen Blick seines Helden beibringt. Eifer und Einsicht machten Brun

zu der maßgebenden Persönlichkeit für alle kirchlichen Angelegenheiten. Noch ein Jüngling, wurde er zum Abt für einige Klöster bestellt, welchen er ein regelrechtes Leben zur Aufgabe machte, aber auch die alten Freiheiten und Gerechtsame wieder verschaffte. Als dann ein Mordanschlag auf den Kaiser [1]) unternommen wurde und im Anschluß daran die Empörung über alle Teile des Reichs, besonders über Lothringen sich verbreitete, wurde Brun unter dem bestimmenden Einfluß des Bischofs Godefried — welcher vermutlich königlicher Bevollmächtigter war — nach dem Tode Wigfrieds zum Erzbischof von Köln
953 Juli 9. erwählt und damit in ein Amt befördert, in welchem er segensreich für Staat und Kirche gewirkt hat.

Schon durch seine Ankunft in Köln wurden die Absichten der Aufrührer auf die Stadt vereitelt, während ihnen Mainz durch den treulosen Erzbischof Friedrich in die Hände gespielt wurde. Otto mußte hier seinen Sohn und Schwiegersohn belagern: er berief seinen Bruder aus Köln zu sich, um sich seiner bei der Verhandlung mit den Empörern zu bedienen. Furchtlos trat Brun der allgemeinen Neigung, welche, den Aufrührern günstig, alle Schuld auf Ottos Bruder Heinrich wälzen mochte, entgegen; aber so eindringlich er auch auf seinen Neffen Liudolf einsprach, es gelang ihm nicht, ihn und Konrad von dem Widerstande gegen ihren Herrn und Vater abzubringen; vielmehr gewannen beide auch noch den Pfalzgrafen Arnold von Bayern für sich und lockten die Ungarn in das Reich. Dadurch sah sich Otto gezwungen, die Belagerung aufzuheben und nach Osten sich zu wenden; „seinen Bruder Brun bestellte er in dieser gefahrvollen Zeit zum Schirmherrn und Verweser

---

[1]) Ruotger nennt Otto überall Kaiser, verlegt also sein Kaisertum von dem späteren Zeitpunkt aus, an welchem er schreibt, in die Vergangenheit hinein. Hier ist übrigens der Anschlag des Jahres 941 mit dem Aufstande Liudolfs und Konrads im Jahre 953 zusammengeworfen.

im Westen sozusagen als Erzherzog [1])," indem er seiner Freude Ausdruck gab, „daß durch Gottes Gnade das königliche Priestertum treu zum Kaisertum stand;" „denn," sagte er zu ihm, „in Dir hat sich priesterliche Würde und königliche Macht durchdrungen." Brun entbot sogleich die Fürsten seines Bereichs nach Aachen und ermahnte sie zur Treue und zum Frieden; dann nach Köln zurückgekehrt, wurde er feierlich in sein Amt eingeführt und gesalbt. Obschon nun also neben den geistlichen auch weltliche Pflichten ihm auferlegt waren: „seine ganz einzige geistige Regsamkeit schien jenen allgemeinen Erfahrungssatz zu nichte zu machen, daß derjenige, welcher seine Kraft nach vielen Seiten hin zersplittert, dem einzelnen nicht mehr gewachsen ist." Darum hat es auch Ruotger leicht, seinen Helden gegen den Vorwurf zu verteidigen, „daß er mit staatlichen Angelegenheiten, mit dem mörderischen Kriege sich befaßt habe, obgleich ihm doch nur die Seelsorge übertragen worden sei": er verweist vor allem auf den Erfolg Bruns; er glaubt die Nörgler zum Schweigen gebracht, „sobald sie den segensreichen Frieden gewahrten, welcher, zumal in jenen Gegenden etwas ganz Unbekanntes, weit und breit von jenem Schirmherrn und Lehrer des gläubigen Volkes gestiftet wurde." Nachdem Lothringen beruhigt war, brachen die Ungarn in das Land, in deren Heere sich auch Herzog Konrad befand; aber der Herr errettete Brun und sein Volk: des Erzbischofs Gottvertrauen bewährte sich, „der mitten in diesen Gefahren häufig sich unverzagt mit Lesen beschäftigte und unangefochten von Not und Sorge sich der Unterhaltung über die erhabensten Dinge überließ."

Als ein rechter Oberhirte wünschte er auch mit dem Wahrzeichen des Palliums ausgestattet zu werden; „er wünschte," wie Ruotger es ausdrückt, „durch den Segen des apostolischen Stuhls zu Rom ausgezeichnet und mit den Bewahrern der reinen,

---

[1]) Hier begegnet der dem erzbischöflichen nachgebildete Titel, welchen heute die Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses führen, zum ersten Mal in der deutschen Geschichte.

von dem heiligen Apostel Petrus überlieferten Lehre in dem unantastbaren katholischen Glauben vermittelst des wahren Bekenntnisses und der unverletzlichen Wahrheit der Lehre vereinigt zu werden." Der darum entsandte Abt Hadamar von Fulda brachte ihm mit dem Pallium auch die Befugnis, es ohne Einschränkung anzulegen. Dieses Verlangen war nichts weniger als aus der Freude am Festesprunk geboren: „Das Herz des edlen Mannes," versichert Ruotger, „war überdrüssig königlicher Prachtentfaltung und der besonders zu jener Zeit in den höheren Kreisen üblichen Lustbarkeiten und Vergnügungen; wenn er nun den Seinigen zu Gefallen hin und wieder sich mehr gehen ließ, als er für recht hielt, so betrauerte er diesen geringfügigen Fehltritt meist mit vielen Thränen. Als ein Jüngling noch und von Glanz und Pracht umflossen, hatte er Lust, ich wage es zu sagen, abzuscheiden, nur daß er ganz mit Christo eins wäre. Daher seine häufigen Thränen, sowie sein fast fortwährendes Schluchzen, seine heimlichen Gebete, seine Seufzer, die man ihn selbst auf seinem Lager nachts ausstoßen hörte, wie es diejenigen bezeugen, welchen er es nicht ganz verbergen konnte, obwohl er es wünschte." „Fast wie ein Einsiedler," berichtet Ruotger weiter, „lebte er, der Mann des Volkes [1]), für gewöhnlich; doch wußte er — wie wunderbar! — unter lustigen Tischgenossen in milder Fröhlichkeit oft auch Ausnahmen zu machen. Weiche und feine Kleidung, in welcher er auferzogen und zum Mann herangewachsen war, wies er selbst im Königspalast von sich: unter den mit Purpur bekleideten Dienern und seinen von Gold strotzenden Kriegern ging er einher in dürftigem Gewand und bäuerlichen Schaffellen. Von seinem Lager hatte er jede Bequemlichkeit verbannt. Fast nie besuchte er das Bad mit den übrigen, die es benützten, um ihre Haut weiß und

[1]) Der Ausdruck soll die Schlichtheit veranschaulichen; denn gegen Volksgunst war Brun nach Ruotgers wiederholter Versicherung vollkommen gleichgiltig.

glänzend zu erhalten — was um so mehr zu bewundern ist, als er von Kindheit auf an die peinlichste Sauberkeit und königlichen Glanz gewöhnt war [1])." Sein Sinn war von dem vergänglichen auf das dauernde gerichtet, besonders der Sammlung der Reliquien zugewandt: „Fast aus allen Teilen und Gegenden der Erde," erzählt Ruotger, „sammelte er sie in heiligem Eifer und heiliger Liebe, gleichsam für die Zukunft sorgend, um bei der kurzen Dauer seines Lebens der ihm anvertrauten Herde ewige Güter zu hinterlassen. Mit diesem Streben bezweckte er vor allem, daß denen, welchen jene Güter entführt wurden, das Verlangen danach, denen, welchen sie zugeführt wurden, die Freude daran gesteigert würde . . .; denn wer das gute, was er besitzt, nicht zu schätzen weiß, lernt es oft, nachdem es ihm genommen ist, und die Erinnerung an das verlorene Gut wird mehr fruchten als einst der ungenutzte Besitz desselben." Die Sorge, diesen Schätzen eine angemessene Unterkunft zu schaffen, veranlaßte dann den Bau von Kirchen und Klöstern und die Einrichtung ganzer geistlicher Genossenschaften; aber Brun förderte auch jeden, „welcher, um den Einzelkampf gegen den Teufel zu streiten, ein einsames Leben zu führen strebte." „Sanften und Demütigen gegenüber," erläutert Ruotger, „war niemand demütiger als er; gegen aufgeblasene Bösewichte aber konnte niemand heftiger sein. Seine furchtbare Strenge, welche durch keine Darbringung zu mildern war, scheuten Einheimische und Fremde gleich sehr."

Diese Entschiedenheit mußte auch der Aufrechterhaltung des Landfriedens zu statten kommen, zu dessen Gunsten er „einige nichtswürdige Verderber des Vaterlandes und ihrer Mitbürger" aus dem Lande zu weichen zwang: „versteht sich," sagt Ruotger, der alles zum besten kehrt, „schonte Gott ihrer,

[1]) Es ist ein Zug des kirchlichen Ideals der Zeit: sich nur nicht zu viel waschen, damit man nicht in den Verdacht komme, als gebe man viel auf den vergänglichen Leib!

um ihnen in seiner großen Gnade und Geduld in der Fremde die Kunde von dem Frieden und dem gesegneten Zustande des Vaterlandes zukommen zu lassen, den sie, als sie selbst noch im Vaterlande waren, nicht hatten aufkommen lassen: ein Glück für sie, wenn sie ihr wahres Heil noch im Elende erkannt und nach dem Reich gestrebt haben, aus dem sie nicht vertrieben werden konnten!" Um seinen Heiligen noch besonders zu rechtfertigen, fügt Ruotger hinzu: „So fern lag Brun jede Grausamkeit, daß er um diejenigen, welche er für ihre Missethaten hart strafen mußte, selbst oft bitterlich weinte: so sehr war er gewohnt mit den Fröhlichen fröhlich, mit den Traurigen traurig zu sein!" Brun nahm dann mit seinen Brüdern an dem Hoftage zu Arnstadt teil, konnte aber, als Otto nach kurzer Zeit gegen die Ungarn auszog, nicht mehr rechtzeitig das Heer seines Bruders erreichen, welches den Sieg auf dem Lechfelde erstritt. In dieser Schlacht hatte Konrad seine frühere Gemeinschaft mit den Ungarn durch einen Heldentod gesühnt; seinen Genossen im Aufruhr Liudolf versöhnte Brun mit dem Vater, welcher dem Sohne Italien überwies, aber bald durch die Botschaft seines Hinscheidens in Trauer versetzt wurde. Die Eintracht der beiden Brüder kam danach wieder zum Ausdruck bei einem Besuche Ottos in Köln, wo sie gemeinsam den Landfrieden schirmten; in seines Bruders Sinne unterhielt Brun ein gutes Benehmen mit den beiden anderen maßgebenden deutschen Erzbischöfen, Heinrich von Trier und Wilhelm von Mainz, ließ er nur königstreue Männer in die kirchlichen Ämter gelangen: so hatte sich seiner besonderen Fürsorge der aus Verona vertriebene Bischof Rather zu erfreuen. Ehe Otto nach Italien zog, setzte er seinen jungen gleichnamigen Sohn zum König ein und ließ ihn durch die drei Erzbischöfe Brun, Wilhelm und Heinrich salben: dann schied, wie Ruotger sagt, „das unüberwindliche Brüderpaar." Der im Siegeskranze heimkehrende Kaiser wurde von Brun eingeholt und feierte bei ihm, „als seinem einfluß-

reichsten Rat, seinem treuesten Genossen, seinem stärksten Helfer bei der Begründung, Erhaltung und Vollendung des Reichs," mit der ganzen kaiserlichen Familie das Pfingstfest in Köln. In demselben Jahre mußte Brun noch einmal in Frankreich, welches er zu Gunsten seiner königlichen Neffen, der Söhne seiner Schwester Gerberga, sorgsam überwachte, einschreiten: dabei erkrankte er in Rheims und starb nach fünf Tagen am 11. October 965. Sein Leichnam wurde nach Köln geschafft und im Pantaleonskloster beigesetzt. Das Testament Bruns macht den Beschluß der ganzen Schrift. —

Wenn Ruotgers Arbeit mit Recht für eine der besseren Lebensbeschreibungen der deutschen Kaiserzeit gehalten wird, so zeigt dieses Urteil deutlich, wie sehr man seine Ansprüche den Leistungen biographischer Geschichtsschreibung gegenüber herabstimmen, den Prediger sich gefallen lassen muß, wo nur der Berichterstatter das Wort führen sollte. Seiner allgemeinen Bildung nach wäre Ruotger wohl geeignet gewesen, die Geschichte Bruns sachgemäß zur Darstellung zu bringen — er ist in den Werken des lateinischen Schrifttums belesen; er versteht sogar, nach einzelnen eingestreuten Bemerkungen zu schließen, Griechisch —; aber die Berufsbildung macht sich in Bibelsprüchen und biblischen Wendungen schließlich so breit bei ihm, daß die Belehrung seiner Leser hinter ihre Erbauung zurücktritt. Dieses Gepräge verliert sich auch da nicht, wo er mit den Mitteln antiker Darstellungskunst, mit erdichteten Reden [1]), seine Erzählung zu verschönern sucht. Als Geistlicher zeigt sich Ruotger aber auch durch die ganze Auffassung, welche er von seinem Helden hat: er war vielleicht gerade von Berufs wegen besonders befähigt, in dem unverbrüchlichen Bunde Bruns und Ottos die Verkörperung der kirchlich-kaiserlichen Bestrebungen

[1]) Daß Ruotger nicht etwa wirklich gehaltene Reden wiedergiebt, verrät er, indem er die an Liudolf gerichtete Ermahnungsrede Bruns mit den Worten schließt: „So oder ähnlich sprach er."

seiner Zeit, die Staatskunst des ersten sächsischen Kaisers richtig zu erfassen; man kann auch zugeben, daß in der erzbischöflichen Würde seines Helden eine Aufforderung lag, ihn als Heiligen hinzustellen; aber es ist doch unverkennbar, daß die staatsmännische Bedeutung Bruns schwer darunter zu leiden hat, daß das Bild Bruns verzeichnet ist in der Absicht, es dem Ideal asketischer Frömmigkeit näher zu bringen. Man merkt Ruotger das Bedauern an, von seinem Heiligen keine Aufsehen erregenden Wunder berichten zu können, indem er sagt: „Der Zeichen bedürfen die Kölner, welche sein Grab besuchen, nicht; sie blicken auf sein Leben, sie rufen sich seine Lehre ins Gedächtnis, sie versprechen sich von ihm für sich selbst und ihre Nachkommen noch großen Nutzen;" denn nur Lückenbüßer sind das Urteil, daß Brun in jenem ärgerlichen Ausspruch über die zur Unzeit bethätigte Vertraulichkeit Heinrichs und Konrads die zukünftige Entwickelung im voraus trefflich geschaut habe, und die Mitteilung: „Manche von den Trägern, welche Bruns Leiche von Rheims nach Köln überführten, versichern noch jetzt eidlich und mit den höchsten Beteuerungen, daß sie wunderbarerweise auf der langen Reise fast gar keine Müdigkeit oder Beschwerde unter der großen Last empfunden hätten" — die ungewöhnliche Leichtigkeit des Leibes ist nämlich eines jener Mindestwunder, die man allgemein den Heiligen des Mittelalters zuzuschreiben geneigt war [1]). Andererseits kann die Zurückhaltung, welche Ruotger sich hier auflegt, nur für seine Glaubwürdigkeit einnehmen. Wenn er auch fast ganz auf sein Gedächtnis sich verlassen und so z. B. der angemerkten Vermengung des Mordanschlags auf Otto I. mit dem Aufstande Liudolfs und Konrads sich schuldig gemacht hat, wenn er auch seine Erinnerungen ohne rechte Ordnung — durcheinander und nicht frei von Wie-

[1]) Ein anderes ebenso gewöhnliches ist z. B. das in der folgenden Lebensbeschreibung erwähnte: der paradiesische Duft, welchen der entseelte Leib verbreitet.

derholungen — niedergeschrieben hat: seine Arbeit wird zwar nicht als Kunstwerk, aber als die Schilderung eines gewissenhaften, von Liebe zu seinem Helden und Heiligen erfüllten Augenzeugen einen bedeutenden Wert behaupten.

4. Das Leben des Bischofs Udalrich von Augsburg.

Entstehungsgrund und Zweck der dem Augsburger Bischof Udalrich gewidmeten Lebensbeschreibung giebt der Verfasser — es ist nach handschriftlichem Vermerk der Priester Gerhard, welcher in der Erzählung selbst als Vertrauter des Bischofs wiederholt erwähnt wird, — im Vorwort also an:

„Da fort und fort sehr viele durch das Gerücht von den Wundern hörten, welche Christus durch seinen Diener, den heiligen Udalrich, zu Ehren seiner heiligsten Mutter Maria wirken ließ, und nicht recht wußten, was sie davon zu halten hätten, gaben sie mir, um aus meiner Antwort zu erfahren, was wahres daran sei, durch Botschaften die Bitte zu erkennen, ihnen eine unzweideutige Beschreibung über alles zu liefern, was ich etwa thatsächliches wissen könnte. Und als nun die Menge derer, welche mich von allen Seiten mit Fragen bestürmten, so groß war, daß ich eine Einzelbeantwortung aller Zuschriften nicht mehr für möglich hielt, da begann ich still bei mir den Gedanken zu fassen: ich könnte ja, nachdem ich ohne alles Aufsehen die Abkunft des Heiligen zu erkunden gesucht, davon berichten und im Anschluß daran sein Leben und seinen Heimgang in wahrheitsgetreuer Darstellung gleich für alle, welche danach gefragt oder derartigen Lesestoff wünschten, bekannt machen; wobei ich mich nicht etwa auf meine bisherigen Verdienste oder meinen Scharfsinn verließ, sondern meine Hoffnung auf das Erbarmen des allmächtigen Gottes setzte, der ja gesagt hat: „Öffne nur deinen Mund, ich will ihn dir schon füllen!" —: in Anbetracht der Verdienste des erwähnten Bischofs würde seine Gnade, so hoffte ich, mich schon mit dem heiligen Vgl. Psalm 81, 11.

Geist erleuchten, mit göttlichem Feuer durchglühen und also lenken, daß ich den Plan, welchen er mir in die Seele gelegt, auch auszuführen die Kraft hätte, ja mich vielleicht die beabsichtigte Biographie zu einem so brauchbaren Werke ausgestalten lassen, daß es denjenigen, welche Gott lieb haben, zur Erhebung und Erbauung dient, und zugleich denjenigen, welche seine Gebote verachten, ein weiteres Förderungsmittel für ihre Bekehrung oder ein besonderer Grund für ihre Verdammung und Vernichtung wird. Darauf bauen wir ganz fest: wer das Buch in Liebe zu Christo liest, dem kann die Hilfe des allmächtigen Gottes gar nicht fehlen: um seines Dieners willen in dieser Welt getrost, wird mit seiner Hilfe jeder Leser auch zur ewigen Seligkeit gelangen!"

Udalrich [1]) war aus dem Hause der schwäbischen Grafen von Dillingen hervorgegangen; sein Vater hieß Hupald, seine Mutter Dietpirch. Da er als Säugling überaus schwächlich war, riet ein von seinen Eltern beherbergter Geistlicher, das Kind schleunigst zu entwöhnen; als das geschah, wurde es kräftig und schön. In der Klosterschule zu St. Gallen erzogen, wurde er von den Mönchen bestürmt, die Kutte zu nehmen, um später Abt des Klosters zu werden; da aber dem Ratlosen die Klausnerin Wiberat verkündete: er würde nicht Abt, sondern „im Osten da, wo ein Fluß zwei Länder scheidet [2]), Bischof werden," kehrte er, „mit dem zwiefachen Schatze der Gelehrsamkeit und der Frömmigkeit ausgestattet," zu seinen Eltern zurück. Diese gaben ihn in den Dienst des Bischofs Adalbero von Augsburg, welcher vielerlei Kenntnisse, namentlich

[1]) „In der deutschen Sprache", erklärt Gerhard, „heißt eine von den Ahnen hinterlassene Erbschaft alt-oudal; rihc bedeutet reich; also kann man Oudalrich nicht unpassend mit „durch väterliche Erbschaft reich" übersetzen."

[2]) Der Lech ist gemeint, welcher Schwaben und Bayern trennt; an ihm liegt nur eine Bischofsstadt: Augsburg.

musikalische, und einen bedeutenden Einfluß auf die Reichsgeschäfte besaß, und gewährten ihm dann die Mittel zu seiner ersten Reise nach Rom. Hier wurde ihm vom Papste Marinus [1]) geweissagt, daß sein Bischof Adalbero tot und ihm das Bistum bestimmt sei, und, als er sich weigerte, es zu übernehmen, erklärt, daß er sich dieser Bestimmung doch nicht entziehen könnte, es nun aber wegen seiner Weigerung erst später und zwar verwüstet und ausgeplündert erhalten würde. Ohne sich zu verabschieden, reiste Udalrich heim und fand, wie angekündigt, seinen Bischof gestorben. Da diesem in Hiltine ein Mann folgte, „der nicht so vornehm war, daß Udalrich sich zu seinem Dienst hätte verstehen mögen," so übernahm er nach dem Tode seines Vaters die Verwaltung seiner Erbgüter, bis nach fünfzehn Jahren [2]) der Bischof starb und nun Udalrich „auf Betreiben seines Vetters, des Herzogs Burchard, und anderer Verwandten" auf den Augsburger Stuhl erhoben ward.

Die Weissagung des Papstes war auch zum andern Teil erfüllt: Udalrich mußte damit beginnen, die Spuren der von den Ungarn angerichteten Verheerung zu verwischen. Als er die kirchlichen Gebäude wiederherstellen ließ, hatte er einen Traum, welcher ihm das Verständnis der Gegenwart und selbst die Zukunft erschloß [3]): es war ihm, als führte ihn die heilige

---

[1]) Da aus der Fortsetzung hervorgeht, daß Udalrich im Todesjahr Adalberos d. i. 910 in Rom war, so kann Marinus, der schon 884 gestorben war, nicht mehr zu ihm gesprochen haben.

[2]) Nach anderen Berichten hat Hiltine nur dreizehn Jahre den bischöflichen Stuhl inne gehabt.

[3]) Udalrich hatte auch Geistliche, welche angeblich mit Gesichten begnadet wurden. Einem Geistlichen Namens Rampert erschien während der Messe der verstorbene Adalbero, um den Einsturz der neuerrichteten Gruftkirche vorherzusagen und Udalrich zu mahnen, künftig solider zu bauen. Das verwirklichte sich auch: als der Bischof von dem Leichenbegängnis König Heinrichs heimkehrte, fand er seine Kirche in Trümmern vor. Derselbe Rampert verdrehte ein anderes Mal die Augen und ver-

Afra, die Schutzheilige Augsburgs, hinaus auf das Lechfeld; hier hielt der Apostelfürst Petrus mit den Heiligen eine Kirchenversammlung, in welcher Arnulf, der damals noch lebende Bayern-Herzog, wegen Verwüstung vieler Klöster, die er an Laien zu Lehen gegeben, verurteilt wurde; die Heilige zeigte ihm ferner zwei Schwerter, von welchen das eine keinen Griff hatte, und bedeutete ihn: „Sage König Heinrich: das Schwert ohne Griff bezeichnet einen König, welcher ohne bischöflichen Segen die Krone trägt, das andre einen König, welcher mit dem Segen der Kirche die Herrschaft des Reiches ausübt;“ die Heilige zeigte ihm weiter die Stelle jener Reichsversammlung, in welcher Berengar und sein Sohn Adalbert dem König Otto huldigen würden [1]); sie verkündigte ihm außerdem den Einfall der Ungarn und den Sieg Ottos über sie [2]). Erwacht überlegte Udalrich, ob er die Erscheinung für körperlich zu halten hätte oder nicht; er machte jedenfalls nur wenigen davon Mitteilung. Am Hofe widmete er sich dem Dienste König Heinrichs und später König Ottos so eifrig, daß er die besondere Vergünstigung erhielt, sich hinfort durch seinen Neffen Adalbero vertreten zu lassen, welcher nunmehr mit der bischöflichen Ritterschaft dem Herrscher Heeresfolge leistete. Udalrich kam so in die Lage, sich ganz seinem geistlichen Amte hinzugeben: seine Frömmigkeit pflegte sich besonders in der vierzigtägigen Fastenzeit geltend zu machen durch Übungen der Selbstentsagung, wie Fußwaschungen, welche er täglich an zwölf Armen vornahm. Nach Ostern bereiste er

---

fiel in Zuckungen: er sah abermals Adalbero; Udalrich verließ so lange die Kirche, bis das Gesicht vorüber war. Der Priester Heilrich glaubte einmal zu sehen, daß mit der rechten Hand des Bischofs noch eine andere Rechte das Sakrament segnete. Als der Priester dieses Gesicht nach der Messe seinem Bischof „unvorsichtiger Weise in Gegenwart von Laien“ mitteilte, wurde er von ihm zurechtgewiesen und weinte darüber so lange, bis er das Augenlicht verlor.

[1]) Das geschah im Jahre 952.

[2]) Die berühmte Schlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955.

manchmal die ihm unterstellten Klöster, welche er nie an Laien austhat, sondern stets in seiner Hand behielt. „Wenn er reiste," erzählt Gerhard, „saß er auf einem Wagen in einem Sessel, welcher in einem auf den Achsen ruhenden Eisengestell in der Schwebe hing; er hatte einen seiner Kapellane bei sich, um mit ihm den ganzen Tag über Psalmen zu singen. Diese Art des Reisens nahm er aber nicht darum an, weil er nicht mehr hätte zu Pferde sitzen können, sondern um nicht mit den Leuten aus dem Volke in Berührung zu kommen und durch das Geschwätz anderer im Psalmsingen gestört zu werden." Die Rundreise durch seinen ganzen Sprengel nahm er alle vier Jahre vor; er kam dabei seinen bischöflichen Pflichten mit peinlichster Genauigkeit nach, insbesondere weihte er Kirchen und predigte die reine Lehre, welche Gerhard ausführlich darlegt.

In dem Aufstande Liudolfs zog Udalrich, als Otto nach dem Abfall Arnulfs in Bayern erschien, seinem Könige „unter Verzicht auf seinen gewöhnlichen Reisewagen" zu, während Arnulf Augsburg plünderte. Da der Bischof nach dem Abzuge Ottos in seiner Stadt sich nicht halten konnte, erwirkte er sich von Liudolf einen Waffenstillstand, welchen er dazu benutzte, die Burg Mantahinga [Schwab-München] in Verteidigungszustand zu setzen. Dann hier belagert, wurde er von dem Grafen Dietpald, seinem Bruder, und Adalpert entsetzt. Als darauf Otto und Liudolf kampfbereit einander bei Illertissen gegenüber lagerten, vermittelte Udalrich in Gemeinschaft mit dem Bischof Hardpert von Chur den Frieden.

Nachdem der innere Krieg beendet war, brachen die Ungarn in Deutschland ein; den ersten Sturm hatte Udalrich in seiner Stadt zu bestehen. Die Feinde ließen erst von ihr, als sie den Anmarsch Ottos wahrnahmen, zu welchem die Besatzung Augsburgs unter dem Befehle Dietpalds stieß. Nach erfochtenem Siege zog der König am Abend in Augsburg ein; Udalrich

suchte auf dem Schlachtfelde die Leichen seines Bruders Dietpald und seines Schwestersohnes Reginpald und bestattete sie in seiner Kirche; er beugte dann durch seine Maßnahmen dem bei der allgemeinen Verwüstung drohenden Notstande mit Erfolg vor.

Seiner Frömmigkeit zum Lohn eröffnete ihm auf sein Gebet die heilige Afra, wo ihr Leib zu finden sei: er ließ an dieser Stelle ihre Kirche wiederherstellen. Daß die Heiligen selber die Unantastbarkeit ihres Eigentums zu wahren wissen, zeigt Gerhard an einem besonderen Beispiel: Ein Gärtner, welcher eine unterirdische Kapelle entdeckt hatte und sie trotz der Abmahnung Udalrichs als Gemüsekeller benutzte, verlor, wie ihm der Bischof angedroht, Verstand, Gesicht und Gehör. Da er aber auf die Vorhaltung Udalrichs doch noch so vernünftig war, sein Unrecht einzugestehen, erteilte ihm dieser Ablaß und Segen und gab ihm damit die Gesundheit wieder. Durch die schweren Schicksale, welche Bistum und Familie betroffen hatten, an die eigene Hinfälligkeit gemahnt, ließ Udalrich seine Grabstätte und seinen Sarg herrichten und las hier fortan alle Freitage die Messe; er sorgte dann aber auch dafür, wunderkräftige Trostmittel seiner Stadt zu verschaffen. Zu diesem Zwecke reiste er zum zweiten Male nach Rom, wo er von Alberich ehrenvoll empfangen wurde [1]. „Da er nun während dieses Aufenthaltes seine Geneigtheit bekundet hatte, Reliquien der Heiligen zu kaufen, so kam ein Geistlicher zu ihm und führte ihn in stiller Nacht in eine Kirche, in deren Altar das Haupt des heiligen Märtyrers Abundus wohlverwahrt zu sehen war. Er machte ihn mit der Leidensgeschichte des Heiligen bekannt, dessen Haupt er ihm zeigte, und beschwor auf die Reliquien, welche der Bischof mitgebracht hatte, daß es auch wirklich das Haupt desjenigen

[1]) Wenn Alberich, welcher 954 starb, wirklich damals noch in Rom herrschte, würde diese Reise jedenfalls noch vor die Schlacht auf dem Lechfelde anzusetzen sein.

Abundus sei, dessen Leidensgeschichte er ihm soeben vorgelesen hatte. Nachdem der Bischof die eidliche Zusicherung erhalten hatte, zahlte er dem Geistlichen den vereinbarten Preis und empfing dann das Haupt des heiligen Abundus, um es mit sich nach Augsburg zu nehmen und hier zur Erbauung vieler in Ehren zu bewahren." Gemehrt wurde der Reliquienschatz Augsburgs auch durch Erwerbungen, welche Udalrich in St. Moritz und in Reichenau machte.

Aber der Wunderkraft der Heiligengebeine konnten seine Pflegebefohlenen vorläufig noch entraten, solange sie in ihm einen lebendigen Wunderthäter besaßen. Er heilte viele Fallsüchtige durch seinen Segen, wenn sie nicht kundgaben, weshalb sie gesegnet sein wollten; thaten sie das aber, dann enthielt er ihnen den Segen vor mit der demütigen Begründung: „Ich bin der Wunderkraft nicht würdig, Euch von dieser Krankheit zu heilen." Das am Gründonnerstag von ihm geweihte Öl war so heilkräftig, daß viele Blinde dadurch das Sehvermögen wiedererlangten; ja er selbst wurde dadurch, als er in Kempten so schwer erkrankte, daß er nicht mehr gehen und keine Speise mehr zu sich nehmen konnte, wieder gesund. Auch auf andere Weise bezeugte Gott, daß er in allen Stücken mit Udalrich war. Als dieser einst die hochgeschwollene Wertach auf einer Furt durchreiten mußte, wurde sein Begleiter, obwohl er ein größeres Pferd hatte, bis zum Gürtel naß, der Bischof machte sich nicht einmal die Schuhe feucht. Es war darum auch gefährlich, dem Mann Gottes zu widerstreben. Das mußte eine Klosterfrau, welche Udalrich zur Kellermeisterin bestimmt hatte, zu ihrem Schaden erfahren: sie wurde für ihren Ungehorsam durch eine vollständige Lähmung bestraft und erst, als sie Reue zeigte, durch den Segen des Bischofs geheilt.

Schon alt und schwach, reiste Udalrich zum dritten Male nach Rom; auf der Rückfahrt besuchte er Otto II. und Adel-

heid in Ravenna und ließ die Verwaltung seines Bistums und die Nachfolge seinem Schwestersohn Adalbero übertragen. Nachdem diesem in Augsburg gehuldigt war, glaubte Udalrich sich vollends auf ein beschauliches Leben zurückziehen zu können: er legte das Mönchskleid an; aber die Rüge, welche die Kirchenversammlung zu Ingelheim über seinen Neffen aussprach, weil er schon den Bischofsstab führte, nötigte Udalrich für jenen in die Schranken zu treten, wegen zu großer Schwäche aber die eigentliche Verteidigung seinem Vertrauten Gerhard zu überlassen. Udalrich setzte nun zwar seinen Willen durch; aber Adalbero starb noch vor ihm. Der Bischof selbst, welcher zu Gunsten der Armen über seine Habe verfügt hatte, glaubte am Vorabend des Festes der Apostel Petrus und Paulus abzuscheiden; als das nicht geschah, ward er einigermaßen bestürzt, und sein getreuer Gerhard mußte ihn damit trösten, daß auch andere heilige Bischöfe sich zuweilen geirrt hätten. In der Nacht zum 4. Juni 973 ließ er Asche in Kreuzesform streuen, mit Weihwasser besprengen und sich darauf legen: so erwartete er den Tod, welcher ihn auch wirklich Tags darauf antrat. Als sein Leib, um gewaschen zu werden, entblößt wurde, verbreitete er einen von allen Umstehenden bemerkten süßen Geruch, welcher so lange anhielt, bis die Leiche wieder bekleidet wurde.

Gerhard hat seiner Schrift noch einen Anhang beigegeben, in welchem er, um die Fortwirkung der Wunderkraft seines Heiligen zu zeigen, auf Udalrichs Nachfolger eingeht. Dieser nämlich Namens Heinrich kam zu der Meinung: das Ungemach, welches ihm um seiner Auflehnung willen von Otto II. bereitet wurde, rühre nur davon her, daß er sich durch seine nicht gesetzmäßig erfolgte Erhebung gegen den Willen Udalrichs vergangen habe, auf dessen Grabe viele Wunder geschahen: er geriet schließlich in Verlust in der Schlacht, welche Otto II. in Unteritalien den Sarazenen lieferte. Der statt Heinrichs von Udalrich in Aussicht genommene Werinhar erhielt nun vom

Kaiser das Bistum Augsburg angetragen: da er es aber ausschlug, ward auch er dahingerafft. —

Schon die Vorrede kann kaum einen Zweifel darüber lassen, daß der Verfasser von asketischen Neigungen beherrscht ist. Sieht man dann, daß er die Gemahlin eines der Neffen Udalrichs mit dem Urteil abfertigt: „Zwar verheiratet, aber sonst ganz fromm!", so muß man in ihm den Vertreter einer Anschauung erkennen, nach welcher die Sittlichkeit nur mit der unbedingten Keuschheit zusammenfällt [1]), jener Anschauung, welche erst im Zeitalter Gregors VII. bestimmend hervortritt und notwendig darauf hinausläuft, die menschliche Gesellschaft in Mönchs- und Nonnengenossenschaften aufzulösen. Demgemäß ist die Lebensbeschreibung Udalrichs als eine Schrift anzusehen, welche eigentlich nur die Heiligkeit des Bischofs in das rechte Licht setzen soll und damit unwillkürlich seine Heiligsprechung anstrebt [2]). Von diesem Gesichtspunkt kann man es auffallend finden, daß die Wirksamkeit Udalrichs im öffentlichen Leben verhältnismäßig reichlich zur Erwähnung kommt — ein Überfluß, der in der That von späteren Bearbeitern als Mangel empfunden und mehr und mehr beseitigt worden ist, bis schließlich Gerhards

[1]) Daß dieser Geist schon in der Schule heimisch war, ersieht man aus einem Geschichtchen, mit welchem in dem „Leben des heiligen Adalbert" die Einfalt des jungen Adalbert belegt wird: „Als er eines Tages aus der Schule kam, warf sein Begleiter ein vorübergehendes Mädchen zu Boden und aus Spaß ihn darauf. Die Schüler liefen nun zusammen und warteten unter lautem Gelächter, was er wohl anfangen würde. Er aber glaubte, weil er eine immerhin bekleidete Jungfrau berührt hatte, alles Ernstes — wie thöricht und wie brav! —: er sei nun verheiratet. Er machte sich von dem verhaßten Mädchen los und brach, während er sich erhob und seine Augen in Thränen schwammen, in die bittersten Klagen aus: „Weh mir, ich bin verheiratet!" und auf des Frevels Urheber weisend: „Der da hat mich verkuppelt!" "

[2]) Sie ist 993 auch wirklich erfolgt, als die erste, welche förmlich vollzogen wurde.

Arbeit in eine ebenso salbungsvolle wie öde Wundergeschichte sich verwandelt.

5. Das Leben des Bischofs Bernward von Hildesheim.

Über Berechtigung und Befähigung, das Leben des Bischofs Bernward von Hildesheim zu beschreiben, weist sich Thangmar, der Lehrer des Bischofs, in der Vorrede mit folgenden Sätzen aus:

„Der göttlichen Vorsicht weise und staunenswerte Fügungen kann keine menschliche Vernunft klar erkennen und geziemend bewundern. Denn wunderbar sind die Wohlthaten der göttlichen Gnade, durch welche wir von Tag zu Tag erhalten und gefördert werden; und so scheint es schwere Schuld, mit dem Lobe Gottes zurückzuhalten, da doch aufs deutlichste geschrieben
Tobias 12, 8. steht: „Des Königs Geheimnis nicht auszuplaudern ist wohlgethan, aber die Werke Gottes zu enthüllen und zu bekennen bringt Ehre." Durch diesen Ausspruch des Engels bin ich Sünder und unwürdiger Priester Thangmar, unserer heiligen Kirche demütigster Bibliothekar und Notar, zu dem Versuche bestimmt, nein gezwungen worden, die preiswerten Thaten eines denkwürdigen Mannes, nämlich unseres Herrn Bischofs Bernward, zusammenzustellen, Gott weiß es, nicht aus Eitelkeit und Hochmut, sondern in der Absicht, falls ich durch Gottes Güte das musterhafte an ihnen zur Klarheit und Geltung zu bringen vermöchte, ihren Urquell, die Gnade der göttlichen Barmherzigkeit, den Nachkommen zu preisen und diese durch ein solches Beispiel zu Fortschritten auf der Tugendbahn anzuregen. Da es nun ohne Zweifel eine Vermessenheit gewesen wäre, etwas Derartiges ohne sein Vorwissen zu unternehmen, so zögerte ich lange, offen mit ihm darüber zu reden; schließlich nahm ich doch eine Gelegenheit wahr und versuchte, ihn geneigt zu stimmen. Zuerst versagte er sich mit der ganzen Strenge seiner gebietenden Würde meinem Plan; denn überall war ihm Prahlerei und das Haschen nach der Gunst der Menge wie todbringendes Gift

zuwider. Endlich, nachdem ich ihm wiederholt zu Gemüte geführt, daß es eine schwere Sünde sei, gute Werke zu verheimlichen und die fördernde Kraft ihres Vorbildes verkommen zu lassen, da doch der Herr sage: „Euer Licht leuchte vor den Menschen“, gab er nach und überließ die Auswahl des Stoffes meinem Gutdünken. Denn vom Knaben- bis zum Jünglingsalter mit mir im Verkehre, ist er so vertraulich, wie nur ein Sohn seinem Vater anhangen kann, mit mir umgegangen: was ihn auch alles während seines Lebens bewegt hat, er vermochte auch nicht das geringste meiner Kenntnis zu entziehen; ich mußte bis ins einzelne um alles wissen.“ Matth. 5, 16.

Bernward war von edelster Herkunft: seine Mutter eine Tochter des sächsischen Pfalzgrafen Athelbero. Von seinem Oheim Folkmar, dem späteren Bischof von Utrecht, ward er dem Bischof Osdag[1]) von Hildesheim übergeben, dessen Schule Thangmar leitete, und seiner reichen Begabung gemäß vielseitig und gründlich gebildet: „im Schönschreiben war er einer der Besten; die Malerei übte er mit besonderer Feinheit; er war ein wunderbar geschickter Werkmeister, selbst Edelsteine zu fassen kundig, und ein vollendeter Baumeister, wovon seine vielen prächtig ausgestatteten Bauten später ein glänzendes Zeugnis ablegten.“ Aber auch das Hauswesen wußte er verständig zu verwalten: darum nahm ihn sein Großvater Athelbero zu sich, um von ihm sich beraten zu lassen. Nachdem er schon von Osdag zum Exorcisten geweiht war, erhielt er während eines Aufenthaltes in Mainz von dem Erzbischof Willigis die Weihen zum Subdiacon, Diacon und Priester und kehrte dann zu seinem Großvater zurück, dessen Altersschrullen er geduldig ertrug. Als der Pfalzgraf das zeitliche gesegnet hatte, begab sich Bernward an den Hof, um die Erziehung des jungen, erst sieben Jahre alten Königs Otto III. zu übernehmen: er allein trat dem königs-

[1]) Vermutlich war es schon sein Amtsvorgänger Otwin (954—984).

lichen Knaben, welcher von seiner Mutter Theophano und allen anderen verzogen wurde, entschieden entgegen und erreichte trotzdem, daß Otto namentlich nach dem Tode seiner Mutter sich ihm vertrauensvoll anschloß.

Darum war Bernward auch vor vielen anderen auserwählt, den durch den Tod Gerdags erledigten Bischofsstuhl in Hildes-
993 Jan. 15. heim zu besteigen: in ihm war ein Mann erhoben, welcher seinen Pflichten in musterhafter Weise gerecht ward. Er führte ein überaus einfaches, wahrhaft mönchisches Leben; seine Armenpflege war eine so ausgedehnte, daß er täglich mehr als hundert Bedürftigen den Lebensunterhalt gewährte. Über den geistlichen Pflichten vernachlässigte er aber die des Reichsbeamten so wenig, daß er sich den mißgünstigen Tadel zuzog: „er liege viel zu eifrig den Staatsgeschäften ob". Der Not des Sachsenlandes, welches unter den Einfällen der Seeräuber und der überelbischen Heiden schwer zu leiden hatte, half der Bischof wiederholt dadurch ab, daß er über die Feinde christlicher Kultur herfiel und ihnen empfindliche Schläge versetzte; da sie aber beide Ufer der Elbe und alle Fahrzeuge in ihrer Gewalt hatten, so legte Bernward Festungen an: eine am Zusammenfluß der Aller und Ocker und eine andere in Wirinholt und schaffte dadurch dem Lande Frieden.

Im übrigen förderte er Wissenschaft [1]) und Kunst, er schmückte und verbesserte den Bistumsbesitz und vermehrte ihn, so weit nur seine Mittel reichten.

Nachdem er am Tage der Armenpflege sich gewidmet, „ging er in den Werkstätten umher, in welchen Metalle zu verschiedenem Gebrauch bearbeitet wurden, und prüfte die einzelnen Arbeiten." „Es gab keine Kunst", versichert Thangmar, „in welcher er sich nicht versuchte, wenn er es in ihr auch nicht

---

[1]) Thietmar rühmt ihm selber Kenntnisse in der Heilkunde nach (VII, 10).

bis zum Meister zu bringen vermochte. Er setzte Schreibstuben nicht nur an seinem Münster, sondern auch an verschiedenen anderen Orten in Betrieb und brachte so eine an heiligen wie an philosophischen Schriften reichhaltige Büchersammlung zusammen. Die Malerei und Bildnerei, die Kunst, Metalle zu bearbeiten und Edelsteine zu fassen, alle irgend erdenklichen Feinheiten bei der Ausübung der Künste ließ er niemals vernachlässigen und darin ging er so weit, daß er von den über Meer eingeführten schottischen Gefäßen — sie wurden der königlichen Majestät als etwas ganz Besonderes zu Geschenken dargebracht — die seltensten und ausgesuchtesten Muster stets benutzen ließ. Vorzüglich beanlagte Knaben nahm er mit sich an den Hof und auf längere Reisen und hielt sie an, nach den besten Vorlagen, die er nur immer in einer Kunst antraf, sich zu bilden. Er beschäftigte sich außerdem mit Mosaikarbeiten zum Schmuck der Fußböden und verfertigte Dachziegel aus eigener Erfindung ohne die geringste Anleitung." „Die alten von seinen Amtsvorgängern herrührenden Besitzungen, welche er unbebaut fand, versah er mit trefflichen Gebäuden: unter diesen zeichnete er einige durch den geschmackvollen Wechsel weißer und roter Steine und mit mannigfachen Mosaikgemälden aus und machte sie zu wahrhaft schönen Baudenkmälern."

Besonders war er natürlich für seine Kathedrale bedacht: „Niemals erlahmte sein wunderbar reger Eifer darin, seine Kirche auszuschmücken. So zierte er Wände und Deckengetäfel mit so ausgesuchter farbensatter Malerei, daß man sie gar nicht wieder erkannte. Für die feierlichen Umzüge an den Hauptfesten ließ er Evangelienbücher herstellen, die in Gold und Edelsteinen erglänzten, ferner Rauchfässer von außerordentlichem Werte und Gewichte; und nichtsdestoweniger erwarb er mit wundersamer Betriebsamkeit noch mehrere Kelche, einen aus Onyx und einen andern aus Krystall; dazu kam dann noch ein goldener, nach öffentlichem Gewicht zwanzig Pfund schwer, welchen er aus

reinstem Golde zum Gebrauch beim Gottesdienst anfertigen ließ. Auch eine Krone von wunderbarer Größe, die von Silber und Gold schimmerte, hing er in der Kirche auf." Ebenso wußte er für seine Stadt mit dem nützlichen das schöne zu verbinden: „Mit dem höchsten Eifer", sagt Thangmar, „unternahm er, unsern heiligen Ort mit einem Mauerkranze zu umgeben; er verteilte die Türme in den Umkreis und griff überhaupt das Werk mit solchem Geschicke an, daß man, wie heutzutage niemand bestreitet, an Schönheit und Festigkeit nichts Ähnliches in ganz Sachsen findet." Vor den Thoren errichtete Bernward eine am 10. September 996 eingeweihte Kapelle „zu Ehren des lebenspendenden Kreuzes und setzte einen kleinen Teil desselben, ein Geschenk des erhabenen Kaisers Otto III., in die glänzendsten Edelsteine und das reinste Gold gefaßt dort bei."

Über die Entstehung dieser Kapsel, des berühmten Bernward-Kreuzes, welches heute in der Magdalenen-Kirche zu Hildesheim sich befindet, und über seine Wunderkraft erzählt Thangmar: „Als der hochwürdige Bischof Bernward eine prächtige goldene, mit Edelsteinen besetzte Kapsel für das lebenspendende Holz herstellen ließ und gar zu gern zu den drei Spänchen vom heiligen Holze noch ein viertes herausgeschnitten hätte, um in vier kreuzweis gerichtete Mulden je eines zu legen — aber die Dünne und Kleinheit erlaubte durchaus kein Abschneiden mehr, und der fromme Knecht Gottes war in größter Verlegenheit —: siehe, da erschien dem Bischof plötzlich das vierte Spänchen des heiligen Holzes unter den Händen; es war, so glaubt man, ihm durch die Dienstfertigkeit eines Engels zugetragen worden. Erfreut verteilte nun alsbald der Bischof das heilige Holz in die vier Mulden. Und wie viele haben sich schon daran gelabt und dann die furchtbarste Fieberhitze durch die Wunderkraft des heiligen Kreuzes gemildert! Oftmals haben auch die Gläubigen sich und ihr Haus mit diesem lebenspendenden Holz entsühnt und so die Wut der Pestilenz gebrochen, welche durch den Um-

schlag der Witterung herbeigeführt war. Selbst unleidliche Dürre haben wir, als könnten wir dem Regen gebieten, durch öffentliche Ausstellung dieses unschätzbaren Holzes bemeistert. Und noch täglich werden viele Heilungen durch die Wunderkraft dieses heiligsten Siegeszeichens bewirkt; denn jeder, der sich leidend vor ihm niederwirft, wird gleich des Trostes teilhaftig."

Dabei hatte Bernward stets die Mehrung des bischöflichen Besitzstandes im Auge: er ging darin allerdings anderen mit gutem Beispiel voran. „Die Güter, welche er seiner Kirche zuwandte," sagt Thangmar, „waren außerordentlich zahlreich: dreißig oder noch mehr Haupthöfe samt ihrem Ingesinde an Liten und Colonen, die Gebäude in prächtigem Zustande, brachte er ihr zu, während er an anderen zahllosen Orten zehn oder acht Hufen, mehr oder weniger, je nachdem es sich traf, seiner Kirche als Besitztum übertrug."

Von diesem Streben beseelt, konnte es der Bischof nicht ruhig mit ansehen, daß das Kloster Gandersheim sich der zweihundert Jahre alten Hildesheimer Botmäßigkeit entziehen wollte. „Sophia, die Tochter Kaiser Ottos II., war," wie Thangmar erklärt, „der Zunder dieses Streites: sie verschmähte es, von ihrem Bischof, nämlich dem Herrn Osdag, den heiligen Schleier zu empfangen und wandte sich an Willigis; denn sie hielt es ihrer für unwürdig, von jemandem geweiht zu werden, der nicht das Pallium trüge." Da nun Willigis dazu geneigt war, Osdag aber Einsprache erhob, so begann der Gandersheimer Streit, den Thangmar bis in die Einzelheiten darlegen zu müssen glaubt; „man macht sich freilich in unserer Zeit verhaßt," sagt er, „wenn man jemanden so schildert, wie er in Wahrheit ist; wie denn auch ein Dichter sagt: „Die Wahrheit gebiert Haß;" aber für den, der schreibt, ist es doch eine schwere Schuld, falsches zu berichten oder wahres zu unterschlagen; deshalb möge mir keiner verargen, wenn ich sage, was ohne Sünde sich nicht verheimlichen läßt." Im Verlauf des Streites zog

Bernward, von Thangmar begleitet, im Jahre 1000 nach Italien, um Papst und Kaiser für seine Sache zu gewinnen. Auf das herzlichste und ehrenvollste von Otto empfangen, wirkte Bernward zusammen mit dem Papste auf die belagerten Einwohner Tivolis dahin ein, daß sie sich dem Kaiser ergaben; er trug auch, als die Römer sich empörten, die heilige Lanze in den Kampf und kehrte mit einer reichen Ausbeute an Reliquien aus Rom nach Hildesheim — vom 20. Februar bis zum 10. April — zurück. Aber der Gandersheimer Streit kam noch nicht zur Ruhe. Thangmar mußte in Gemeinschaft mit dem in Hildesheim lebenden Bischof Eggehard von Schleswig an Stelle seines erkrankten Herrn zu einer Frankfurter Synode und dann allein noch einmal nach Italien gesandt werden, um das Recht Hildesheims zu verfechten. Erst nach dem Tode Ottos III. vermochte der Zuspruch des neuen Königs, Heinrichs II., den hartnäckigen Willigis zur Nachgiebigkeit zu bewegen; der Friede wurde dann auch von seinen beiden Nachfolgern nicht wieder gestört.

Nachdem Bernward an der Seite des neuen Königs gegen Frankreich ins Feld gezogen war und darauf durch eine Reise nach Tours und Paris den Reliquienschatz seiner Stadt vermehrt hatte, gründete er in Hildesheim ein Kloster und eine Kapelle, in welcher er am 20. November 1022 starb. Ein warm empfundener Nachruf und die Mitteilung der von Bernward für sich selbst verfaßten Grabschrift und der Inschriften auf seinem Sarkophag und einer daneben stehenden Säule schließen das Buch. —

Thangmar hat seine Schrift ersichtlich noch bei Lebzeiten Bernwards begonnen und erst nach dem Tode seines Herrn beendet; aber wie viel Zeit er im ganzen gebraucht hat, wird nicht wahrnehmbar. Daß sie beträchtlich war, darf aus der Ungleichheit der Darstellung gefolgert werden, welche zuerst ausführlich ist, gegen den Schluß aber so gedrängt wird, daß nur

das notdürftigste angegeben ist. Wäre diese Ungleichheit nicht vorhanden, hätte der von dem Wunderglauben nur wenig angekränkelte Verfasser, immerhin vom Hildesheimer Standpunkt, schlicht und klar das Leben seines Bischofs bis zu Ende beschrieben, so wäre sein Werk, welches in Bernward den bedeutendsten Baumeister und Künstler seiner Zeit zur Anschauung bringt, vor allen anderen durch strenge Sachlichkeit berufen gewesen, die vollendetste Lebensbeschreibung der sächsischen Kaiserzeit zu werden.

Mit der Betrachtung der Biographien ist die Übersicht über die Geschichtsschreibung der sächsischen Kaiserzeit zu Rande gelangt; denn ob auch unterhalb der Monographien noch einige für die heutige Geschichts*forschung* wertvolle Überlieferungsschichten liegen, es ist alles doch nur Rohstoff, welcher der gestaltenden Bearbeitung bedurft hätte, um für die damalige Geschichts*schreibung* belangreich zu werden.

Dahin gehören die Jahrbücher, welche ursprünglich durch Eintragung wichtiger Begebenheiten in die Ostertafeln, also in ähnlicher Weise entstanden sind, wie noch im siebenjährigen Kriege Tagebücher preußischer Offiziere aus den Parolebüchern erwuchsen Außer der Kürze und Vereinzelung der Angaben ist in der Regel auch der beschränkte Gesichtskreis des buchführenden Mönchs ein bezeichnendes Merkmal der Jahrbücher — ein Mißstand, welcher dadurch nur unvollkommen beseitigt wird, daß mehrere Jahrbücher zu einem neuen zusammengeschrieben und darin aus der Rundschau von einem andern Betrachtungspunkte aus ergänzt sind. Nur die beiden gleich zu besprechenden Jahrbücher der sächsischen Zeit machen nicht allein hiervon eine rühmliche Ausnahme, sondern versuchen auch zum Teil den Zusammenhang der Ereignisse aufzudecken.

6. Die Fortsetzung der Regino-Chronik.

Die Fortsetzung der Regino-Chronik rührt von einem Angehörigen des bei Trier belegenen Klosters St. Maximin her: das zeigt die Teilnahme, welche dieser Stätte gewidmet ist. Die Fortsetzung schließt mit dem Jahre 907 an die von dem Abte Regino von Prüm verfaßte, von Christi Geburt bis 906 reichende Chronik an, dergestalt daß für die Zeit von 907 bis 938 die Reichenauer Jahrbücher zu Grunde gelegt und andere auf Laubach oder Lobbes, Fulda u. s. w. weisende zur Aushilfe herangezogen sind, dann aber für die Folgezeit bis 967 daneben in immer reicherem Maße eigene Wahrnehmungen von einer Warte, welche so ziemlich den ganzen Schauplatz der Reichsgeschichte gleichmäßig beherrscht, aufgezeichnet sind. Da nun einerseits ein einfacher Mönch in seinem Kloster einen solchen Überblick entschieden nicht gewinnen konnte, andererseits die Beziehungen des für die Russen zum Bischof geweihten Adalbert, eines Mönches von St. Maximin, zu dem Erzbischof Wilhelm von Mainz in einer Weise zur Sprache kommen, wie sie etwa Adalbert selbst erzählt haben könnte [1]), so hat Wilhelm v. Giese-

[1]) „961 Libutius, im vorigen Jahre durch einige Verzögerungen von der Reise zurückgehalten, verschied am 15. Februar dieses Jahres; auf ihn folgte in der Weihe Adalbert, ein Bruder aus dem Kloster des heiligen Maximin, auf Betreiben und den Rat des Erzbischofs Wilhelm, obgleich jener ein besseres Vertrauen zu diesem gehegt und niemals etwas gegen ihn begangen hatte, um zu seinem Verdruß fortgeschickt zu werden...."

„962 ... In demselben Jahre kehrte der für die Ruger zum Bischof geweihte Adalbert zurück, weil er nicht im Stande war, seine Sendungszwecke zu erfüllen, und seine Mühe fruchtlos sah: nachdem noch einige von seinen Leuten bei der Heimkehr getötet waren, kam er selbst unter großen Mühseligkeiten mit knapper Not mit dem Leben davon. Bei seiner Ankunft ward er ... von dem Gott gefälligen Erzbischof Wilhelm, welcher eine so mühselige, von ihm selber angerichtete Wanderfahrt mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten wieder gut machen wollte, wie ein Bruder vom Bruder gehegt und unterstützt....

brecht, ohne Widerspruch zu finden, die Vermutung geäußert, daß dieser Adalbert der Verfasser sein möchte, zumal die Aufzeichnungen auch das Kloster Weißenburg im Elsaß hervortreten lassen und mit 967 abbrechen, Adalbert aber 966 zum Abt des elsässischen Klosters bestellt und 968 zum ersten Erzbischof von Magdeburg erhoben wurde. So findet auch die vortreffliche Kenntnis, welche dem Verfasser eigen ist, ihre beste Erklärung. Wie man sich das Verhältnis Adalberts zu Wilhelm genauer zu denken hat, darüber läßt sich natürlich nicht absprechen. Wattenbach vermutet, daß Adalbert mit ihm verwandt, wohl gar sein Halbbruder gewesen sei, eine Vermutung, die jedenfalls so weit unbestreitbar ist, als sie die vornehme Abstammung Adalberts betrifft; denn unzweifelhaft „ist damals für ein so ansehnliches Kirchenamt, wie es das Magdeburger Erzbistum war, nicht leicht ein Mann von geringer Herkunft gewählt worden." Theodor v. Sickel setzt einen Adalbert, welcher im Jahre 950 eine Urkunde des Erzbischofs Wigfried von Köln recognosciert hat, mit dem Fortsetzer der Regino-Chronik gleich: da nun die Schriftzüge jenes Kölner Kanzleibeamten nebst Eigentümlichkeiten St. Maximiner Urkunden in Diplomen Ottos I. wahrnehmbar sind, welche in der Zeit von 953 bis 958 unter dem Kanzler Liudolf ausgefertigt wurden, so würde daraus sich ergeben, daß der ursprünglich St. Maximin angehörende Adalbert aus der Kölner Kanzlei in die Reichskanzlei übergegangen und so mit Wilhelm in Berührung gekommen ist, ohne daß man eine Verwandtschaft zwischen beiden vorauszusetzen braucht.

Ob zur Fortsetzung der Regino-Chronik Wilhelm den unmittelbaren Anstoß gegeben hat, diese Frage dürfte doch nicht zu bejahen sein. Adalbert hat zwar die dem Mainzer Erzbischof erweislich bekannten Reichenauer Jahrbücher benutzt; er scheint auch auf Mainzischem Standpunkt zu stehen, indem er die Gründung des Moritz-Klosters in Magdeburg mit keinem

Wort erwähnt; aber daß er seine Unzufriedenheit mit seiner Sendung nach Rußland unumwunden einen so hoch gestellten Mann wie Wilhelm hätte fühlen lassen, streitet doch gegen alle Wahrscheinlichkeit. Dazu kommt, daß die unmittelbare Niederschrift nirgends ersichtlich, vielmehr von Josef Werra nachgewiesen ist, daß frühere Ereignisse im Hinblick auf eine spätere Entwickelung berichtet, beispielsweise zum Jahre 964 Angaben über den Grafen Udo gemacht werden, welche Bekanntschaft mit dem Unternehmen desselben Grafen im Jahre 966 verraten, sodaß Adalbert vielleicht erst, als er Abt in Weißenburg war, die Aufzeichnungen, welche er über seine Erlebnisse und seine Erfahrungen in der Reichskanzlei sich gemacht haben dürfte, zusammengestellt hat.

7. Die Quedlinburger Jahrbücher.

Als Reichsannalen betrachtet, stehen der Fortsetzung der Regino-Chronik die Quedlinburger Jahrbücher erklecklich nach, weil sie in denjenigen Abschnitten, welche zugleich mit den berichteten Ereignissen erwachsen sind, augenscheinlich mehr als einen Verfasser haben und nur eine Zeit lang der Vergünstigung, an einem Brennpunkt deutscher Geschichte entstanden zu sein, sich erfreuen. Sie verdanken vermutlich — nach ebenso genauen wie zuverlässigen Angaben auch über ferne Begebenheiten zu urteilen — ihren Ursprung der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, der Tochter Ottos des Großen, für welche Widukind seine Sachsen-Geschichte schrieb, einer Fürstin, welche während der Abwesenheit Ottos III. in Italien bis zu ihrem Tode 999 Verweserin des deutschen Reiches war.

Die Quedlinburger Jahrbücher sind im Anfang aus anderen Jahrbüchern zusammengestoppelt; erst nach einer Lücke, welche die Jahre 962 bis 983 betrifft, geht die Darstellung immer mehr aus der dürftigen Jahrbücherart [1]) in eine ausführliche

[1]) Zum Jahre 984 wird erzählt: „Herzog Heinrich . . . ging in seiner Überhebung so weit, daß er wünschte König zu heißen und zum

Schilderung über. Von 1004 bis 1016 hat ein Berichterstatter das Wort, welcher sich als Gegner Heinrichs II. dadurch zu erkennen giebt, daß er die von dem König gewaltsam durchgeführte Klosterreform bekämpft: „Da wo sich Gelegenheit zu bessern geboten hätte, machte sich ein wüster Zerstörungstrieb breit" — mit diesen Worten verurteilt er Heinrichs Vorgehen gegen Fulda, und den Widerstand der Corveyer Mönche berichtet er mit dem ironischen Zusatz: „Wie thöricht waren sie, daß sie, auf den einen Backen geschlagen, nicht auch den andern hinhielten!" Dann schwindet die Erzählung fast zu einem chronologischen Gerippe zusammen, bis sie von 1020 an in üppiger Fülle wieder kaiserfreundliche Gesinnung verkörpert; mit 1025 brechen die Jahrbücher unvollendet ab.

Nachdem so die biographische und annalistische Geschichtsdarstellung der sächsischen Kaiserzeit in den bedeutendsten Schöpfungen vorgeführt ist, mag der Blick noch einmal zu den Hauptvertretern der Geschichtsschreibung zurückkehren, um den Platz zu ermitteln, welcher der nun zu betrachtenden Nonne von Gandersheim gebührt.

Liudprand, unter Larven die einzig fühlende Brust, ist als Individuum so mächtig entwickelt, daß er die eigene kostbare Persönlichkeit in den Mittelpunkt der Weltbegebenheiten rückt. Ihm gegenüber sind Widukind und Thietmar Gattungsmenschen, welche ganz in ihre kirchlichen Anstalten aufgehen: der Turm ihrer Kirche ist beiden der Nabel der Erde, da der eine das Kloster des heiligen Veit als Talisman sächsischer Macht und

König gesalbt zu werden. König zu heißen erreichte er nur bei wenigen, zum König gesalbt zu werden, gelang ihm aber nicht; denn Gott hinderte es." Das klingt an die Worte Thietmars an, welche eingestandenermaßen einem damals umgehenden Liede entnommen sind; vgl. oben S. 121 Anm. 2.

Herrlichkeit bezeichnet, der andere ein Gedeihen des Kaisertums ohne Befriedigung des Bistums Merseburg sich nicht zu denken vermag. Dieser Kirchturmspolitik in des Wortes verwegenster Bedeutung huldigt nun auch Hrotsvitha: bei ihr verbürgt das Gandersheimer Nonnenkloster das Glück des Liudolfingischen Hauses.

Liudprand und Widukind sind wie Hrotsvitha Hofhistoriographen. Die Art, wie der Bruderzwist im Herrscherhause von ihnen dargestellt wird, läßt erkennen, daß Hrotsvitha mit Liudprand in der Auffassung mancher Einzelheiten und mit Widukind vor allem in der Anordnung des Stoffes übereinstimmt und so das Mittelglied zwischen ihnen bildet.

Was die Vortragsform betrifft, so haben Liudprand und Thietmar im Wesen ihre Lebenserinnerungen aufgezeichnet; Widukind und Hrotsvitha haben die Form des Liedes gewählt. Dabei kommt Widukind innerlich dem volkstümlichen Sange mit seiner Mehrzahl von Liedern näher als Hrotsvitha, wenn er auch äußerlich die Weise römischer Geschichtsschreibung mit seiner lateinischen Prosa nachahmt; Hrotsvitha knüpft äußerlich merkbarer an die Lieder der fahrenden Sänger ihrer Zeit an, indem sie den Vers beibehält, den Hexameter des lateinischen Epos, nach deutschem Geschmack mit Reimen durchsetzt; innerlich hat sie künstlerische Einheitlichkeit besser als ein anderer sächsischer Geschichtsschreiber erreicht.

Hrotsvitha's Otto-Lied.



I.

Die Nonne von Gandersheim.

1. Der Hrotsvitha-Streit.

Es kommt nicht häufig vor, daß eine Streitfrage der Geschichtsforschung eine über die Fachgenossen hinausgehende, allgemeinere Teilnahme erweckt: die Gandersheimer Nonne ist der Gegenstand eines solchen Streites gewesen.

Im Jahre 1867 trat ein Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, Josef Aschbach, mit der verblüffenden Entdeckung hervor [1]), daß die älteste deutsche Dichterin, welche man zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus dem Staube einer Klosterbibliothek auferstanden glaubte, ein Truggebilde sei, daß der Humanist, welcher sie vermeintlich in das Leben wieder eingeführt, Conrad Celtes [2]), und der eine oder andere seiner gelehrten Freunde die Urheber aller unter Hrotsvithas Namen überlieferter Erzeugnisse seien. Durch ein solches Fälschungswerk

---

[1]) Die Abhandlung „Roswitha und Conrad Celtes" ist zuerst in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht, dann als besonderer Abdruck 1867 herausgegeben worden und im nächstfolgenden Jahre in zweiter vermehrter Auflage erschienen.

[2]) Sein deutscher Name ist Pickel, welcher in der Bedeutung „Meißel" als Caelites, Celtes in das Lateinische und als Protucius in das Griechische übersetzt ist. Der Humanist ist 1459 geboren und 1508 gestorben.

nicht nur die Litteraturgeschichte, welche die Dramen der Dichterin stets gewürdigt hatte, sondern auch die auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichtsforschung in Deutschland herrschende Schule, die Herausgeber der „Monumenta Germaniae historica", welche die Epen der Dichterin aufgenommen hatten, genarrt zu sehen, das war ein zu seltenes Schauspiel, als daß nicht Zeitschriften und Zeitungen in Deutschland, ja auch in Frankreich und England ihren Lesern die Angelegenheit hätten unterbreiten sollen.

Aschbach glaubte den Anlaß zur Fälschung in einem Funde zu erkennen, welchen Celtes im Emmerams-Kloster zu Regensburg gemacht hatte. Nachdem nämlich der unstäte Humanist 1490 in Nürnberg sich niedergelassen und von dem Stadtrate Unterstützung zugesichert erhalten hatte, wofern er seine Forschung der Stadtgeschichte widmete, begann er mit dem Leben des Stadtpatrons, des heiligen Sebald, sich zu beschäftigen und stieß bei seinen Vorarbeiten in Regensburg auf ein Legendenbuch, welches die Gandersheimer Nonne zur Verfasserin hatte. Obgleich es „ohne Zweifel", wie Aschbach meint, nicht viel besser war, als Schriften solchen Schlages zu sein pflegen, waren die darin enthaltenen Angaben über die Nonne und ihr Kloster, über Kaiser Otto I. und sein Reich doch so wertvoll, daß sich etwas aus dem Funde machen ließ.

An Beweggründen zur Fälschung unterscheidet Aschbach zwei, von welchen der besondere mit Celtes' Nürnberger Aufenthalt zusammenhängt. Mit dem Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer und seiner hochgebildeten Schwester Charitas, einer Nonne im Clarissinnen-Kloster ihrer Vaterstadt, befreundet, hatte Celtes seine Freundin durch den lateinischen Briefwechsel, welchen er mit ihr unterhielt, dem Argwohn der über das Kloster die Aufsicht führenden, humanistenfeindlichen Franziscaner ausgesetzt in dem Maße, daß diese ihr schließlich das Lateinschreiben ganz untersagten. Darum wollte nun nach Aschbachs Auf-

fassung Celtes „den Eiferern das Beispiel einer sächsischen Nonne im zehnten Jahrhundert vorführen, welche ihre lateinischen Dichtungen nicht nur dem Kaiser Otto I., sondern auch dem Sohne desselben, Wilhelm, Erzbischof von Mainz, mitgeteilt und mit Wissen, Zustimmung und Unterstützung ihrer Äbtissin sich den gelehrten und wissenschaftlichen Beschäftigungen gewidmet hatte."

Wesentlicher soll der andere von Aschbach herausgefundene Beweggrund sein: er ist deutschpatriotischer Art und wurzelt in dem Gegensatze der deutschen Humanisten gegen die dünkelhaften Italiener. Celtes hätte danach die Gestalt Hrotsvithas heraufbeschworen, um zu zeigen, „daß schon zu einer Zeit, wo in Italien die klassische Sprache und der wahre Sinn für Poesie und die freien Künste verloren gegangen, in dem als ganz barbarisch verschrieenen sächsischen Lande nicht nur bei den gebildeten Männern Wissenschaft und Dichtkunst noch gefunden worden, sondern es auch eine Frau, eine Nonne, gegeben, welche in reiner lateinischer Sprache, mit Kenntnis der Verskunst und dichterischem Schwung, mit taktvoller und philosophischer Bildung Werke zu producieren vermochte."

Um die klassischen Studien und die Dichtkunst entschiedener in Deutschland zu fördern, hatte Celtes gerade damals alle ansehnlichen ihm geistesverwandten Männer zu einer Gelehrten-, der sogenannten „Rheinischen Gesellschaft" vereinigt [1]): diese Genossen habe nun, so nimmt Aschbach an, Celtes ins Geheimnis gezogen, sich ihres Beistandes versichert und ihnen die einzelnen Stücke des in Regensburg aufgefundenen Legendenbuchs zur Bearbeitung überwiesen. Bei dieser eigentümlichen Arbeitsteilung seien in der von Celtes geleiteten Fälschungsfabrik sechs Dramen in ungebundener Rede, acht Legenden in Hexametern und Distichen und endlich das dactylische Lobgedicht

[1]) Das Haupt der Gesellschaft war Johann von Dalburg, welcher von 1445 bis 1503 Bischof von Worms war.

auf Kaiser Otto den Großen fertig gestellt worden. Erst im Jahre 1501 erfolgte dann in Nürnberg die Drucklegung; das ganze Werk wurde dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen[1]) zugeeignet, und in Epigrammen, welche sich der Widmung anschlossen, die sächsische Nonne als deutsche Sappho, als zehnte Muse von vierzehn Mitgliedern der Rheinischen Gesellschaft um die Wette gefeiert.

Mit diesen Ausführungen hätte Aschbach vielleicht die Fälschung verständlich gemacht, wäre sie nur schon ausgemacht; so aber ist aus ihnen nichts anderes zu entnehmen als die Behauptung, welche noch immer des Beweises bedarf.

Aschbach versucht dann auch der Beweispflicht nachzukommen: er macht zunächst auf Besonderheiten in der Form aufmerksam, um zu zeigen, daß die sich so bekundende Gelehrsamkeit nicht einer Frau, nicht dem zehnten Jahrhundert eigen sein könne.

„Die Latinität des zehnten Jahrhunderts" erklärt er, „war in Wirklichkeit eine barbarische und ungelenke; in unseren Dichtungen ist sie eine ziemlich correcte und gewandte, welche der im fünfzehnten Jahrhundert bei den besten Schriftstellern vorkommenden entspricht." Dazu treten auffallende Erscheinungen im Versbau: „Die Leoninischen oder gereimten Hexameter kommen nicht, wie sonst üblich, einzeln vor, sondern fast regelmäßig durch das ganze Gedicht." Sodann müssen die sprachlichen Muster herhalten, nach welchen die Ausdrucksweise der Gandersheimer Nonne geformt ist: Der Kreis der benutzten Klassiker, bemerkt Aschbach, „ging, was die Dichter betrifft, nicht viel über Vergil, Lucan, Statius und Horaz hinaus; selten oder gar nicht wurden Ovid und Terenz gelesen; die Hrotsvitha'schen Werke verraten aber eine genaue Bekanntschaft nicht nur mit allen diesen genannten alten Dichtern, sondern auch mit Plautus; und doch ist es zweifelhaft, ob im zehnten

---

1) Es ist Friedrich der Weise (1463—1526), der Beschützer Luthers.

Jahrhundert dieser römische Komödienschreiber überhaupt in Deutschland bekannt war: sicher aber fand er sich in keinem Nonnenkloster und wurde da gelesen." Endlich befremdet Aschbach noch, daß häufig gebrauchte griechische Ausdrücke und Constructionen die Vertrautheit der sächsischen Nonne mit der griechischen Sprache und Grammatik bezeugen.

Auch die auf den Inhalt erstreckte Prüfung veranlaßt Aschbach, alle diejenigen Züge, welche er nur in der neueren Zeit als möglich annimmt, in vorgeblichen Erzeugnissen des zehnten Jahrhunderts zu rügen. Über das Drama „Dulcitius" bemerkt er: „Die Brutalität und Sinnlichkeit des kaiserlichen Statthalters Dulcitius spielt gegenüber der weiblichen Tugend und christlichen Standhaftigkeit die schmählichste und lächerlichste Rolle und erleidet die vollständigste Niederlage: nicht ohne Geschick ist das komische hervorgehoben, und es liegt nahe, daß die Behandlung auch die scenische Aufführung des Stückes berücksichtigt hat." Ein anderes, der „Calimachus", tritt nach Aschbachs Auffassung „dem neueren Liebesdrama ziemlich nahe: es entbehrt nicht sentimentaler Züge, leidenschaftlicher Gefühle, einer großen Lebendigkeit und schwunghafter Sprache." Ganz besonders aber sind es die beiden Dramen ähnlichen Vorwurfs „Abraham" und „Paphnutius", welche Aschbach zu Ausstellungen herausfordern: „Man muß staunen", sagt er, „über die Kühnheit, die Autorschaft der beiden Stücke, die so schlüpfrige Situationen schildern" — sie spielen zum Teil in öffentlichen Häusern — „einer Nonne zuzuschreiben, um so mehr als im „Paphnutius" zugleich ein nicht gewöhnliches philosophisches Wissen und eine Summe von mannigfachen Kenntnissen sich niedergelegt findet; auch enthält der metaphysische Dialog zwischen Paphnutius und seinen Schülern Anklänge, welche wenig auf das zehnte Jahrhundert, sondern vielmehr auf ein späteres scholastisches Zeitalter passen." Auch in dem Drama „Sapientia" erregt die zur Schau gestellte Gelehrsamkeit Anstoß: „die fein ausgedachte

Zahlentheorie, welche Sapientia — die Heldin des Stückes — vor Hadrian entwickelt": „Es ist wenig glaublich", urteilt Aschbach, „daß eine sächsische Nonne des zehnten Jahrhunderts mit solchen schwierigen Dingen sich beschäftigt habe; in der Legende, welche dem Stücke zu Grunde liegt, kommt die Sache nicht vor." Von den Legenden Hrotsvithas scheinen Aschbach zwei mit der Gandersheimer Nonne unvereinbar: die des heiligen Gangolf, welcher durch einen seiner Leute zum Hahnrei wird und schließlich seine Heiligkeit durch ein anrüchiges Wunder offenbart, und das Leiden des heiligen Pelagius, welcher den Nachrichten eines Cordubenser Bürgers zufolge der widernatürlichen Sinnlichkeit und Grausamkeit des Chalifen in Cordova zum Opfer fällt. „Wer wird es nicht höchst auffallend, ja unglaublich finden", faßt Aschbach seine Untersuchungen zusammen, „daß eine keusche, züchtige Nonne unter der Aufsicht und mit Wissen ihrer Äbtissin, welche dem kaiserlichen Hause der Ottonen verwandt ist, fast lauter solche Stoffe zu ihren dichterischen Productionen wählte, auf die näher einzugehen, für eine ehrbare, sittsame Frau, geschweige für eine fromme, dem argen Welttreiben abgestorbene Nonne sich nicht schickte?" „Es waren die italienischen Humanisten", entscheidet er, „dann aber auch nach ihrem Vorgang die deutschen, welche ihre anstößigen, schlüpfrigen Dichtungen mit der sittlichen Tendenz, welche in den poetischen Productionen liege, und mit dem Wesen der wahren Poesie, welche das Leben schildere, wie es in Wirklichkeit vorkomme, entschuldigten und verteidigten."

Da Aschbach nun auch alles, was er in der Form befremdlich für das zehnte Jahrhundert gefunden hat, für das Zeitalter der Humanisten wohl verständlich sein läßt, so glaubt er das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert als Entstehungszeit der vermeintlichen Hrotsvitha-Erzeugnisse annehmbar gemacht zu haben. Er geht nun dazu über, diejenigen Anzeichen hervorzukehren, welche unmittelbar auf Celtes und seinen Freundeskreis

schließen lassen: er erwähnt, daß Heiligengeschichten in dichterischer Bearbeitung bei ihnen nichts Seltsames waren, wie denn Celtes selbst ein Gedicht über den heiligen Sebald geschrieben hat, daß damals gerade die Humanisten lateinische Dramen zu verfassen begannen, insonderheit Celtes und Johann Reuchlin in dieser Richtung wirkten, und daß Celtes endlich auch die vaterländische Geschichte episch zu bearbeiten plante, indem er nach dem Muster der Aeneis den Ostgoten-König Theoderich zu verherrlichen vorhatte. Aber die Entscheidung liefert doch erst des Celtes Briefwechsel mit seinen Freunden, dessen in der Wiener Hofbibliothek verwahrte Abschrift Aschbach für seine Zwecke ausgenutzt hat.

Zwar sind nicht alle Briefe vorhanden — namentlich aus der wichtigsten Zeit, den Jahren 1492 und 1493, fehlen viele Stücke —; man ist auch nur auf kurze Hindeutungen angewiesen, welche noch dazu „rätselhaft" sind; aber was thut das? Aschbach hilft sich über die Lücken mit dem Troste hinweg, daß „ohne Zweifel" gerade „die Briefe, welche zu deutlich sprachen" vernichtet worden sind; den Andeutungen gegenüber verläßt er sich einfach auf sein Rattalent, und so bringt er allerdings etwas zu stande, was einem Beweise ähnlich sieht. Da erwähnt z. B. Theodoricus Ulsenius in einem Schreiben an Celtes einen kranken Ritter, welcher der Heilung harrt; das deutet Aschbach auf eine von Hrotsvitha verfaßte Legende, „welche in eine elegante Dichtung umzuwandeln ist." Vor allen ist es ein unverständlicher Ausdruck — er begegnet in den Briefen desselben Ulsen von 1492 bis 1496 fünfmal —, welcher für Aschbach ausschlaggebend ist, nämlich Cimbrica Barbara. Ulsen schreibt: „Deine Barbara Cimbrica muß sich notgedrungen unablässig mit Altweibergeschwätz befassen", oder: „Unzweifelhaft wird noch Deine Cimbrica Barbara etwas Bedeutendes, ihrer Leistungsfähigkeit Entsprechendes, wie sich gehört, zu Wege bringen: sie hat ja die Nemesis zur Mutter, und zur Vaterschaft bekennst Du Dich,

der doch gewiß, wenn ich recht berichtet bin, geschickt, schlagfertig und geistvoll genug ist, Beleidigungen zu rächen"; weiter klagt Ulsen: „Mit Deiner Aufgabe hast Du mir eine unerträglich schwere Last auferlegt: ich meine die Cimbrische Bürde, die nun bald allgemein beurteilt werden wird; wäre ich doch damit erst im reinen!" Endlich ist noch im Jahre 1496 von der Hochzeit der Cimbrischen Barbara und ihrer Scheidung die Rede. Den Schlüssel zu dem Verständnis dieser Stellen glaubt nun Aschbach bei Celtes selbst gefunden zu haben: „Wir wissen", sagt er, „aus der Vorrede des Celtes zu seiner Ausgabe der Hrotsvitha'schen Werke, daß er die sächsische Dichterin Mulier Cimbrica nannte . . .; weil aber die Sachsen, wie die Deutschen überhaupt, von den dünkelhaften Italienern Barbaren gescholten wurden, gab er der Hrotsvitha, der Cimbrischen Frau, welche im zehnten Jahrhundert so hoch über der italienischen Bildung gestanden, in ironischer Weise den Namen Cimbrica Barbara. Sein Freund Theoderich Ulsen adoptierte diese Benennungsweise, um so das Geheimnis bezüglich der Hrotsvitha vor denen, die man nicht in dasselbe eingeweiht hatte, besser zu bewahren." Damit sieht Aschbach seine Behauptung als erwiesen an.

Er glaubt sich nun aber auch im stande, für die einzelnen unter Hrotsvithas Namen vermeintlich gefälschten Stücke die Verfasser in bestimmten Mitgliedern der Rheinischen Gelehrtengesellschaft namhaft zu machen. Nach der Eigentümlichkeit des Celtes „ist", sagt er, „zu vermuten, daß die Legende des heiligen Gangolf, welche sowohl hinsichtlich der Form in Leoninischen Distichen, als auch bezüglich des poetischen Gehalts das ausgezeichnetste Stück ist, von Celtes herrührt, und daß von ihm weiter die beiden Komödien „Abraham" und „Paphnutius", vielleicht auch das Schauspiel „Sapientia" geschrieben wurden, indem in diesen Stücken sich der Mathematiker und Astronom, der Scholastiker und Neuplatoniker zu erkennen giebt." „Die drei anderen Komödien „Gallicanus", „Dulcitius" und „Cali-

machus"", vervollständigt Aschbach den Urhebernachweis für die Dramen, „dürften von dem berühmten Johann Reuchlin verfaßt worden sein, der, mit Celtes aufs innigste befreundet, wie dieser die Aufführung von Komödien an Hochschulen betrieb und auch eine Anzahl von ihm gedichteter Dramen durch den Druck veröffentlichte." Aber auch für die anderen Dichtungen Hrotsvithas weiß Aschbach die Verfasser anzugeben. So wird z. B. Jodocus Sturnus darum als Urheber der Agnes-Legende bezeichnet, weil er am 22. August 1504 an Celtes geschrieben haben soll, „daß es ihn ganz besonders gefreut habe, daß unter Hrotsvithas Dichtungen auch seine Production über die Agnes aufgenommen worden sei [1])." Noch schwankender ist die Begründung, welche die Verfasserschaft des Martinus Pollichius für das Otto-Lied zum Gegenstande hat: sie besteht wesentlich in der Hervorhebung desjenigen Epigramms auf Hrotsvitha, in welchem Pollichius die Ruhmesthaten Ottos erwähnt, und in der Annahme, daß als Verfasser des Lobgedichtes nur die in Sachsen ansessigen Freunde des Celtes in Betracht kommen können, eine Eigenschaft, welche lediglich Pollichius und Sturnus besitzen: „da aber Sturnus", entscheidet nun Aschbach, „in einem Schreiben an Celtes als Verfasser der Legende „Agnes" sich zu erkennen giebt, so würde er ohne Zweifel bei dieser Gelegenheit den Panegyricus nicht unerwähnt gelassen haben, falls er auch dessen Verfasser gewesen wäre; so bleibt uns nur noch Martinus Pollichius in Betracht zu ziehen." Bei der großen Anspruchslosigkeit Aschbachs in den Anforderungen, welche eine Annahme zum Beweisgrunde machen, ist es eigentlich verwunderlich, daß er nicht für alle Hrotsvitha-Legenden einen Verfasser

[1]) Das steht aber gar nicht in dem Briefe; nach dem von Aschbach selbst angeführten Wortlaut hat Sturnus sich nur so geäußert: „Glaube mir, die Hrotsvitha-Handschrift macht mir unaussprechliche, herzerhebende Freude, und zwar darum vornehmlich, weil die Gandersheimer Nonne meiner einzigen auserwählten „Braut" Agnes in ihren Gedichten gedenkt."

ausfindig gemacht hat, daß er bezüglich einiger erklärt: „es fehle an jedem festen und sicheren Anhaltspunkt"; aber gleichviel: im großen und ganzen meint er die Verfasser der einzelnen angeblich von Hrotsvitha gedichteten Stücke ermittelt und damit seinen Beweis gestützt zu haben.

Es erübrigt jetzt nur noch für ihn, das Vorhandensein der anscheinend alten, aus dem elften Jahrhundert stammenden Handschrift zu erklären, welche die Werke Hrotsvithas enthält. „Die altertümliche Schrift", erklärt Aschbach, „liefert keinen vollständigen Beweis für die Echtheit des Alters der Handschrift: man weiß, mit welcher Virtuosität angeblich alte Urkunden im Mittelalter vielfach gefälscht sind" — und so ist er schnell mit der Anschuldigung fertig: Celtes hat die von ihm und seinen Freunden herrührenden Dichtungen von kunstgeübter Hand in einen Pergamentcodex zusammenstellen lassen und dann, „um jede Entdeckung des gelehrten Betruges zu verhindern, das ursprüngliche Hrotsvitha'sche Legendenbuch vernichtet." Dabei kommt es ihm gar nicht darauf an, den großen Kreis der Mitschuldigen noch zu vergrößern. Es ist nämlich ein Schriftstück auf uns gekommen, in welchem der Prior und der Bibliothekar des Regensburger Emmerams-Klosters, Laurentius Aicher und Erasmus Australis, bekunden, dem Dichter Conrad Celtes eine Klosterhandschrift, welche die poetischen und prosaischen Werke einer Nonne enthält, geliehen und von ihm das schriftliche Versprechen der Rückgabe erhalten zu haben. Da das Schriftstück aus dem Anfang des Jahres 1494 stammt, so ist Aschbach zu der Annahme genötigt, daß zu der angegebenen Zeit die beiden Geistlichen für den von Celtes verübten Betrug gewonnen und mit der Ersetzung ihrer alten Hrotsvitha-Handschrift durch die neue, von Celtes und seinem Anhang eben erst hergestellte einverstanden waren. Daß im Jahre 1494 die von Aschbach vermutete Fälschung vollbracht war, zeigt ihm außerdem der Vermerk, welchen der Abt Johann Tritheim von Sponheim in

sein Werk „Scriptores ecclesiastici“ über Hrotsvitha aufnahm: also auch dieser mit Celtes befreundete Abt, welcher dann den Hrotsvitha-Codex für seine Klosterbibliothek abschreiben ließ, mußte „in die Sache eingeweiht worden sein.“ Endlich aber muß Aschbach selbst am kaiserlichen Hofe einen Begünstiger des von Celtes angeblich begangenen Betruges entlarven in Ladislaus Suntheim, dem Hofkaplan des Kaisers Maximilian I. Von seinem Herrn beauftragt, war Suntheim nämlich, wie Aschbach mitteilt, auf einer wissenschaftlichen Rundreise auch nach Regensburg gekommen und hatte hier im Emmerams-Kloster — noch vor dem Jahre 1491 — die Hrotsvitha-Handschrift — nach Aschbachs Annahme das prosaische Legendenbuch — eingesehen; er war also im stande, nachdem Celtes die Werke Hrotsvithas veröffentlicht hatte, die Fälschung zu durchschauen, und schien willens, davon Anzeige bei dem Kaiser zu erstatten: „Daß das nicht geschah“, eröffnet uns Aschbach, „verhinderten die Freunde des Celtes, welche wie er selbst frühzeitig von dem thätigen und scharfsinnigen Matthäus Pappenheim gewarnt worden waren.“ Also — abgesehen davon, daß die vermeintliche Warnung lediglich in der Einbildung Aschbachs vorhanden ist [1]) — die litterarische Falschmünzerbande, welcher Aschbach auf die Spur gekommen zu sein glaubt, wird abermals um zwei Mitglieder größer und damit die Wahrscheinlichkeit der ganzen Entdeckung geringer, mag sie auch durch den Hinweis auf andere litterarische Betrugsfälle empfohlen sein; denn die Bezugnahme auf andere von Celtes gefälschte Gedichte, den „Sang vom Sachsenkriege“ und den sogenannten „Ligurinus“, ist darum wirkungslos, weil diese beiden Epen jetzt als echte

---

[1]) Wie er selbst angiebt, hat Pappenheim an Celtes nur geschrieben: „Außerdem habe ich Euch schon längst mitteilen wollen, daß ich der Vergessenheit das Geheimnis überantwortet habe, welches der ausgezeichnete Pater, Abt Tritheim von Sponheim, Euch in gutem Glauben anvertraut hat.“

Erzeugnisse der deutschen Kaiserzeit nachgewiesen sind; und die Berufung auf Versuche Celtes', die gelehrte Welt mit angeblichen Werken des Ovid und Apulejus zu mystificieren, ist kaum von irgend welchem Belang, da es unter allen Umständen bei Versuchen geblieben ist, es wahrscheinlich aber so damit steht, daß der hoffnungsfrohe Celtes sich von Handschriftenfunden, die er gar nicht einmal selbst gemacht hatte [1]), auf die erste unzuverlässige Kunde hin mehr versprach, als die Funde nachher hielten.

Der von Aschbach erhobenen Anklage ist schnell die Verteidigung gefolgt: sie ist von Rudolf Köpke, einem Mitarbeiter der „Monumenta Germaniae historica", so glänzend geführt worden [2]), daß niemand mehr dem Gedanken an eine humanistische Fälschung Raum giebt, daß auf der ältesten deutschen Dichterin nicht einmal mehr der Schatten eines Verdachtes ruht.

Im Gegensatz zu Aschbach, welcher der Handschrift wenig Wert beigemessen hatte, macht Köpke sie zum Grund- und Eckstein seiner Ausführung — und mit vollem Recht; denn schon aus ihr ist eine zureichende Widerlegung der Aschbach'schen Auffassung zu entnehmen.

Die jetzt in der Königlichen Bibliothek zu München verwahrte Handschrift läßt noch deutlich erkennen, daß sie, ehe sie in einen einzigen Band gebunden wurde, drei gesonderte Hefte gebildet hat; denn auf den ersten und letzten Seiten derselben ist das Pergament staubgeschwärzt, stark abgenutzt und die Schrift minder klar als sonst. Aus dem letzten dieser Hefte

---

[1]) Nach der eigenen Mitteilung Aschbachs steht es so mit den sechs letzten Büchern der Ovidischen Fasten, welche Celtes entdeckt wähnte; sein humanistischer Freund, der Venezianische Buchdrucker Aldus Manutius legte ihm nämlich ans Herz, der Handschrift habhaft zu werden. Auch betreffs des Apulejus ist es nicht ausgeschlossen, daß Celtes selber irre geführt war.

[2]) In der 1869 erschienenen Schrift „Hrotsuit von Gandersheim", welche die Grundlage meiner Auseinandersetzungen ist.

sind eine ganze Lage und sechs Blätter verloren gegangen, und so jene beiden großen Lücken im Otto-Liede entstanden, welche in der Übersetzung nach Vers 1505 und 2377 angegeben sind. Die Schrift hat überall das Aussehen derselben Zeit, rührt aber nicht durchgehends von der nämlichen Hand her, sondern läßt in der zweiten Hälfte der Handschrift einen andern Schreiber wahrnehmen. Besonders wichtig sind nun die Fehler und Verbesserungen des Wortlautes. Wo die beiden Abschreiber ihre Vorlage mißverstanden und fehlerhaft wiedergegeben haben, hat zuweilen schon ein Corrector nachgeholfen, welcher, nach seinen Schriftzügen zu urteilen, etwa derselben Zeit angehört wie die beiden Schreiber. Davon unterscheiden sich scharf die Verbesserungen und Zusätze, welche in der Schrift des fünfzehnten Jahrhunderts augenscheinlich von Celtes zu dem Zwecke gemacht sind, die Handschrift überall verständlich und zugleich zu einem Manuscript für die Druckerei zu machen. „Überall hat er die fehlenden Überschriften ergänzt; als Columnentitel fügt er am oberen Rande die Namen der Heiligen hinzu, zu dem Otto-Liede die Inhaltsangaben der einzelnen Abschnitte, wo sie eben Platz finden; für die längeren der Legenden hat er einzelne Manuscriptblätter gehabt, auf die verwiesen wird. Auch lassen sich am Rande der Handschrift die Kustoden der nicht paginierten Seiten des Druckes genau verfolgen; ja an einer Stelle ist sogar der leserliche Abklatsch eines Druckblattes noch erkennbar."

Diese Beobachtungen werden dadurch über jeden Zweifel erhoben, daß jene Abschrift, welche Tritheim von der eben aufgefundenen Hrotsvitha-Handschrift nehmen ließ, die Verbesserungen des alten, den Schreibern etwa gleichzeitigen Correctors aufweist, nicht aber die Verbesserungen und Zusätze von Celtes' Hand. Es ist ja nun allerdings recht sonderbar, daß Celtes so leichtfertig mit einer alten ihm anvertrauten Handschrift umgegangen ist; aber das auffallende dabei wird nicht nur nicht beseitigt, sondern gesteigert, wenn man Aschbachs Ansicht beachtet, wonach es sich ja

um eine eben erst gefertigte Handschrift gehandelt habe; denn Celtes hätte ja dann mit dieser den Anschein hohen Alters erregen wollen und darum erst recht Ursache gehabt, in ihr ein angeblich kostbares Gut zu schonen. Ist es aber nicht ungereimt, angesichts der Dreistigkeit, vermöge welcher Celtes seine Änderungen in die Handschrift eingetragen hat, mit Aschbach anzunehmen, daß eine gewisse Anzahl von Verbesserungen — welche dem alten Corrector angehören — von Celtes oder einem seiner Helfershelfer in der Schrift des elften Jahrhunderts vorgenommen sind [1])?

Die Flüchtigkeit, mit welcher Celtes bei seinen vermeintlichen Verbesserungen zu Werke gegangen ist, liefert aber den entscheidenden Beweis gegen Aschbach. In der Legende des Dionysius Areopagita bietet die Handschrift zu lesen:

Festinat subito clamari cum conjuge cara
Pergere quo Paulum cognoverat esse beatum:

Hier kann man dem Worte clamari keinen Sinn abgewinnen, und so hat Celtes in seiner gewöhnlichen Schrift cupiens als Ersatz darüber geschrieben. Diese Änderung, welche die Verse allerdings verständlich macht, trifft aber nicht das richtige: clamari ist ohne Zweifel von dem Abschreiber aus damari verlesen, dessen Anfangsbuchstabe in der Vorlage in seine beiden Bestandteile auseinander klaffte; denn Damaris heißt nach der Apostelgeschichte (XVII, 34) diejenige Frau, welche in Athen zusammen mit Dionysius von Paulus für das Christentum ge-

[1]) Die paläographische Schätzung, nach welcher die lateinischen Schriftzüge, wenn auch nicht mehr dem zehnten, aber doch dem elften Jahrhundert angehören, ist durch eine ähnliche Wahrnehmung Const. Höflers bestätigt worden, welche Karl Bartsch in Pfeiffers Germania XV, 194 mitgeteilt hat: „Auf der Rückseite des letzten Blattes stehen acht Zeilen in altglagolitischer Schrift, die bisher niemand beachtet hatte. Sie sind nicht in den langen glagolitischen Zügen des fünfzehnten, sondern in den älteren des zehnten Jahrhunderts gehalten und nehmen den Raum ein, der nach dem Schlusse des lateinischen Textes übrig bleibt.“

wonnen ward. Nun wird Aschbach niemandem einreden wollen, daß Celtes erst das richtige Wort damari in seinem Entwurf gehabt, es aber, als es in der altertümlichen Schrift des Codex ihm zu clamari verschrieben vor die Augen kam, nicht mehr erkannt und falsch in cupiens verbessert habe; er verschanzt sich auch hier hinter der Einrede, daß er diese Legende nicht von Celtes selbst, sondern von einem seiner Freunde gedichtet sein lasse. Obgleich Köpke wohl befugt gewesen wäre, einen Beweis statt einer bloßen Vermutung zu fordern, kann er doch die Ausrede als Einrede gelten lassen, da ein ganz ähnliches Verhältnis sich bei der Gangolf-Legende herausstellt, welche Aschbach dem Celtes selber zuschreibt. Hatte Aschbach behauptet, daß darum in dieser Legende weniger Correcturen vorkämen als in anderen, die Celtes nicht zum Verfasser haben, so weist Köpke in den 582 Hexametern nicht weniger als 56 Änderungen nach, welche meist überflüssig, wenn nicht gar falsch sind. Unter ihnen ist nun zweimal der Name der Stadt Toul, welcher in der Handschrift tul geschrieben ist, von Celtes unsinnig in nil verlesen, aus der Stadt Toul ein Nil-Land gemacht worden. Da ein solcher Verstoß dem eigenen Verfasser nicht zuzutrauen ist, so ist schon damit die ganze Aufstellung Aschbachs über den Haufen geworfen.

Aber hat denn nicht Aschbach aus dem Briefwechsel zwischen Celtes und Ulsen einen Aufschluß gewonnen, welcher das ganze Geheimnis zu enthüllen schien?

Köpke weiß auch mit diesem Einwurf fertig zu werden. Er überrascht uns hier mit der Eröffnung, daß die Benennung der Gandersheimer Nonne als Mulier Cimbrica, welche Aschbach mit der Barbara Cimbrica in Ulsens Briefen gleichgesetzt hatte, gar nicht von Celtes gebraucht, daß Aschbach hier des Celtes Vorrede zu den Werken Hrotsvithas seltsam mißverstanden habe. In der Widmung sage nämlich Celtes: „Sollten einige über Hrotsvithas Stil die Nase rümpfen, so mögen sie die Zeiten

bedenken, in denen man auch in Italien, wie manche Beispiele zeigen, nicht besser schrieb;" dann fährt er fort: „Und ich hatte meine Freude auch gar nicht so sehr an dieser unserer gelehrten Nonne, als an den bekannten Gestalten Cimbrischer Frauen in unserer Vorzeit, einer Velada und Aurinia, von welchen römische Geschichtsschreiber eine ganz einzige Tapferkeit im Kampfe und die ihnen von Gott verliehene Gabe der Weissagung rühmend erwähnen [1]." Also der Ausdruck Cimbrische Frau bezieht sich gar nicht auf Hrotsvitha, sondern auf Velada und Aurinia: der von Aschbach angenommene Zusammenhang ist gar nicht vorhanden. Damit ist die Auslegung, welche er der rätselhaften Cimbrica Barbara in Ulsens Briefen gegeben hat, als jedes Haltes bar aufgewiesen. Aber seine Einbildungskraft hat ihm noch einen andern Streich gespielt. Das Bewußtsein, es mit geheimnisvollen Andeutungen zu thun zu haben, und dabei der Drang, unter allen Umständen das Geheimnis zu lüften, umnebelt so sehr seinen Sinn, daß er am hellen lichten Tage Gespenster sieht; der in einem Briefe Ulsens erwähnte Ritter nämlich, welcher der Heilung harrt, ist nicht, wie Aschbach herausgeklügelt hat, „eine Hrotsvitha'sche Legende, welche in eine elegante Dichtung umzuwandeln war," sondern einem andern Brief zufolge ein Mensch von Fleisch und Blut, ein wissenschaftlich gebildeter Ritter, welchen Celtes zur ärztlichen Behandlung an Ulsen empfohlen hatte — denn Ulsen war ein Arzt!

Was für einen Wert Aschbachs sachliche Ausstellungen haben, wird an der Pelagius-Legende besonders klar. Aschbach hatte hier die Angabe Hrotsvithas bemängelt, daß sie den Stoff von

[1]) Proinde non me tantum hujus virginis nostrae litterae delectabant, quantum vel ille [illae] nostrae Cimbricae mulieris [mulieres]: vel Velada illa aut Aurinia a Romanis scriptoribus [laudatae], qui singularem in bello virtutem et divinationem illis divinitus inspiratam commemorat [commemorant].

einem in Cordova ansessigen Mann empfangen haben wollte; er hielt für unmöglich, daß eine Nonne eine so anstößige Erzählung verfaßt haben könnte. Dem gegenüber fragt Köpke nur: „Woher hätte Celtes diese in Deutschland unbekannte Geschichte entnehmen sollen, da die heimische alte Vita siebzig Jahre später, 1574, aus spanischen Handschriften zuerst herausgegeben wurde?“ Und wirklich beweisen alle Bedenken Aschbachs, welche auf die Anstößigkeit des Stoffes sich beziehen, weiter nichts, als daß er, wie sich im folgenden noch genauer ergeben wird, das zehnte Jahrhundert in seinem Glauben und in seiner Sittlichkeit nicht genügend gekannt hat.

Ebenso steht es mit den nach Aschbach befremdlichen Erscheinungen in der Form. Was Hrotsvitha in ihrer Ausdrucksweise mit den Humanisten gemein hat, das läßt sich samt und sonders aus den Werken der römischen Dichter und Geschichtsschreiber belegen, welche ebenso gut die Lehrer des zehnten Jahrhunderts wie des humanistischen Zeitalters waren [1]). Und die wenigen griechischen Brocken, auf welche man bei ihr stößt, brauchen nicht aus einer — übrigens in jener Zeit nicht beispiellosen — Vertrautheit mit der griechischen Sprache hergeleitet zu werden, sondern können ihr sehr wohl durch die damals gangbaren Lehrbücher geliefert worden sein. Wenn Aschbach weiter auf Grund der Stilgleichheit das Otto-Lied und ein andres die Geschichte des Klosters Gandersheim erzählendes Epos Hrotsvithas von demselben Verfasser herrühren läßt, so kann auf diesem Wege die Einheit des Verfassers für alle unter Hrotsvithas Namen überlieferten Dichtungen dargethan werden: alle geben sich durch eine beträchtliche Zahl eigentümlicher Wendungen als Erzeugnisse desselben Geistes zu erkennen.

---

[1]) Wenn die vermeintliche Bekanntschaft Hrotsvithas mit Plautus Aschbach besonders bedenklich macht, so ist nachgewiesen worden, daß ein solcher Thatbestand gar nicht vorliegt.

Schließlich hat Aschbach eines ganz übersehen oder mit Stillschweigen übergangen: die richtige Übersetzung des Namens Hrotsvitha oder, wie er auch noch geschrieben wird, Hrotsvith, welche in der Vorrede zu den Dramen begegnet. Die Gandersheimer Nonne nennt sich hier Clamor validus Gandeshemensis, den „lauten Ruf“, welcher von Gandersheim erschallt: sie überträgt damit wortgetreu [1]) und bekundet so ein Wissen, welches in der Zeit des Humanismus völlig verloren gegangen war; wenigstens ist von keinem Gelehrten des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts nachweisbar, daß er althochdeutsche Kenntnisse besessen habe.

Aus dem ganzen Verfahren, welches Aschbach angestrengt hat, um den Namen Hrotsvitha in der Geschichte des deutschen Schrifttums auszulöschen, ergiebt sich somit kaum etwas andres als eine ihrem Genius unfreiwillig ausgesprochene Anerkennung: indem Aschbach glaubhaft zu machen versuchte, daß ihre Werke einem ganzen Gelehrtenverein ihren Ursprung verdanken, hat er in der That, wie Köpke geltend gemacht hat, der ältesten deutschen Dichterin eine Huldigung dargebracht, wie sie gehaltvoller keiner ihrer Verehrer hätte erdenken können.

2. Hrotsvithas Lebensgang.

Conrad Celtes hat Recht, auf dem Titelblatte der Werke Hrotsvithas sich ihren Entdecker zu nennen; er ist es im vollsten Sinne des Wortes; denn von Hrotsvitha war zu seiner Zeit nicht einmal mehr der Name bekannt: keiner ihrer Nachfahren und auch kein Zeitgenosse spricht von ihr; darum sind wir für ihr Leben und ihr Schaffen auf die Angaben angewiesen, welche sie selbst in ihren Werken gemacht hat.

Wann Hrotsvitha geboren ist, läßt sich nur ungefähr bestimmen. Sie sagt an einer Stelle, daß sie erst geraume Zeit

---

[1]) Das althochdeutsche Wort hrôd bedeutet Ruhm, rühmenden Ruf, und swinde, in altsächsischer Form swîth, kräftig, stark.

nach dem Tode Herzog Ottos des Erlauchten von Sachsen (912 Nov. 30) das Licht der Welt erblickt habe, und an einer andern nennt sie ihre Äbtissin Gerberga, welche wahrscheinlich um 940 geboren ist, jünger als sich selbst. Da Hrotsvitha dieser Nichte Kaiser Ottos den Abschluß ihrer Bildung verdankt, und zwar zu einer Zeit, in welcher unsere Nonne ihre dichterische Thätigkeit bereits begonnen hatte, Gerberga aber ihr die abschließende Unterweisung angedeihen ließ, ehe sie Äbtissin wurde d. h. etwa vor dem Jahre 957, so wird man Hrotsvithas Geburtsjahr nicht über 930 zurückverlegen dürfen.

Noch ungewisser ist ihr Todesjahr. Der letzte auch nur allgemein bestimmbare Zeitpunkt ihres Lebens ist die Vollendung ihrer jüngsten Dichtung, welche noch vor den Tod Ottos I. (973) fallen dürfte: ob Hrotsvitha schon bald oder erst lange danach gestorben ist, bleibt uns unbekannt.

Aber keinem Zweifel kann es unterliegen, daß sie einer der vornehmen sächsischen Familien entstammt; denn nur ihren Töchtern standen die Pforten des Gandersheimer Klosters, der Liudolfingischen Familienstiftung, offen.

Als ihre Lehrerinnen nennt sie Rickardis, welche den Unterricht im Kloster leitete, und, wie schon erwähnt, die nachmalige Äbtissin Gerberga, die Tochter Herzog Heinrichs von Bayern und Schwester jener Schwaben-Herzogin Hadwig, welche durch ihren wissenschaftlichen Verkehr mit dem St. Galler Mönche Eckehard berühmt geworden ist: von der Art dieses Mönches scheinen auch die hochgelehrten Männer gewesen zu sein, durch welche Gerberga befähigt wurde, dem Verständnis Hrotsvithas einige ihr bis dahin unzugängliche Schriftsteller zu erschließen.

Ihr an den Dichtungen der lateinischen Litteratur gebildeter Formensinn und ihr Drang, es diesen vielgepriesenen Vorbildern nachzuthun, ließen sie die Bücher willkommen heißen, welche die Bibliothek ihres Klosters enthielt. Außer den in unserer Bibel befindlichen heiligen Schriften waren das auch noch andere auf

Jesu Geschichte bezügliche Darstellungen, welche von der Kirche nicht anerkannt sind: sie selber nennt das dem Bruder des Heilands, Jacobus, zugeschriebene Evangelium; es waren weiter Wunder- und Heiligengeschichten, welche, zum Teil ursprünglich griechisch verfaßt, ihr in lateinischer Übersetzung zu Gebote standen.

Das war der Stoff, an welchem sie zunächst ihre Gestaltungskraft übte. Heimlich, gleichsam verstohlen zu Werke gehend, wie sie selbst erzählt, beschränkte sie sich, gewissenhaft wie sie war, gemäß der Heiligkeit des Stoffes einfach darauf, die in ungebundener Rede ihr vorliegenden Erzählungen in gebundener wiederzugeben. So brachte sie ihre fünf ersten Dichtungen zu stande: Maria, die Himmelfahrt des Herrn, die Gangolf-, Pelagius- und Theophilus-Legende, alle in dem epischen Verse des Altertums, dem Hexameter, gehalten, bis auf die Gangolf-Legende, für welche Distichen gewählt sind. Aber die Zaghaftigkeit, mit welcher Hrotsvitha begann, kann nicht von Dauer gewesen sein; sonst wäre die Nonne schwerlich über eine Legende hinausgekommen. Als nun mit den fünf Gedichten zwei und ein halbes Tausend Verse fertig waren, da faßte sie sich ein Herz und brachte die Erstlinge ihrer Muse mit einigen Widmungsversen ihrer Lehrerin Gerberga dar. Die Anerkennung, welche sie erntete — wie der an die fünfte Legende angefügte Wortlaut eines Tischgebetes lehrt, wurden diese Dichtungen Hrotsvithas später bei Tische zur Erbauung der Nonnen vorgelesen —, mußte die Lust zu weiterem Schaffen wecken; und so ließ sie den ersten Legenden noch drei andere folgen, welche gleichfalls Gerberga zugeeignet wurden: die Bekehrung eines Jünglings durch den heiligen Basilius und die Dionysius- und Agnes-Legende, um dann an die Verwirklichung eines kühnen Planes Hand anzulegen, welcher jedenfalls mit einem ernstlichen Mißtrauen in die eigene dichterische Begabung nicht mehr vereinbar ist.

In den Schulen des Mittelalters ging der lateinische Unterricht auf die vollständige Aneignung der lateinischen Sprache auch für den Gebrauch im täglichen Leben aus; um dieses Zieles willen war von den römischen Dichtern Terenz besonders angesehen, welcher in seinen sechs Komödien die anziehendsten Beispiele der lateinischen Umgangssprache bot. Aber so willig man die Anmut seiner Zwiegespräche gelten ließ, so gegründeten Anstoß nahm die sittenstrenge Geistlichkeit an dem schlüpfrigen Inhalt der Stücke [1]. Wegen seiner Schlüpfrigkeit erklärte ihm nun auch die fromme Nonne den Krieg: sie möchte ihn aus den Schulen verdrängen durch sechs neue Dramen, welche mit ihrer dem römischen Muster nachgeformten Sprache ebenso den Geist, wie mit ihrem christlichen Gehalt den Charakter bilden sollten. Es sind das die dialogisierten Legenden Gallicanus, Dulcitius, Calimachus, Abraham, Paphnutius und Sapientia, so erst von Celtes, nicht schon von Hrotsvitha betitelt. Nicht ohne einiges Selbstgefühl kündigt sie ihren Plan in der Vorrede an, in welcher sie ihren Namen, wie schon erwähnt, als „den lauten Schall von Gandersheim" umschreibt; sie verrät weiter in einem Briefe, welcher an einige leider nicht namentlich bezeichnete gelehrte Gönner gerichtet ist, daß sie zunächst nur wenigen Vertrauten Einblick in ihr dramatisches Dichten gewährt und also auch nur von ihnen anfeuernden Zuspruch empfangen habe, nun aber, von so hochansehnlichen Männern, wie es die Empfänger

[1]) Der Widerspruch gegen die Beschäftigung mit den heidnischen Dichtern ist kaum jemals im Mittelalter ganz verstummt; aber immer wieder ist man im Wesen auf das derbe Urteil Ermenrichs zurückgekommen: daß man, wie für den Ackerbau den Dünger, so auch für die Geistesbildung den Kot der heidnischen Poesie nicht entbehren könne. Der Bischof Rather von Verona z. B. beklagt in einer seiner Predigten (Sermo XI de Maria et Martha c. 4: Opp. edd. Ballerinii p. 639) unter anderen Vergehen auch die, daß er Plautus und Catull lese: es ist diejenige Catull-Handschrift, welche in Verona im vierzehnten Jahrhundert wieder zum Vorschein kam und einzig die Werke dieses Dichters uns bewahrt hat.

des Briefes seien, gelobt, vertrauensvoll einer jeden Prüfung entgegensehe.

Wenn die Dramen eine höhere Kunstform der Legendenbearbeitung darstellen, so war der Dichterin auch bezüglich des Stoffes noch ein Fortschritt beschieden. Schon die Pelagius-Legende hatte ihn angebahnt, insofern diese nicht wie die anderen eine alte Heiligengeschichte wiedergiebt, sondern Ereignisse berichtet, welche kaum ein Menschenalter vor der Abfassung sich in Spanien zugetragen hatten: Hrotsvitha giebt hier als ihren Gewährsmann einen Einwohner der Stadt Cordova an, welcher nach Deutschland gekommen war. Indem sie nun die nämliche Art der Stoffbeschaffung beibehielt, die Erkundigung bei unmittelbar an den darzustellenden Ereignissen beteiligten oder doch wohl unterrichteten Personen, ward sie wie Widukind aus der Dämmerung der Wundermären in das helle Licht der Gegenwart; von den Legenden zur Geschichte ihres Königs und ihres Klosters geführt. Nicht aus freien Stücken hat sie diesen Schritt gethan; ihre inzwischen zur Äbtissin beförderte Lehrerin Gerberga hat ihr den Auftrag erteilt, die Thaten Ottos I. im Liede zu verherrlichen. Hrotsvitha hat sich dabei auf die Königszeit beschränkt, die Behandlung der Kaiserzeit nur für den Fall in Aussicht genommen, daß ihr eine schriftliche Darstellung als Unterlage für die Bearbeitung vergönnt werden würde, und so das Lied ihrer Äbtissin und dem mit dieser vertrauten Erzbischof Wilhelm von Mainz zur Begutachtung vorgelegt. Nachdem es gebilligt war, hat sie es dem alten Kaiser und dann auch seinem Sohne Otto II. mit je einem dichterischen Anschreiben unterbreitet. Einem bescheideneren Stoffkreise gehört Hrotsvithas zweites Epos „Gandersheim“ an: sie schildert darin nach der im Kloster bewahrten Überlieferung die Stiftung Gandersheims und sein Gedeihen unter den drei ersten Äbtissinnen, welche sämtlich Töchter des Begründers waren.

Was die Zeit betrifft, in welche die einzelnen Dichtungen gehören, so dürfte die hier beobachtete Reihenfolge zugleich veranschaulichen, wie die einzelnen Stücke nach einander entstanden sind; denn Hrotsvitha hat selbst ihre „Sämtlichen Werke" zusammengestellt und in der scheinbar nur nach sachlichen Gesichtspunkten vorgenommenen Zusammenlegung der Legenden, Dramen und Epen zu ihrem ersten, zweiten und dritten Buch offenbar sowohl in der Folge der Bücher, als auch innerhalb eines jeden in der Folge der Stücke die Folge der Abfassungszeiten zum Ausdruck gebracht: dafür sprechen abgesehen von inneren Gründen Verweisungen z. B. im Epos „Gandersheim" auf das früher entstandene Otto-Lied. Während nun die Legenden, die früheren fünf wie die späteren drei, vollendet wurden, bevor Gerberga, welcher beide Gruppen dargebracht sind, Äbtissin wurde, d. h. etwa vor dem Jahre 957 — man darf das unbedenklich aus dem Fehlen dieser Amtsbezeichnung schließen, weil Hrotsvitha in allen Titelfragen peinlich genau ist —, hat die Zusammenfassung zu einem Buche nicht vor dem Jahre 962 stattgefunden, weil in der allgemeinen Vorrede Gerberga nunmehr als Äbtissin, aber zugleich auch als Nichte des Kaisers bezeichnet wird. Die Dramen, in deren Vorwort Hrotsvitha ihrer älteren erzählenden Dichtungen Erwähnung thut, fallen dann nach 957 und vor das Otto-Lied. Da in den Eingangsversen dieses Liedes der Bruder Kaiser Ottos, Erzbischof Brun, welcher am 11. October 965 starb, als noch lebend genannt wird, so dürfte das Lied vor diesem Zeitpunkt, aber nach der Erneuerung des Kaisertums in Angriff genommen und, da es der Vorrede zufolge von dem Erzbischof Wilhelm von Mainz, welcher am 1. März 968 verschied, geprüft werden sollte, noch ehe dieser Todesfall eintrat, zum Abschluß gebracht worden sein [1]). Das Epos „Ganders-

[1]) Bruno Zint hat in seiner Doctordissertation „Über Roswithas Carmen de gestis Oddonis" die sehr wahrscheinliche Auffassung vertreten, daß von dem Otto-Liede zwei Redactionen zu unterscheiden seien:

heim" weist sich nur als später entstanden aus, und zwar wird in ihm zusammen mit dem Otto-Liede das jüngste genau bestimmbare Ereignis, die Kaiserkrönung Ottos II. (967 Dec. 25), in einer Weise erwähnt, welche durchaus nicht eine inzwischen

---

eine erste, welche der Äbtissin Gerberga und Otto I. überreicht worden ist, und eine zweite, später für Otto II. bestimmte, welche von der ersten durch den jetzt vorhandenen Schlußabschnitt (V. 2967 ff.) sich unterscheidet. Aber unbegründet ist Zints Annahme, daß das Otto-Lied etwa 964 entstanden sei; denn sie stützt sich wesentlich auf die Erwägung, daß Hrotsvitha die Stelle, an welcher sie von dem noch lebenden Erzbischof Brun redet, wenn bis zur Vollendung der Arbeit sein Tod eingetreten wäre, demgemäß abgeändert hätte. Sicherlich hatte doch Hrotsvitha nach Weihnachten 967, als Otto II. das Lied kennen zu lernen verlangte, zu der beregten Änderung Gelegenheit und hat sie gleichwohl nicht wahrgenommen; ja sie hat nicht einmal diejenige Einschaltung gemacht, welche man an diesem Zeitpunkt zu aller erst erwarten sollte: da, wo von der zweiten Ehe Ottos I. die Rede ist, einen Hinweis darauf, daß aus diesem Bunde der zweite Kaiser sächsischen Stammes hervorging, wie ja V. 241 ff. sofort der Sohn genannt wird, mit welchem die unmittelbar vorher erwähnte erste Ehe Ottos gesegnet war! Überhaupt scheint mir die Meinung Zints, daß Hrotsvitha nach der Zueignung an Otto I. noch geändert habe, nicht genügend mit der Eigenart des Gedichtes zu rechnen; denn die Änderungen hätten doch wohl zunächst nur Einzelangaben treffen können; das Lied will aber gar nicht darauf eingehen, sondern, wie ausdrücklich gesagt wird (V. 495), nur in allgemeinen Umrissen die Königszeit schildern; und die Tendenz abzuwandeln war doch auch nicht von nöten, da die dem Hofe nahe stehenden Persönlichkeiten, welche der Nonne den Stoff geliefert haben, ihr schwerlich etwas zutrugen, was in dieser Hinsicht der Berichtigung bedürftig war, ihre eigene Gesinnung aber von Anfang an für eine königsfreundliche Behandlung bürgte. Im übrigen ist die Geneigtheit zu Änderungen an sich nicht als sonderlich groß in Anschlag zu bringen: nicht bei der als Dichterin schon vielfach anerkannten Nonne im besondern — sie fühlt sich nicht gedrungen, ihre Ehrerbietung einzuschränken, als sie hören muß, daß ihre ersten Legenden nach apokryphen Schriften erzählt sind, sondern drückt sich um die Schwierigkeit, wie noch zu erwähnen sein wird, mit einer Redensart herum; sie erklärt in der Vorrede zu den Dramen kurz und bündig: wenn ihre Dichtungen Gefallen finden, so

erfolgte Veränderung im Reichsregiment, etwa durch den Tod Ottos I., anzunehmen gestattet, sodaß also noch vor dem Tode Ottos I. Hrotsvithas dichterische Thätigkeit endet, die mit ihrem Anfang nicht über das Jahr 950 in die Vergangenheit hineinreichen dürfte [1]).

3. Hrotsvithas Werke und Persönlichkeit.

A. Die Legenden [2]).

Die beiden ersten Legenden haben den Stifter der christlichen Religion zum Gegenstande, die eine — Maria — den Anfang, die andre — die Himmelfahrt Jesu — das Ende seines Erdenlebens.

Im Stamme Juda, so wird in der ersten berichtet, lebt Joachim, ein reicher und angesehener Herdenbesitzer, schon zwanzig Jahre mit der schönen und tugendsamen Anna in kinderloser Ehe, als er, darum von den Opfern im Tempel ausgeschlossen, betrübt mit seinen Herden in die Einsamkeit sich zieht. In Sorge um sein Schicksal nimmt Anna ihre Zuflucht zum Gebet: sie gelobt, wenn sie ein Kind gebären würde, es Gott darzubringen. Ihr

---

werde es ihr angenehm sein, wenn nicht, lasse sie sich das nicht anfechten: ihr jedenfalls haben sie Freude gemacht —, aber auch nicht im allgemeinen zu jener Zeit; kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß selbst die ausdrücklichen Aufforderungen, welche vielfach von Verfassern an Freunde und Gönner ergehen: alles, was unpassend erscheine, zu verbessern, nichts sind als Höflichkeitsphrasen, welche man dem litterarischen Anstande schuldig zu sein glaubte.

[1]) In der Münchener Handschrift finden sich zwischen den Dramen und Epen noch zwei kleinere Gedichte: das eine, aus vier Distichen bestehend, ist eine Versspielerei und das andere, fünfunddreißig Hexameter umfassend, die Erzählung eines Gesichts, welches der Apostel Johannes hatte. — Die gesamten Schriften der Gandersheimer Nonne sind unter dem Titel „Die Werke der Hrotsvitha“ 1858 von K. A. Barack herausgegeben worden; dieser Ausgabe bin ich überall gefolgt.

[2]) Eine deutsche Übersetzung der Legenden ist mir nicht bekannt.

Gebet wird erhört: ein Engel erscheint und verkündet ihr, daß sie gebären werde, und zu derselben Zeit auch Joachim und befiehlt ihm, heimzukehren und der Geburt eines Kindes gewärtig zu sein. Als der Hausherr nach dreißig Tagen in sein Gehöft gelangt, kommt ihm seine Ehefrau mit der Mitteilung entgegen, daß sie schwanger sei; die Tochter, welcher sie das Leben giebt, wird Maria geheißen: so heischt es eine starke Stimme, die vom Himmel her sich hören läßt. Nach zwei Jahren dem Tempel überantwortet, nimmt Maria hier an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott also zu, daß die Kranken, welche sie berühren, ihre Gesundheit wieder erhalten. Sie hätte niemals an Verehlichung gedacht, wenn sie nicht dazu gezwungen worden wäre. Ein Volksgenosse, Abiathar, welcher sie gern mit seinem Sohne vermählt hätte, beruft, als sie vierzehn Jahre alt geworden, eine Volksversammlung, um über ihre Hand entscheiden zu lassen. Das Los, durch welches man den Willen Gottes zu erkunden beschließt, trifft den Stamm Juda; und von seinen unverheirateten Männern, welche alle ein Reis im Tempel niederlegen müssen, wird Josef dadurch als der Erkorene bezeichnet, daß von seinem Reis eine Taube sich erhebt und dem Himmel zufliegt. Josef, schon über die ehelustigen Jahre der Jugend längst hinaus — er hat schon heiratsfähige Söhne —, weiß die ihm widerfahrene Ehre gar nicht zu schätzen: er möchte am liebsten einen seiner Söhne an seiner Stelle sehen. Darauf aber lassen sich die Priester nicht ein; sie geben lediglich der Bitte Josefs statt, daß die Gespielinnen der Braut in ihrer Gesellschaft geduldet werden, um sie über ihren alten Mann zu trösten. Der Tempel wird mit Purpurdecken festlich ausgeschmückt; und als nun die Gespielinnen sticheln: er prange gerade so, als ob es einer Königin gelte, da erscheint Maria zunächst ein Engel mit dem Troste: die Sticheleien haben die Wahrheit getroffen, dann der Erzengel Gabriel mit der Verheißung, daß sie als Jungfrau den Sohn Gottes gebären werde. Josef empfängt den

Befehl, seine Frau nicht zu berühren; er merkt alsbald, daß sie schwanger ist. Als das Gebot des Kaisers Augustus an alle Insassen seines Reiches ergeht, sich behufs Einschätzung nach dem Geburtsort zu begeben, zieht Josef mit Maria nach Bethlehem: hier kommt in einer Höhle, die, sonst dunkel, bei ihrem Eintritt in überirdischem Glanz erstrahlt, Maria mit dem Jesus-Kinde nieder, das in Lumpen gehüllt und in eine Krippe gelegt wird. Von den beiden Hebammen, welche Josef herbeigeholt, erkennt und ehrt die eine, Zelemi, sofort das geschehene Wunder, die andere, Salome, ist ungläubig und will Maria untersuchen: da aber wird ihre frevelnde Hand gelähmt, doch auch schnell geheilt, als sie der Anweisung eines Engels nachkommt und die Lumpen berührt, in welche das Kind gehüllt ist. Nachdem dann das den Hergang kündende Gesicht der Hirten, die Beschneidung und Namengebung des Kindes erwähnt, seiner Anbetung durch die Weisen aus dem Morgenlande und seiner Darstellung im Tempel gedacht ist, wird berichtet, daß Herodes, welcher nach Rom zur Verantwortung vorgefordert war, zurückkehrt und nun, da er nach dem Hinweis der morgenländischen Weisen den neugeborenen König der Juden nicht ermitteln kann, den Befehl zu dem allgemeinen Kindermorde in Bethlehem giebt. Josef aber wird durch einen Traum gewarnt und flieht mit Maria und Jesu nach Ägypten. Auf dem Wege dahin vor einer Höhle gelagert, werden sie durch hervorbrechende Schlangen in Schrecken gesetzt; eine Handbewegung des Jesus-Kindes genügt indeß, die Wut der Tiere zu beschwichtigen. Zum Staunen der Eltern bezeigen alle reißenden Tiere dem Knaben ihre Ehrfurcht; sie ziehen vor ihm her und weisen ihm den Weg durch die Wüste, verkehren auch freundlich mit Josefs Vieh. Aber Jesus bezähmt nicht nur die Wildheit der Tiere; er sorgt auch für den Lebensunterhalt: ein Palmbaum, von dessen Früchten Maria essen möchte, beugt sich auf sein Geheiß hernieder, sodaß die Früchte gepflückt werden können, und richtet sich dann wieder

auf; Jesus läßt auch eine Quelle aus dem Wurzelbereich des Baumes hervorsprudeln, als sich Wassermangel einstellt. Anfangs geängstigt durch die Wunderkraft des Knaben, lassen sich die Eltern bald von ihm beruhigen; ja Josef macht sich endlich gar die Wunderkraft zu nutze: auf seinen Antrag wirkt es Jesus aus, daß der Weg nach einer dreißig Tagereisen entfernten Stadt in einem Tage zurückgelegt wird. Als hier Maria mit dem Kinde in den Heidentempel tritt, fallen alle Götzenbilder um: Aphrodisius, der Befehlshaber der Stadt, wird dadurch zu dem wahren Gott bekehrt.

Auch die Legende von der Himmmelfahrt Jesu erweitert noch in etwas die in den biblischen Schriften des Neuen Testaments enthaltenen Angaben:

Nachdem Jesus gekreuzigt, gestorben und auferstanden ist, nachdem er in den vierzig Tagen nach seiner Auferstehung seinen Jüngern sich gezeigt hat, erscheint er ihnen zum letzten Male auf dem Ölberge; er erteilt ihnen den Auftrag, alle Völker zu taufen, vermahnt sie zur Liebe, verkündigt ihnen, daß er zum Vater gehe, und läßt ihnen den Trost, daß er im Geiste stets unter ihnen weilen werde. Dann wendet er sich an Maria, sie dem Schutze des Johannes zu empfehlen. Darauf wird Jesus von einer Schar singender Engel und den Propheten des alten Bundes umgeben, von welchen David ihn besonders preist; er wendet sich nun noch einmal zu seinen Jüngern, segnet sie und fährt gen Himmel. Zu den Jüngern aber treten zwei Männer, in weißen Gewändern und versichern, daß der Entschwebende wirklich Jesus sei, welcher einst kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Toten; auch David läßt sich noch einmal zum Lobe Jesu hören; endlich wird sogar die Stimme Gottes vernehmbar, welcher Jesum als seinen Sohn anerkennt und an seiner Seite bleiben heißt, bis er ihm alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße mache. Mit den verhallenden Liedern der Engelchöre klingt das ganze aus.

In die Apostelzeit gehört die Dionysius-Legende.

Als die Verfinsterung der Sonne, hervorgerufen durch den Kreuzestod des Herrn, von dem sternkundigen Dionysius in Memphis wahrgenommen wird, ahnt er, da sie nicht durch den Lauf der Gestirne erklärt werden kann, daß damit etwas Außerordentliches bezeigt, ein neuer Gott verkündet werden soll. Nach seiner Vaterstadt Athen zurückgekehrt, weiht er dem unbekannten Gotte einen Altar, denselben, welchen der Apostel Paulus auf seiner Missionsreise bemerkt. Samt seiner Ehefrau Damaris von Paulus dem Christentum gewonnen, wird Dionysius zur Leitung der Gemeinde berufen; er reist dann nach Rom und wird von Clemens, dem Nachfolger des Petrus, nach Gallien zur Verkündigung des Evangeliums entsandt. In Paris gewinnt er durch seine Wunder viel Volks. Da aber erläßt Domitian seine Gesetze wider die Christen: Dionysius wird mit seinen Gefährten gefangen und, weil er selbst im Gefängnis zu predigen nicht aufhört, mit ihnen enthauptet. Auch nachdem die Häupter von den Rümpfen getrennt sind, singen ihre Zungen noch das Lob Gottes; der Rumpf des Dionysius aber richtet sich auf, nimmt sein Haupt in die Arme und schreitet von dem Berge, wo er hingerichtet war, zwei Meilen Weges nach der Stelle, wo er begraben sein will.

In zwei Legenden, „Theophilus“ und „Die Bekehrung eines Jünglings durch den heiligen Basilius“ überschrieben, wird das Faust-Motiv, die Erwerbung irdischer Vorteile durch die Auslieferung der Seele an den Teufel, behandelt.

In dem christlichen Cilicien bekleidet der von einem gelehrten Priester erzogene Theophilus an einer Kirche das Amt des Vicedominus und erwirbt sich durch seine Amtsthätigkeit so sehr die Liebe aller, daß man ihn nach dem Tode des Bischofs einmütig auf den erledigten Stuhl erheben will. Mit Gewalt vor den Metropoliten gebracht, weigert sich Theophilus in Anbetracht seiner Sündhaftigkeit entschieden, die bischöfliche Würde anzu-

nehmen. Der Metropolit giebt endlich nach und bestellt einen andern zum Bischof. Von diesem wird Theophilus seines Amtes entsetzt, ohne zunächst sonderlich davon betroffen zu werden; dann aber läßt ihm der Böse seine frühere einflußreiche Stellung so begehrenswert erscheinen, daß er sich um Hilfe an einen verworfenen Hebräer wendet, welcher durch seine Zauberkünste schon viele Gläubige bethört hat. Der Zauberer führt ihn in eine Versammlung der Höllengeister, in deren Mitte Satan thront. Auf den Vortrag des Juden erklärt sich der Teufel bereit, den Bischof dem Wunsche des Theophilus gefügig zu machen, wofern der Bittsteller sich zu ihm bekenne und schriftlich von Christo und seiner jungfräulichen Mutter sich los sage. Theophilus thut das und kehrt mit seinem hilfreichen Freunde heim. Am folgenden Tage beruft der Bischof seine Geistlichkeit und die vornehmsten Laien zusammen und setzt in ihrer Versammlung den Theophilus wieder in sein Amt ein. Von dem sind aber alle guten Geister gewichen: er wird hochmütig und bedrückt das Volk. Doch bald erfaßt ihn die Reue und zwingt ihn, in der Kirche der Mutter Gottes Buße zu thun. Maria erscheint und erklärt ihm, daß sie zwar den ihr selber angethanen Schimpf der Verleugnung verzeihe, ihm indessen die Lossagung von ihrem Sohne nicht vergeben könne. Aber indem Theophilus auf die sündhaften Einwohner Ninives sich beruft, auf David, der Urias Weib sich zu verschaffen gewußt, auf Petrus, der dreimal den Herrn verleugnet, indem er geltend macht, daß alle diese durch Buße Vergebung erlangt haben, und schließlich ein ausführliches Glaubensbekenntnis ablegt, in welchem auch die Höllenfahrt Christi erwähnt wird, bewegt er sie zu dem Versprechen: fußfällig für ihn bei ihrem Sohne um Gnade bitten zu wollen. Nach drei Tagen kommt sie wieder und verkündet ihm, daß auch ihr Sohn ihm verzeihe. Das genügt dem vorsichtigen Manne aber nicht; er sucht auch noch darum nach, daß sie ihm das Schriftstück, durch welches

er sich dem Teufel verschrieben habe, wieder beschaffe. Und als er drei Tage gefastet und am Morgen des vierten erwacht, findet er das Schriftstück auf seiner Brust. Zerknirscht und freudig zugleich, erzählt er am Tage des Herrn den in der Kirche versammelten Gläubigen sein Erlebnis und verbrennt das Schriftstück. Die Verklärung, welche ihn dabei überkommt, deutet schon auf seinen nahen Tod, welcher ihn auch binnen kurzem ereilt.

In der andern Legende greift die Liebe bestimmend ein.

Zur Zeit des Bischofs Basilius lebt in der Nähe der Bischofsstadt Cäsarea ein reicher und angesehener Mann Namens Proterius, welcher seine einzige Tochter in das Kloster geben will. Aber der Teufel durchkreuzt den Plan, indem er einen Diener in Liebe zu seiner jungen Herrin entflammt. In seiner Not wendet sich nämlich der Liebeskranke an einen Zauberer, welcher ihm auch Hilfe, aber nur für den Fall verheißt, daß er dem Fürsten der Finsternis Gehorsam gelobe. Da der Liebende hierzu bereit ist, so setzt ihm der Zauberer ein Empfehlungsschreiben auf und weist ihn an, es auf einem Heidengrabe in der Nacht Satan zu überreichen. Von bösen Geistern in die Versammlung der höllischen Heerscharen und vor den Teufel geführt, liefert der Diener seinen Brief ab; Satan liest ihn, fordert aber, weil er bisher üble Erfahrungen gemacht, diejenigen, welche sich ihm verschrieben hätten, durch ihre Buße wieder verloren habe, daß er erst Christum und die heilige Taufe verleugne und sich ihm in einer eigenhändig geschriebenen Urkunde zu ewiger Höllenpein überantworte. Nachdem das geschehen, macht Satan das Fräulein so in den Diener verliebt, daß sie ihrem Vater erklärt: wenn sie jenen nicht zum Mann erhalte, müsse sie sterben. Darauf will es der zärtliche Vater denn doch nicht ankommen lassen; er thut seiner Tochter den Willen. Aber bald wird der jungen Frau hinterbracht: ihr Mann sei kein guter Christ, da er die Kirche meide. Tief erschüttert hält sie ihm das vor, und obgleich er Stein und Bein schwört, daß

dem nicht so sei, wird er dadurch überführt, daß er nicht fähig ist, mit ihr der Messe anzuwohnen. Die Frau bittet nun den heiligen Basilius um Hilfe; der tröstet, nachdem er den Hergang von dem Sünder selbst vernommen, zunächst den schon Verzweifelten mit der Versicherung, daß seine Angelegenheit durchaus nicht hoffnungslos sei; dann schließt er ihn ein, damit er in der Einsamkeit sein Vergehen beweine. Nach vierzig Tagen wird ihm frohe Hoffnung zu teil: er hat im Traume den Bischof für sich kämpfen und siegen sehen. Jetzt läßt ihn der Bischof aus der Klause heraus und nimmt ihn zu sich in die eigene Behausung, welche an die Kirche stößt. Als die Finsternis der Nacht gewichen ist, faßt Basilius seinen Schützling bei der Hand und führt ihn in die Kirche; Satan aber ergreift seinen Mann bei der andern Hand und sucht ihn dem Bischof zu entreißen, indem er sich auf seinen Schein beruft. Jedoch gestärkt durch Christi Macht, zwingt Basilius den Teufel, den Schein ihm vor die Füße fallen zu lassen; und alles Volk lobt Gott.

Die Agnes- und Pelagius-Legende haben das gemein, daß ihren Helden ihr Liebreiz zum Anlaß des Martyriums wird.

Agnes ist eine edle Jungfrau in Rom, ebenso schön als tugendreich, welche sich Christo verlobt hat. Als sie dreizehn Jahre alt ist, entbrennt der Sohn des Stadtpräfecten Symphronius zu ihr in Liebe und wirbt um ihre Hand. Sie aber lehnt in längerer Rede ab, in welcher sie die Vorzüge ihres himmlischen Bräutigams preist. Der Abgewiesene erkrankt so heftig, daß alle Kunst der Ärzte sich als vergeblich erweist. Als der geängstigte Vater erfährt, daß die Christin Agnes durch ihre Ablehnung die Krankheit seines Sohnes verschuldet hat, entbietet er sie zu sich und versucht erst in Güte, dann mit Drohungen, sie zur Erhörung seines Sohnes zu bewegen. Da sie Christo nicht untreu werden will, läßt er ihr nur die Wahl, entweder Vestalin zu werden oder in ein öffentliches Haus ein-

zutreten. Im Vertrauen auf Christum trotzt sie jeglicher Beschimpfung: in der That läßt ihr Himmelsbräutigam, als sie vollständig entkleidet wird, um an den Ort der Schande gebracht zu werden, ihr Haar plötzlich so lang und dicht werden, daß es sie wie ein Mantel umhüllt. In dem öffentlichen Hause selbst leiht ihr der Engel des Herrn ein hell glänzendes Kleid und steigert den Zauber ihrer jungfräulichen Reinheit so sehr, daß jeder, welcher sich ihr naht, gezwungen ist, ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen. Als der Sohn des Präfecten sich zu ihr begiebt, um sie zu umarmen, stirbt er plötzlich. Weinend eilt der Vater herbei und beschuldigt sie der Zauberei. Aber auf ihr mitleidiges Gebet wird der Sohn wieder lebendig und Christo gewonnen; auch der Vater und alle Zeugen preisen Gott. Trotzdem kann Symphronius die Jungfrau nicht retten: seine Amtsgewalt geht zu Ende, und sein Nachfolger Aspasius läßt Agnes auf Betreiben der heidnischen Priester ins Feuer werfen. Da die Flammen ihr nichts anhaben können, sondern lediglich die Henkersknechte und die herumstehenden Heiden verzehren, muß sich der Präfect dazu verstehen, ihr das Haupt abschlagen zu lassen. Als nun die Eltern dem entseelten Leibe ihrer Tochter das Grab bereiten, werden sie durch ein Gesicht getröstet: ihre Agnes erscheint ihnen inmitten himmlischer Jungfrauen und bezeugt es ihnen, daß sie die Liebe dessen genieße, für welchen sie den Tod erlitten habe.

Die Pelagius-Legende enthüllt diejenige krankhafte Verirrung des Geschlechtstriebes, welche, im Altertum weit verbreitet, im Mittelalter dem mohammedanischen Spanien eigen gewesen zu sein scheint [1]).

Nachdem Cordova in die Gewalt der Sarazenen gefallen ist, die Christen im übrigen aber nicht um ihres Glaubens willen behelligt, sondern nur bei Todesstrafe jede Lästerung der Sara-

[1]) In den Erläuterungen komme ich darauf zurück.

zenen-Götter zu vermeiden gehalten sind, kommt der stolze Abderrahman zur Herrschaft, welcher das in Galicien noch bestehende christliche Reich sofort zu zerstören unternimmt. Gleich der erste Angriff gelingt; der König und zwölf Grafen werden gefangen. Während nun die anderen Gefangenen ausgelöst werden, ist die Summe, welche für den König gefordert wird, so hoch, daß dieser hätte in der Gefangenschaft bleiben müssen, wenn nicht sein Sohn Pelagius sich als Geisel angeboten hätte. Der Königssohn, welcher an der Schwelle des Jünglingsalters steht, muß ins Gefängnis wandern; als aber hochgestellte Sarazenen, welche ihn besuchen, seine Schönheit wahrnehmen, machen sie den der Knabenliebe ergebenen Chalifen auf ihn aufmerksam. Der läßt ihn vor sich bringen und wird von ihm so entzückt, daß er ihn umfangen und küssen will; Pelagius aber sträubt sich nicht nur, er lästert auch die Götter des Chalifen. Das nimmt Abderrahman ruhig hin; er verheißt ihm sogar, wenn er willig sei, ihn zum einflußreichsten Günstling zu erheben, und versucht, ihn abermals zu küssen. Da schlägt ihm Pelagius so kräftig ins Gesicht, daß das herabfließende Blut den Bart des Chalifen färbt. Im höchsten Zorn giebt der Unmensch den Befehl, den vergeiselten Königssohn durch ein Wurfgeschütz über die Mauer in das felsige Bett des Flusses zu schießen, welcher die Stadt umgiebt. Da Pelagius aber unverletzt davon kommt, wird er auf Geheiß des Chalifen mit dem Beile hingerichtet. Sein Leib wird in den Fluß geworfen und von Fischern aufgefangen, welche den Märtyrer erkennen und um einen hohen Preis an ein Kloster verkaufen. Daß die Wunder, welche auf seinem Grabe geschehen, auch wirklich in der Heiligkeit des Begrabenen ihren Grund haben, wird dadurch erwiesen, daß man seinen Kopf eine Stunde lang dem Feuer aussetzt, ohne daß er dabei im geringsten Schaden nimmt.

In die fränkische Vorzeit führt die letzte hier zu besprechende, die Gangolf-Legende hinein.

Als Pippin über Austrasien und Burgund herrscht, wächst in seinem Reiche Gangolf, ein Jüngling königlicher Abkunft, heran. Nachdem schon seine Mutter zum Christentum übergetreten, wird er selbst ein Musterbild aller christlichen Tugenden. Die darum ihm verliehene Wunderkraft bethätigt er, als er einst auf einem Heereszuge einen herrlichen Quell erblickt: er kauft von seinem Eigentümer das Wasser um hundert Goldstücke und schlägt den Kameraden, welche hinterher über diese Verschwendung murren, vor, doch nachsehen zu lassen, ob denn wirklich noch das Wasser an seiner alten Stelle sei. Es geschieht; aber der Bote kommt mit der Meldung zurück: die Quelle sei verschwunden. Sie sprudelt nun im Garten Gangolfs da, wo er seinen Stecken in die Erde stößt, hervor und giebt mit ihrem Wasser vielen Leidenden, die sich damit benetzen, die Gesundheit wieder.

Wie der Heilige auf Andrängen seiner Standesgenossen sich vermählt und sein junges Weib durch keusche Zurückhaltung einem jungen Geistlichen seines Ingesindes in die Arme treibt; wie er, betrogen, erst hinter die Buhlschaft kommt, nachdem sie schon in aller Welt Munde ist, um dann, nur durch ein Gottesurteil überzeugt, nicht die nach Volksbrauch erforderliche Vergeltung zu üben, sondern in christlicher Nachsicht zu verzeihen; wie er endlich von seinem Weibe und ihrem Liebhaber ermordet, sein Tod aber an dem Mörder durch das Schreckensende des Judas Ischarioth und durch ein absonderliches Wunder auch an dem tiefgesunkenen Weibe gerochen wird — das mag Hrotsvitha selbst in elegischem Versmaß erzählen:

Als just das Glück dem Franken-Volk
  Austrasiens erblühte,
  Der Heldenkraft und Güte
Pippins anheim gestellt zu sein,
Da wurde Gangolf, Christi Freund,
  Des Volkes hohe Zier,

In schmeichelnder Manier
Von allen Fürsten angefleht,
Daß er ein Mädchen, seiner wert,
Zu nehmen sich verstände
Und sich zur Eh' verbände,
Wie es der Brauch des Landes sei,
Aufdaß er ja nicht kinderlos
Die Lebenszeit verbrächt',
Sein königlich Geschlecht
Im schönsten Sproß zu Grabe ging'.
Und durch des Adels Schmeichelwort
Ließ Gangolf sich bekehren,
Sich endlich so weit lehren,
Der ehrenreiche, edle Herr,
Daß er an seinen eignen Herd
Sich eine Freundin führte,
An der ihn beides rührte:
Der Abkunft und der Schönheit Glanz.

Er hielt sie an, ihr Leben lang
In Lauterkeit zu wandeln,
Allein in keuschem Handeln,
In keuschem Streben aufzugehn.
Indeß die Schlange der Begier
Mit ihren bittren Tücken,
Sie sollte, ach, berücken
Den unerfahrnen Sinn der Frau.
In Gangolfs Hause war ein Bursch
So unheilvoll vermessen,
Daß er, der Pflicht vergessen,
In Brunst zur Herrin ward entflammt.
Sie, leider durch die arge List
Der Schlange ohne Halt,

War fortgerissen bald
Unselig zu der Schande That.
Seit in verstohlner Sinnenglut
Sie's mit dem Burschen trieb,
Ward ihr dem Knecht zu Lieb
Der eigne Eheherr verhaßt.

Kaum hatte unsres Erbfeinds Trug
Das Sündenbett gerüstet,
Als es ihn schon gelüstet,
Die Schmach zu machen offenbar:
An sich zu halten ohne Kraft,
Ließ in die Luft er schallen
Den Jubelruf, so allen
Die Herzensfreude kündigend:
Daß Gangolfs Haus beklagenswert
Ein Tummelplatz der Schande!
Als das im Franken-Lande
Auch keinem mehr Geheimnis war,
Da drang es endlich durch das Spiel
Geschäft'ger Zungen vor
Zum aufmerksamen Ohr
Sanct Gangolfs, der die Güte selbst.
Wie der erkannte, daß als Klatsch
In aller Winkel Enge
Bereits hinein sich dränge
Die Nachricht tiefster Traurigkeit,
Da traf den ehrenfesten Mann
Des Kummers scharfer Speer,
Er seufzte jetzo sehr
Ob der so schweren Frevelthat.
Zwei Pflichten, fühlt er, regen sich
In seines Herzens Schrein,

Die ihm zu schwerer Pein
Einander unverträglich sind:
Zuerst soll Rache doch den Schelm,
Der sich durch seine That
So schwer vergangen hat,
Ereilen nach gestrengem Recht;
Sodann ist Nachsicht süße Pflicht,
Die Gangolf gerne übt;
Und lang' ist er betrübt,
Daß kein Entschluß den Zwiespalt hebt.
Doch endlich will ein Strafgericht
Gebühr mit Nachsicht gatten
Und länger nicht gestatten
Des Frevels hämisches Gerücht.
Er strebt, nur erst vor weitrer Schuld
Die Arge zu bewahren:
Daß sie toll fortzufahren
Im Sündenleben unterläßt.
Nachdem sich Ruh' in diesem Ziel
Der milde Sinn erstritten,
Da, als mit schnellen Schritten
Sanct Gangolf einstmals sein Gemach
Verließ und eilends sich begab
Nach jenem Borne wert,
Den ihm vordem beschert
Der Himmel durch der Wolke Dienst,
Und als er hemmte seinen Gang
Nun an der Quelle Rand —
Da kam ihm grad' zur Hand
Alsbald sein zügelloses Weib.
Versöhnlich klang der Worte Ton,
Als er das Schweigen brach
Und also zu ihr sprach,

Von mildem Ernst den Blick verklärt:
„Ich höre über Dich gar oft
Den üblen Leumund künden,
Als habest Du in Sünden
Den Namen Ehefrau verwirkt;
Doch will ich noch aus Mitleid nicht
Nach Landesbrauch verfahren,
Eh' ich bestimmt erfahren,
Daß Du auch wirklich schuldig bist.
Verhaßt ist mir das Volksgewühl,
Das hastende Gedränge,
Wenn überall die Menge
Dem Ruf zur Schmerzens-Dingstätt' folgt,
Wo dann mit klüglichem Entscheid
Der Alten weiser Rat
An dieser Frevelthat
Auf Thatbestand und Sühne merkt.
Verlangen möcht' ich nur von Dir,
Daß Deine Schwurhand fass'
Hinein ins kühle Naß
Des Bornes, der hier vor uns liegt.
Und wenn etwa nicht alsogleich
Sie irgend Schaden nimmt,
Dann würde ich bestimmt
Auch durch kein anderes Gericht."
Und sie, in ihrem Übermut
Mehr als gebührlich dreist —
Von einem bösen Geist
Bestärkt in ihres Herzens Trotz! —
Entblößt die Hand und steckt sie dann
Bis auf den Grund hinein,
Getrost, nichts könne sein
So harmlos wie des Quelles Naß.

Doch in der eisig kalten Flut
Beginnt es ihr zu brennen;
Sie sollte hier erkennen
Was Gottes starke Hand vermag:
Es wird die Freche angesengt
Fürwahr auf feuchtem Grunde,
Verbrannt fühlt sie die Wunde,
Die ihr das Flammenwasser schlägt;
Und eben noch zu keck und stolz
Die Friedenshand zu reichen,
Muß sie gezwungen weichen
Der ewigen Gerechtigkeit.

Wie ist doch Christi Macht so groß
Sich wandelnd zu bekunden!
Wie wird doch stets gefunden
Das Recht durch Gottes Wunderkraft!
Denn kaum hat sie sich prahlerisch
Die Haut des Arms benetzt,
Als ihn auch schon verletzt
Ein Brandmal schmerzensreicher Schmach:
Nur ein Zurückeziehn der Hand
Nicht mehr an Zeit gebraucht's
Und auf dem Arme raucht's,
Des abgestrittnen Frevels Mal!

Bei dem Gerichtsentscheid erbebt
Ihr trugbewußter Sinn;
Sie ist entlarvt, dahin
Die Hoffnung, sich zu reinigen;
Vor Augen hat sie nur den Tod,
Sie sieht sich schon vernichtet,
Das Blutgerüst errichtet

Zur Sühne für den Ehebruch.
Doch traurig zwar, weiß Gangolf noch,
Ein Richter nachsichtsvoll,
Zu zügeln seinen Groll,
Wie sehr der auch berechtigt ist:
Er will, daß, aus dem Vaterland
Vertrieben auf der Stelle,
Des Teufels Spießgeselle
Den Wanderstab von hinnen setz',
Aufdaß er seines Frevels Schuld
Beklag' sein ganzes Leben,
Dem Elend preisgegeben
Als unstät heimatloser Mann;
Und selbstlos läßt das Mitleid ihn
Dem Jammerweib verzeihen,
Nur darf nicht mehr entweihen
Ihr Fuß sein einsam Schlafgemach.

Als nun nach diesem Vorkommnis
Sanct Gangolfs Ruhm noch stieg,
Zu keiner Stunde schwieg
Des segensreichen Lebens Lob,
Da brachte Satan, der verschmitzt
Seit Alters Fallen stellt
Und Schuldbeladne fällt,
Der Scheelsucht Galle an den Tag:
Er bot die Schliche alle auf,
Die seine Schlauheit schuf,
Zu machen stumm den Ruf,
Der von dem Gütigen erscholl,
Damit nur nicht ein solcher Mann
Nacheiferung erzeuge,
Die Menge eh'stens beuge

Des Nackens Stolz dem wahren Herrn.
Und lange ließ sein arger Trug
Recht sauer es sich werden,
Sanct Gangolf zu gefährden
In seinem Ruhm; er konnt' es nicht;
Da mehr sich nur von Tag zu Tag
Der Liebe Macht enthüllte,
Die wachsend stets erfüllte
Die Herzen jenes großen Volks.
Den Waffen seiner List verfiel
Zuletzt der Bösewicht,
Den peinliches Gericht
Verstoßen aus dem Vaterland.
Er stachelt ihn, sodaß er lechzt
Nach des Erlauchten Blut
Und ganz abseiten thut
Die Rücksicht auf den eignen Herrn.
Der Bube nun, im Augenblick
Erfüllt von solcher Gall'
Und brennend auf den Fall
Des frommen und gerechten Manns,
Er kehrt zur argen Ganea
Zurück in alter Glut
Und deckt ihr seiner Wut
Gesamten Anschlag klärlich auf.
Und nur zu bald erlag sie, ach,
Dem schmählichen Gelüsten,
Das Blutbad herzurüsten
Ward ihr die Zeit schon viel zu lang;
Denn dem Gerechten spinnet sie
Abscheulichen Verrat;
Was er vergebend that
Noch jüngst, ist ihr entfallen schon:

Wie er sie vor dem Racheschwert,
  Dem schon gezückten, wahrte
  Und ihr den Tod ersparte
Für ihres Lebenswandels Schuld —
Deß wußte sie ihm keinen Dank;
  Vielmehr verband ihr Schwur
  Dem Buhlen sich — die Hur',
Zu einem Knecht in Lieb' entbrannt!
Als nun des Anschlags Gönnerin,
  Die Nacht, und ihre Schatten
  Bedeckt den Himmel hatten,
Da merkt die schnöde Buhlerin:
Sanct Gangolf meuchlings abzuthun
  Sei jetzt die rechte Zeit;
  Von der Gelegenheit
Verständigt sie des Schurken Schwert.
Und der mit seiner Waffe Stoß
  Durchbohrt Sanct Gangolfs Seite,
  Aufdaß er ihm bereite
Ein herrliches Martyrium.
Dann läßt er fliehend mit dem Weib
  Das lichte Heimatland,
  Zur Herrin übermannt
Von unzähmbarer Leidenschaft.
Jedoch wie bald die Buhlschaft aus,
  Das war ihm nicht bewußt;
  Denn ohne Zeitverlust
Ward von der Rache er ereilt.
Der Himmel nämlich wollte es,
  Daß jäh sein Leib zerberst',
  Nachdem ihn eben erst
Die Luft aufblähend hat erfüllt.
So von des Höchsten Rächerhand

Geworfen in den Staub,
Verlor den teuren Raub
In Ganea der Mordgesell.

Der Heil'ge aber, Märtyrer
Durch des Verrates Wunde,
Als er so schnell zum Munde
Geführt den bittren Todeskelch —
In seinen letzten Zügen nun
Verscheidend lag er da —,
Da trat ihm fühlbar nah
Der Engel ganze Heeresschar,
Den Wackren laut ermutigend,
Daß er den Leib nur lasse,
Aus hinfälliger Masse
Ein irdisch Ding zurecht gefügt,
Und daß er, schmeichlerisch umrauscht
Von engelsüßem Sange,
Zu wandeln jetzt anfange
Die Sternenpfad' im Himmelreich.
Und schnell verhaucht der Märtyrer
Die fleckenlose Seele,
Entäußert aller Fehle
Im Strahlenblut des Purpur-Lamms.
Er wird entrückt und fortgeführt
In ungemeßne Ferne
Hin über heitre Sterne
Und stellt am Himmelsthor sich dar.
Hier wird ihm seltner Lorbeer dann
Von Christo zuerkannt
Dazu in seine Hand
Die Palme ew'gen Ruhms gereicht.
Der Todeswunde dankt er es,

Daß er im Licht-Talar
Vermehrt die Engelschar,
Die herbergt in der Himmelsburg.

Indeß erfolgt der Leichenzug,
Mit großem Prunk bereitet:
Mit Ehren wird geleitet
Zur Gruft der seelenlose Leib.
Es klagen solches Gönners Tod
Wohl alle, doch zumeist
Die nun hinfort verwaist:
Das Ingesinde Gangolfs selbst.
Und für das Grabmal ehrenwert
War eine reiche Stadt,
Die Toul zum Namen hat
Seit alten Zeiten, auserwählt:
An diesem Ort wird das Gebein
Sanct Gangolfs beigesetzt,
Vom Thränenfluß benetzt
Der so geweihte Aschenrest.
Von Stund an brach des Zudrangs Strom
Zu Gangolfs heil'gem Grab
Von solchen nicht mehr ab,
Die sichrer Hilf' benötigten.
Auch edle Herren warfen sich
Vor jenem Grabmal nieder,
Sooft sich zeigt zuwider
Ihr wankelmütiges Geschick.
Ja, selbst des Reichs gekröntes Haupt,
Es küßt, in Demut klein,
Den heil'gen Marmelstein,
Berührt das Grabdenkmal im Kuß
Und wirbt durch Gabe, Wort und Wunsch

Für sich um Christi Gnade
Bei dem Verdienstesgrade
Des segensreichen Märtyrers.
Was schildern noch am Tempelthor
Des frommen Volks Gedränge,
Auf seiner Wünsche Menge
Weshalb verschwenden noch ein Wort?
Das zu umfassen, sicherlich
Da ist kein Sinn so klug,
Kein Buch auch stark genug
Es alles zu verkündigen.
Jedoch der Zeugen seligster
Vergilt es, Segen spendend
Und solche Gaben sendend
Als Zeichen seiner Freundlichkeit,
Daß jeder ohne weitres merkt:
Es werde glücklich enden
Weswegen sich zu wenden
An solchen Märtyrer er eilt.
Hier nun erhält beglückt zurück
Der Blinde sein Gesicht:
Des Wetterstrahles Licht
Wird fühlbar bald dem Augenpaar;
Und wieder öffnet sich dem Laut
Das längst verschloßne Ohr;
Dem Fuß, der Kraft verlor,
Wird neue Gehkraft eingeflößt.
Hier ist's, wo Kranken mancher Art
Das Ziel der Leiden winkt;
Denn Jugendfrische dringt
In alle welken Glieder ein.
Vergebens ringt mein Sprachgefühl,
Zu nennen, wie es wert,

Die Güter viel begehrt,
Die heimbringt da das wackre Volk.
Als Schutzpatron beglückt er so
Mit Liebe nicht allein,
Wem es vergönnt zu sein
Ein Landsmann solches Heiligen;
In gleichem Maß empfindet wohl
Der Fremde aus der Ferne,
Wie hilfereich sich gerne
Der Märtyrer auch ihm erweist.
Und glücklich preist auf Erden sich
Das Touler Land deswegen:
Darf es im Schoß doch hegen
Die heiligen Reliquien! —

Begonnen hab' ich nun einmal
Im Zuge kundzugeben
Das sündenreine Leben
Sanct Gangolfs, unsres Märtyrers;
Nun muß ich auch zu guter Letzt
Ein schlichtes Wort noch wenden
Auf jene, die zu schänden
Sein Ehebett so schamlos war:
Wie widerwillig hören ließ
Die wahre Höllenbraut
Den garst'gen Wunderlaut,
Der ihrem Wandel so gemäß.

Als schon des Dulders Siegesruf,
Erhabner Freude voll,
Bis an die Sterne scholl
Des hochgespannten Himmelszelts
Und auf dem festen Erdenrund

Durch alle Lande drang,
Nur frohen Widerklang
Erweckend solchem hohen Ruhm,
Verließ einstmals ein frommer Mann
Beseligt jenes Grab,
Das sich als Kleinod gab
Durch mannigfache Wunderthat.
Da stieß er auf die Buhlerin,
Der eben Tadel galt,
Und machte plötzlich Halt,
Sie musternd mit betroffnem Blick.
Dann grüßt er sie mit bittrem Spruch
Für ihre schweren Sünden,
Indem er läßt verkünden
Die Zunge Worte dieses Schlags:
„Du ganz verbuhltes Unglücksweib,
Nur wert verbrannt zu werden,
Verursacht Dir Beschwerden
Der Reue jetzt nicht Dein Verrat,
Den an dem Heiligen des Herrn
Dein Frevelmut begangen
Allein auf das Verlangen
Des zügellosen Freundes Dein?
Doch Mitleid heißt mich kund Dir thun
Das Mittel Dich zu heilen,
Wofern Du möchtest eilen
Und guten Rat beherzigen.
Ich rate Dir, als Büßerin
Zum Heil'gen-Grab zu wallen
Und von den Flecken allen
Zu waschen Dich mit Zähren rein;
Denn es bezeugt des Toten dort
Geborgenes Gebein

In Zeichen nicht gemein
So glänzend seine Heiligkeit,
Daß wohl auch Dir, in Reu' bethränt,
Vergebung wird beschert,
Ob dessen auch nicht wert
Ein so verkommenes Geschöpf."

Doch wer einmal verfallen ist
Der ganzen Lastertücke,
Der lenkt nicht mehr zurücke
Im Wandel auf die rechte Bahn;
Des Lotterlebens flücht'ger Rausch
Ist nur noch sein Begehr,
Ihn kümmert gar nicht mehr
Der ew'gen Heimat Seligkeit.
So auch verschmäht das Unglücksweib,
Das ließ den Mord begehen,
Auf Worte einzugehen,
Die ihr das Heil verkündigen:
Es hatte grenzenloser Hang
Zu eitler Erdenlust
Erstickt in ihrer Brust
Die Sehnsucht nach dem Himmelsgut.

Als nämlich sie sein Wort vernimmt,
Das doch nur Wahrheit war,
Da trifft ihr Augenpaar
Ihn mit heimtückisch-blut'gem Blick;
Der Haltung ledig, fährt ihr Haupt,
Das trotzige, empor
Und belfernd stößt hervor
Ihr heillos Maul den Widerspruch:
„Was ist das für ein Possenspiel,

Die Wunder mir zu preisen,
Die emsig Dir erweisen
Des Gangolf glänzendes Verdienst!
Was man erzählt, besteht fürwahr
Die Wahrheitsprobe nicht;
Denn seinem Grab gebricht
Die Wunderkraft gerade so,
Wie Wunderzeichen staunenswert
Jemals hervorzubringen
Wird noch an mir gelingen
Des Rückens aller tiefstem Teil!"

Kaum war entfahren ihr das Wort,
So folgt ein Zeichen nach,
Wie es der Art entsprach
Des angeführten Körperteils:
Sie ließ in schändlichem Getön
Vernehmen einen Laut,
Den anzugeben graut
Dem schamhaft stummen Munde mein,
Und brachte fernerhin, sooft
Sie nur ein Wort verlor,
Auch dabei wieder vor
Unfehlbar diesen garst'gen Ton;
Aufdaß sie, die nicht nach Gebühr
Die Scham bewahren wollte,
Zum Anlaß werden sollte
Unmäß'gen Lachens überall,
Indem sie ihre Lebenszeit
Bis hin zu ihrem Tod
An sich zu merken bot
Die Strafe ihres Lästermauls.

B. Die Dramen[1]).

Mit den Legenden hängen die Dramen äußerlich dadurch zusammen, daß die heilige Agnes, deren Legende die letzte Stelle im ersten Buch einnimmt, die weibliche Heldin des ersten Dramas, Constantia, von Aussatz und Irrglauben geheilt hat und diese so gewissermaßen als die irdische Vertreterin der im Himmel befindlichen Schutzpatronin erscheint.

Die Exposition des Dramas „Gallicanus" zeigt den Kaiser Constantin in einem Widerstreit der Pflichten: er ist auf das äußerste von den Scythen bedrängt, und sein noch im Heidentum befangener Feldherr Gallican, welcher allein ihrer Herr werden kann, verlangt, von den Fürsten des Reichs unterstützt, als Lohn für die befreiende Waffenthat die Hand der christlichen Kaisertochter Constantia, welche sich mit Einwilligung ihres Vaters Gott geweiht hat. Wenn Constantin seine Tochter in diesem Entschlusse bestärkt, so muß notwendig sein Reich schweren Schaden leiden; verleugnet er aber seine Christen- und Vaterpflicht so weit, daß er seine Tochter zum Bruch des Gelübdes nötigt, so kann er ewiger Höllenpein nicht entgehen. In dieser Not wendet er sich an seine Tochter. Constantia baut auf Gott, der schon zur rechten Zeit alle Schwierigkeiten beheben werde, und rät ihrem Vater, sich dem Gallican gegenüber so zu stellen, als wolle er ihm nach glücklich beendetem Feldzuge die Hand seiner Tochter geben, und, damit er an ihr eigenes Einverständnis glaube, ihn aufzufordern, seine Töchter Attica und Artemia während seiner Abwesenheit in die Obhut der Prinzessin zu geben und dafür deren christliche Hofbeamte

[1]) Übersetzt sind die Dramen von Bendixen, der auch eine neue Textausgabe geliefert hat, unter dem Titel „Das älteste Drama in Deutschland oder die Komödien der Nonne Hrotsvitha von Gandersheim" und neuerdings von Ottomar Piltz („Die Dramen der Roswitha von Gandersheim").

Johannes und Paulus mit sich zu nehmen. Der Kaiser macht seinem Feldherrn den ihm angeratenen Vorschlag, und Gallican geht freudig darauf ein. Seine Töchter, zu Constantia geführt, werfen sich vor ihr nieder; die aber empfängt sie als Schwestern, spricht liebreich zu ihnen von Gott und dem ewigen Lohn der Jungfräulichkeit und gewinnt sie dem Christentum; da sie von ihnen erfährt, daß auch ihr Vater wohl durch Zuspruch bekehrt werden könne, läßt sie ihre Kämmerer Johannes und Paulus rufen und giebt ihnen einen darauf bezüglichen Auftrag. Der schon wartende Gallican begrüßt die beiden, welche sich bei ihm melden, und begiebt sich dann auf das Capitol und in die Tempel, um durch Opfer die Götter für sein Unternehmen günstig zu stimmen, während Johannes und Paulus sich marschbereit machen. Als nun im Scythen-Lande unzählbare Scharen der Feinde heranrücken und die römischen Tribunen so in Schrecken gesetzt werden, daß sie sich ergeben wollen, flüstert Johannes dem Feldherrn zu: er möge geloben, ein Christ zu werden, dann könne ihm der Sieg nicht fehlen; und Gallican befolgt den Rat. Wirklich sind nun die Feinde wie gelähmt: sie müssen die Waffen strecken und Geiseln und Tribut versprechen. Seines Gelöbnisses eingedenk, zieht der festlich in Rom eingeholte Gallican an den Tempeln der Götter vorbei und begiebt sich mit Billigung des Johannes und Paulus in die Peters-Kirche. Constantin, welcher sich über die Zögerung Gallicans wundert, hört von seinen Kriegern, wo ihr Feldherr inzwischen eingekehrt, und vernimmt dann von dem eintreffenden Gallican selber den Hergang der Schlacht, welche ein Jüngling von herrlicher Größe zu Gunsten der Römer gewendet habe. Gallican empfängt darauf die Taufe; er verzichtet auf die Hand der Kaisertochter und erfährt zu seiner Freude, daß auch seine beiden Töchter sich dem Herrn verlobt haben. Schließlich wiederholt er seinen Verzicht auch Constantia gegenüber; er schlägt das Anerbieten des Kaisers aus, bei ihm im Palast zu wohnen, und verkündet

seinen Entschluß, fortan in Gesellschaft des heiligen Hilarian in Ostia dem Gebete und der Armenpflege zu leben.

Das Drama hat noch eine Fortsetzung, in welcher der Märtyrertod des Gallican, des Johannes und Paulus behandelt wird.

Der abtrünnige Julian findet es mit seiner Würde nicht vereinbar, daß gegen ihn die Christen sich auf die Gesetze berufen, welche zu ihren Gunsten Constantin erlassen hat: er giebt seinen Soldaten die Erlaubnis zu einer Christen-Plünderung, da ja Jesus selber gesagt habe: „Wer nicht absagt allem, was Luc. 14, 33.
er hat, kann nicht mein Jünger sein.“ Vor den Besitzungen Gallicans aber kehren die Soldaten unverrichteter Sache um; sie melden dem Kaiser, daß jeder Versuch, bei diesem heiligen Manne einzudringen, mit Aussatz und Besessenheit gebüßt worden sei. Trotzdem befiehlt ihnen Julian umzukehren und Gallican zu zwingen, entweder das Land zu verlassen oder den Göttern zu opfern. Gallican wählt, wie die Soldaten melden, die Verbannung: er geht nach Ägypten, wo er den Märtyrertod findet. Nun sind aber noch Johannes und Paulus da, welche, der Anzeige der Soldaten zufolge, der kaiserlichen Majestät dadurch Abbruch thun, daß sie durch die Verteilung der Schätze Constantias dem Christentum Freunde gewinnen. Beide werden dem Kaiser vorgeführt, weigern sich aber entschieden ihm zu dienen, weil er nicht wie sein Vorgänger Christ sei: sie machen sich nicht nur im stillen über ihn lustig, sondern höhnen ihn auch offen, indem sie die allgemeine Ungunst seiner Zeit der Untauglichkeit des Herrschers zuschreiben. Mit der Weisung, zehn Tage es sich zu überlegen, ob sie bei ihrer Weigerung beharren wollen, werden sie entlassen. Nach Ablauf dieser Zeit entsendet Julian eine Schar von Schergen unter Terentian mit dem gemessenen Befehl, Johannes und Paulus, falls sie noch dem Jupiter zu opfern sich weigern, heimlich — aus Rücksicht auf ihren Hofbeamtenrang — zu töten. Terentian muß diesem Befehl gemäß mit den standhaften Bekennern Christi

verfahren, wird aber sogleich von der Strafe ereilt: sein einziger Sohn wird von einem bösen Geist besessen und wälzt sich vor den Gräbern der Märtyrer umher. Terentian schafft hier Abhilfe, indem er auf den Rat der Christen mit seinem Sohn zum Christentum überzutreten sich verpflichtet.

Das „Calimachus" betitelte Stück weist eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Schluß des Shakespeareschen Trauerspiels „Romeo und Julia" auf.

Calimachus gesteht seinen Freunden, daß er in Drusiana, die Gemahlin des Andronicus, verliebt und entschlossen sei, sich ihr zu nähern, obgleich ihm jeder Schritt als erfolglos widerraten wird, da Drusiana als Schülerin des Apostels Johannes eine eifrige Christin und so keusch sei, daß sie nicht einmal ihrem gläubigen Manne ehelichen Umgang gestatte. Als Calimachus der edlen Frau mit seinem schändlichen Antrag kommt, versteht sie ihn zunächst nicht; dann aber hat sie nichts für ihn als grenzenlose Verachtung. Dadurch läßt sich aber Calimachus nicht abschrecken, ihr zu erklären, daß er nicht eher ruhen werde, als bis sie seinen Nachstellungen erlegen sei. In ihrer Verzweiflung — denn sie kann sich ihrem Mann nicht anvertrauen, ohne verhängnisvolle Wirren zu veranlassen; wenn sie aber den Antrag des Calimachus verhehlt, fürchtet sie, ihm gegenüber nicht stark genug bleiben zu können — erbittet sie den Tod und stirbt. Der tieftrauernde Andronicus ruft den heiligen Johannes herbei und führt ihn nach dem Grabgewölbe, zu dessen Hüter er den ihm dienenden Fortunatus bestellt hat. Inzwischen hat Calimachus in seiner Liebesnot an diesen Wächter sich gewandt, um der Schönheit Drusianas noch einmal ansichtig zu werden. Aber er muß erst den entmenschten Hüter, welcher den noch in voller Lebensfrische prangenden Leib seiner Herrin dem begehrlichen Liebhaber nicht leichten Kaufes preisgeben will, bestechen, ehe er an das Ziel seiner Wünsche gelangt. Als er jedoch der Toten erklärt, daß sie nun ganz in

seiner Gewalt sei, sieht er, wie Fortunatus von einer Schlange erdrückt wird, und fällt ihr selber dann zum Opfer. Johannes und Andronicus werden am Eingang des Gewölbes durch eine Erscheinung Jesu davon verständigt, daß die Auferweckung Drusianas und ihres Verehrers beschlossen sei; im Grabgewölbe selbst finden sie den Leib Drusianas dem Sarge entrissen und um die entseelten Körper des Calimachus und Fortunatus Schlangen gewunden, — ein Befund, welcher den Vorgang leicht erraten läßt. Nachdem Johannes die Schlangen verscheucht hat, erweckt er auf die Bitte des Andronicus zunächst Calimachus. Der bekennt seine Sünde, soweit seine Absicht in Frage komme: von der Ausführung sei er aber durch einen Jüngling drohenden Aussehens abgeschreckt worden, welcher den schon entblößten Leib Drusianas wieder schämig bedeckt und ihn selber mit den Worten: „Stirb, Calimachus, aufdaß Du lebest“, dem Tode geweiht habe. Nunmehr von seiner Leidenschaft geheilt, fleht der Auferstandene den Johannes um Beihilfe an, daß er ein keuscher Christ werde. Hierauf bittet Andronicus den Apostel, seine Ehefrau ins Leben zurückzurufen. Drusiana erwacht und legt gleich für Fortunat Fürbitte ein, welcher auch Johannes ungeachtet der Einrede des Calimachus statt giebt. Aber als der gewissenlose Hüter die Augen aufschlägt und den lustigen Calimachus ernst und zurückhaltend sieht, ihn von seiner Liebestollheit befreit und zum Christentum bekehrt merkt, da will er lieber wieder tot sein: Johannes überantwortet ihn dem ewigen Höllenfeuer und fordert schließlich alle Anwesenden auf, Gott für die von ihm gewirkten Wunder zu danken.

In den Dramen „Dulcitius“ und „Sapientia“ wird das Martyrium dreier Schwestern geschildert. Das erste Drama ist dadurch besonders beachtenswert, daß in ihm die Dichterin Begabung für die Darstellung des komischen bekundet.

Der Kaiser Diocletian bescheidet die Schwestern Agape, Chionia und Hirena vor sich und eröffnet ihnen, daß er sie um

ihres Adels und ihrer Schönheit willen mit hochgestellten Männern seines Hofes zu vermählen bereit sei, wenn sie Christum verleugnen und den Göttern opfern wollen. Da alle drei sich weigern, diese Bedingung zu erfüllen und in den Ehestand zu treten, läßt er sie in das Gefängnis werfen, bis Dulcitius über sie aburteile. Als dieser ihren Liebreiz wahrnimmt, wird er so davon bezaubert, daß er sie, um des Genusses ihrer Schönheit teilhaftig zu werden, in das hintere Gemach eines Küchenhauses bringen läßt, in dessen Vorraum Kochgerätschaften aufbewahrt werden. In der Nacht, während die Schwestern heilige Lieder singen, begiebt sich Dulcitius nach diesem Hause und heißt die fackeltragenden Soldaten ihn vor der Thür erwarten. Sein geräuschvoller Eintritt setzt anfangs die Schwestern in Schrecken; das anhebende Gepolter im Vorraum verlockt dann aber Hirena, durch eine Ritze nach der Ursache des Lärms Ausschau zu halten. Sie schildert ihren Schwestern nun genauer, wie Dulcitius, toll geworden, die Töpfe, Kessel und Pfannen für Mädchen hält, sie kosend umfängt und dabei so berußt wird, daß er einem Neger gleicht. Also entstellt, verläßt er das Haus; seine Soldaten aber fliehen vor ihm wie vor einem Gespenst. In der Absicht, darüber bei dem Kaiser Klage zu führen, eilt Dulcitius nach dem Palast; hier jedoch wird er von den Thürhütern die Treppe hinuntergeworfen. Endlich belehrt ihn die eigene Gemahlin darüber, was mit ihm vorgegangen sei; und nun giebt er aus Rache den Befehl, die drei Schwestern öffentlich zu entkleiden. Aber die Soldaten mühen sich vergebens ab, den Befehl auszuführen: sie müssen melden, daß die Kleider so an den jungfräulichen Leibern haften, als wären sie die Haut selbst, können indeß die Meldung gar nicht mehr bei Dulcitius abstatten, weil er in einen tiefen Schlaf verfallen und nicht zu ermuntern ist. Der Kaiser, dem nun der Vorfall hinterbracht wird, empfindet tief die dem Dulcitius angethane Schmach und beauftragt den Grafen Sisinnius mit der Ahndung. Der macht

kurzen Proceß. Er läßt zunächst die beiden älteren Schwestern, welche hartnäckig bei ihrem Glauben beharren, auf einem Scheiterhaufen zu Tode bringen: es gelingt ihm zwar, aber dabei bleiben die jungfräulichen Leiber, ja selbst ihre Haarkleider durch die Flammen unverletzt. Die Hoffnung des Sisinnius, daß wenigstens die jüngste Schwester, dem Einfluß der älteren entzogen, Vernunft annehmen werde, schlägt fehl: auch Hirena bleibt standhaft, sie trotzt selbst der Drohung, daß sie in ein öffentliches Haus gesteckt werden soll. Als die Soldaten sie fortschleppen, wird sie ihnen von zwei Jünglingen in glänzendem Gewande, welche von Sisinnius geschickt zu sein vorgeben, abgenommen; der davon verständigte Sisinnius muß das indessen als eine Täuschung bezeichnen. Er selbst eilt nun mit den Schergen zurück und findet das Mädchen in Begleitung der beiden Jünglinge auf dem Gipfel des nahen Berges. Da diesen zu ersteigen weder ihm noch den Seinigen glückt, so giebt er den Befehl, Hirena zu erschießen. Getroffen bricht das Mädchen zusammen, um freudig in das Brautgemach ihres himmlischen Verlobten einzugehen.

In der zweiten Behandlung des nämlichen Themas hat Hrotsvitha die Martern, welche die Geschwister auszustehen haben, in ihrer ganzen Gräßlichkeit geschildert.

Der Römische Präfect Antiochus erstattet dem Kaiser Hadrian Bericht und macht darin auf eine fremde Frau aufmerksam, welche mit ihren drei Töchtern Unfrieden in der Stadt dadurch stifte, daß sie für ihren christlichen Glauben Propaganda mache: „unsere Weiber," sagt er, „wollen nichts mehr von uns wissen; sie gehen in ihrem Widerwillen so weit, daß sie sich weigern, Tisch und Bett mit uns zu teilen". Um diesem Unwesen zu steuern, beschließt Hadrian, die Fremden vorzuladen. In barscher Soldatenart nach dem Palast beschieden, nehmen die Frauen durch ihre Schönheit und ihren edlen Anstand den Kaiser so für sich ein, daß er sie zunächst durch freundlichen Zuspruch zur Anerkennung der Staatsreligion bewegen will, und Antiochus zollt

ihm Beifall; „denn", sagt er, „das schwache Geschlecht kann ja nur schwer Schmeicheleien widerstehen". Die rücksichtsvolle Aufforderung Hadrians und die Verheißung seiner Freundschaft beantwortet Sapientia, die Mutter, mit entschiedener Weigerung und mit der Erklärung, daß sie nach des Kaisers Freundschaft gar kein Verlangen trage. Auf besondere Befragung giebt sie an, daß sie mit ihren Töchtern, welche Fides, Spes und Caritas heißen, nach Rom gekommen sei, um den Christenglauben zu bekennen und ihre Töchter Christo zu weihen. Als sie Auskunft über das Alter der Mädchen geben soll, wendet sie sich an diese mit der leisen Frage, ob sie nicht den Dummkopf von Kaiser durch eine arithmetische Erörterung ärgern solle, und nach erlangter Einwilligung giebt sie zwar das Alter ihrer Töchter auf zwölf, zehn und acht Jahre an, ergeht sich dabei aber in ganz allgemeine spitzfindige Klügeleien über die Zahlen. Schließlich erklärt ihr der Kaiser: er habe sie nur geduldig angehört, um sie willfährig zu machen; als er sie aber noch hartnäckig sieht, droht er ihr die Folter an und läßt sie mit ihren Töchtern vorläufig auf drei Tage in Gewahrsam nehmen. Im Gefängnis stärkt Sapientia ihre Töchter durch Zuspruch für das Martyrium, das ihrer harrt; sie bekennt, daß ihr ganzes Dichten und Trachten von jeher darauf gerichtet gewesen sei, sie dem himmlischen Gemahl, nicht einem irdischen zu überantworten, um durch sie des Namens „Schwiegermutter Gottes" (socrus aeterni regis) teilhaftig zu werden; ihr Zuspruch wirkt so erfolgreich auf die Mädchen ein, daß sie gar nicht erwarten können, wieder vor Hadrian geführt zu werden. Da es sich nun herausstellt, daß die Haft an der Mutter spurlos vorübergegangen ist, rät Antiochus dem Kaiser, sich an die Mädchen zu halten und, wenn auch diese widerstehen, eine nach der andern vor den Augen der Mutter töten zu lassen, damit diese um so härter gefoltert werde. Hadrian befolgt den Rat. Er befiehlt der Fides, zu dem Bilde der Diana aufzuschauen und der Göttin Trankopfer

darzubringen. Als das Mädchen zunächst, zu ihren Angehörigen gekehrt, leise dieses Befehls spottet, dann aber geradezu dem Kaiser sagt: „Deine Einfalt macht mich lachen, Deiner Thorheit spotte ich“, wird sie zwölf Centurionen übergeben, welche sich ablösen sollen, um ihr unaufhörlich mit Geißelhieben die Glieder zu zerfleischen. Hadrian meint bereits: sie müsse den Streichen erliegen, als ihn Fides darauf hinweist, daß sie fühllos gegen diese Marter sei, während die Folterknechte erlahmen und sich in Schweiß auflösen. Da befiehlt Hadrian, ihr die beiden Brüste abzuschneiden: als das geschieht, fließt nicht Blut, sondern Milch aus der Wunde. Dann wird sie nach dem Willen des Kaisers auf einem glühenden Rost gebraten; aber auch das schafft ihr keine Pein: Fides erklärt, so gemächlich auf dem Roste zu ruhen, wie in einem sanft dahin gleitenden Schifflein. Als darauf ein mit Pech und Wachs angefülltes Gefäß auf den Rost gestellt wird und sie in die flüssige Glut hineingestoßen werden soll, springt sie von selbst hinein und frohlockt: sie befinde sich so wohl darin, als ob sie in erfrischendem Morgentau sich bade. Der ratlose Kaiser wird von Antiochus nun daran erinnert, daß jetzt nur noch die Enthauptung übrig bleibe. Als das Fides hört, jauchzt sie auf: nachdem sie von ihren ungebeugten Angehörigen Abschied genommen, fällt ihr Haupt unter dem Schwerte des Henkers. Dasselbe wiederholt sich nun mit Spes. Auch sie soll zu Tode gepeitscht werden: als sie schwach zu werden droht, betet Sapientia, und sofort verliert ihre Tochter jegliche Schmerzensempfindung. Hadrian befiehlt dann, sie frei schwebend aufzuhängen und mit Haken zu zerfleischen: ihr die Eingeweide auszureißen und die Knochen bloß zu legen, aufdaß sie Glied für Glied absterbe; aber an dem paradiesischen Geruch, welcher aus den abgerissenen Stücken ihres Leibes aufsteigt, muß Hadrian merken, daß ihr so nicht beizukommen ist. Als sie darauf in einen Kessel mit siedendem Öl, Fett, Wachs und Teer geworfen wird, berstet das Gefäß und verbrennt die

Henkersknechte, während Spes unverletzt bleibt. Endlich wird auch sie enthauptet. Von der dritten Schwester verlangt Hadrian nur, daß sie „Große Diana“ sage; aber selbst dessen weigert sie sich und wird nun verdammt, in die drei Tage und drei Nächte geschürte Glut eines Ofens geworfen zu werden. Antiochus muß indessen dem Kaiser melden, daß die Flammen ausgebrochen seien und fünftausend Mann verzehrt, dem Mädchen aber nicht einmal die Haut versengt haben, das tändelnd in der Glut auf und ab geschritten sei: man wolle auch drei verklärte Männer in ihrer Begleitung gesehen haben. Endlich wird auch Caritas mit dem Schwerte hingerichtet. Christliche Frauen Roms helfen zuletzt der Sapientia ihre drei Töchter begraben drei Meilen vor der Stadt; Sapientia selbst wird auf ihr Gebet aus diesem Leben abgerufen im Beisein der Frauen, welche dieses Erfolges harren, um auch die Mutter zu bestatten.

Die Dramen „Abraham“ und „Paphnutius“ sind Tendenzdramen: Hrotsvitha will in ihnen zu Gemüte führen, daß auch die Cardinalsünde im Sinne des Mittelalters, das Fleischesvergehen, vor Gott gesühnt werden kann. In der späteren Behandlung des Themas, welche im „Paphnutius“ vorliegt, hat sie stärkere Farben aufgetragen, die Durchführung ist vergröbert und läßt die mildere im „Abraham“ nur desto ansprechender erscheinen: ich gebe darum den Inhalt des „Paphnutius“ zunächst hier an.

Der Einsiedler Paphnutius wird von seinen Schülern mit düsterem Gesichtsausdruck angetroffen und nach dem Grunde seiner Mißstimmung befragt. Die zuerst allgemein gehaltene Antwort: weil die kleine Welt d. i. der Mensch Gott widerstrebe und damit beleidige, giebt ihm Anlaß, über die an sich zu einander ungefügen, aber durch Gott harmonisch verbundenen Bestandteile der großen und der kleinen Welt zu sprechen, ferner über die Musik und ihre Teile: die himmlische oder Sphärenmusik, die

Vocal- und Instrumentalmusik [1]); als Paphnutius die Grundsätze der Musik auch in anderen Gebilden nachweisen will, weigern sich seine Schüler, ihm weiter zu folgen, und Paphnutius fügt sich ihnen, indem er die Frucht aller Wissenschaft bezeichnet: je deutlicher der Mensch das wunderbare Gesetz erkenne, welchem zufolge alles nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet sei, um so heißer werde er in Liebe zu Gott entbrennen. Nach dieser Abschweifung giebt er auch endlich die besondere Ursache seiner Kümmernis den Schülern bekannt: es ist die bezaubernd schöne Buhlerin Thais, welche durch ihr schamloses Treiben zu einer wahren Landplage geworden sei; denn nicht nur junge Laffen verschwenden um ihretwillen ihr Vermögen, sondern selbst würdige Männer geben den Reichtum ihres Hauses dahin, um sie zu bereichern; ja die Verblendung gehe so weit, daß ihre Verehrer im Eifer, Zutritt zu ihr zu erlangen, nicht bei Schimpfreden stehen bleiben, sondern selbst handgemein werden: bald bläuen sie sich mit Fäusten durch, bald gehen sie mit den Waffen in der Hand auf einander los; auf der Schwelle des verrufenen Hauses werde das Blut gar nicht trocken. Unter dem Beifall seiner Schüler äußert demnach Paphnutius den Entschluß, in der Rolle eines Liebhabers sich der Buhlerin zu nahen, um sie von ihrem gemeingefährlichen Treiben zurückzubringen. Er läßt sich von den Jünglingen der Stadt nach dem Hause der Thais weisen. Hier willig empfangen, wünscht Paphnutius für seine Unterhaltung eine ganz heimliche Kammer. Thais zeigt ihm

[1]) Auf die Frage, weshalb die Sphärenmusik nicht vernommen werde, giebt Paphnutius folgenden Bescheid. Die einen urteilen: weil sie unablässig töne, andere begründen es mit der Dicke der Luft; noch andere meinen: um die gewaltige Tonfülle zu erfassen, sei unser Ohr zu winzig gebildet; endlich sei auch noch die Meinung zu erwähnen: der Sphärenklang sei so bestrickend süß, daß ausnahmslos ein jeder, wenn er ihn vernähme, die Seinen vergessen und alles stehen und liegen lassen würde, um bis ans Ende der Welt dem süßen Klange nachzugehen.

eine solche mit dem Bemerken: sie sei nur ihr und Gott bekannt. Daran knüpft nun Paphnutius an. Da sie auf Befragen erklärt, an einen allwissenden und gerechten Gott zu glauben, hält er ihr die Unvereinbarkeit eines solchen Glaubens mit ihrem für viele verderbenbringenden Lebenswandel vor und erschüttert sie tief durch die Aussicht auf die ihrer wartende Strafe: sie gelobt zunächst, ihr Schandenleben aufzugeben. Auf ihre bange Frage, ob sie denn wirklich noch die Verzeihung Gottes sich verdienen könne, antwortet Paphnutius: selbst eine Todsünde, selbst das scheußlichste Verbrechen könne durch Thränen der Reue gesühnt werden, wofern es nicht bei Thränen bleibe, sondern die Bußfertigkeit auch durch die That bewährt werde. Paphnutius rät ihr, sich in die Einsamkeit und auf sich selbst zurückzuziehen. Sie ist dazu bereit; nur will sie noch zuvor ihre Schätze vernichten: sie will sie verbrennen, des Glaubens, daß Sündenlohn nicht einmal zu Almosen für die Armen verwendet werden darf. Paphnutius billigt das und harrt ihrer, als sie zur Verwirklichung dieser Absicht schreitet. Obwohl ihre Liebhaber alles aufbieten, sie von ihrem Vorsatz abzubringen: sie verbrennt doch öffentlich ihre Schätze — vierhundert Pfund Gold und eine Fülle anderer Kostbarkeiten — und sagt sich von ihren Freunden los, um dann zu Paphnutius zurückzukehren, der schon fürchtet, daß der Entschluß ihr leid geworden sei. Der Einsiedler führt sie nun nach einem Nonnenkloster und läßt, da die Äbtissin zu ihrer Aufnahme sich bereit erklärt, für sie eine Zelle herrichten, die keinen Ausgang erhalten soll, sondern nur ein Fensterlein, durch welches der Eingeschlossenen ihr bescheidenes Mahl gereicht werde. Das Bedenken der Äbtissin, ob denn ein so verwöhntes Geschöpf eine so rauhe Behandlung auch werde ertragen können, schlägt der Alte mit dem Grundsatz nieder: ein schweres Vergehen fordere auch ein hart angreifendes Heilmittel. So schnell nun auch die Zelle hergerichtet wird, es geht dem ungeduldigen Paphnutius

noch zu langsam, weil er angesichts solcher Zurüstungen besorgt: Thais könne entweichen. Und in der That, als er sie auffordert, in die fertige Zelle hineinzugehen, da schaudert ihr davor; aber seinem gestrengen Befehl versagt sie doch die Folge nicht. Nur eine Einrede hat sie noch, welche auszusprechen sie sich anfangs schämt; endlich erklärt sie: nichts sei doch unleidlicher, als gezwungen zu sein, an einem und demselben Orte die verschiedenen leiblichen Bedürfnisse zu verrichten; denn unzweifelhaft werde nur zu bald der gräßliche Gestank den Aufenthalt unmöglich machen. Da aber weist Paphnutius sie zurecht: sie habe nicht um vergängliches Ungemach sich zu kümmern, sondern allein die Ewigkeit grauenvoller Höllenstrafen zu scheuen; im übrigen sei es nur angemessen, daß sie für den Wohlgeruch, der bisher in Schanden ihre Sinne umschmeichelt habe, in unerträglichem Gestanke büße. Thais giebt sich damit noch nicht zufrieden; sie macht auf das unschickliche aufmerksam, den Namen Gottes an verunreinigter Stätte anzurufen. Aber auch das hilft ihr nichts; Paphnutius fährt ihr mit der Frage über den Mund: wie sie sich unterstehen könne, den reinen Gottesnamen auf ihre unreinen Lippen nehmen zu wollen; sie habe nur mit Thränen, mit den Angstlauten eines zerknirschten Herzens Gott anzugehen. Jetzt endlich ergiebt sich Thais in ihr Schicksal; sie tritt in die Zelle ein, nachdem sie sich der Fürbitte des Paphnutius empfohlen. Der kehrt, die sorgsame Durchführung seines Heilverfahrens der Äbtissin ans Herz legend, zu seinen Schülern zurück, welche er durch seinen Bericht zum Lobe der Dreieinigkeit anregt. Nach drei Jahren fühlt sich Paphnutius gedrungen, Kunde einzuziehen, ob denn auch die Buße der Thais Erfolg gehabt habe. Er begiebt sich zu diesem Zwecke zu seinem Miteremiten Antonius und bittet ihn und seine Schüler, mit ihm so lange dem Gebete obzuliegen, bis sie von Gott erleuchtet und vergewissert werden, daß er sich der Sünderin erbarmt habe. Vgl. Matth. 18, 19.
Und die Verheißung, daß ein einmütiges Gebet alles von Gott

erlangen könne, erfüllt sich an ihnen. Ein Schüler des Antonius hat ein Gesicht: er erblickt im Himmel ein Bett mit weißen Decken herrlich zubereitet und von vier verklärten Jungfrauen bewacht; als er vermeint, es sei für seinen Lehrer Antonius bestimmt, belehrt ihn Gottes Stimme, daß es der Buhlerin Thais warte. Da macht sich Paphnutius, dankerfüllt gegen Gott, auf den Weg, um Thais zu besuchen. Vor ihrer Zelle angelangt, fragt er die Eingesperrte, wie sie die drei Jahre verbracht habe. Sie erwidert: damit, daß sie die Fülle ihrer Sünden in ihrem Gewissen wie zu einem Bündel zusammengefaßt und sich stets vor Augen gehalten habe; der Gestank, welchen sie immer habe ausstehen müssen, habe ihr dabei niemals die Höllenqualen aus dem Sinn kommen lassen. Als ihr daraufhin Paphnutius die Vergebung der Sünden ankündigt und sie aus der Zelle herausführen will, weigert sie sich herauszukommen, und so begnügt sich Paphnutius, ihr zu weissagen, daß sie in fünfzehn Tagen das zeitliche segnen werde, und sie zu trösten, weil sie noch immer nicht an den Erfolg ihrer Bußübungen glauben will und nur des Wunsches sich getraut, an einem milderen Feuer zu braten. Er steht ihr bei, als nach der geweissagten Frist der Tod wirklich die Büßerin antritt und widmet ihr ein Gebet, in welchem er seiner Überzeugung Ausdruck leiht, daß am jüngsten Tage Thais als reines Mädchen auferstehen, als ein weißes Schaf zur ewigen Seligkeit eingehen werde.

Diejenigen Mängel, welche ein geläuterter Kunstsinn an diesem Stücke rügen muß, vor allem die durch aufdringliche Gelehrsamkeit unerträgliche Verschleppung der Exposition, die ungenügende Begründung der Annäherung des Einsiedlers an die wildfremde Buhlerin und die umständliche Vorführung und darum abstoßende Wirkung der Bußübungen — diese Mängel sind nun in der andren Bearbeitung des Themas glücklich vermieden. Die nur in ganz bescheidenem Maße ausgekramte Ge-

lehrsamkeit hemmt nicht den Aufbau des Stückes; die Heldin, welche hier die Nichte und Pflegetochter des bekehrungseifrigen Einsiedlers ist, entwickelt sich unter den Augen des Lesers: in den strengsten Grundsätzen erzogen, glaubt sie sich, als sie der Verführung zum Opfer fällt, auch gleich rettungslos verloren und stürzt sich in begreiflicher Verzweiflung in ein tolles Lasterleben; auch sie wird schließlich durch Bußübungen gerettet, aber diese sind nicht so entsetzlich wie im „Paphnutius“ vergegenwärtigt, ihr Erfolg ist nicht geschildert, sondern erst der Zukunft anheim gestellt. Da außerdem die Handlung folgerichtig fortschreitet, so ist der „Abraham“ das auch für den heutigen Geschmack annehmbarste, das beste Drama Hrotsvithas; es mag darum im Wortlaut hier eine Stelle finden [1]):

Personen:

Abraham, } Einsiedler.
Ephraim, }
Maria, Abrahams Nichte.
Ein Freund Abrahams.
Der Wirt eines öffentlichen Hauses.

Vorspiel [2]).

I. Auftritt.

(Die beiden Einsiedler vor Ephraims Hütte.)

Abraham.

Ist Dir's genehm, mein Bruder Ephraim,
Du Nachbar mein in menschenleerer Oede,

---

[1]) „Adam Werner von Themar, Erzieher der Söhne des Pfalzgrafen Ruprecht und Lehrer am Gymnasium zu Heidelberg, ein Freund Celtes' und Tritheims, hat zuerst 1503 das beweglichste unter den Dramen, den „Abraham“, ins Deutsche übertragen und es seinem Pfalzgrafen gewidmet“ [Köpke].

[2]) Die scenische Einrichtung findet sich nicht in der Handschrift, sondern ist erst von mir durchgeführt worden.

Mit mir der Zwiesprach' gleich zu pflegen, oder
Gebeutst Du mir zu harren, bist Du erst
Die Lobgesänge unserm Gott verrichtet?

Ephraim

Wenn unser eins sich unterredet, soll
Es nur dem Lobe dessen gelten, der
Vgl. Matth. 18, 20. Verhieß: „Wo Menschen nur in meinem Namen
Versammelt sind, da bin ich unter ihnen."

Abraham.

Ich will mit Dir auch nur verhandeln, was
Dem Willen Gottes zweifellos entspricht.

Ephraim.

Dann laß ich Dich nicht einen Augenblick
Mehr warten; gerne steh' ich Dir zu Diensten.

Abraham.

Ich kann in einer Angelegenheit
Nicht zum Entschluß gelangen, weil ich möchte,
Daß meinen Wunsch Dein Wille sich aneigne.

Ephraim.

Wenn wirklich wir dem Schriftwort wollen folgen:
Apostelgesch. 4, 32. Ein Herz und eine Seele sein, dann freilich
Ist Einigkeit in Ja und Nein von nöten.

Abraham.

Ich bin der Oheim einer Nichte zart,
Die durch den Tod der Eltern schutzlos ist.
Das Mitleid mit der Dürftigkeit der Waise
Läßt meine Liebe heiß zu ihr entbrennen,
Der Sorg' und Qual mich nicht mehr ledig werden.

Ephraim.

Was hast denn Du, der sich der Weltlichkeit
Entschlug, zu schaffen noch mit Erden-Sorgen?

Abraham.

Ich habe ja das Eine nur im Auge,
Daß ihre Reinheit blendend schön auch nicht
Durch eines Fleckens Schaden sich besudle.

Ephraim.

Die Absicht freilich ist nicht tadelnswert.

Abraham.

Das hoffe ich.

Ephraim.

Wie alt ist denn das Mädchen?

Abraham.

Erst in drei Jahren würde sie ein voll
Jahrzehnt die Lebensluft geatmet haben.

Ephraim.

Da ist sie ja ein unreif Mägdlein noch!

Abraham.

Doch grade darum macht sie schwere Sorgen.

Ephraim.

Wo weilt denn jetzt das Kind?

Abraham.

In meiner Hütte.
Auf Bitten der Verwandtschaft hab' ich mich
Verpflichtet, meine Nichte zu erziehen,
Und gleich mein erst Geschäft es lassen sein,
Den Armen ihre Habe anzuweisen.

Ephraim.

Verachtung alles Irdischen bewährt
Allein der himmelwärts gewandte Sinn.

Abraham.

Ich glühe nämlich ganz vor Ungeduld,

Sie Christo zu verloben und der Schar
Der Himmelsbräute einzureihn.

Ephraim.

Das laß
Ich mir gefallen!

Abraham.

... Schon vermocht dazu
Durch ihren Namen ...

Ephraim.

Was hat der zu sagen?

Abraham.

... Maria.

Ephraim.

Das ist allerdings bedeutsam.
Dem hohen Klange dieses Namens steht
Nur eines an als Ziel: Jungfräulichkeit!

Abraham.

Sonach vertrau' ich, daß sie unserm Plan
Sich ohne Schwierigkeit ergiebt, sobald
Wir sie mit mildem Wort dazu ermahnen.

Ephraim.

Und nun zu ihr! Sie ahne lind den Frieden,
Der nur dem Ehelosen wird beschieden!

II. Auftritt.

(Die Vorigen und Maria vor Abrahams Hütte.)

Abraham.

Du Tochter meiner Wahl, Maria, Du
Mein Herzblatt folge meiner Mahnung — denn
Als Vater spreche ich —, den Lehren auch,

Die Dir wohlmeinend Bruder Ephraim
Zu teil läßt werden: eifere danach,
Daß Du dem Urbild der Jungfräulichkeit,
Mit welchem Du den gleichen Namen trägst,
Auch durch des Wandels Reinheit ähnlich werdest.

Ephraim.

Es wäre wahrlich ungereimt, mein Kind,
Da in Maria, Gottes Mutter, Du
Durch ein geheimnisvolles Namensband
Am Himmel unvergleichlich strahlst, als Stern,
Der nie erbleicht, nun durch Dein Thun und Lassen
So abzufallen, daß Dir nur behagt
Das ganz gemeine Treiben dieser Erde.

Maria.

Geheimnisvolles Namensband? — Das kenn'
Ich nicht; ich kann auch nicht verstehn, was Du
Mit Deiner langen Rede sagen willst.

Ephraim.

Maria das ist Stern des Meeres: von ihm
Hängt ab des Weltalls Lauf, der Menschheit Heil.

Maria.

Warum denn aber Meeresstern?

Ephraim.

Er hört
Zu leuchten niemals auf und weiset
Den Schiffern stets des rechten Weges Spur.

Maria.

Und durch mein Thun und Lassen wie kann wohl
Ich arme, kleine, staubgeborne Magd
Dahin gelangen, wo die Hohe strahlt,
Der ich im Namen mein geheimnisvoll
Verbunden bin?

Ephraim.

Wenn Du den Leib Dir rein
Und keusch erhältst, auch nicht durch ein Gelüst
Die Züchtigkeit des Geistes Dir entweihst.

Maria.

Das nenn' ich wirklich hohen Ruhm: ein Mensch
Und ähnlich sein dem Strahlenglanz der Sterne!

Ephraim.

Und hast Du Dir den Kranz der Jungfrauschaft
Bewahrt, dann wirst Du, einem Engel gleich,
Auch endlich eingereiht in ihren Chor;
Des Leibes schwerer Bürde ledig, wirst
Du dringen durch die Luft, den Äther dann
Durchschweben, auch den Tierkreis noch durcheilen
Und Deinen Flug erst hemmen, wann der Sohn
Der Jungfrau Dich in seine Arme schließt
In seiner Mutter lichtem Schlafgemach.

Maria.

Wer das verachten kann — ein Esel wär's!
Drum sei mir nichts die Gegenwart, ich will
Mich selbst verläugnen, daß auch mir erblüh'
Der Freudenlohn so süßer Seligkeit.

Ephraim.

Sieh, sieh! Da haben wir in Kindes Sinn
Des Greisen geist'ge Reife!

Abraham.

Gottes Gnad'
Hat das bewirkt.

Ephraim.

Das leidet keinen Zweifel.

Abraham.
Doch ob erleuchtet auch durch Gottes Gnade,
Das Kind ist noch zu jung, als daß ihm frommt
Ein freies Selbstbestimmungsrecht.

Ephraim.
Gewiß.

Abraham.
Und darum will ich hart an meiner Hütte
Ihr eine Zelle bauen, deren Thür
Das Kind nur einläßt. Durch das Fenster will
Ich sie im Psalter und in Gottes Wort
Auch anderweit belehren, kurz mich oft
Mit ihr beschäftigen.

Ephraim.
So ist es recht.

Maria.
Und so befehl' ich, Vater Ephraim,
Mich Deinem hilfereichen Bittgebet.

Ephraim.
Dein Himmelsbräutigam, zu dem die Lieb'
Trotz Kindlichkeit Dich schon in Bande schlug,
Behüte Dich vor allem Teufelstrug!

Erster Aufzug.

(Nach zwanzig Jahren.)

(Die beiden Einsiedler vor Ephraims Hütte.)

Abraham.
Mein lieber Bruder Ephraim, was mich
An Glück und Unglück auch befallen mag,

Du bist es, dem zuerst ich damit komme;
Allein um Deinen Rat ist mir's zu thun.
Drum sei nicht ungehalten über mich,
Wenn ich jetzt klage, sondern suche für
Das Leid, das ich jetzt ausstehn muß, nach Auskunft.

Ephraim.

Was drückt Dich, Abraham? — Wie siehst Du aus!
Du bist bis auf den Tod betrübt! Es war
Doch sonst Einsiedlerart mit nichten, sich
Zu kümmern wie ein Weltkind.

Abraham.

Namenlos
Ist auch der Jammer, welcher mich ereilte,
Untragbar auch der Schmerz, der mich jetzt beugt.

Ephraim.

So spanne mich nicht lang' noch auf die Folter!
Heraus doch mit dem Anlaß Deines Leids!

Abraham.

Maria, meine liebe, gute Tochter,
Die ich nun zwei Jahrzehnte liebevoll
Gehegt, mit Sorgfalt unterrichtet habe ...

Ephraim.

Was ist mit ihr?

Abraham.

... Weh mir, verloren ist sie ...

Ephraim.

Wie meinest Du?

Abraham.

... In Sünd' und Schanden; denn
Sie ist bei Nacht und Nebel ausgerückt.

Ephraim.

Mit welcher Tücke mag denn wohl die List
Der alten Schlange sie umgarnet haben?

Abraham.

Die sünd'ge Neigung war's zu einem Schwindler,
Der Mönch dem Äußern nach — ein Wolf im Schafskleid! —
So häufig zu ihr kam, bis er in Lieb'
Des jungen Herzens arglos dunklen Drang
Auf sich hinlenkte, so das Kind bethörte,
Daß es durch's Fenster stieg und an den Hals
Sich jenem Schurken warf.

Ephraim.

Entsetzlich ist's.

Abraham.

Doch als, aus ihrem Sinnenrausch erwacht,
Verführt sich sah die unglücksel'ge Maid,
Zerschlug sie sich die Brust, zerkratzte sich
Das Angesicht, zerraufte sich das Haar,
Zerriß das Kleid und ließ den Jammerruf
Hinaus ins weite schallen.

Ephraim.

Recht, ganz recht;
Denn ganze Zährenbäche braucht es wohl
Zur echten Trauer um so tiefen Fall.

Abraham.

Sie jammerte, was einstmals sie besaß,
Das sei unwiederbringlich nun dahin, . . .

Ephraim.

Die Ärmste!

Abraham.

. . . Klagte, daß ihr Fehl ein Hohn
Auf unsre Lehren sei, . . .

Ephraim.

Ja, allerdings.

Abraham.

... Und weinte, daß sie jetzt auch um den Lohn
So harter Mühen wie Nachtwachen, wie
Betübungen und Fasten sich gebracht.

Ephraim.

Nur standhaft in Zerknirschung dieser Art,
Und Rettung würde sie erlangen können.

Abraham.

Sie blieb nicht standhaft, sondern überbot
Die erste Sünde noch durch eine ärgre.

Ephraim.

Bis in die Seele greift mir die Verstörung,
An allen Gliedern bin ich wie gelähmt!

Abraham.

Nachdem sie nämlich sich einmal der Pein
Des Seelenschmerzes hingegeben, wuchs
Er so unsagbar an, daß kopflos sie
Sich in den Abgrund der Verzweiflung stürzte.

Ephraim.

Weh, weh! Wie schrecklich dieser Untergang!

Abraham.

Und weil sie eben an der Möglichkeit
Verzweifelte, Vergebung zu verdienen,
Was sollte sie noch hier? So kehrte sie
Entschlossen in die arge Welt zurück,
Um ihrer eitlen Lust fortan zu fröhnen.

Ephraim.

Hm, hm, ein unerhörter Sieg des Geists
Der Bosheit über den Einsiedlerstand!

Abraham.

Ja, wohl sind wir des Teufels Beute worden. —

Ephraim.

Es ist doch sonderbar, wie sie von Dir
Ganz unbemerkt nur hat entkommen können.

Abraham.

Der Schrecken eines Traumgesichts ließ mich
Derweil nicht ledig der Bestürzung werden.
Wär' nur mein Geist nicht allzu stumpf gewesen,
Ich hätte darin angezeigt gehabt
Marias Fall.

Ephraim.

Da bin ich doch gespannt.

Abraham.

Mir war's, als stünd' ich vor der Hüttenthür;
Da stürmte mit Gedankenschnell' ein Drache,
Ein Ungetüm und Scheusal sonder gleichen,
Auf mich herzu, erwischte und verschlang
Ein weißes Täubchen, welches bei mir saß,
Und war verschwunden.

Ephraim.

Welch ein klar Gesicht!

Abraham.

Ich aber sann, nachdem ich wach geworden,
Der Deutung des erschauten nach und sorgte,
Daß unsrer Kirche wohl Heimsuchung drohe,
Dem Irrtum mancher Gläubige verfalle.

Ephraim.

Das konnte man besorgen, in der That.

Abraham.

So warf ich mich denn im Gebete nieder

Und lag den Kenner aller Zukunft an,
Daß er des Traumes Deutung mir enthülle.

Ephraim.

Das hast Du recht gemacht!

Abraham.

Und endlich in
Der dritten Nacht, als ich die müden Glieder
Dem Schlummer überlassen hatte, sah
Ich jenen Drachen abermals, sich nun
Zu meinen Füßen wälzen und zerbersten
Und jenes Täubchen unversehrt aus ihm
Empor sich schwingen.

Ephraim.

Freude weckt Dein Wort;
Denn jetzt ist zweifellos, daß noch einmal
Dein liebes Kind zu Dir zurücke kehrt.

Abraham.

Als ich erwacht mit dieses Traumes Trost
Des ersten Traums Entsetzen sänft'gen konnte,
Da stellte sich des Geistes Gleichgewicht
Und damit die Erinnrung wieder ein
An meine Pflegetochter; namentlich
Eins fiel mir bei mit einigem Verdruß:
Ich hatte sie ja seit zwei Tagen nicht
Wie sonst lobsingen ihrem Gott gehört.

Ephraim.

Das war doch etwas spät!

Abraham.

Ich geb' es zu.
Ich ging nun hin und klopfte an ihr Fenster,
„Maria" einmal übers andre rufend.

Ephraim.

Es war nur, ach, umsonst.

Abraham.

Das habe ich
In jenem Augenblick noch nicht gemerkt.
Ich habe sie gefragt, weshalb sie laß
Im Gottesdienste sei; jedoch anstatt
Der Antwort blieb es mäuschenstille drinnen.

Ephraim.

Und dann?

Abraham.

Als ich's handgreiflich sicher hatte,
Daß fort war, die ich suchte, wollte sich
Umkehren mir das Herz vor Furcht, vor Schreck
Erbebte ich an allen meinen Gliedern.

Ephraim.

Das ist kein Wunder, wenn ich selber jetzt
Noch unter ähnlichen Empfindungen
Schon bei dem bloßen Hören leiden muß.

Abraham.

Dann hab' ich laut hinaus in reine Luft
Geweint, gefragt, wo denn der Wolf sei, der
Mein Lämmchen mir geraubt, wo jener Räuber,
Der mir mein Töchterchen entführt.

Ephraim.

Du hast
Ein gutes Recht, um ihren Fall zu klagen,
Als Pflegevater.

Abraham.

Endlich kamen Leute,
Die um den Hergang wußten, so ihn mir

Berichteten, wie ich ihn angeführt:
Maria hat sich eitler Lust ergeben.

Ephraim.

Wo steckt sie denn?

Abraham.

Vorläufig weiß man's nicht.

Ephraim.

Und was soll nun geschehn?

Abraham.

Ein treuer Freund
Will unermüdlich Stadt und Land durchwandern,
Bis er erfährt, wo sie geblieben ist.

Ephraim.

Und hat er sie erforscht, was dann?

Abraham.

Ich will
Mich dann verkleiden, als Verehrer ihr
Mich nahn: vielleicht bewegt mein Zuspruch sie,
Nach schwerem Schiffbruch wieder aufzusuchen
Den Hafen ihres frühren Lebensfriedens.

Ephraim.

Und wenn man Dir nun Fleisch und Wein vorsetzte?

Abraham.

Um nicht erkannt zu werden, würd' ich's nehmen.

Ephraim.

So heiß ich's recht, so löblich unterschieden:
Du darfst sehr wohl einmal die Zügel lockern
Der doch recht strengen Zucht, dafern es gilt
Zurückzuschaffen ein verirrtes Lamm
Zu Christo.

Abraham.

Jetzt erst reizt das Wagnis mich,
Nachdem ich Dich im Einverständnis weiß.

Ephraim.

Er, welcher die geheimsten Regungen
Des Herzens klar vor Augen hat und so
Bei jeder That der Absicht inne wird,
Er wird sogar im peinlichsten Gericht
Unmöglich auf Gelöbnisbruch erkennen,
Wenn jemand kurze Zeit der Buchstab-Streng'
Der Regelvorschrift sich entzieht und nur
Zu dem Zweck sich der Schwachheit beigesellt,
Vom Irrweg eine Seele unfehlbar
Auf rechten Pfad zu bringen.

Abraham.

Unterdeß
Vermagst Du weiter nichts für mich zu thun,
Als mit Gebeten mich zu unterstützen,
Aufdaß nicht Teufelstrug zu Fall mich bringt.

Ephraim.

So gebe denn des guten Urquell selbst,
Von welchem her jedwedes Gute rührt,
Daß auch Dein Plan zum guten Ende führt.

Zweiter Aufzug.

(Nach zwei Jahren.)

(Abraham und sein Freund vor Abrahams Hütte.)

Abraham.

Ist das da nicht mein Freund, den ich entsandt,
Maria auszuspüren — vor zwei Jahren — ?
Ja, ja.

Freund.

Gott grüße Dich, hochwürd'ger Vater!

Abraham.

Gott segne Dich, gefäll'ger Freund! Gar lang'
Hast Du mich warten lassen; jetzt war mir
Die Hoffnung Deiner Ankunft schon entschwunden.

Freund.

Verzogen hab' ich nur, weil ich es nicht
Für statthaft hielt, mit ungewissen Spuren
Dich aufzuregen. Aber nicht sobald
War Sicherheit mir worden, bin ich auch
In schneller Fahrt zu Dir zurückgekehrt.

Abraham.

Du hast Maria selbst gesehn?

Freund.

Ja.

Abraham.

Wo?

Freund.

An einer Stätte schändlicher Benennung.

Abraham.

So nenne sie doch, ich beschwöre Dich.

Freund.

Sie wohnt im Hause eines Hurenwirts;
Der hält sie warm und steht sich gut dabei;
Sie bringt ihm ja ein schönes Stückchen Geld
Durch ihre Buhlen täglich ein.

Abraham.

Maria?

Durch ihre Buhlen?

Freund.

Ja, so ist's.

Abraham.

Und wer,
Wer buhlt mit ihr?

Freund.

O, das ist mehr als einer!

Abraham.

Du lieber Gott! Welch unerhörter Greuel!
Sie, die ich Dir zur Himmelsbraut erzog,
Sie trachtet nach der Liebe anderer!

Freund.

Von jeher war es so bei Huren Brauch:
Nur Freude immer, aber Treue nimmer.

Abraham.

Ein Roß, jedoch kein wildes, schaffe mir
Und außerdem den Anzug eines Kriegers!
Fort mit dem geistlichen Gewand! Ich will
Zu ihr jetzt in der Maske eines Buhlen.

Freund.

Hier hast Du alles.

Abraham.

Nun zuletzt auch ja
Noch eine Kappe; denn ich muß doch wohl
Mir die Tonsur verhüllen.

Freund.

Sicherlich
Ist das zuvörderst nötig, wenn Du nicht
Erkannt sein willst.

Abraham.

Was meinst Du, stecke ich

Das eine Goldstück, meinen ganzen Schatz,
Um jenem Wirt damit zu lohnen, ein?

Freund.

Auf andre Art wird Dir es nicht gelingen,
Ein Wort bei Deiner Tochter anzubringen.

Dritter Aufzug.

I. Auftritt.

(Abraham und der Wirt vor und in einem öffentlichen Hause.)

Abraham.

Heda, mein lieber Wirt!

Wirt.

Wer ruft denn da?
Ein Gast! Ich steh' zu Diensten.

Abraham.

Kann wohl hier
Ein Reisender ein Nachtquartier erhalten?

Wirt.

Gewiß, bei uns ist jeder Gast willkommen.

Abraham.

Vortrefflich.

Wirt.

Tritt doch ein. Ein Mahl soll Dir
Gleich angerichtet sein.

Abraham.

Zu schönem Dank
Verpflichtet mich Dein freundlicher Empfang;
Doch möchte ich von Dir noch etwas mehr.

Wirt.

Was das auch sein mag, fordre nur, es ist
Bereits gewährt!

Abraham.

Hier, eine Kleinigkeit!
Gestatte nun, daß jenes schöne Kind,
Das Du im Hause hast, wie ich erfuhr,
An meinem Mahle Anteil nimmt.

Wirt.

Was willst
Denn Du von ihr?

Abraham.

Unbändig freu' ich mich,
Von Angesicht die Maid einmal zu schauen,
Von deren Schöne überall man voll
Des Lobes ist.

Wirt.

Und ihrer Schönheit Lob
Ist keine Übertreibung: in der That,
Ihr Antlitz strahlt so hohen Liebreiz wieder,
Daß sie die Frauensleute allzumal
In Schatten stellt!

Abraham.

Das ist ja auch der Grund,
Weshalb ich mich nach ihrer Liebe sehne.

Wirt.

Dir, morschem alten Knaben sollte noch
Die Lieb' zu einem jungen Ding den Kopf
Verdrehen?! Sonderbar!

Abraham.

Verlaß Dich drauf.
Die Sehnsucht, die mich mächtig zu ihr drängt,
Hat meine Schritte einzig hergelenkt.

(Er setzt sich zum Mahle nieder, welches inzwischen aufgetragen ist.)

II. Auftritt.

(Die Vorigen und Maria.)

Wirt.

Maria schnell, Maria komm hierher!
Ein neuer Gast ist da: ihm zeige Dich
In Deiner Schönheit.

Maria (hinter der Scene).

Gleich erscheine ich.

Abraham (für sich).

O welch ein Selbstvertrauen thut mir not
Und welche Festigkeit im Augenblick,
Da sie, die ich in öder Einsamkeit
Versteckt erzog, in frechem Hurenschmuck
Mir wieder vor die Augen kommt! Doch jetzt
Durch eine Miene meinen Herzensgram
Schon zu verraten, wäre ungeschickt.
Die Thräne, die herfür sich drängen will,
Wird mannhaft unterdrückt; ich muß mich froh
Und heiter stellen, darf um keinen Preis
Mein bittres Weh zu Tage treten lassen.

(Maria erscheint.)

Wirt.

Maria, was Du für ein Glückskind bist!
Ja, lachen kannst Du! Nicht das junge Volk
Allein, was doch bisher ausschließlich kam,
Jetzt kommen selbst schon altersschwache Greise,
In Scharen lockt Dein Liebreiz sie herbei.

Maria.

Ob alt, ob jung mein Buhle sei, mir gilt
Es gleich: zu kurz soll keiner bei mir kommen.

Abraham.

Maria, komm und gieb mir einen Kuß!

Maria.

Bei süßen Küssen soll es gar nicht bleiben,
Umfangen will ich Dich und, Alterchen,
Dir streicheln Deinen Hals nach Herzenslust.

(Sie setzt sich zu ihm.)

Abraham.

Das ist mein Fall. —

Maria.

Doch was ist das? Welch neu
Beängstigend Gefühl schleicht sich in mich
Mit diesen Speisen ein? Der Wohlgeruch,
Er zaubert mir die Köstlichkeit der Zeit
Vor meine Seele, da ich — keusch noch war.

Abraham (bei Seite).

Jetzt heißt es alle Kraft zusammennehmen,
Jetzt heucheln, scherzen wie ein Lotterbube;
Denn wenn sie mich an meinem Ernst erkennt,
So läßt die Scham sie spurlos mir verschwinden.

Maria.

Weh mir gefallenem Geschöpf! Wie hoch
Hab' einstmals ich gestanden und wie tief
Bin ich in des Verderbens Schlund gestürzt!

Abraham.

Wo ein Gelage stets das andre jagt,
Da ist kein Platz für einen Trauerkloß.

Wirt.

Maria, Herrin, warum ächzest Du?
Und warum nur zerschmilzest Du in Thränen?
Du bist doch nun zwei Jahre hier im Haus,
Und noch ist niemals Dir ein Seufzerlaut
Entfahren, nie ein unwirsch Wort entfallen.

Maria.

O hätte mich doch vor drei Jahren schon
Der Tod dahingerafft: ich wäre dann
Im Lasterpfuhl nicht, so wie jetzt, versunken!

Abraham.

Ich bin doch nicht, ein Klagelied mit Dir
Hier anzustimmen auf die Sünden Dein
Herbeigekommen; nein, auf ein Duett
Ganz andrer Art mit Dir steht mir mein Sinn.

Maria.

Es ist auch nur ein leichter Jammeranfall,
Der tolles Zeug mich faseln ließ. Du hast
Ganz Recht: hier ist ein Sünden-Klagelied
Durchaus nicht angebracht. Und darum laß
Uns weiter schmausen, laß uns lustig sein! —

Abraham.

Hinlänglich fühlen wir uns nun gestärkt,
Ausreichend angesäuselt, lieber Wirt,
Durch Deine reich besetzte Tafel; jetzt
Verschaffe uns Gelegenheit, das Mahl
Und seine Freuden würdig zu beschließen:
Ein Bett! Damit wir uns behaglich strecken
Und an Genuß und Ruhe uns erquicken.

Wirt.

Wie Du befiehlst.

Maria.

So komm denn, lieber Herr,
Und eile Dich; mich drängt's Dir auch im Bett
Das Widerspiel zu halten.

Abraham (für sich).

Vortrefflich geht's.

Jetzt soll es keine Macht mehr fertig bringen,
Von Dir mich fort zur Thür hinaus zu zwingen.

III. Auftritt.

(Abraham und Maria.)

Maria.

Sieh hier ein Lager, wie gemacht für uns!
Ein Bettchen, das mit seiner Decken Pracht
Kaum seines gleichen hat! Hier setz Dich her,
Ich will des Schuhwerks Dich entledigen,
Du sollst Dich selber nicht darum bemühn.

Abraham.

Zuvörderst leg den Riegel vor die Thür,
Sonst dringt vielleicht noch jemand bei uns ein.

Maria.

Hab keine Sorge! (Sie riegelt zu.) So jetzt kann kein Mensch
Uns stören.

Abraham (für sich).

Endlich ist es an der Zeit,
Vom Haupt die Hülle abzunehmen, ihr
Zu zeigen, wer ich bin. (laut) Maria, o
Du Tochter meiner Wahl, Du Herzblatt mein,
Erkennst Du nicht in mir den Greis, der Dich,
Wie nur ein Vater immer kann, erzogen,
Verlobt hat mit dem eingebornen Sohn
Des Himmels-Königs?

Maria.

Wehe mir, das ist
Die Stimme meines Lehrers Abraham,
Die Stimme meines Vaters!

Abraham.

Töchterchen,
Was ist aus Dir geworden?

Maria.

Elendskind

Ich, eine Dirne!

Abraham.

Wer hat Dich bethört

Und Dich verführt?

Maria.

Der, welcher auch zu Fall

Das erste Menschenpaar gebracht!

Abraham.

Und wo

Ist jener engelreine Lebenspfad,

Den Du auf Erden schon gewandelt bist?

Maria.

Verloren hab' ich ihn, verloren!

Abraham.

Wo

Der Jungfrau holde Scham, ihr Diadem:

Die Züchtigkeit?

Maria.

Zerstört!

Abraham.

Auf welchen Lohn

Wirst Du dereinst, wenn Du nicht in Dich gehst,

Gefaßt Dich halten müssen, Du Verlorne,

Die Du aus Himmels-Höh' gesunken bist

In Höllen-Tiefe!

Maria.

Grauen packt mich an!

Abraham.

Und mußtest Du mich denn mißachten, mir

Entfliehen? Konntest Du, daß es geschehn,
Daß Du gefallen warst, mir nicht gestehn?
Wir hätten dann, Freund Ephraim und ich,
Bußübungen für Dich auf uns genommen.

Maria.

Nachdem einmal den Fehltritt ich begangen,
In Sünd' und Schand' mich selbst verloren hatte,
Da hab' ich's nicht mehr über mich gewonnen,
Gebrandmarkt wie ich war, Dir, heil'gem Mann,
Zu nahn.

Abraham.

Wann ist hienieden nur ein Mensch,
Allein den Sohn der Jungfrau ausgenommen,
Von Sünden jemals frei gewesen?

Maria.

Niemals.

Abraham.

Zu sündigen ist Menschenlos; jedoch
Des Teufels ist, wer fortfährt in der Sünde.
Deshalb wird auch mit Recht nicht der gefaßt,
Der in der Übereilung strauchelt, nein,
Nur wer so lässig ist, nicht alsogleich
Sich aufzuraffen.

Maria.

Weh, das ist mein Tod!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Abraham.

In Ohnmacht fallen, regungslos daliegen,
Was hat denn das für einen Sinn! Auf, auf,
Vernimm, was ich Dir sage.

Maria.

Angst, die Angst
Hat mich gebrochen, mich geknickt die Wucht
Der väterlichen Rüge.

Abraham.

Zärtlichkeit
Zu Dir bestimmt den Grundzug meines Handelns:
Erkenne das, um ohne Furcht zu sein.

Maria.

Vermöchte ich doch Deinem Wort zu trauen!

Abraham.

Hab' ich denn nicht — und alles Dir zu Lieb —
Vom Hüttchen mein in trauter Einsamkeit
Mich losgerissen, Schritt für Schritt beinah
Das grade Gegenteil von dem gethan,
Was über meinen Lebenswandel mir
Die Regel anbefiehlt? Ich hab' sogar —
Dahin ist es mit mir gelangt! — obgleich
Schon lange abgestorben für die Welt,
Gezecht mit Lotterbuben um die Wette
Und, ob seit Jahren schon am liebsten still,
Zu höchst gewagten Scherzen mich verstanden,
Versteht sich, nur um nicht erkannt zu werden.
Ist da wohl noch ein Grund, verstörten Blicks
Die Erde anzustarren, statt zu reden
Verstocktes Schweigen nur für mich zu haben?

Maria.

Das brennende Bewußtsein meiner Schuld
Verstört mich und nur darum wag' ich nicht
Die Augen aufzuschlagen und zu Dir
Gesprächig mich zu zeigen.

Abraham.

Töchterchen,
Nur nicht verzagen, nicht verzweifeln! Auf,
Entflieh der grenzenlosen Kleinmut-Öde
Und halte Dich vertrauensvoll zu Gott!

Maria.

Zu groß ist meiner Sünden Schuld, die mich
In der Verzweiflung Abgrund hat geschleudert!

Abraham.

Wohl sind sie schwer, die Sünden Dein, gewiß;
Doch kann kein Wesen Gottes Huld erschöpfen.
Drum fort mit den trübseligen Gedanken!
Vergeude ja nicht durch Verdrossenheit
Die kurze Spanne Zeit, die Dir vergönnt
Zur Buße bleibt, daß sich an Dir erfülle:
Wo schrankenlos der Abscheu vor der Sünde, Vgl. Röm. 5, 20.
Wird Gottes Gnade unermeßlich sein!

Maria.

Ja, wäre auch ein Hoffnungsschimmer nur,
Daß ich noch Gott erweichen kann, vorhanden,
Bußfert'ger Eifer käm' mir nie abhanden!

Abraham.

So hab doch Mitleid mit der Mühsal mein,
Die ich um Deinetwillen ausgestanden,
Und gieb die mördrische Verzweiflung auf,
Womit Du doch am denkbar schwersten fehlst:
Todsünde ist ausschließlich die Verzweiflung,
Die Gott nicht mehr den Willen zuerkennt,
Sich aller Sünder zu erbarmen; denn
Das glaube mir: die Herbheit unsrer Sünde
Vermag so wenig gegen Gottes Huld
Und ihre Süße aufzukommen, als

Der Funke etwa aus dem Feuerstein
Den Ocean in Flammen setzen kann.

Maria.

Ich leugne ja auch nicht den Überschwang
Des göttlichen Erbarmens; doch gewahr'
Ich meiner Schuld und Sünde Übermaß,
Dann fürchte ich, daß mir die Kraft versagt,
Durch Buße mir Vergebung zu erringen.

Abraham.

Laß Deine Angst vor Unzulänglichkeit
Nur meine Sorge sein, wofern Du jetzt
Zurückkehrst an den einst verlaßnen Ort
Und neu die alte Lebensart beginnst.

Maria.

Nicht im geringsten will ich Deinem Wunsch
Mehr widerstreben: gegen Dein Geheiß
Soll mir Gehorsam Herzenssache sein.

Abraham.

Jetzt bist Du wieder ganz mein gutes Kind,
Das ich erzogen; wieder darf ich sagen:
Mein Liebstes bist Du auf der ganzen Welt! —

Maria.

Ein hübsch Vermögen: Gold und Kleider-Pracht
Hab' ich geschafft: Was soll nun damit werden?
Verfüge doch noch ehestens darüber!

Abraham.

Was Du als Sündenlohn erworben hast,
Das gieb auch mit dem Sündenleben auf!

Maria.

Ich dachte mir, der Armut könnte es
Zu gute kommen, auch als Weihgeschenk
Für Kirche und Altar Verwendung finden.

Abraham.
Was nicht mit reiner Hand erworben ist,
Das gilt auch nicht bei Gott als annehmbar.

Maria.
Dann will ich mich nicht weiter darum grämen. —

Abraham.
Der Morgen graut, die Sonne steigt herauf,
Nun fort von hier!

Maria.
Es ist wohl angebracht,
Liebwerter Vater, daß als guter Hirt
Du vor dem wieder aufgefundnen Lamm
Hergehst; ich folge dann in gleichem Tritt
Dir auf den Fersen.

Abraham.
Nein, nicht also sei's.
Ich geh' allein zu Fuß, Du kommst auf's Pferd,
Damit nur nicht der Pfad, so hart und scharf,
Die Zartheit Deiner Füßchen Dir verletze.

Maria.
Du bist ein Engel! Wie soll ich Dir danken,
Daß Du in Deinem Mitleid so weit gehst,
Statt, wie ich es verdient, des Schreckens Zwang
Empfinden mich zu lassen, liebevoll
Durch Freundlichkeit zur Buße mich zu locken?

Abraham.
Nichts anderes verlange ich dafür,
Als daß Du Deine ganze Lebenszeit
Nur Gott vor Augen und im Herzen habest
Und nie mehr handelst wider sein Gebot.

Maria.

Mein ganzes Herz, es öffne sich ihm weit,
Nur ihm will ich mit aller Kraft nachleben;
Und wenn sich auch vielleicht der Leib als schwach
Erweist, der Geist wird immer willig sein.

Abraham.

So ist es recht: so eifrig wie Du einst
Den Freuden dieser Welt gefröhnet hast,
So magst Du nun dem Willen Gottes dienen.

Maria.

Daß sich sein Wille rein in mir vollzieht,
O möchte es doch Dein Verdienst bewirken!

Abraham.

Nun aber schnell nach Haus!

Maria.

Ja, fort in Hast;
Denn jeder Aufschub wird mir hier zur Last.

Vierter Aufzug.

I. Auftritt.

(Die Vorigen vor Abrahams Hütte.)

Abraham.

Wie schnell doch unsre Reise vorwärts bringt,
Wenngleich der Pfad so arg zerklüftet ist.

Maria.

Was man mit Gott beginnt, geht leicht von statten.

Abraham.

Da ist ja schon die öde Hütte Dein!

Maria.

Weh mir! Sie ist die Zeugin meines Falls,
Mir graut hineinzugehen.

Abraham.

Dein Gefühl
Berät Dich wohl: gemieden werden muß
Der Ort, der an den Sieg des Teufels mahnt.

Maria.

Und wo soll ich denn meiner Buße leben?

Abraham.

Bezieh bei mir das innere Gemach,
Damit die alte Schlange nicht aufs neu
Gelegenheit, Dich zu berücken, finde.

Maria.

Ich füge mich Dir ohne Widerspruch;
Ich thue gern, was Du mir anbefiehlst. ---

Abraham.

Nun muß ich doch noch den vertrauten Mann,
Freund Ephraim, besuchen: wie nur er
Vereint mit mir, als Du verloren warst,
Getrauert hat, so soll sein Freudenteil
Ihm zugemessen sein, da wieder Du
Gefunden bist.

Maria.

Das kommt der Freundschaft zu.

II. Auftritt.

(Die beiden Einsiedler vor Ephraims Hütte.)

Ephraim.

Ist es erfreuliches, was Du mir bringst?

Abraham.

Ja, etwas Herzerhebendes!

Ephraim.

Gottlob!
Ich weiß es schon: Maria ist gefunden.

Abraham.

Gefunden, ja, und glücklich heimgebracht
In Gottes Hürde.

Ephraim.

Solches hat doch wohl
Der Herr in eigner Gnade uns beschert.

Abraham.

Unzweifelhaft.

Ephraim.

Erfahren möchte ich,
Wie ihren Lebenswandel sie zur Zeit
Sich eingerichtet hat.

Abraham.

Nach meinem Wunsch.

Ephraim.

Das dient entschieden nur zu ihrem Besten.

Abraham.

Was immer ich ihr aufgegeben habe,
Und sei es noch so mühsam, noch so drückend,
Sie hat mir den Gehorsam nie versagt.

Ephraim.

Wie lobenswert!

Abraham.

In härenem Gewande,
Durch ihrer Buße Übungen entkräftet —
Denn Wachen, Fasten hört bei ihr nicht auf —,
So hält sie treulich auf die strengste Satzung
Und zwingt den zarten Leib, des Geistes Joch
Zu tragen.

Ephraim.

Also heischt's die Billigkeit:
Der argen Wollust Niederträchtigkeit
Muß ausgebeizt durch scharfe Buße werden.

Abraham.

Wer ihre Klagen schallen hört, wird tief
Ins Herz getroffen: ihrer Reu' vermag
Man inne nicht zu werden, ohne selbst
Erschüttert mit dem Kind zu sein.

Ephraim.

So geht's.

Abraham.

Sie müht sich ab mit aller ihrer Kraft,
Daß zur Erhebung sie ein Vorbild wird
Für alle, welchen sie den Anlaß gab
Zum Fall.

Ephraim.

So ist es in der Ordnung auch.

Abraham.

Sie strebt danach, je mehr besudelt einst
Sie dagestanden hat, nun desto mehr
Das Ideal der Reinheit zu erreichen.

Ephraim.

Welch frohe Botschaft! Welch ein guter Grund
Zu wahrer Herzensfreude!

Abraham.

Sicherlich;
Denn auch die Engelscharen loben Gott
Erfreut, sobald ein Sünder sich bekehrt.

Ephraim.

Was Wunder, da weit größre Freude herrscht,
Wenn ein Gottloser Buße thut, als wenn,
Sich ein Gerechter immer standhaft zeigt! Vgl. Luc. 15, 7.

Abraham.

Und folglich darf man in Maria Gott
Mit um so besserer Befugnis loben,

Als alle Hoffnung schon geschwunden schien,
Sie könnte je noch einmal in sich gehen.

Ephraim.

Zu unsrem Heile laß uns ihn nur loben,
Mit unsrem Lobe ihn allein erheben,
Den eingebornen lieben Gottessohn,
Der, Ehrfurcht heischend, doch auch reich an Huld,
Vgl. Luc. 9, 56. Mit seinem Blute alle hat erlöst
Und keinen will verloren gehen lassen.

Abraham.

Ja wohl, in Jubellauten töne Preis
Und Ruhm und Ehre seinem hehren Namen
Von Ewigkeit für alle Zeiten. Amen.

C. Gelehrsamkeit und Kunst, Glaube und Sittlichkeit.

Ein Überblick über die Legenden und Dramen lehrt die nicht geringe Belesenheit Hrotsvithas kennen: ihr Wissen ist nicht auf die biblischen Bücher beschränkt, es umfaßt auch apokryphe Schriften und Heiligengeschichten in großer Zahl, da sie schwerlich alle, welche ihr zuhanden kamen, bearbeitet, sondern dazu doch wohl nur die ihr besonders zusagenden auserlesen hat. Ihre Berufsbildung, welche nach Ausweis sprachlicher Übereinstimmungen auch noch auf Schriften der Kirchenväter sich erstreckte, hat eine gediegene allgemeine Bildung zur Unterlage: Vergil, Sedulius und Prudentius und weiterhin Terenz dürften daran vor anderen beteiligt sein, in zweiter Reihe Horaz, Ovid, Lucan, Venantius Fortunatus und Boetius, wenngleich die Anklänge, welche sich an die Werke der zuletzt genannten Dichter finden, nicht notwendig aus einer Bekanntschaft mit ihnen hergeleitet werden müssen, sondern durch Lehrbücher ihr übermittelt sein können. Von fachwissenschaftlichen Unterrichtsbüchern mögen die des Martianus Capella, Boetius und Cassiodor Benutzung ge-

funden haben, wofern gleichlautende Definitionen in den Auseinandersetzungen über den Makrokosmos und Mikrokosmos, über die Musik und die Zahlenlehre im „Paphnutius“ und in der „Sapientia“ einen solchen Schluß gestatten. Obschon Hrotsvitha durchaus nicht abgeneigt ist, gelegentlich ihre aus dem römischen Altertum überkommene Weisheit leuchten zu lassen, so ist sie doch nicht von der Welt altrömischer Begriffe in dem Grade eingenommen wie etwa Widukind — wenn in der fränkischen Vorzeit Gangolf ein Mann proconsularischen Ranges genannt wird, so ist das eine Seltenheit —: ihre Sprache ist nicht sowohl römisch als kirchlich, so wenig zahlreich auch die Bibelstellen sind; sie hat dabei der alten Regelstrenge sich entäußert und zeigt in mannigfacher Freiheit die abschleifende Kraft des täglichen Gebrauchs.

Ihre Verse sind weit besser, als man erwarten möchte nach ihrer Klage über die Unvollkommenheit des weiblichen Geschlechts, mit welcher sie, nur unterstützt durch Gottes barmherzige Gnade, einen steten Kampf bestanden haben will [1]. In der Regel verwendet sie für die Legenden den sogenannten Leoninischen Hexameter, in welchem die Cäsursilbe des dritten oder vierten dactylischen Fußes mit der Endsilbe des ganzen Verses reimt — im Pentameter sind es die Schlußsilben der beiden natürlichen Vershälften —; aber neben dem Reim ist auch zuweilen noch die Allitteration benutzt worden, um den römischen Vers deutscher Dichtweise näher zu bringen. Für den dramatischen Vortrag hat sie sich gänzlich von der lateinischen Musterform losgesagt; in den Dramen hat sie, beeinflußt durch die Art kirchlicher Chorgesänge, für längere Reden die Reimprosa gewählt — nicht selten rythmisch verlaufende Zeilen, welche, in ihrem Bau keinem festen Gesetz unterworfen, durch den Reim zu zweien oder dreien zu-

[1]) Über die Verskunst Hrotsvithas hat Gustav Freytag in seiner Habilitationsschrift »De Hrotsvitha poetria« p. 10—14 ausführlich gehandelt, nach ihm Bartsch in der „Germania“ III, 377—381.

sammengefaßt sind —, kurzen Äußerungen lebhafter Zwiegespräche aber weder Rythmus noch Reim aufgezwängt.

Wie in der Formbehandlung ist sie auch in der Stoffbehandlung bei ihrem Übergang von erzählender zu dramatischer Dichtung zu größerer Freiheit fortgeschritten.

Während sie in den Legenden die Heiligengeschichten im großen und ganzen so, wie sie in den ihr vorliegenden Berichten standen, in schlichter, keineswegs überladener Darstellung [1]) zum Vortrag bringt, ohne andere als geringfügige Änderungen vorzunehmen — das Urbild des Faust, Theophilus, hat z. B. durch sie die Weihe der Wissenschaft erhalten, nach ihrer Legende aus dem siebenfachen Quell der Weisheit getrunken —, und höchstens Unterbrechungen durch fromme Betrachtungen und schwungvolle Gebete für statthaft hält, hat sie mit dem in Dramen zu verarbeitenden Stoff viel freier geschaltet. Nachdem sie einen richtigen Blick für wirkungsvolle Ausführung hier und da schon in den Legenden verraten, indem sie weitschweifige Gespräche der Quellen kürzt, kurze Andeutungen zu Zwiegesprächen ausgestaltet, bethätigt sie nun für die Dramen diese Gabe in durchgreifender Weise; sie hat z. B. aus der knappen Angabe, daß Dulcitius in seiner Verblendung statt der Mädchen berußtes Kochgeschirr umarmt, in ihrem gleichnamigen Drama nicht weniger als sechs Auftritte gemacht: in dem ersten wird Dulcitius von der Schönheit der Mädchen so bezaubert, daß er seinem Gefolge den Entschluß kund giebt, sie seinem Gelüst willig zu machen, und sie darum in das Küchenhaus abführen läßt; in dem zweiten langt er vor diesem Hause an, vernimmt und läßt sich deuten den frommen Gesang seiner Gefangenen und heißt die fackeltragenden Trabanten vor der Hausthür auf ihn warten; in dem dritten treibt er

[1]) Das einzige ausgeführte Bild, dessen sie sich bedient, findet sich erst in der an Gerberga gerichteten Zueignung des Otto-Liedes: sie vergleicht sich darin mit einem Wandersmann, der ohne Führer eine verschneite Waldeswildnis durchschreiten muß.

in dem Vorraum mit den Kochtöpfen sein Unwesen, welches durch eine Ritze von dem jüngsten Mädchen beobachtet und ihren Schwestern geschildert wird; in dem vierten kommt Dulcitius ganz berußt wieder zu seinen Trabanten heraus und versucht vergeblich die Flüchtenden von ihrem Argwohn, daß der Teufel sich ihnen nahe, ab und zum Stehen zu bringen; in dem fünften wird Dulcitius, als er Klage bei dem Kaiser führen will, von den Thürhütern des Palastes, welche in der Vogelscheuche nicht den angesehenen Dulcitius erkennen, gemißhandelt und in dem sechsten Auftritt wird der Held des Stückes endlich von seiner Ehefrau darüber aufgeklärt, daß eine mit den christlichen Jungfrauen verbündete überirdische Macht ihm so übel mitgespielt habe, und schnaubt Rache. Hrotsvitha hat nun nicht etwa dem römischen Dichter, welchen sie bekämpft, die Gesetze der dramatischen Dichtung abgesehen und danach ihren Stoff gestaltet: sie weiß nichts von der Einheit des Ortes und der Zeit, sie wahrt nicht einmal überall die Einheit der Handlung: ein naives dramatisches Talent, bekundet sie ihre Gestaltungskunst nur in so weit, als die Entfaltung derselben nicht durch ihre Frömmigkeit gehemmt wird; denn der allgemeine Verlauf der Märtyrer- und Heiligengeschichten gilt ihr auch hier ebenso für unantastbar als jedes einzelne in den Quellen berichtete Eingreifen Gottes in die Handlung.

Daß nun Martergeschichten, wie sie in den Dramen „Dulcitius“ und „Sapientia“ vorgeführt werden, jemals dramatische Kunstwerke werden möchten, wird lediglich behaupten können, wer eine poetische Verklärung der Folterkammer, eine Ästhetik des gräßlichen für möglich hält [1]). Nur eine Nonne hat auf Stoffe dieser Art verfallen können und damit auch nur Nonnen rühren wollen, welche, wie sie selber, nur e i n e n Lebenszweck

---

[1]) G. G. Gervinus spricht im Hinblick auf die „Sapientia“ (Geschichte der deutschen Dichtung II ^{5}, 565) von „Schlachthaus-Poesie“.

kennen: durch den Verzicht auf irdische Lust sich den Genuß der himmlischen zu erwerben, und diesen Zweck desto sicherer und schneller zu erreichen meinen, je qualvoller hienieden die Enthaltsamkeit ist. Aber nicht nur da, wo Hrotsvithas Frömmigkeit sich zu dem Nonnenideal verdichtet, setzt sie ihre dramatische Schwungkraft matt; es genügt auch schon der einfache Wunderglaube, um es zu keiner eigentlich dramatischen Handlung kommen zu lassen. Im „Gallicanus“ bildet ein durchaus entwickelungsfähiger Conflict den Ausgang der Handlung: der Kaiser Constantin kann sich der auf das höchste gestiegenen Scythen-Gefahr nur erwehren, wenn sein erprobter Feldherr Gallican das Schwert zieht; der aber ist nur dazu bereit, wofern ihm die Hand der Kaisertochter Constantia gegeben wird, eine Bedingung, in welche Constantin nicht willigen kann, ohne die Tochter ihrem himmlischen Bräutigam abwendig zu machen; und die Verwickelung wird noch dadurch ärger, daß die Tochter dem Vater eine Täuschung anrät: sich dem Feldherrn gegenüber so zu stellen, als ob sie einverstanden sei; aber alle Verwirrung wird sofort beseitigt durch das Gebet der Constantia; denn diese, der Schützling der heiligen Agnes, kann sich selbst eine Täuschung erlauben, ihr Gebet ist so wunderkräftig, daß es in Erfüllung geht, Gallican wirklich von seiner Absicht auf die Kaisertochter abgebracht wird. Ebenso wird im Anfang des „Calimachus“ ein vielversprechender Knoten geschürzt. Die fromme Drusiana, welche unter den Nachstellungen des mächtigen Calimachus zu leiden hat, kann davon ihrem Manne keine Mitteilung machen, ohne über das Gemeinwesen, in welchem sie lebt, schwere Wirren heraufzubeschwören; sie muß aber andererseits, wenn sie die sträflichen Werbungen verhehlt, befürchten, den Nachstellungen zu erliegen. Es heißt nun den Knoten nicht lösen, sondern zerhauen, wenn Hrotsvitha die heimgesuchte Drusiana Gott um den Tod bitten und diese Bitte sofort in Erfüllung gehen läßt. Obgleich es noch an weiteren Wundern

hier nicht fehlt, so ist doch im „Calimachus“ die Entwickelung einheitlicher als im „Gallicanus“, welcher gerade an seiner verzettelten Handlung als Anfangsdrama sich verrät.

Erst wo in Hrotsvitha der Moral-Philosoph und -Prediger zum Durchbruch kommt, wo sie einer Überzeugung Geltung schaffen will und sich dazu des alltäglichen von Wundern nicht beeinflußten Lebens bedient: im Tendenzdrama, kann ihr Genius seine Schwingen unbehindert regen. Zur Begründung des Satzes: Selbst aus der tiefsten Verderbnis kann der Mensch zur Heiligung gelangen, wenn er in sich geht und seine aufrichtige Reue durch angemessene Buße auch bewährt, hat Hrotsvitha den in einer Heiligengeschichte ihr gebotenen Stoff in der glücklichsten Weise zu dem Drama „Abraham“ umgeformt; sie hat in dem weiblichen und männlichen Helden desselben ihre beiden anziehendsten Charaktere geschaffen: den bejahrten, schon mit seinem ganzen Denken im Himmel weilenden Einsiedel, welcher durch den Tod seiner nächsten Anverwandten plötzlich noch eine Erdensorge, die Erziehung einer Nichte, auf sich fallen sieht, und dieser Pflicht auch mit der ganzen Strenge seiner asketischen Natur nachkommt, aber in seiner rührenden Unerfahrenheit unfähig ist, das zu großer Schönheit erblühte Mädchen zu behüten; und Maria selber, welche die Erziehung ihres Oheims also lohnt, daß sie es trotz ihrer Jugend an Möncherei mit den abgelebten Greisen aufnimmt, dann aber der Verführung erliegt und nun im Bann der anerzogenen Grundsätze und zugleich unter dem Zwange eines bisher eingedämmten, jetzt aber unaufhaltsam hervorbrechenden Naturtriebes einem wilden Lasterleben sich ergiebt. Es ist gewiß auch trefflich motiviert, daß erst nach zwei Jahren, welche mit ergebnislosen Nachforschungen nach der Verlorenen verstreichen, die Bekehrung ins Werk gesetzt wird: in der ebenso langen als unmäßigen Befriedigung hat sich die Wildheit der Natur gebrochen; die Erschöpfung macht die Sünderin zur Reue und Buße reif; der Alte kommt und bringt

nun sein verirrtes Lamm in Christi Hürde heim. Wie packend alles das geschildert ist, das muß man selber lesen, um zu erkennen, daß uns in diesem Drama das Meisterwerk Hrotsvithas vorliegt [1]). Schon die andere Behandlung desselben Themas, der „Paphnutius“, fällt dagegen, wie schon in einer kurzen Vergleichung dargethan ist, merklich ab; er schlägt sogar auch in die Wundersucht zurück; denn wenigstens als ein leichter Rückschlag und als ein Verstoß gegen dramatische Kunst ist es aufzufassen, wenn Paphnutius, um über den Erfolg der büßen-

[1]) Wenn die „Vita sancti Abrahamii“, welche in den „Acta Sanctorum“ abgedruckt ist, mit den hergehörigen Abschnitten (Mart. II ed. nov. p. 435—438) die Quelle Hrotsvithas gewesen ist, so hat die Dichterin, abgesehen von der Herrichtung des kunstvoll durchgebildeten Dialogs, etwa folgende Änderungen für die Dramatisierung vorgenommen. Um die Exposition des eigentlichen Stückes zu entlasten und eine tiefere Wirkung zu erzielen, als es durch einen bloßen Bericht geschehen könnte, hat Hrotsvitha die Angaben über die Herkunft und Erziehung Marias aus der Heiligengeschichte gelöst und zu einem Vorspiel verarbeitet, sodaß das eigentliche Drama mit der Verführung und Flucht Marias beginnt. In der Heiligengeschichte wird der Einsiedler Ephraim, der Freund Abrahams, nur obenhin erwähnt: Hrotsvitha hat ihn zu dem unzertrennlichen Vertrauten ihres Helden ausgestaltet und in dieses Freundschaftsverhältnis die Handlung gewissermaßen eingehängt. In der Heiligengeschichte bewohnt Abraham nach der Aufnahme Marias fortan den inneren, sie den äußeren Teil der Hütte: das hat Hrotsvitha klug geändert, indem sie den Einsiedler für seine Nichte eine eigene Hütte in Hörweite von der seinigen erbauen läßt; denn nur so wird es wahrscheinlich, daß der fortgesetzte Verkehr Marias mit dem falschen Mönche und ihre Verführung unbemerkt vor dem Oheim stattgefunden hat. In der Heiligengeschichte bleibt Maria zwei Jahre verschollen, ohne daß Abraham irgend etwas zu ihrer Ermittelung thäte; erst nach dieser Frist beauftragt er einen Freund mit Nachforschungen: Hrotsvitha läßt diese sofort beginnen und rettet damit den ideellen Fortgang der Handlung. In der Erzählung ist unter anderem schon vorhanden die Beschwichtigung des Bedenkens, welches aus der Verletzung der Regel für Abraham entstehen könnte, mit dem guten Zweck, welchen er verfolgt.

den Thais Gewißheit zu erlangen, mit einem befreundeten Einsiedler und dessen Schülerschar sich betend an Gott wendet und, nachdem er in der That durch das Gesicht eines Schülers benachrichtigt ist, nun zu der Büßerin sich aufmacht.

In die Beurteilung der Dramen hat bisher fast immer die Frage ihrer Aufführbarkeit hineingespielt: wird sie so beantwortet, daß die Stücke zwar nicht für die Aufführung bestimmt, aber trotzdem vielfach bühnenwirksam angelegt sind, so muß folgerichtig das dramatische Talent ihrer Urheberin nur noch höher geschätzt werden. Nun hat man allerdings scenische Anweisungen in der wesentliches und nebensächliches nicht unterscheidenden Münchener Handschrift finden wollen; aber die drei Stellen, welche man dafür beigebracht hat, sind doch so geartet, daß sie entweder ohne weiteres oder nach leicht zu beseitigenden Schreibfehlern in den Dialog hineingezogen werden können. Gegen die Bestimmung der Dramen zur Aufführung — von französischen Gelehrten hält besonders Magnin [1]), von deutschen Klein [2]) daran fest — spricht vor allen Dingen, wie Barack

[1]) Dieser glühendste Bewunderer der ersten deutschen Dichterin hat sich von seiner Phantasie zu weit fortreißen lassen, wenn er (Théatre de Hrotsvitha p. VI) sagt: En effet, nous savons, à n'en pas douter, que c'est dans une illustre abbaye saxonne que furent représentés les drames de Hrotsvitha, probablement en présence de l'évêque diocésain et de son clergé, devant plusieurs nobles dames de la maison ducale de Saxe et quelques hauts dignitaires de la cour impériale, sans compter, au fond de l'auditoire, la foule émerveillée des manants du voisinage et — qui sait même? — plus loin, sur les marches du grand escalier, quelques serfs ou gens main mortables de la riche et puissante abbaye.

[2]) Geschichte des Dramas III, 679. Klein verwirft zwar den Beweisgrund Magnins — die angeblich vorhandenen Didaskalien —, glaubt aber aus einer Äußerung, welche Hrotsvitha in der Vorrede zu den Dramen gethan, seine Auffassung folgern zu dürfen; die ausschlaggebenden Wörter dictare und recitare sind aber an sich nicht, geschweige denn in ihrem Zusammenhang so auszulegen, wie Klein es will.

mit Recht hervorgehoben hat, der Zweck, welchen Hrotsvitha mit diesen Dichtungen verfolgt: sie will ja die in den Schulen gelesenen Stücke des Terenz durch andere ersetzen. Solange also nicht nachgewiesen werden kann, daß auch die zu verdrängenden Musterdramen in den mittelalterlichen Schulen aufgeführt worden sind — was gegen alle Wahrscheinlichkeit streitet —, kann die von Magnin und Klein vertretene Meinung nicht als triftig bezeichnet werden. Dazu kommt, daß manche Vorführungen, wie die Marterscenen in der „Sapientia", jeder Darstellung spotten, und jedenfalls in den beiden frühesten Dramen einige Scenen so flüchtig angelegt sind — Gallican erklärt z. B. in einer eigenen Scene, welche nur vier Zeilen umfaßt, den zu ihm gesandten Häschern, daß er nach Alexandria gehen wolle, um dort des Martyriums teilhaftig zu werden —, daß man, wenn man nicht einen vorläufigen Entwurf annehmen will, nur dafür halten kann: die Dichterin habe hier zur Ergänzung des skizzierten die ausmalende Phantasie des gemächlichen Lesers in Anspruch genommen. Sollen aber die Dramen nur Lesedramen sein, dann darf man ihrer Urheberin noch manches, z. B. die lehrhaften Anwandelungen, welchen sie im „Paphnutius" und in der „Sapientia" zum Schaden des Fortgangs der Handlung statt giebt, zu gute halten.

Sonach wird man gewiß Hrotsvitha als eine bedeutsame Erscheinung in der Geschichte der Dichtung betrachten dürfen und die Bewunderung verstehen, welche ihr in reichem Maße gezollt worden ist: Magnin nennt sie un phénomène des plus remarquables, er erhebt sie au premier rang des femmes célèbres du moyen-âge und schließt seine Betrachtung über sie (p. LIX) mit den Worten: Cette dixième Muse, cette Sapho chrétienne, comme la proclamaient à l'envi ses enthousiastes compatriotes du XVI[e] siècle, ne fut pas seulement une merveille pour la Saxe, elle est une gloire pour l'Europe entière: dans la nuit du moyen âge, on

signalerait difficilement une étoile poétique plus pure et plus éclatante [1]).

Aber wo so viel Licht ist, sollten da nicht Schwarzseher auch tiefe Schatten entdecken können? Es ist wirklich geschehen, die Sittlichkeit Hrotsvithas ist wiederholt auf das ärgste verunglimpft worden [2]). Und wer in den Staub ziehen will, hat allerdings

---

[1]) Auch Klein hat ihr hohes Lob gespendet bei der Besprechung des „Calimachus", welchen er für das vollendetste Drama Hrotsvithas hält; er sagt S. 725: „In Form und Technik, in regelrechter Entwickelung und dramatischer Durchführung scheint uns der „Calimachus" das Musterstück unter Hrotsvithas Dramen. Bringt man auch noch die poetische Bedeutsamkeit des inneren Gehalts in Anschlag: die geistige Durchlichtung der Legende von der Heiligungs-Katharsis durch göttliche Gnaden-Allmacht und versöhnungstiefe Reuebeseligung, bringt man ferner die lieblich-keusche, jungfräulich-zarte Färbung des Pathos, das seelenhafte in Ton und Behandlung in Anschlag: so wird man den „Calimachus", wie er inmitten der sechs, die Reihe der christlich-klassischen Sagendramen eröffnenden Schauspiele der Hrotsvitha den Höhepunkt bildet, wohl auch getrost als den Höhepunkt der naiv-christlichen Mirakelspiele betrachten und preisen dürfen — derjenigen geistlichen Spiele nämlich, in welchen der sittlich-religiöse Zeitgehalt und der im Volksgemüt, in der ganzen damaligen Christenwelt lebendige Seligkeitsbegriff seinen möglich-reinsten, kunstidealen Ausdruck, seine möglich-vollkommenste Formenschönheit und Anmut, seine poetisch-lieblichste Blume gewonnen." Klein übersieht bei diesem Urteil, welchem sich auch Köpke angeschlossen hat, daß es über „die naiv-christlichen Mirakelspiele" noch einen Fortschritt giebt, welchen Hrotsvitha selbst eben im „Abraham" gemacht, ohne daß dieses Drama darum der wesentlichen Vorzüge, welche Klein an dem „Calimachus" preist, verlustig gegangen wäre.

[2]) So sagt Johannes Scherr (Deutsche Kultur- und Sittengeschichte S. 88): „Wir vermuten, daß sie, bevor sie ihre Komödien schrieb, nicht nur im Terenz, sondern auch in der Liebe sich umgesehen haben müsse . . . Es lodert in ihren Komödien da und dort das Feuer der Sinnlichkeit noch ganz artig auf, und wenn die klösterliche Dichterin nie unterläßt, ihre Stücke zu einem höchst erbaulichen martyrologischen Schlusse zu führen, so wählt sie doch mit Vorliebe sehr bedenkliche Situationen zur Darstellung. Wir haben es bei ihr, wie bei ihrem Vorbilde Terenz, meist mit

Gelegenheit in Fülle, von dem sittlichen Standpunkt unserer Zeit in Hrotsvitha den Blaustrumpf, das emanzipierte Weib zu verurteilen, welches sich keck über den Anstand hinweggesetzt hat, indem es das anstößige Wunder der Gangolf-Legende besang, der kann wohl auch im Brustton tiefster Entrüstung darauf hinweisen, daß die angestrebte Verdrängung der unzüchtigen Terenzianischen Dramen eitel Heuchelei sei, da der Austausch auch der schändlichsten römischen Komödie gegen den „Abraham“, welcher mit so unverschämter Deutlichkeit die Vorgänge in einem öffentlichen Hause schildere, nichts anderes heiße, als den Teufel durch Beelzebub vertreiben. So kann aber nur der Unverstand urteilen, der nicht zu würdigen vermag, auf welchem Grunde und unter welchen Bedingungen das Urteilsopfer erwachsen ist: es läßt sich nämlich nachweisen, daß die Gandersheimer Nonne in ihrem Glauben und in ihrer Sittlichkeit nur ein Kind ihrer Zeit ist.

Den Glauben zu ermessen, ist nichts geeigneter als seine Schranke: die Kritik. Kritik hat nun wohl auch Hrotsvitha geübt; aber sie kommt doch kaum über die ersten Anläufe hinaus. Sie hat z. B. in der Gangolf-Legende zu berichten, daß ihr Heiliger auch ein Jagdliebhaber war; diese Angabe läßt sie stutzen: sie kann zwar nicht umhin, sie zu machen, aber sie thut es in der ausgesprochenen Besorgnis, daß sie hier die Beute einer unzuverlässigen Überlieferung geworden sei. Ferner hatte man sie nach der Abfassung ihrer ersten beiden Legenden darauf aufmerksam gemacht, daß sie den Stoff apokryphen Schriften

---

Lüstlingen und Buhlerinnen zu thun, und Verführung und Bekehrung sind ihre wirksamsten Motive.“ Noch schärfer ist mit ihr (nach Piltz a. a. O. S. 29) Maurice Meyer ins Gericht gegangen in seiner Schrift „Études de critique ancienne et moderne“, deren ich nicht habhaft geworden bin; wie wenig er indessen dazu befugt ist, verrät er schon dadurch, daß er unsere Nonne und die Äbtissin gleichen Namens nicht auseinander zu halten vermag.

entnommen habe: in der Vorrede zu den Legenden gesteht sie diesen Irrtum ein, bemüht sich dabei aber, ihn als unerheblich erscheinen zu lassen, indem sie zu bedenken giebt, daß, was heute als apokryph gelte, morgen vielleicht als echt dargethan werden könne — eine Ausflucht, die außer ihrer Unlust, Änderungen vorzunehmen, vor allem die robuste Tragkraft ihres Glaubens erkennen läßt. Man irre sich nicht hierüber, wenn man etwa Hrotsvitha durch den Mund des Paphnutius versichern hört, daß die wissenschaftliche Einsicht in das Wesen der Dinge Liebe zu Gott erzeuge; denn die Wissenschaft, welche Hrotsvitha meint, steht nicht im Gegensatz zum Glauben: es ist die genau auf die Dogmen abgestellte scholastische Erkenntnis. Auf Grund der Bibel, der Apokryphen und der Heiligengeschichten umfaßt ihr Glaube, den sie wiederholt bekennt, noch etwas mehr, als die Kirche ihrer Zeit verlangte: unter den Heiligen steht ihr bereits die jungfräuliche Gottesmutter obenan, sodaß nur wenig fehlt, wie Köpke ausgeführt hat, bis zu dem katholischen Dogma der unbefleckten Empfängnis, nach welchem schon Maria durch den heiligen Geist empfangen worden ist. Das Reich Gottes und der Heiligen wird nun unaufhörlich von Satan und seinen höllischen Heerscharen bekämpft; aber Hrotsvithas Teufel ist ein ganz dummer Teufel, der seine Opfer, auch wenn er sie unlöslich in die Sünde verstrickt wähnt, durch göttliche Gnade und menschliche Buße wieder verliert.

Der Versündigung und Entsühnung hat Hrotsvitha hohe und zum Teil eigenartige Gedanken gewidmet. Für den Begriff Sünde ist nach ihrer Auffassung unerläßlich die Einwilligung, der animus peccandi, sodaß nur jemand, der im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten ist, und niemand gezwungen, versehentlich oder unbewußt sündigen kann — wie Theophilus und der von dem heiligen Basilius gerettete Jüngling sündigen, belegt ihre Ansicht am augenfälligsten: sie verleugnen unter Brief und Siegel Christum und geben sich Satan zu eigen. Eine ent-

sprechende Vorstellung hat sie von der Entsühnung: niemals kann sie mechanisch vor sich gehen. Hrotsvitha kennt noch nicht den Satz, daß die Kirche einen guten Magen habe: selbst eine Sache wird durch lasterhaften Erwerb ungeeignet, als Opfergabe für Gott und seinen Dienst benutzt zu werden — wie denn die Schätze der Buhlerinnen Maria und Thais (im „Abraham“ und „Paphnutius“) nur wert verbrannt zu werden sind. Der in Sünde, sogar in die ärgste Sünde verfallene Mensch kann seiner Schuld ledig werden; er muß aber seinen Fall bereuen, durch Thränen seine Reue an den Tag legen und durch Werke der Buße bethätigen; und zwar wird durch Gottes Gnade jedem Sünder dazu Gelegenheit geboten, seinem freien Willen jedoch anheim gegeben, sie zu benutzen oder nicht — trotz der Einwendung des Calimachus wird so auch der spitzbübische Hüter der toten Drusiana ins Leben zurückgerufen und erst, als er verstockt bleibt, ewigem Tode überantwortet.

Kasteiungen schaffen nun überhaupt das Zahlungsmittel, welches im Verkehre mit Gott gilt. Wenn Sünder bei Gott gewissermaßen in Rückstand gekommen sind und dadurch, daß sie jede Freude sich versagen und obenein noch Qualen auf sich nehmen, ihre Schuld begleichen, so muß notwendig derjenige schuldfreie Mensch, welcher den Büßern nacheifert, es im Conto Gottes zu einem Guthaben bringen, welches in verschiedener Form liquidiert wird. Der Rang der Heiligkeit wird in Hrotsvithas Zeit im allgemeinen nicht mehr verliehen; denn seine notwendige Voraussetzung, die Verfolgung des Christentums und in derselben die auch unter Martern erprobte Bekenntnistreue, ist in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation geschwunden; nur bei den Heiden und im mohammedanischen Spanien ist es, wie die Pelagius-Legende lehrt, noch möglich. Soll in deutschen Landen der Heiligenschein erworben werden, so muß wie bei St. Gangolf aus der beharrlichen Befolgung der christlichen Gebote schweres Leid und schließlich der Tod dem Bekenner Christi erwachsen.

Die Heiligkeit zeigt sich schon auf Erden an den Auserwählten des Herrn in der Gabe, Wunder zu verrichten, vor allem aber darin, daß sie bis zu einem gewissen Grade gegen Unheil gefeit sind, ihren Leibern insbesondere das Feuer nichts anhaben kann — wie die mit dem Haupte des Pelagius vorgenommene Feuerprobe beweist und der Ausgang Agapes und Chionias (im „Dulcitius") zeigt, welche zwar auf dem Scheiterhaufen ihr Leben lassen, aber nicht verbrannt sind. In der Regel ist in Hrotsvithas Zeit nur eine mehr oder minder sichere Anwartschaft auf die ewigen Freuden zu erlangen möglich. Die höhere Sicherheit wird erreicht, wenn die Entsagung bis zu selbsteigener Qual gesteigert wird, wie das bei der Einzelhaft der Klausnerinnen der Fall ist; die schlichte Anwartschaft ergiebt sich schon aus dem Gelübde der Keuschheit, welches am besten in der Gesellschaftshaft des klösterlichen Lebens bewahrt wird.

Welcher Gestalt die Freuden der Ewigkeit sind, darüber giebt Hrotsvitha bei der Schilderung ihrer heiligen Jungfrauen eine nicht mißzuverstehende Auskunft, welche nicht nach anderen Äußerungen in ihren Werken, aber auch nicht nach dem Verhalten der Kirche überraschen kann. Hrotsvitha spricht von dem Lenker der Welt, welcher in Windeln gewickelt ist, von dem über den Sternen thronenden Gott, welcher in die Krippe gebettet wird, von den welterbauenden Händen, welche ans Kreuz geschlagen werden, von dem Schöpfer aller Dinge, Marias Erzeuger, welchen die Mutter in ihrem jungfräulichen Leibe trägt: unsere Nonne versinnlicht also das übersinnliche und beobachtet damit ein Verfahren, welches in umgekehrter Richtung die Kirche schon lange vor ihrer Zeit geübt hatte, indem sie das in wilder Sinnenglut webende Liebespaar des Hohen Liedes auf Christum und die Kirche umdeutete. Nachdem man diese Auslegung hatte durchgehen lassen, mußte man auch des Rückschlags gewärtig sein: der Deutung der Freuden des ewigen Lebens in gröbster Sinnlichkeit. Hrotsvitha leiht nur der Auffassung ihrer Zeit Ausdruck,

wenn sie ihre heilige Agnes den himmlischen Bräutigam auch mit Vorzügen ausstatten läßt, welche das liebebedürftige Weib an dem Manne reizen, wenn sie als Lohn irdischer Keuschheit die Vermählung mit dem Gottessohn bezeichnet, und zwar die Vermählung im strengsten Sinne des Wortes — oder genauer bei der Vielheit unverwerflicher Bewerberinnen die Aufnahme in den himmlischen Harem; denn sonst könnte Sapientia nicht durch ihre Töchter Schwiegermutter Gottes werden wollen. In Hrotsvithas Schilderung ist der Christenhimmel ein würdiges Seitenstück zu dem mohammedanischen: während dieser durch seine hochbusigen Huris dem männlichen Geschlecht die höchsten Freuden beschert, das weibliche Geschlecht aber leer ausgehen läßt, bevorzugt jener das weibliche Geschlecht in einem Maße, daß dagegen das männliche außerordentlich zurückstehen muß [1]. —

Wie kommt denn ein Weib, wie kommt eine Nonne dazu, aus dem abgeschlossenen Kreise ihres stillen Berufs an die breite und geräuschvolle Öffentlichkeit zu treten? Wer so fragt und damit gegen Hrotsvitha und ihre schriftstellerische Thätigkeit den Vorwurf der Unschicklichkeit erhebt, der übersieht, daß Hrotsvitha aus dem Kloster nur mit Billigung ihrer kirchlichen Oberen hat hervortreten können, jeder Vorwurf also zunächst gegen diese zu richten wäre. Aber die Öffentlichkeit ist im Mittelalter nicht entfernt mit der heutigen zu vergleichen: es war doch nur ein kleiner Kreis geistlicher Personen und Anstalten, für welche eine Vervielfältigung der Schriften vorgenommen wurde; dazu kommt, daß die Erziehung der beiden Geschlechter im zehnten Jahrhundert nicht so verschieden war, daß etwa nur das männliche für die öffentliche Wirksamkeit

---

[1]) Gegen diese grobsinnliche Einbildungskraft der Zeit hatte die Kirche einen schweren Stand; so mußte z. B. der Bischof Rather von Verona in einer seiner Predigten (Sermo II de Quadragesima c. 35: Opp. p. 596) den Aberglauben bekämpfen, daß der Erzengel Michael montags vor Gott die Messe celebriere.

befähigt wurde; auch ist Hrotsvitha nicht die erste Frau, welche im fränkisch-deutschen Schrifttum begegnet: schon zweihundert Jahre vor ihr hat eine Nonne des Klosters Heidenheim das Leben der Brüder Willibald und Wunnibald beschrieben. Was Hrotsvithas eigenstes Verhalten anlangt, so rechtfertigt sie ihre Thätigkeit mit ihrem frommen Pflichtbewußtsein: nur das Gebot des Herrn, daß jeder mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchern soll, habe sie vermocht, ihre bescheidene Begabung nicht verfallen zu lassen, sondern an dem Urteil, welches durch eine Mitteilung ihrer Gedichte hervorgerufen werden mußte, zur Vollkommenheit auszubilden. Schon vor ihrer Frömmigkeit hätten auch die Anklagen der Unanständigkeit und Unsittlichkeit verstummen sollen; denn ihr Glaube, welcher die ihr überlieferten Heiligen- und Wundergeschichten für unantastbar hält, läßt die Frage, ob dabei etwas Unanständiges oder Unsittliches mitunterlaufe, gar nicht aufkommen: was heilig ist, ist eben nur heilig und nichts anderes. Dabei ist zu beachten, daß sie folgerichtig niemals etwas dem Berichte ihrer Gewährsmänner hinzugefügt hat, was etwa das anstößige noch anstößiger hätte machen können; im Gegenteil verfährt sie damit so, daß noch immer ihre weibliche Zurückhaltung erkennbar wird. Außer ihrer Gewissenhaftigkeit giebt es aber noch manches andre, was zum Verständnis ihrer angeblichen Unsittlichkeit dient; und darauf weiter einzugehen, darf ich nicht ermangeln, weil hier recht eigentlich zutrifft: Tout comprendre c'est tout pardonner.

Das Schlußwunder der Gangolf-Legende wird man ihr nicht mehr aufmutzen können, sobald man wahrnimmt, daß auch ein so gefeierter Kirchenlehrer wie der heilige Augustin die bewußte Äußerung menschlicher Verdauungsthätigkeit unverblümt zur Sprache bringt [1]). In derselben Legende bildet die Schil-

[1]) In seinem Buche „De civitate Dei“ sagt er (XIV, 24): Nonnulli ab imo sine pudore ullo ita numerosos pro arbitrio sonitus edunt, ut ex illa etiam parte cantare videantur.

derung der zerrütteten Familienverhältnisse einen klaren Beleg zu jener von Thietmar berichteten Verkommenheit des ehelichen Lebens [1]), welche nicht urplötzlich erst in Heinrichs II. Zeit sich herausgebildet haben kann, sondern mit ihren Anfängen bis in die Zeit Hrotsvithas zurückreichen muß. Die unfreiwillige Verletzung der Schamhaftigkeit bei den heiligen Jungfrauen, welche Hrotsvitha vorführt, kann hier gar nicht in Betracht kommen; denn es ist nur eine Marter mehr für die Bekennerinnen Christi: Hrotsvitha beugt denn hier auch vor, daß man an Sünde denken möchte, indem sie die mit Schändung bedrohte Hirena (im „Dulcitius") jenen oben erwähnten Grundsatz aussprechen läßt: Zur Sünde ist der dolus unabkömmlich. Anders steht es mit der freiwilligen Prostitution, welche an Maria und Thais (im „Abraham" und „Paphnutius") dargestellt wird. Wenn Hrotsvitha hier die Angaben ihrer Heiligenleben mit keckem Realismus zu an sich anstößigen Scenen ausspinnt, so ist ihre Absicht dabei doch rein: sie malt die tiefen Schatten der Unsittlichkeit nur, um dadurch das helle Licht der Sittlichkeit entschiedener wirken zu lassen; unsere Nonne wurde aber wohl auch hier zarter Bedenken überhoben durch entsprechende Zustände ihrer Zeit, wenngleich wir bei der Dürftigkeit der Überlieferung, welche sich für Ottos I. Zeit auf ein paar wenig belangreiche Gesetze beschränkt, nur auf Vermutungen angewiesen sind. Es hat ja ganz den Anschein, als habe damals in deutschen Landen die Frömmigkeit nichts zu wünschen übrig gelassen, und wenigstens so viel leidet keinen Zweifel, daß wacker gebüßt worden ist [2]); aber das läßt doch nach der Regel, daß die

---

[1]) Vgl. oben S. 131.

[2]) Thietmar erzählt z. B. (IX, 8): „Zur Zeit König Heinrichs II. lebte eine Einsiedlerin von unermeßlicher und darum für mich unsagbarer Frömmigkeit Namens Sisu an dem Ort Thrubizi [Drübeck]. Als diese, zur Zeit Ottos des Großen schon mannbar, zur Ehe begehrt wurde, warf sie sich eilends dem in die Arme, welchen sie vor allen

Gegensätze sich berühren, schon darauf schließen, daß auch arg gesündigt worden ist [1]. Könnte man also versucht sein, für jene Zeit als Wahrzeichen ihrer Frömmigkeit die Büßerzelle anzunehmen, so wird man, wenn man einmal die Habgier nur als dienstbar der Genußsucht auffaßt, als ergänzendes Bild,

anderen in ihr Herz geschlossen hatte: Christo, welcher unserm Glauben das eigentümliche Gepräge verleiht; und an einer abgelegenen Stelle des genannten Ortes begann sie nun ihrem himmlischen Bräutigam vierundsechzig Jahre hindurch ihre reine Jungfräulichkeit darzubringen, sich mit einem Eifer, welcher die schwache menschliche Kraft in der Regel übersteigt, unbefleckt zu erhalten. Während dieser ganzen Zeit brach sie niemals die Wirkung der strengsten Kälte dadurch, daß sie ein Feuer anzündete; höchstens gönnte sie sich als Erwärmungsmittel einen lauwarmen Stein, an welchem sie die schon fast erstorbenen Füße und Hände wieder belebte. Ihre Hütte machte sie innen zu einem Tempel: so eifrig lag sie darin dem Gebete ob, welches sie nur durch Thränenströme zu unterbrechen pflegte; nach außen brachte sie dem ihr zulaufenden Volke durch häufige Unterweisung und nötige Tröstung großen Nutzen. Das Ungeziefer, welches sie unablässig plagte, vertrieb sie nicht, sondern setzte es sogar, sobald es abfiel, sich wieder an, wie es einst der Mönch Simeon, der Säulenheilige, gethan. Alle ihr fort und fort vom Volke dargebrachten Spenden nahm sie zwar an, entzog sie sich aber, um unter die Armen Christi reiche Almosen zu verteilen und so den Spendern Vergebung der Sünden zu verschaffen." — Eckehard nennt in der St. Galler Chronik als Klausnerinnen außer Wiborada, welche zur Erhöhung ihrer Qual eine eiserne Kette auf bloßem Leibe trug, noch Kerhild, Rachild und Perchterad.

[1]) Wie weit die Verworfenheit unter den höheren Ständen im Zeitalter der sächsischen Kaiser ging, dafür liefert eine Frau, die Gräfin Adela, die Mutter des Bischofs Meinwerk von Paderborn, ein abschreckendes Beispiel. Ebenso ausschweifend wie habgierig und schon allgemein des Giftmordes an ihrer Schwester, der Äbtissin des Klosters Elten, bezichtigt, ließ sie ihren eigenen Sohn Dietrich aus dem Wege räumen, um auf die Anklage ihres andern Sohnes Meinwerk zum Tode verurteilt zu werden. Vom Kaiser wurde sie begnadigt, lud aber nichtsdestoweniger neue Blutschuld auf sich, indem sie Meuchelmörder gegen einen der Ausbreitung ihrer Herrschaft hinderlichen Verwandten dang, als der zu Gast in ihrem Hause war. In völliger Verwahrlosung endete sie zu Köln, wo der Erzbischof ihr das Gnadenbrot reichte.

um wenigstens in den Extremen die allgemeine Sittlichkeit zu veranschaulichen, das öffentliche Haus der Unzucht nicht ablehnen dürfen. Eine klare Angabe über diese Verhältnisse erlangt man erst [1]), wenn man zweihundert Jahre in die Vergangenheit zurückgeht: Winfried-Bonifatius ist es, welcher im Jahre 747 in England ein Verbot der Wallfahrten nach Rom für Nonnen und Frauen überhaupt anregt, da sie in den Durchgangsländern bis auf wenige sittlich verkommen; „es giebt nämlich," erläutert er seine Begründung, „im Langobarden- und Franken-Lande und in den Rhein-Gegenden nicht viel Städte, in welchen nicht Buhlerinnen englischer Abstammung ihr Unwesen treiben". Der Beruf oder doch die fromme Absicht der Pilgerinnen spricht nicht dafür, daß sie erst die Unsittlichkeit mitgebracht haben: sie sind offenbar der in den bezeichneten Städten herrschenden Zügellosigkeit zum Opfer gefallen. Nun sind freilich Pippin und Otto der Große durch eine lange Zwischenzeit geschieden; aber die trennenden Jahrhunderte mit ihren unaufhörlichen Wirren waren keineswegs dazu angethan, eine edle Gesittung zu zeitigen. Unter diesen Umständen dürften die büßenden Magdalenen, welche Hrotsvitha in ihren Dramen „Abraham" und „Paphnutius" gezeichnet hat, jedenfalls in dem städtereichen Westen und Süden Deutschlands nicht zu den Seltenheiten gehört haben, den beiden Dramen also eine typische Bedeutung für die damalige Sittlichkeit inne wohnen.

Von der Pelagius-Legende, in welcher die widernatürliche Unzucht zur Sprache kommt, giebt Hrotsvitha selber an, hier nach dem Leben erzählt zu haben: sie führt als ihren Gewährsmann einen aus Cordova stammenden Unterthanen des Chalifen an. Und in der That ist ein Verkehr zwischen dem mohammedanischen Spanien und dem christlichen Sachsen-Lande

[1]) Für die Zeit Thietmars erinnere man sich der von ihm — oben S. 131 — erwähnten „großen Schar geschändeter Mädchen", wobei gerade an Sachsen gedacht zu sein scheint.

auch sonst bezeugt: Otto I. hat zweimal Gesandtschaften eben des in der Legende genannten Abderrahman empfangen und erwidert, und vor nicht langer Zeit sind sogar bei solcher Gelegenheit entstandene arabische Aufzeichnungen über Deutschland bekannt geworden [1]. Die Art, wie Hrotsvitha den Stoff zu ihrer Legende erhalten haben will, ist also durchaus wahrscheinlich. Daß aber auch die Knabenliebe zu Ottos Zeit in Spanien heimisch war, dafür würde es in deutschen Berichten an einer also auslegbaren Andeutung gebrechen, wenn nicht der geschwätzige Liudprand in seiner Antapodosis prahlerisch seiner dem griechischen Kaiser für Berengar dargebrachten Geschenke Erwähnung thäte und dabei karzimasischer Sklaven gedächte, welche, in Byzanz besonders geschätzt, vornehmlich durch Verduner Kaufleute nach Spanien ausgeführt zu werden pflegten [2].

Somit ist alles, was Ärgernis erregen könnte, nicht Hrotsvitha eigen, sondern ihrer Zeit. Haben aber hochgebildete Zeitgenossen nicht daran gedacht, ihr zu verübeln, was auszusprechen, zu erörtern jedem frei stand [3], dann hat kein Eiferer hinterher das Recht, noch einen Stein auf sie zu werfen: sie nimmt vollends für sich ein, sobald man ihr gemessenes Verhalten mit

---

[1] Gelegentlich werden noch Mitteilungen daraus entnommen werden.

[2] Vgl. hinten in dem III. Erläuterungsabschnitt: „Italien vor der deutschen Eroberung“ Liudprands Antapodosis VI, 6.

[3] Es galt damals manches für statthaft, was uns heute unanständig deucht; so schreibt z. B. der von König Hugo gefangen gesetzte Rather in seinen „Präloquien“ (l. VI c. 9: Opp. p. 175): Cum paulo resolutius quam competeret nudius tertius me agerem, sensi, pro nefas, in parvissima, ut mihi videbatur, non ut erat, occasione, quam me titillans amara illa voluptatum suavitas, etiam in carcere positum, dolore confectum, pupugerit, longe quidem quam solebat mitius, sed rursus longe aliter atque putaveram ... Quod, o bone Jesu, pie, coelestis ac sapientissime istic poni decuit medice, non ut tibi revelem, qui omnia nosti antequam fiant, sed ut ... etiam lecturis in isto provideam.

Liudprands nichtswürdiger Weise sich interessant zu machen vergleicht. Je spärlicher die Quellen fließen, aus welchen die Erkenntnis deutscher Sittlichkeit im zehnten Jahrhundert geschöpft werden kann, um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß Hrotsvitha nicht prüde gewesen ist und Sittenbilder uns entworfen hat, in welchen ihre Zeit sich wiederspiegelt.

Mag Zeit und Schauplatz ihrer Heiligengeschichten auch weit entlegen sein, sie bringt — den alten Malern gleich, die je nach ihrer Landsmannschaft in ihrer heimatlichen Tracht die Menschen der Vergangenheit darstellen — in ihre Schilderungen Züge hinein, welche dem staatlichen Leben des deutschen Reiches unter Otto I. entlehnt sind. In dem hieran ergiebigsten Drama „Gallicanus" z. B. heißt der Held Herzog; er hat durch seine Kriegsthaten sich so unentbehrlich gemacht, daß er seine Blicke selbst zu der Kaisertochter erheben darf: er wird schließlich aufgefordert, in der Pfalz des Herrschers Wohnung zu nehmen. Das erinnert an das Emporkommen Herzog Konrads, der durch seine kriegerische Tüchtigkeit wirklich erreicht, was Gallican anstrebt: des Herrschers Schwiegersohn zu werden. Wenn derselbe Gallican nach einem kämpfereichen Leben sich ganz dem Gottesdienste weiht, Hospitien einrichtet, welche Hrotsvitha castella nennt, so läßt das an den Grafen Gero denken, welcher kampfesmüde seine Waffen am Grabe des Apostelfürsten aufhängt und ein Kloster stiftet. Der Gang in die Kirche, welchen Gallican nach erfochtenem Siege antritt, um Gott zu danken, ist ein oft geübter Brauch in Ottos Zeit; die Worte, mit welchen die Großen am Hofe die Bewerbung des Feldherrn um die Hand der Kaisertochter unterstützen, geben gar fast wortgetreu die Formel wieder, mit welcher in den Urkunden der deutschen Könige und Kaiser die Fürsprache zu Gunsten eines Bittstellers ausgedrückt wird. Schon diese wenigen Belege, welche leicht noch vermehrt werden könnten, lassen deutlich erkennen, daß Hrotsvitha bei der Schilderung der Vorzeit be-

fangen ist in den Formen und Ereignissen ihrer eigenen Zeit; dem Vorstellungskreise, in welchem sie unlösbar haftet, wendet sie sich schließlich offen zu in ihren beiden Epen, welche ihr auch in der deutschen Geschichtsschreibung einen Ehrenplatz sichern.

D. Die Epen[1]).

Die beiden Epen Hrotsvithas bilden, so verschieden ihre Stoffe auch zu sein scheinen — die Anfänge des Klosters Gandersheim und die deutsche Geschichte unter den beiden ersten sächsischen Königen —, dennoch ein einheitliches Ganzes; denn im Otto-Liede zeigt Hrotsvitha nur das gewaltige Emporstreben des sächsischen Königsstammes, während sie in dem Epos „Gandersheim“ die Wurzeln seiner Kraft aufdeckt: sie erachtet als solche allgemein die Frömmigkeit des Liudolfingischen Geschlechts, besonders aber die durch den Ahnherrn desselben erfolgte Begründung des Klosters Gandersheim, welches, rein erhalten in seiner ursprünglichen Verfassung, nach ihrer Überzeugung ein Talisman für das Königshaus ist.

Um die Herstellung des Klosters zu schildern, berichtet Hrotsvitha in ihrem zweiten Epos „Gandersheim“ zunächst von Liudolf, der von Ludwig dem Deutschen mit der Grafengewalt über den sächsischen Stamm begabt, zu herzoglichem Range erhoben wurde. Seine Gemahlin war die fränkische Oda, deren Eltern Billung und Aeda hießen. Als einst die Schwiegermutter des Sachsen-Häuptlings im Gebete vor einem Johannes dem Täufer geweihten Altare lag, erschien ihr in einem gelblichen, aus Kamelhaaren gewobenen Gewande der Heilige, dessen

---

[1]) Die beiden Epen „de gestis Oddonis I. imperatoris“ und „de primordiis coenobii Gandersheimensis“ sind nach der Ausgabe der „Monumenta Germaniae historica“ unter dem Titel „Der Hrotsuitha Gedicht über Gandersheims Gründung und die Thaten Kaiser Oddo I.“ für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ von Th. G. Pfund übersetzt und in zweiter Auflage von Wattenbach neu bearbeitet worden.

schönes, durchsichtig reines Angesicht durch ein wie das Haupthaar schwarzes Bärtchen zu leuchtendem Glanze verklärt war [1]), und verkündete ihr, daß ihre Sippe ein Nonnenkloster stiften werde, welches ein Unterpfand für den Frieden und den Sieg des Reiches zu sein bestimmt sei, solange die späteren Könige die Nonnen zur Erfüllung ihrer Gelübde anhalten; unter dieser Voraussetzung werde sogar die Kaiserkrone einem ihrer Abkömmlinge beschieden sein. Und diese Weissagung, wirft Hrotsvitha hier ein, sei auch in Erfüllung gegangen: der Sohn Liudolfs und Odas sei Otto der Erlauchte gewesen, dessen Sohn Heinrich I. die Königskrone und dessen Enkel Otto I. die Kaiserkrone gewonnen und bereits auf seinen gleichnamigen Sohn übertragen habe, wie das in dem andern Epos der Dichterin zu lesen sei. Den Wunsch Aedas, ein Kloster zu gründen, machte sich nun ihre Tochter Oda zu eigen und ging um seine Erfüllung ihren Gemahl Liudolf an. Der ließ sich auch darauf ein: an der Gande ward vorläufig, bis ein besserer Bauplatz gefunden würde, die Nonnenschar versammelt und ihre Leitung der Tochter des Stifterpaares Hathumoda anvertraut, welche dazu durch die Äbtissin von Herford vorgebildet war. Durch ein Schreiben König Ludwigs empfohlen, pilgerten dann Liudolf und Oda nach Rom und erlangten von Papst Sergius, der als Haupt der Kirche das gesamte Erdenrund beherrschte, die Leiber der Päpste Anastasius und Innocenz als Reliquien für das neue Kloster und einen päpstlichen Schutzbrief. Da, wo jetzt das Kloster steht, war früher eine Waldschlucht und in ihr ein Hof, das Standquartier der Hirten, durch welche Herzog Liudolf die Schweinezucht betrieb [2]). Wer von den Sauhirten

[1]) Johannes ist offenbar nach einem der Dichterin bekannten Bilde geschildert: man beachte dabei den Sinn für Farbenwirkung, wie er nur Frauen und Malern eigen zu sein pflegt.

[2]) Diese gelegentliche Angabe gehört zu den wenigen, durch welche Geschichtsschreiber einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer

aber Wache halten mußte, pflegte in einer Waldhütte während der Nacht zu ruhen. An dieser Stätte war es, wo die wachthabenden Hirten zwei Tage vor dem Allerheiligenfeste viele Lichter im Walde erblickten, und in der Nacht darauf auch der von dem Wunder benachrichtigte Hofmeier. Auf die Kunde davon fand sich dann Herzog Liudolf mit großem Gefolge ein: er beschloß, nachdem auch er des Wunders ansichtig geworden, an dieser Stelle das Kloster dauernd anzulegen. Als bei dem Bau die Steine knapp wurden, zeigte eine Taube der Äbtissin Hathumoda den Ort eines ergiebigen Steinbruchs. Aber noch ehe die Klosterkirche fertig war, starb Liudolf; sein Leichnam wurde später in der vollendeten Kirche beigesetzt. Auch ihn hatte schon ein Abglanz königlicher Würde getroffen: eine seiner Töchter, Liudgarda, war mit König Ludwig vermählt, dem Sohne desjenigen Herrschers, welcher Liudolf zu herzoglicher Macht erhoben hatte. Als nach zweiundzwanzigjähriger Amtsführung Hathumoda aus diesem Leben abgerufen wurde, folgte ihr im Amte ihre Schwester Gerberga, welche nicht ohne Schwierigkeit in den geistlichen Beruf gelangte. Sie war nämlich einstmals mit einem mächtigen Manne Namens Bernhard verlobt, hatte aber aus Abneigung gegen ihn heimlich den Schleier genommen. Um unliebsames Aufsehen zu vermeiden, durfte sie indeß die prächtigen Kleider ihres Standes noch nicht ablegen; sie mußte auch, als ihr Bräutigam zu Besuch kam, ihn auf Geheiß ihrer Mutter empfangen. Als der nun seinen durch das Gerücht schon rege gemachten Verdacht bestätigt sah, schwor er erzürnt, falls er aus dem bevorstehenden Kriege heil zurückkehre, ihr eiteles Gelübde zu zer-

Zeit gestatten: die Landwirtschaft beherrschte damals fast ausschließlich das Leben des deutschen Volkes; sie war zum guten Teil noch Viehzucht, insbesondere Schweinezucht, für welche der mächtige Waldbestand ausgenutzt wurde (vgl. v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte des 10. bis 12. Jahrhunderts II, 222—253).

brechen und sie zu seiner Frau zu machen — er schwor es bei seinem Schwerte und bei ihrem weißen Nacken. Gerberga leugnete nicht, daß sie sich Christo verlobt habe und auf ihn vertraue; und ihr Vertrauen ward auch nicht getäuscht: Bernhard blieb vor dem Feinde. Im sechsten Jahre ihrer Amtsführung fiel Liudolfs ältester Sohn Brun im Kampf gegen die Ungarn, der jüngere, Otto, folgte ihm nach König Ludwigs Willen in der herzoglichen Würde. Als Herzog stand Otto seiner Mutter Oda dann treu zur Seite bei der Ausschmückung der neuen Kirche, welche im nächsten Jahre durch Bischof Wigbert geweiht wurde. Oda unterstützte nämlich in ihrer nie rastenden Fürsorge ihre Tochter in der Aufsicht über das Kloster; sie schenkte ihr auch die Güter, welche sie von ihrem Schwiegersohn, König Ludwig, erhalten hatte. Selbst der König bezeigte sich auf Verwendung seiner Gemahlin freigebig gegen das Kloster, und sein Nachfolger Arnulf bestätigte seine Verfügungen. Nach König Ludwig starb auch seine Gemahlin und seine Schwägerin Gerberga, nachdem diese zweiundzwanzig Jahre Äbtissin gewesen. Ihr folgte ihre Schwester Christina, welcher ihr Bruder Otto niemals, so lange er lebte, seine thatkräftige Hilfe versagte. Noch acht Tage vor seinem Tode ward seinem Sohne, dem nachmaligen König Heinrich, in Otto der Sprößling geboren, welcher die Kaiserkrone in das Geschlecht zu bringen ausersehen war. Sechs Monate darauf ward auch Oda, die Stammutter des Geschlechts, im Alter von hundert und sieben Jahren zu ihren Ahnen versammelt. Mit Christinas Heimgang, welcher sechs Jahre nach dem ihrer Mutter sich ereignete, endet die Erzählung, welcher Hrotsvitha ein Gebet angeschlossen hat.

Mit dem späteren Epos hängt das frühere, das Otto-Lied, auch äußerlich dadurch zusammen, daß in diesem die Darstellung mit demjenigen Jahre anhebt, mit welchem sie in jenem abbricht.

Das Otto-Lied ist in folgenden Hauptzügen angelegt:

Als das Königtum der Franken durch Gottes Gnade an die Sachsen [1]) fiel, übernahm Heinrich, Herzog Ottos des Erlauchten Sohn, das Scepter und führte es in Thatkraft und Gerechtigkeit sechszehn Jahre, ohne eine Störung des innern Friedens zu erleiden. Seine tugendreiche Gemahlin Mathilde schenkte ihm drei Söhne: Otto, Heinrich und Brun; für den Erstgeborenen warb der König um Editha, die Tochter des verstorbenen Angeln-Königs Edward, bei ihrem Bruder [2]) und erhielt nicht nur diese, sondern auch ihre Schwester Adiva zu freier Wahl zugesandt. Editha aber blieb die Erkorene; mit Otto vermählt, erfreute sie noch ihren Schwiegervater durch die Geburt ihres Sohnes Liudolf.

Nach dem Tode des ersten Königs aus sächsischem Stamme bestieg Otto den Thron, und zwar in kirchlicher Feier gesegnet und gesalbt; sein Bruder Heinrich vermählte sich mit Judith, der Tochter Herzog Arnulfs von Bayern. Binnen kurzem trübte aber der Teufel die Friedensruhe durch eine zwischen den Mannen Heinrichs und des Grafen Eberhard ausbrechende Fehde, in welche auch die Herren hineingezogen wurden. Im Fehdegang nahm Eberhard durch einen Handstreich die Feste Belecke ein und führte den dort weilenden Heinrich gefangen in seine Burg ab. Da aber raffte der König Truppen zusammen, befreite seinen Bruder und ahndete den Aufruhr an den Rädelsführern durch ihre Hinrichtung oder Verbannung. Satan rastete indessen nicht: als der verbannte Eberhard zur Heimkehr begnadigt war, verbündete er sich mit dem Grafen Giselbert und gewann auch Heinrich für den Plan, Otto gefangen zu nehmen, zum Verzicht auf seinen Thron zu zwingen und an seine Stelle

---

[1]) Das Wortspiel Hrotsvithas: den Namen der Sachsen wegen ihres harten Sinnes von saxum (Stein) herzuleiten, ist unübertragbar; ich habe darum die Etymologie Widukinds (vgl. oben S. 76) in die Übersetzung aufgenommen.

[2]) Seinen Namen Athelstan nennt Hrotsvitha nicht; ich habe ihn gleich in die Übersetzung eingefügt.

Heinrich zu setzen. Aber von dem Grafen Udo überfallen, ward Eberhard erschlagen, während Giselbert im Rheine auf der Flucht ertrank. Nach kurzer Zeit kam es zu Gunsten Heinrichs zu einem neuen Anschlage, welcher auf die Ermordung Ottos am Osterfeste abzielte. Das Osterlamm ließ aber den geplanten Frevel noch rechtzeitig ruchbar werden; die zum Königsmorde Verschworenen wurden ergriffen und teils hingerichtet, teils des Landes verwiesen. Der gefangen gesetzte Heinrich ging nun in sich; er entfloh seinen Hütern und eilte nach der Königspfalz: hier warf er sich, als Otto gerade das Weihnachtsfest in der Kirche feierlich begehen wollte, seinem Bruder zu Füßen und erlangte bedingungslos die königliche Gnade, welcher er sich niemals wieder unwürdig gezeigt hat. Nach kurzer Frist zum Herzog von Bayern erhoben, schlug Heinrich die Ungarn wiederholt selbst in ihrem eigenen Lande so nachdrücklich, daß sie hinterher das deutsche Reich nicht mehr heimzusuchen wagten. Die Freude an diesen Erfolgen ward Otto aber vergällt durch den Hintritt seiner Gemahlin Editha: er übertrug nun die Liebe zu ihr auf ihre beiden Kinder, indem er die Tochter, Liudgarda, mit dem Herzog Konrad vermählte, den Sohn, Liudolf, welchen er mit Herrschgewalt ausgestattet, durch Verheiratung mit Ida, der Erbtochter des Schwaben-Herzogs Hermann, auch heimisch in seinem Herrschaftsbereiche machte: das junge Thronfolger-Paar mußte den König auf seinen Fahrten durch das Reich begleiten.

In Italien starb Lothar, der König des Landes, und hinterließ das Königtum seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter König Rudolfs. Aber gegen sie erhob sich eine Partei, welche Berengar, den Sohn des durch Adelheids Schwiegervater Hugo vertriebenen Berengar, auf den Thron brachte. Der neue König mißhandelte Adelheid; er nahm ihr ihre Schätze, ihr Gefolge, ihre Dienerschaft und schließlich sogar die Freiheit des Aufenthalts: nur mit einer Magd ward sie einem Grafen in Gewahrsam gegeben, welcher sie in ein enges, zu ebener Erde be-

legenes Gemach einsperren und sorgfältig bewachen ließ. Da aber jammerte den Bischof Adelhard ihres Schicksals; es gelang ihm, ihr eine Botschaft zu senden, in welcher er ihr die Flucht in seine Stadt dringend anriet. Mit Hilfe eines Priesters, welchem der Zutritt zu der Gefangenen verstattet war, und ihrer Magd grub nun Adelheid von ihrem Gemach aus einen unterirdischen Gang ins freie und entrann so mit ihren Genossen in der Dunkelheit ihrem Gefängnis: bei Nacht fliehend, am Tage sich verbergend, gelangte sie, von jenem Grafen, von Berengar und seinen Mannen verfolgt, glücklich zu Adelhard.

Nun priesen Unterthanen König Ottos, welche ehedem auf der Wallfahrt nach Rom beim Eintritt in das italienische Land durch Adelheid erquickt worden waren, auf die Kunde ihres Unglücks, um ihrer Mildthätigkeit willen die verfolgte Königin vor Otto und schlugen sie ihm zur Gemahlin vor. Der König ging darauf ein: indem er erwog, wie die Heirat zu stande zu bringen sei, fiel ihm ein, daß er einst dem landflüchtigen Berengar zur Heimkehr verholfen habe; er beschloß, hier einzusetzen, um in Italien seine Herrschaft zu begründen. Von Ottos Eroberungsplan unterrichtet, brach Liudolf, um seinen Diensteifer dem Vater zu zeigen, mit einer schnell zusammengerafften Heerschar in Italien ein; er brachte ohne Kampf das Volk zur Unterwerfung und kehrte erfolggekrönt zurück. In der Absicht, diesen Erfolg festzuhalten, ging dann der erfreute Vater mit gesamter Heeresmacht zum Angriff vor. Während Berengar sich feige in eine starke Festung verkroch, durchzog Otto Italien und nahm Pavia ein, wo ihm der italienische Adel zuströmte; darauf warb er in aller Form um Adelheid, indem er sie gleichzeitig nach Pavia einlud. Die heranziehende Königin ließ er durch seinen Bruder Heinrich einholen und feierte mit ihr in Pavia die Hochzeit. Da der König durch die Neuordnung des Landes wider Erwarten zurückgehalten wurde, sandte er Liudolf nach Deutschland zurück, damit der dort des Reiches warte. Während

dessen befestigte sich Heinrich vermittelst seiner entsagungsvollen Dienstfertigkeit in der Gunst seines königlichen Bruders; er gewann auch die Zuneigung der Königin. Nachdem dann Otto noch einmal Italien durchzogen und jeden Widerstand gebrochen hatte, ließ er den Herzog Konrad in Pavia mit starker Mannschaft zurück, um Berengar niederzuhalten; er selbst eilte mit seiner Gemahlin, überall freudig begrüßt, nach Sachsen heim. Als die Empfangsfestlichkeiten vorüber waren, stellte sich auch Herzog Konrad ein; er führte Berengar herzu, den er durch Unterhandlungen zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade geneigt gemacht hatte. Demnach von Otto wohl aufgenommen, erhielt Berengar sein italisches Reich zurück, jedoch nur als Lehnsmann Ottos, unter der besondren Bedingung, daß er sein Volk milder als zuvor behandle. Aber trotz seines Versprechens, in allem folgsam zu sein, bedrückte der Heimgekehrte seine Unterthanen nur noch schwerer mit dem Bedeuten, daß nur die Anforderungen, welche Otto an ihn stelle, die vermehrte Steuerlast verschulden. Das hätte Otto sicher nicht ungestraft hingehen lassen, wenn ihm nicht der böse Feind von neuem schwere Bedrängnis bereitet hätte. Liudolf nämlich, betreten durch die vertrauten Beziehungen zwischen Adelheid und Heinrich, geriet durch arge Einflüsterungen in die Besorgnis, daß man damit umgehe, ihn zu Gunsten der Nachkommenschaft Adelheids von der Thronfolge auszuschließen .... Hier folgt die erste große Lücke; die Verse danach lassen erkennen, daß der nach Italien entsandte Liudolf das Land unterworfen und die Unterwerfung seinem Vater gemeldet hatte. Darauf antwortete Otto in einem wörtlich mitgeteilten Schreiben, in welchem er sich seinem Sohne erkenntlich bezeigt, indem er ihn zum Prinzregenten für Italien ernennt und anweist, sich von dem italienischen Volke huldigen zu lassen. Liudolf kam der Weisung nach und brach dann auf, um zu seinem Vater, zu seiner eigenen Familie zurückzukehren. Die Kunde davon weckte allgemeine Freude .... Eine Lücke zer-

klüftet hier abermals die Erzählung; die vier Verse, welche darauf von dem Hauptteil des Liedes noch übrig sind, schildern Adelheid im Königsornat mit der Bemerkung, daß derselbe durch einen noch glänzenderen ersetzt wurde, als sie bald darauf mit ihrem Gemahl die Kaiserkrone empfing [1]).

In dem Überblicksbericht, welchen Hrotsvitha dem Liede anfügt, erwähnt sie den schweren Kampf, welchen Otto gegen die Burgen Berengars zu bestehen hatte, bis er ihn und sein Weib Willa in die Gefangenschaft fortschickte, die Absetzung des Papstes und die Erhebung eines würdigeren Geistlichen an seiner Statt, die Heimkehr des Kaisers nach Deutschland und seine neue Romfahrt, auf welcher Otto II. zum Kaiser gekrönt wurde, um schließlich in einem Gebete die beiden Kaiser der Gnade des Höchsten und ihrer Huld Gandersheim zu empfehlen.

E. Geschichtsschreibung.

Hrotsvitha hat ihren Beruf als Geschichtsschreiberin nicht selber entdeckt; sie ist nicht einem inneren Triebe gefolgt, die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben, sondern dem Befehle ihrer Oberin, einer Prinzessin des Herrscherhauses, welche ihrerseits wieder einer höheren Anregung stattgegeben haben mag, das Darstellungstalent der dichtenden Nonne zur Verherrlichung ihres Hauses zu verwenden. Durch höfische Einflüsse ins Leben gerufen, verleugnet Hrotsvithas Geschichtsschreibung nirgends ihren Ursprung.

---

[1]) Es ist unzweifelhaft, daß damit die Feier des Weihnachtsfestes 961 in Pavia gemeint ist, von wo Otto nach Rom zur Krönung aufbrach, daß also nicht, wie man allgemein anzunehmen scheint, die Kaiserkrönung selber im Otto-Liede beschrieben war. Unter diesen Umständen kann ich einen leisen Zweifel nicht unterdrücken, ob Pertz die zweite Lücke mit 290 Hexametern richtig berechnet hat; denn man dürfte nun um den sie füllenden Stoff einigermaßen in Verlegenheit sein.

Was die Sammlung des Stoffes anlangt, so ist zwar bezüglich des Epos „Gandersheim“ nicht mehr zu sagen, als daß Hrotsvitha die in ihrem Kloster, der Liudolfingischen Familienstiftung, bewahrte Überlieferung benutzt hat — mag diese nun wesentlich in den mündlichen Berichten älterer Nonnen oder in schriftlichen Aufzeichnungen bestanden haben und hier und da durch Urkunden und wohl auch durch jene Schriften, in welchen Agius seiner Schwester Hathumoda ein Denkmal gesetzt: die Beschreibung ihres Lebens und die Elegie auf ihren Tod, ergänzt sein —; aber bezüglich des Otto-Liedes ist die Lieferung höfisch geprägten Stoffes ausdrücklich bezeugt, so dürftig auch die Andeutungen sind, welche Hrotsvitha darüber gemacht hat. In der Zueignung an Kaiser Otto II. giebt sie zu verstehen, daß es mehrere gewesen sind, welche sie mit Stoff versorgt haben; aus der Zuschrift an Gerberga geht hervor, daß eine allgemeine Anweisung der Dichterin zu teil wurde und die Auskunft, welche sie sonst noch erhielt, nicht so vollständig war, um alle darzustellenden Begebenheiten in ihrer Aufeinanderfolge verständlich zu machen. Es läßt sich nicht mehr mit vollendeter Gewißheit herausbringen, wer Hrotsvitha mit der Anweisung und mit ergänzenden Nachrichten ausgestattet hat; aber mit hoher Wahrscheinlichkeit lassen sich doch wenigstens noch zwei Bezugsstellen angeben. Hrotsvitha erwähnt in der prosaischen Widmung, daß sie gehalten sei, ihr Otto-Lied dem Erzbischof Wilhelm von Mainz, dem vertrautesten Freunde ihrer Äbtissin, zur Begutachtung vorzulegen. Nun ist aber bei der zwischen Erzbischof und Äbtissin obwaltenden Vertrautheit die Annahme ausgeschlossen, daß Wilhelm erst von der Dichtung erfahren habe, als sie ihrem Abschluß entgegenging; er kann unmöglich ohne Einfluß auf ein so wichtiges Unternehmen geblieben sein, wenn er nicht gar, auch sonst erweislich ein Förderer geschichtlicher Aufzeichnungen, die erste Anregung gegeben hat. Gleich nach seiner Anleitung zu arbeiten, war ja auch der kürzeste Weg, auf welchem seinen Anforderungen

nachzukommen war. Man möchte vielleicht dagegen einwenden, daß ein so hoch gestellter Mann wie der Erzbischof von Mainz vor allen anderen in der Lage war, der Klage Hrotsvithas über die Unzulänglichkeit ihres Stoffes abzuhelfen und eine ganz andre Darstellung der Geschichte Ottos des Großen zu veranlassen, als Hrotsvitha uns geliefert hat. Daß er es hätte thun können, unterliegt gar keinem Zweifel; es fragt sich nur, ob er es auch thun wollte, und über diese Frage entscheidet einfach der Zweck, welcher mit der Dichtung Hrotsvithas angestrebt wird: es ist nicht die sachgemäße Darlegung der Begebenheiten, sondern die Verherrlichung Ottos, des Vaters Wilhelms von Mainz. Dieser Zweck litt es nun einmal nicht, der Dichterin so eingehende Nachrichten zukommen zu lassen, daß schon durch sie eine Kritik der vorgeschriebenen Auffassung statthaft war; nur allgemeine Umrisse boten die Möglichkeit, die unangenehmen Vorgänge innerhalb des Herrscherhauses, deren Auseinandersetzung den Ruhm des Liudolfingischen Geschlechts zu beeinträchtigen drohte, ohne große Gewaltthätigkeit ausreichend zu verschleiern [1]). Aber nur darauf dürfte die Anweisung Wilhelms sich erstreckt haben [2]); auch das Verhältnis Ottos zu

[1]) Von Wilhelms Tendenz ist das Interesse Gerbergas, ihren Vater Heinrich möglichst günstig dargestellt zu sehen, untrennbar.

[2]) Wenn Wilhelm das Otto-Lied angeregt und beeinflußt hat, so erklärt sich ungezwungen die an Einzelangaben, an der Gruppierung des Stoffes und an der Auffassung merkbare Verwandtschaft, welche zwischen der Darstellung Hrotsvithas, Liudprands und Widukinds besteht: nicht Hrotsvitha ist von Widukind benutzt worden, wie Köpke vermutet hat, es liegt aber auch kein umgekehrtes Verhältnis vor, nach welchem Hrotsvitha Widukind [Maurenbrecher, Waitz] oder Liudprand [Maurenbrecher, Zint] benutzt hätte — dieses umgekehrte Verhältnis anzunehmen ist für die erste Redaction des Otto-Liedes vor allen Dingen durch Hrotsvithas Versicherung unmöglich, daß sie ohne irgend ein leitendes Buch ihre Arbeit verrichtet habe; für die zweite Redaction wäre die Voraussetzung erfordert, daß Hrotsvitha nachträglich an ihrem Werke geändert habe, was, wie ich oben S. 229 Anm. 1

Adelheid zu berühren, lag für ihn kein Grund vor; und so hat denn Hrotsvitha namentlich über die Flucht Adelheids einen so eingehenden Bericht abgestattet, daß hierfür eine auf die Beteiligten zurückreichende Schilderung als Quelle anzunehmen unerläßlich ist.

Von einer Sichtung des Stoffes kann kaum die Rede sein: er war ihr für das Otto-Lied, mögen einzelne Begebenheiten auch noch so ausführlich beschrieben sein, eben viel zu kärglich zugemessen, als daß verschiedene Nachrichten über dasselbe Ereignis hätten in Widerstreit geraten und zur Entscheidung für die eine oder andre nötigen können. Ob die einfachen Berichte mit der Wirklichkeit sich deckten, darüber scheinen ihr allerdings Zweifel aufgestiegen zu sein; denn wenn sie in ihrer Widmung an Otto I. ängstlich gegen die Unterstellung sich verwahrt, als habe sie selbst etwa der Wahrheit Gewalt angethan, so läßt doch das darauf schließen, daß sie des Gefühls sich nicht erwehren konnte: es möchte doch wohl nicht mit allem, was sie darstellen mußte, so seine Richtigkeit haben; aber sie war viel zu devot gegen ihre Gewährsmänner, als daß die von diesen ausdrücklich übernommene Bürgschaft nicht alle ihre Zweifel hätte niederschlagen sollen. Dieses Verhältnis forderte eine enge Anlehnung an die ihr unterbreiteten Nachrichten: es läßt sie jedes Anspruchs, als Geschichtsforscherin betrachtet zu werden, welcher etwa auf Grund des Epos „Gandersheim“ erhoben werden

auseinandergesetzt habe, mit der Eigenart des Otto-Liedes und der Persönlichkeit seiner Dichterin ganz und gar unverträglich ist —, sondern in der Antapodosis, der Sachsen-Geschichte und dem Otto-Liede stellt sich die von dem Mainzer Erzbischofe vertretene Hoftradition dar, dergestalt daß Hrotsvitha sie unversehrt, Liudprand sie vornehmlich durch seine persönliche Eigentümlichkeit und Widukind auch durch sachliche Besonderheiten abgewandelt wiedergiebt. Über die Beschränkung Hrotsvithas auf die Königszeit Ottos und die mögliche Deutung dieses Umstandes s. oben S. 30.

könnte, bezüglich des Otto-Liedes verlustig gehen und schränkt hier ihr Verdienst ganz auf die Geschichtsschreibung ein.

Hrotsvithas Darstellung wird von einem deutlich ausgesprochenen Grundsatz beherrscht: die Königszeit Ottos I. nur in allgemeinen Umrissen zu schildern, namentlich nicht die Entwickelung der Schlachten bis ins einzelne auszumalen. Wenn die Dichterin diese Maßnahme mit der Schwäche ihres Geschlechts rechtfertigt, so läßt sie doch zugleich erkennen, indem sie sich lediglich für eine allgemein gehaltene Erzählung gerüstet nennt, daß sie diesen Grundsatz zunächst nur infolge der ihr gewordenen Anweisung und Unterweisung, aus der Not eine Tugend machend, anwendet, um ihn dann freilich auch selbstthätig zu befolgen, indem sie Angaben, welche ihr ursprünglich in bestimmter Form vorgelegen hatten, verallgemeinert. Das dürfte sie gleich nach Verkündigung ihres Satzes bewähren in dem Berichte über die Fährlichkeiten, in welche Otto durch die Empörung Heinrichs geriet: aus der nebelhaften Allgemeinheit vielfältiger Gefährdung und steter Errettung schimmern noch die Grundlinien der damaligen Entwickelung hervor. Die Sucht, in jedem Einzelereignis das allgemeingiltige zu erfassen und anzugeben, macht ihre Darstellung erhaben über Zeit und Ort und entkleidet auch die Widersacher des Königs beträchtlich ihrer Individualität: das vielförmige Ankämpfen sehr verschiedener Gewalten gegen den siegreichen König verblaßt unter Hrotsvithas Händen zu einem schablonenmäßigen Anringen der finsteren Mächte gegen das sieghafte Licht. Zwar läßt sich nicht immer bestimmt sagen, ob nicht da, wo Verallgemeinerung vorliegt, an Stelle eines inneren Dranges der Dichterin nur der äußere Zwang eines von vorn herein allgemein gehaltenen Materials sich geltend macht; daß jener Drang gleichwohl vorhanden ist, lehrt ein einfacher Überblick über die Zeit-, Orts- und Völkerschaftsbezeichnungen, welche Hrotsvitha vorbringt. So reich das Epos „Gandersheim" an Zeitangaben ist, so

arm ist daran das Otto-Lied; wenn man beispielsweise seine erste größere Hälfte, welche mit Liudolfs Vermählung abschließt, in das Auge faßt, so ist nur die sechzehnjährige Dauer des Königtums Heinrichs I. und dann noch Ostern und Weihnachten erwähnt: im übrigen ist man auf ungefähre, vor allem auf die relativen Zeitbestimmungen der Ereignisse in ihrer Folge angewiesen. Den Schauplatz kennzeichnet Hrotsvitha nur zweimal durch die Feste Belecke und den Rhein: sie nennt nicht Birthen, nicht Breisach und nicht Andernach. An Völkerschaften begegnen nur die Ungarn: sie gedenkt nicht der Böhmen, Dänen und Westfranken, ja nicht einmal der Wenden — und war doch ohne Zweifel in der Lage, hier aus eigener Kenntnis die etwa vorhandenen Lücken ihres Materials zu ergänzen.

Aus dem Meere verschwimmender Ereignisse steigen nun die fest gestalteten Persönlichkeiten des Herrscherhauses empor: Heinrichs und Mathildens Söhne mit ihren Gemahlinnen und Kindern; sie sind so sorgfältig, die beiden Gemahlinnen Ottos, Editha und Adelheid, so liebevoll gezeichnet [1]), daß die deutsche Geschichte unter König Otto, auf welche das Lied angelegt ist, zu einer Familiengeschichte wird, für welche die geschilderten Begebenheiten nur den Untergrund bilden.

Um die Verherrlichung recht zu verstehen, welche Hrotsvitha ihrem Helden und um seinetwillen auch seinem ganzen Hause zu teil werden läßt, muß man das Verhältnis beachten, in welchem die Dichterin als Mitglied einer von der Herrscherfamilie mit besonderer Huld bedachten vornehmen Nonnengemeinschaft sich befand. Hrotsvitha faßt es selbst als ein dem Lehnsverhältnis entsprechendes auf, indem sie in der Zueignung an Otto I. ihr Gedicht als schuldige Leistung der zu Königsdienst verpflichteten Gandersheimer Nonnen bezeichnet: wenn sie

[1]) Des Prinzen Heinrich „zarte, weiße Hand", welche blutig geschnürt wird (V. 369) und der „durchsichtige Teint" der Angeln-Prinzessin Editha (V. 173) verraten wiederum in Hrotsvitha das Weib.

also ihre dichterische Begabung dem Ruhme ihres Herrn und Königs widmet, so thut sie mit der Feder nichts andres, als was vielleicht ihre männlichen Anverwandten mit dem Schwerte thaten. Das adelige Fräulein verrät sich überdies auch dadurch in ihr, daß ihr jede Mißheirat ein Greuel ist: wie verächtlich äußert sie sich schon in der Gangolf-Legende über die edelgeborene Ganea, welche an einen Knecht sich wegwirft, und wie tief stellt sie im Otto-Liede den Bruder der von ihr so hoch gepriesenen Editha, weil er von dem Angeln-König mit einer Nebenfrau erzeugt war! Man merkt es aber auch dem Liede an, daß Hofluft in die Zelle der dichtenden Nonne hineinweht. Nur kein Verstoß gegen die Etiquette! Diese Sorge spricht aus ihrer an Otto I. gerichteten Bitte um Entschuldigung dafür, daß sie ihn, den Kaiser, noch König nenne, solange sie von seiner Königszeit handle; sie spricht ferner aus dem Prädicat venerandus, ohne welches nicht leicht der König, die Königin und die königlichen Prinzen angeführt werden [1]).

Der höfisch gewöhnten, adeligen Nonne konnte aber die Pflicht, den König zu verherrlichen auch gar nicht schwer fallen vermöge ihrer frommen Überzeugung, daß ihr Held zufolge jener göttlichen Willensmeinung, welche einst Johannes der Täufer seiner Ahnfrau verkündete, und kraft des in seiner Erhebung zur Kaiserwürde liegenden Gottesurteils ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn sei: bezeichnend ist für diese Auffassung in der Charakteristik des jungen Otto (V. 77 ff.) die Erklärung Hrotsvithas, daß sie jeder eingehenden Schilderung darum entraten zu können glaube, weil Otto zur Zeit, da sie schreibe, nach Gottes Willen die höchste Staffel irdischer Macht erstiegen habe, also folgerichtig ein Mensch sein müsse, welcher nicht nur am glänzendsten begabt, sondern auch in seinem Thun und

---

[1]) Dem heutigen Brauche entsprechend habe ich das Wort mit „Majestät“ und „Hoheit“, einmal, bei dem Bischof Adelhard, mit „Hochwürden“ übersetzt.

Lassen unanfechtbar sei. Wenn damit vielleicht auch das eindrucksoffene Weib, welches den Erfolg anbetet, zu Worte kommt, so hat doch die fromme Klosterfrau den überwiegenden Anteil daran; denn es kann nicht bezweifelt werden, daß die kirchliche Frömmigkeit der Grundzug ihres Wesens ist. Wie alles menschlich Bedeutende gar leicht bei ihr eine Beziehung zur Kirche gewinnt — Herzog Heinrich z. B. ist ein Kämpe und Meister in der Kriegskunst nur, um die Kirche zu beschirmen (V. 99 ff.) —, so stattet sie lediglich mit den Tugenden, welche die Kirche als solche anerkennt, ihren Helden, und zwar so überschwänglich aus, daß das passive kirchliche Heldentum das active im Volkssinne zu einem wahren Zerrbilde entstellt. Wehe dem Manne, welchem Hrotsvitha eine besondere Neigung zuwendet! Dieser Satz wird mit Gangolf so gut wie mit Otto belegt; denn welch eine Jammergestalt ist der sogar Heros genannte austrasische Edle, der vor lauter Gebetübungen nicht merkt, wie sein vernachlässigtes junges Weib der Verführung erliegt; der, erst durch die Volksstimme auf das schändliche Treiben in seinem eigenen Hause hingewiesen, aus Feindesliebe mit halben Maßregeln eingreift und sich so nur seinen Mörder am Leben erhält! Aber wie wenig ist auch in dem Bilde, welches Hrotsvitha uns von Otto entwirft, der gewaltige Kaiser zu erkennen, welchen uns der volkstümlichere Widukind geschildert hat! Wie beim Tode Sauls David, dessen priesterliches Königtum Hrotsvitha in ihrem Helden wieder erstanden sieht, so weint auch Otto, als er den Untergang zweier so gefährlicher Feinde wie Eberhards und Giselberts erfährt; sein Antlitz ist von Zähren überströmt, sodaß ihn seine siegreichen Streiter daran gemahnen müssen, daß eine solche Traurigkeit denn doch ihrem Siege nicht angemessen sei; und Otto läßt sich auch bedeuten: er macht nun ein vergnügtes Gesicht, aber innerlich schluchzt er noch eine Weile weiter!

Es ist ja auch dem jüdischen Könige begegnet, daß ihm und seiner Herrschaft aus seiner eigenen Familie ein Widersacher er-

stand; es fällt also nicht aus dem Rahmen des gewählten Vergleichs hinaus, daß Heinrich und Liudolf ihrem Bruder und Vater Otto die Gewalt streitig machen: sie müssen aber, da nun einmal Gott in allem und jedem mit dem Könige ist, vom Teufel angestachelt sein, und das um so notwendiger, als Hrotsvitha bezüglich Heinrichs — der Aufstand Liudolfs ist leider wegen der ersten großen Lücke des Otto-Liedes nur in seinen Anfängen angedeutet — erklärt: sie glaube, daß er nur gezwungen gegen Otto sich aufgelehnt habe.

Die mächtige Persönlichkeit Ottos, welche in Hrotsvithas Darstellung von einem Heiligenschein umflossen ist, wirkt nun aber rückwärts und verführt die Dichterin, manches in der Entwickelung, welche die staatsrechtliche Gewalt der Liudolfinger durchzumachen hatte, bedeutender aufzufassen, als es in Wirklichkeit war. Das Herzogtum, zu welchem die Grafengewalt Liudolfs durch Ludwig den Deutschen gesteigert wird, umfaßt nach ihrer Schätzung schon das ganze Sachsen-Land; es wird zwar noch einmal als abhängig von einem ostfränkischen Könige hingestellt, als Otto der Erlauchte seinem älteren Bruder Brun im Amte folgt, ist darauf aber jedenfalls als Eigentum des Geschlechts gedacht, bis es unter Heinrich I. in das sächsische Königtum umgewandelt wird. Hrotsvitha beschränkt dasselbe augenscheinlich auf den Sachsen-Stamm und begreift die anderen Herzogtümer als unterworfene Lande, wenn sie den inneren Frieden unter Heinrich I. während seiner ganzen Regierung niemals gestört sein läßt; erst unter Otto tritt hierin ein Umschwung, die Umwandlung des sächsischen in das deutsche Königtum ein, als Bayern, Schwaben und Lothringen an seinen Bruder, Sohn und Schwiegersohn kommen und somit eine einzige Familie über alle deutschen Herzogtümer herrscht. Dabei erscheint das deutsche Königtum, welches Heinrich I. von Gottes Gnaden erhalten hat, bei dem Antritt Ottos fast als erblich, da das Wahlrecht des Volkes kaum kenntlich angedeutet ist.

Was das von Cäsar als dem Werkzeug Gottes begründete Kaisertum anlangt, so stellt es, an die Herrschaft über die Stadt Rom geknüpft, in Hrotsvithas Sinn die schlechthin höchste irdische Gewalt vor; es schließt mithin auch die Macht über das Papsttum in sich: in dem Epos „Gandersheim“ spricht Hrotsvitha allerdings davon, daß Sergius II. den ganzen Erdkreis beherrscht, aber das geschieht doch nur als Haupt der Kirche auf geistlichem Gebiet; im Otto-Liede hat der Kaiser das Recht, den Papst zu ermahnen und im Falle der Halsstarrigkeit zu beseitigen.

Man hat der Dichterin noch andere offenkundige Irrtümer und Verstöße gegen die Wahrheit zum Vorwurf gemacht: so die angeblich durch die Ungarn statt durch die Normannen erfolgte Vernichtung Herzog Bruns im Epos „Gandersheim“, ferner die nur auf sechzehn Jahre bemessene Regierungsdauer Heinrichs I., die Nichterwähnung Thankmars und die falsch bestimmte Abkunft Berengars II., welcher nach dem Otto-Liede ein Sohn des ersten Berengar ist; da aber die unrichtig angegebene Regierungsdauer des ersten sächsischen Königs und die Übergehung Thankmars, an dessen Stelle Graf Eberhard den Prinzen Heinrich gefangen nimmt, Fehler sind, von welchen Hrotsvitha den ersten mit Widukind, den zweiten mit Liudprand gemein hat, so dürften mindestens diese beiden Irrtümer nicht ihr selbst, sondern ihrem höfischen Gewährsmann zur Last zu legen sein. Den ausschlaggebenden höheren Willen wird man unbedenklich auch überall da verantwortlich machen dürfen, wo die Thaten eines Mitglieds des Herrscherhauses ausgiebiger bewertet sind, als sonst angängig erscheint. Das dem Herzog Heinrich von Bayern gespendete Lob: durch seine Siege seien die Ungarn so gründlich geschlagen worden, daß sie hinterher Ottos Reich nicht mehr belästigten, kann nur bei einer gewundenen Erklärung des Wortes „hinterher“ unbeanstandet bleiben, nämlich nach Heinrichs Tod, welcher erst nach der Schlacht auf dem Lechfelde, dem eigentlich vernichtenden, freilich auch mit

Hilfe der Bayern geführten Schlage, sich ereignete; ferner ist Liudolfs erster Zug nach Italien als gelungen nur dann zu bezeichnen, wenn man in ihm lediglich eine bewaffnete Recognoscierung sieht, eine Auffassung, die durchaus nicht mit anderen Nachrichten in Einklang zu bringen ist, u. a. m.[1])

Leider verwehrt andren Orts die unbestimmte Ausdrucksweise Hrotsvithas eine klare Erkenntnis. Die Angabe, daß der um den Tod Edithas trauernde Otto seinen Sohn Liudolf mit Herrschgewalt ausgestattet habe, ist jedenfalls auf die Sicherung seiner Nachfolge zu beziehen; ob damit auch die Übertragung herzoglicher Befugnisse verbunden war, für Franken in Vertretung des Königs und für Schwaben in Vertretung des Herzogs Hermann[2]), ist zweifelhaft; man könnte es aber aus Hrotsvithas Worten folgern, welche durch die Vermählung Liudolfs mit Ida, der Erbtochter des Schwaben-Herzogs, die vollendete Einbürgerung des Prinzen in Franken und Schwaben eintreten lassen.

Anerkannt sind jedoch, obwohl Hrotsvitha allein davon berichtet und folgeweise um so schätzbarer die Angabe, daß Liudolf durch die Vertraulichkeit zwischen Heinrich und Adelheid erst zum Argwohn und dann zur offenen Empörung veranlaßt worden sei, ferner die Überlieferung der Gründe, mit welchen der heimgekehrte Berengar die Vermehrung der Steuern rechtfertigt, weiter die Bestimmung des eigenartigen staatsrechtlichen Verhältnisses Italiens unter der Regentschaft Liudolfs zum

---

[1]) Vgl. hinten die Erläuterungen unter II. und IV.

[2]) Franken hielt ja Otto damals in seiner Hand; mit der Erbtochter des Schwaben-Herzogs ist Liudolf allerdings erst nach dem Tode seiner Mutter vermählt, aber nach Liudprand (V, 1) schon 939 verlobt und dabei von seinem Schwiegervater an Sohnes Statt angenommen worden. Übrigens kann schon allein auf dieses Verhältnis die Herrschgewalt Liudolfs gegründet werden, da Hermann auch im Franken-Lande Besitzungen hatte (vgl. Dümmler, Kaiser Otto der Große S. 176).

deutschen Reiche und endlich von Schilderungen allgemeinerer Art insbesondere die ausführliche Erzählung von Adelheids Flucht.

Wenn schon um dieser Nachrichten willen das Otto-Lied wertvoll ist, so kann doch der beschränkte Gesichtspunkt des Forschers, welcher heute für die politische Geschichte Deutschlands Material sammelt, nicht die ganze Bedeutung der Geschichtsschreibung Hrotsvithas erschließen; erst wenn man den eigentümlichen Zusammenhang würdigt, in welchem das für die politische Geschichte kaum belangreiche Epos „Gandersheim" zum Otto-Liede steht, kann man zu der Erkenntnis kommen: Hrotsvithas Geschichtsschreibung ist die Darstellung der an die Liudolfingische Stiftung Gandersheim anknüpfenden Familiengeschichte des sächsischen Herrscherhauses vom Grafenamte bis zum Kaisertum, in welcher die Hoftradition am reinsten zum Ausdruck gelangt. Mag Hrotsvitha auch, von kirchlicher Gesinnung erfüllt, die aus allen Familienbanden gelöste und nur ihrem Kloster anhangende Nonne sein, es ist im Grunde doch das Weib, das adelige Weib, welchem die deutsche Geschichte in Form der Familiengeschichte des Herrscherhauses am nächsten lag; als treue Vasallin bringt sie dann nach ihrem Vermögen ihrem Herrn und König den schuldigen Zoll der Lobpreisung dar und als Nonne belebt sie ihre verherrlichende Familiengeschichte mit dem Hauche christlich-kirchlicher Anschauungen — Weib, Vasallin und Nonne: in diesen drei Gestalten prägt Hrotsvitha ihr Wesen in ihrer Geschichtsschreibung aus; die Nonne aber ist die größeste unter ihnen; denn sie zeigt für die Vergangenheit und macht auch für die Zukunft alle Herrlichkeit des Kaiserhauses von seiner Fürsorge für das Kloster Gandersheim abhängig.

II.

Das Otto-Lied.

An die Äbtissin Gerberga.

Der erhabenen Äbtissin Gerberga, welcher um ihrer ausgezeichneten Trefflichkeit willen ebenso sehr, wie wegen ihrer erlauchten Abkunft aus königlichem Geschlecht ehrfurchtsvolle Huldigung gebührt, Hrotsvith, die Nonne von Gandersheim, die niedrigste der niedrigsten, welche der Leitung einer so hoch ansehnlichen Herrin sich erfreuen, Ehrerbietung und Gehorsam.

Die Ihr in strahlender Vielseitigkeit geistlicher Weisheit leuchtet, o Herrin mein, möchte doch Eure Huld sich herablassen zu besichtigen, was, wie Ihr wisset, doch nur auf Euren Befehl ausgeführt ist. Ihr habt mir ja die schwere Aufgabe gestellt, in gefälligen Versen die Ruhmesthaten des Kaisers zu besingen, ohne daß ich meinen Stoff auch nur von Hörensagen hätte zur Genüge sammeln können. Welche Schwierigkeit sich mir, der mangelhaft Berichteten, bei meinem qualvollen Streben entgegentürmte, könnt Ihr daran ermessen, daß ich nicht in der Lage war, auf eine schriftliche Bearbeitung meines Gegenstandes zurückzugreifen oder selbst irgendwo einen klaren und ausreichenden mündlichen Bericht zu erlangen. So heißt man einen unerfahrenen Wandersmann eine unbekannte Waldesweite betreten, wo Weg und Steg von dichtem Schnee verschleiert und verdeckt ist — und ohne Führer nur nach unbestimmter Weisung irrt

er hier in unwegsamer Wüstenei umher, um unversehens auf die Spur des rechten Pfades zu geraten, bis er die Hälfte des Waldesdickichts durchmessen hat und endlich an einen Ort ersehnter Rast gelangt, wo er die Schritte hemmt, nicht willens, weiter vorzudringen, es müßte denn ein Leiter ihm beschieden werden oder in die Stapfen eines andern zu treten ihm vergönnt sein. Das ist ganz meine Lage. Auf das mächtige Gebiet einer glanzvollen Geschichte gewiesen, habe ich das Gewirr königlicher Ruhmesthaten wankend und schwankend in Mühsal durchwandert und erschöpft davon, mache ich verstummend an passendem Orte Halt, entschlossen, nur mit besonderer Anleitung mich an die Erhabenheit kaiserlichen Thatenruhmes zu wagen. Wenn mich nämlich wohlredende Männer mit ihren gewandten Darstellungen, welche entweder schon geschrieben sind oder ohne Zweifel in Bälde geschrieben werden, ermutigen möchten, würde ich wohl auch einen Schleier für meine schlichte Einfalt erhalten. Jetzt aber bin ich in jeder Beziehung um so schutzloser, als ich mich auf keinen Gewährsmann stützen kann; und ich fürchte auch darum, der Unbesonnenheit bezichtigt zu werden und vielfach den Schlingen des Spottes zu verfallen, weil ich mich unterfangen habe, mit meiner schlichten und ungebildeten Redeweise zu entweihen, was ganz anders, mit Beredsamkeit im Prunke geistvoller Feinheit auseinanderzusetzen war. Indessen wer bei der Prüfung seinen gesunden Verstand, welcher den rechten Maßstab zu finden weiß, zu Rate zieht, der wird um so leichter zur Entschuldigung geneigt sein, je schwächer mein Geschlecht, je dürftiger meine Kenntnis ist, zumal ja doch kein Vorwitz auf meiner Seite ist, sondern ich nach Eurem Befehl die Hand an das Gewebe dieses Werkes zu legen begonnen habe. Doch warum fremdes Urteil scheuen, da ich einzig und allein vor Eurem Richterstuhle etwaige Fehler zu verantworten schuldig bin? Und warum dem Spott verfallen müssen, da ich doch einzig und allein um Verschwiegenheit nachzusuchen habe?

Denn es hieße freilich dem Tadel aller mich aussetzen, falls ich etwa eine für die Öffentlichkeit viel zu unbedeutende Darstellung allgemein bekannt geben wollte. Eurem Urteil also und dem Urteil Eures vertrauten Freundes, dem ich nach Eurer Weisung dies Erzeugnis meiner Einfalt vorzulegen habe, des Erzbischofs Wilhelm nämlich, überlasse ich in Ergebung den Wahrspruch.

An Kaiser Otto I.

Thatfroher Herrscher, Du, des Reichs,
Das Cäsars Name weiht,
O Otto, welchen uns die Huld
Des Herrn in Ewigkeit
Erstrahlen läßt im Scepterschmuck,
Im kaiserlichen Zeichen,
Den auch der Vorzeit Kaiser all'
An Gnaden nicht erreichen —
Obschon die Heiden weit und breit
In Fülle vor Dir beben,
Dir Ehrenspenden mancherlei
Die Christen alle geben,
Verachte nicht in diesem Lied
Die Dürftigkeit der Gabe;
Gelassen leih Dein Ohr dem Lob,
Das ich, Unwerte, habe
Dir darzubringen als den Zoll
Der Gandersheimer Schar;
Denn durch Erbarmen, das die Zier
Der Ahnen Dein stets war,
Versammelt, kennt sie ihre Pflicht
Mit Eifer Dir zu dienen.

Wie spät noch Deiner Thaten Ruhm
Begeistern wird, von ihnen
Zu künden, so hat mancher wohl
Bereits sie dargelegt;
Indeß von allen diesen hat
Mich keiner angeregt,
Kein weisend Buch ist mir bekannt,
Dem ich verpflichtet bin:
Veranlaßt hat allein zum Werk
Mein treu ergebner Sinn;
Er ist's, der mir den Mut gewährt,
Das heikle Werk zu wagen;
Denn konnte ich nicht unbedacht —
Es war recht zum Verzagen! —
Beim Dichten wider Wahrheit mich
Auf falschem Pfad vergehen?
In bösem Trachten wird dazu
Mein Herz sich nie verstehen;
Mit Willen hab' ich nie getäuscht,
Nie gut aus schlimm gemacht:
Es haben mir für den Bericht,
Wie ich ihn vorgebracht,
Sich Die verbürgt, von welchen ich
Mit Stoff versehen bin.

So nehme kaiserliche Huld
Den Ehrenkranz denn hin,
Den Dir in Demut schlecht und recht
Die Treue mein gewunden.
Und werden in der Folgezeit
Der Schätzung wert befunden
Noch viele Schriften, die es ernst
Mit Deinem Ruhm genommen:

Zu unterst wird dem Range nach
Mein Buch doch wohl nicht kommen;
Denn es ist vorbildfrei zuerst —
Das ist gewiß — verfaßt.

Und wenn Du gleich die Krone schon
Des Kaiserreiches hast,
So wolle nicht ungnädig sein,
Daß Du mir König bist,
Solange Deiner Königszeit
Verdienst in Rede ist,
Bis mich geregelter Verlauf
Zu höh'rem Klang wird bringen,
Von zweiter, kaiserlicher Kron'
Zu sagen und zu singen.

An Kaiser Otto II.

O Otto, glänzendstes Juwel
Im ganzen Römer-Reich,
Von Kaiser Ottos Majestät
Du Sproß, dem keiner gleich,
Ob Dir ein blühend Weltreich auch
In seiner Macht Zenith
Der Herr-Gott und sein ew'ger Sohn
Vom Himmelsthron beschied:
Der schlichten Nonne schlichtes Werk
Verachte doch mit nichten,
Das Du ja selbst — geruhe nur,
Den Sinn zurück zu richten! —
Zu unterbreiten mir befahlst
Dem Blicke Dein, dem hellen;
Und nimmst Du nun die Flecken wahr,

Die vielfach es entstellen,
So sei dann zur Entschuldigung
Mir um so mehr geneigt,
Je eiliger sich Dein Befehl
Durch mich erfüllet zeigt.
Hätt' Dein gestrenges Machtgebot
Mich nicht dazu gedrängt,
Von solchem Selbstgefühl bin ich
Wahrhaftig nicht gelenkt,
Daß ich mich unterstanden hätt'
Ein Büchlein, wie das hier,
Der Einfalt Frucht, zur Würdigung
Zu spreizen aus vor Dir.
Denn nur dem Vater unterthan
Nach Gottes gnäd'gem Walten,
Nur gegen sein, des Vaters Wort
Zur Folgsamkeit gehalten,
Hast sonder Zwietracht Du im Reich,
Dem weiten, gleiche Ehre;
So zart auch Deine Hand, sie hält
Schon mit des Scepters Schwere!

Doch eingedenk, wie wundersam
Mit Dir es gleich bewandt
Und Salomo, des David Sohn,
Des Königs viel genannt —
Durch feierlichen Willensspruch
Ließ seinen Thron vom Erben
Der priesterliche Vater früh
In Fried' und Freud' erwerben! —,
Vertraue ich, daß ein Vergleich
Mit ihm Dir nicht mißfalle.
Ob nämlich seine Herrschermacht

Auch thront' in stolzer Halle,
Als unverbrüchliches Gesetz
Der Weisheit Wahrspruch kündend,
In unerschöpfter Geisteskraft
Der Rätsel Tief' ergründend,
Er war doch zur Erholung auch
Zu tändeln gern bereit,
Wie er sich denn in Richterpflicht
Der beiden Weiber Streit
Durch schnellen Spruch in aller Form
Zu schlichten nicht bedachte
Und wieder in des Sohns Besitz
Die wahre Mutter brachte.
So rühre unsern Salomo
Die flehentliche Bitte:
Obschon der Kaisersorgen Last
Es eigentlich nicht litte,
Geruhe doch, den jüngsten Sang
Der Nonne, die ein Wesen
In Deinem Ingesinde ist,
Zum Zeitvertreib zu lesen,
Aufdaß jedweder Ausdrucksfehl,
Den Schicklichkeit verpönt,
Der Rüge nicht verfallen mag,
Durch Kaisers Mund beschönt,
Und jene Weihe, die dem Lied
Der Name Dein verleiht,
Es gegen den Vernichtungshauch
Verdienten Abspruchs feit.

919. Als aller Herrscher Oberherr,
Der einzig ewig ist
Und jeder Dynastie ganz frei
Bestimmet ihre Frist,
Das hoch gepriesne Königtum
Der Franken fallen ließ
An jenen Stamm, der von des Schwerts
Beliebter Wehr — es hieß
In seiner Landessprache Sachs —
Ob scharfer Schneidigkeit
Des Sachsennamens teilhaft ward,
Berufen weit und breit:
Da war es Heinrich, Ottos Sohn,
Des Herzogs lobesam,
Der weisheitsvoll zum Wohl des Volks
Das Scepter übernahm.

919—936. Wie sich des ehrenwerten Herrn
Begabungsschatz entfaltet,
Wie über unterworfnem Volk
In Milde er gewaltet.
Und ihm vor allen Königen
Der Zeit den Vorrang schafft
Sein Thatenruhm — das übersteigt
Denn doch die Schildrungskraft
Des anspruchslosen Liedes hier,
Das ja von Mängeln starrt.
Denn allen Guten freundlich-mild,
Den Bösen unhold-hart,
So schirmte er Gesetz und Recht

Mit eifrigstem Bemühen, 919—936.
So ließ er jeglichem Verdienst
Gar reichen Lohn erblühen.
Ihm war denn auch vom Sternenzelt
Im Reiche innrer Frieden
Vom Friedensfürsten Jesu Christ
Sein Leben lang beschieden;
Und dabei durft' — ein glücklich Los! —
Die Reichsgewalt er wahren,
Wenn ich nicht irre, insgesamt
In sechzehn vollen Jahren.
Doch bei der Zeiten Flucht war ihm
Nicht auch die Freud' entflohn;
Denn bei ihm saß die hehre Frau
Mathilde auf dem Thron,
Mit der nicht eine Königin
Sich jetzo kann vergleichen,
Um etwa höh'ren Tugendpreis
Als jene zu erreichen.

Drei Söhne hatte überhaupt
Dem Paare Gott beschert
Und damit schon zum Glück des Volks
In Gnaden vorgekehrt,
Daß nicht, wann Heinrichs Majestät
Vom Leben Abschied nähme,
Die Reichsgewalt als Beutestück
An Bösewichte käme,
Vielmehr ihr königlich Geblüt
Den Prinzen möcht' bereiten
Den Weg zum Vaterreich, in Fried'
Und Eintracht es zu leiten;
Obzwar nicht in demselben Rang

919—936. Die Brüder sollten leben:
Nur einer sollte König sein,
Die zwei ihm untergeben.

Dem Strahl des Morgensternes gleich
Verdunkelte sie ganz
In blendender Vortrefflichkeit
Des Ältsten, Ottos Glanz.
Ihn hatte in gewohnter Huld
Des ew'gen Königs Gnade
Zum Lenker für das treue Volk
Begabt in rechtem Grade;
Denn wie an Jahren war er auch
An Thatkraft überlegen
Und fähig so, nach Heinrichs Tod
Des Reiches wohl zu pflegen.
Ich brauch' für seiner Biederkeit
Vollendung, die am Knaben
Schon rühmenswerte Sittigkeit
Kein weitres Wort zu haben,
Da Christus ihn schon jetzt zum Lohn
So hoch erhöhet hat,
Daß er nach gutem Recht besitzt
Die stolze Römerstadt,
Die längst auf festem Erdenrund
Das höchste Haupt geworden,
Daß er bezähmt in Christi Schutz
Die Wut der Heidenhorden,
Die ehedem den heil'gen Leib
Der Kirche oft zerstückt.

An zweiter Stelle ward das Paar
Mit Heinrich dann beglückt,

Der von dem Vater, von dem Herrn 919—936.
Den Ruhmesnamen borgt;
Und auch in ihm war — Christi Huld
Hat weislich vorgesorgt —
Ein Herzog furcht- und tadellos
Dem deutschen Volk bestellt,
Der, Meister in der Kriegeskunst
Und in der Schlacht ein Held,
Der Kirche hohe Heiligkeit
Beschirm' so unverzagt,
Wie feindlichem Geschoß zum Trotz
Die Felsenmauer ragt.

Der hehren Kirche ward zuletzt
In Brun ein Hirt geboren:
Des ew'gen Priesters höchste Gunst
Hat ihn dazu erkoren,
In Sorg' und Müh' dem Seelenheil
Des Christenvolks zu leben.
So mußte denn auf Gottes Wink
Des Vaters frommes Streben
Dem Hegedrang des Mutterarms
Den Knaben früh entwinden,
An Christum ihn zu Pflicht und Dienst
Unwiderruflich binden,
Daß er durch jeglichen Verzicht
Auf Königsprunk der Erde
Ein rechter Dienstmann vor dem Herrn
Der Sternenhalle werde.
Dafür hat auch der Weisheitsstrahl
Des Vaters aller Zeiten,
Hat Christus gnädig für und für

919—936. Des Wissens fernste Weiten
Ihm aufgehellt, den Wissensdurst
So liebreich ihn gestillt,
Daß, wer nur von den Sterblichen
Als klug hienieden gilt,
Bisher auch nicht ein einziger
Den Preis ihm hat bestritten.

929. Nachdem die Prinzen ranggemäß
Den Bildungsgang durchschritten,
Da faßte Heinrich ruhmgekrönt,
Ihr Vater, den Entschluß
Und setzte ihn ganz so ins Werk,
Wie es geschehen muß:
So lange ihn der Sonne Hauch
Noch lebenswarm erhalt',
Mit seinem Erstgeborenen,
Dem Erben der Gewalt,
Mit Otto eine würd'ge Braut
Noch selber zu verloben,
So die Geburt mit seinem Sohn
Auf gleiche Höh' erhoben.
Er mochte keine im Bereich,
Den seine Macht umspannte;
So schickte er denn übers Meer
Erfahrene Gesandte
Ins schöne Land des Angeln-Volks,
Indem er sie anwies:
Es sei sofort mit dem Geschenk,
Das er darbringen ließ,
Um König Edwards Töchterlein —
Editha war's — geworben:
Sie thront am Hof zur Zeit, als schon —

Ihr Vater war gestorben — 229
Ihr lieber Bruder Athelstan
Des Reiches Scepter führte,
Der von des Königs Nebenfrau
Aus Astereh' herrührte:
So unansehnlich von Geburt
Des Bruders Mutter war,
So hohen Adels jene, die
Das Fräulein uns gebar!

Das Königskind, dem meines Lieds
Hochton sei zugewandt,
Sie also war durch ihren Ruf
Schon allen wohlbekannt:
Ein Bronnen, der an Edelmut
Und Tugend überquoll,
War sie ein Sproß fürnehmsten Stamms
Von Kön'gen hoheitsvoll.
Ihr Angesicht, in lichtem Glanz
Wie eines Engels klar,
Vereinigte der Schönheit Pracht
Mit Hoheit wunderbar;
Ihr ganzes Wesen webt im Strahl
Der reinsten Herzensgüte,
Weswegen ihr im Vaterland
Der Ruhmespreis erblühte —
Und zwar entschied das ganze Volk
Mit Urteilseinigkeit —:
Daß sie die allerbeste sei
Der Frauen ihrer Zeit.
Indeß kein Wunder, daß aus ihr
Die Tugendleuchte ward,
Da nur des Ahnherrn Heiligkeit

920. In ihr sich offenbart:
Das Glückskind war, so meldet man,
Von Oswalds Stamm ein Reis,
Des Königs, dem das Erdenrund
Noch singet Lob und Preis,
Weil er den Tod erlitt, eh' er
Vom Christbekenntnis wankte.

Als die Gesandtschaft unsres Herrn
Ans Reiseziel gelangte,
Den Hof des Königs — für Edith
Des Aufenthaltes Ort —,
Enthüllt' sie ihm die Heimlichkeit
Der Botschaft Wort für Wort.
Da er sie auch beglaubigt sah,
War seine Freude groß:
Der Schwester bracht' er frohen Munds
Den Antrag säumnislos,
Sie mahnend, daß sie das Vertraun
Des Königs Heinrich ehre,
Der sie für seinen eignen Sohn
Zur Ehefrau begehre.
Er hatte darauf nicht sobald
Durch freundliches Getröst
Zu Ottos junger Fürstlichkeit
Ihr Neigung eingeflößt,
Da häuft' er so viel Kleinod' an,
Als irgend ihm gelänge,
Um, als genügend ihm erschien
Der Sammlung schwere Menge,
Mit diesem märchenhaften Schatz
Editha auszustatten
Und mit so stattlichem Geleit

Zu senden ihrem Gatten, 920.
Als der Prinzessin Sicherheit
Und hohem Rang entsprach.
Zwar schickt' er noch die Schwester mit;
Doch stand Adiva nach
An ihrer Lebensjahre Zahl
Wie auch an innrem Wert.
Er hatte auch, nur daß er so
Noch höher Otto ehrt',
Von König Heinrichs Ruhmesmacht
Den liebenswerten Sprossen,
Zwei Fräulein edelsten Geschlechts
Zu senden sich entschlossen:
Es mochte Otto nach Geschmack
Erwählen sich die Braut.
Doch auf den ersten Blick gefiel
Editha fürnehm-traut
Mit Recht, als die Verkörperung
Der reinsten Herzensgüte
Und ward dem Königssohn vermählt
Als schönste Mädchen-Blüte.
Es war dann die Hochpreisliche, 930.
Die Liudolf gebar,
Den lieben Sohn, ein treues Bild
Von so erlauchtem Paar;
Denn an ihm hing — begreiflich ist's —
Das Volk mit ganzer Seele,
Im Heilruf wünschend, daß es nie
An Lebenskraft ihm fehle.

Indem der beiden Liebesbund 936.
Nun so Gestalt gewann,
Da trat denn mit der Zeit der Tod

236. Den König Heinrich an
Zur Trauer für das ganze Volk
Im Bannkreis seiner Macht.
Durch seinen Tod ward Otto dann
Zum Thron empor gebracht,
Als jenes Königs erster Sohn
Zur Majestät bereitet.
Und schon von des gesamten Volks
Gelübd' und Wunsch geleitet,
Ward er nach Christi Huld gesalbt
Zur Macht und Herrlichkeit.
Ihn stattete des Himmels Herr
In seiner Mildigkeit
So reichlich aus, daß er, mit Recht
Von allen hoch gepriesen,
Sich unerreicht an Thatenruhm
Den Kön'gen hat erwiesen,
So viel der Ocean umströmt
Mit rückgestauten Wellen.
Und mochte Fallen noch so viel
Ihm heimlich Tücke stellen,
Ihn ließ doch immer Gottes Hand
Mit heiler Haut entrinnen,
Ja selbst das Siegesdiadem
Ihn also oft gewinnen,
Daß Davids Glaubensheldentum
Erstanden mochte deuchten,
Um jetzt wie ehedem im Glanz
Gewohnten Siegs zu leuchten.
Nicht dabei blieb's, daß er allein
Beherrscht' in mildem Walten
Die Stämme, die sich einst gebeugt
Des Vaters kräft'gem Schalten:

Den Machtbereich erstreckte er 936.
In ferne Lande weit
Und zwang noch viel mehr Heidenvolk
In Christi Dienstbarkeit,
Aufdaß der Kirche Heiligkeit
In sichrem Frieden stände.
Das war erprobt: sooft er selbst
Zum Kampfe rührt' die Hände,
Da war kein Volk, und ob es gleich
Auf seine Thatkraft pochte,
Das jenem obzusiegen, ja
Zu schaden nur vermochte,
Da Otto unbesiegbar war
In Gottes starkem Troste;
Selbst seine Streitmacht wankte nie,
Wie arg der Speersturm toste,
Wenn sie sich wider Königswort
Zu setzen nicht gewagt
Und hatte kämpfen wollen da,
Wo Otto es versagt.

Nach König Otto war das Haupt
Im Reiche, das natürlich
Der Ruhe dazumal genoß,
Die überall gebührlich
Verehrte Hoheit Herzog Heinz',
Der Bruder unsres Herrn.
Der kor sich nun, die an Gestalt 938.
Ein schimmernd schöner Stern,
Doch eine Strahlensonne war
Nach ihrer Tugendzahl —
Er kor sich Judith ranggemäß
Zu seinem Ehgemahl,

938. Als Herzog Arnulfs Töchterlein
Die adeligste Maid.

Nachdem das so geordnet war,
War Friede weit und breit
Für eine ganz geringe Frist,
Dem Volkswunsch viel zu klein;
Es schlief da wirklich überall
Der wilde Kriegslärm ein.

O welcher goldnen Friedenszeit
Vermöchte zu genießen
Das Staatenwesen unsres Volks —
Denn Segensfrüchte sprießen
Aus seines Lenkers weiser Macht,
Die ohne gleichen ist —,
Wenn nicht der alte böse Feind
In unheilschwangrer List
Den heitren Himmel unsres Glücks
So heimlich-tückisch trübte!
Als über fremder Feinde Trotz
Das Reich schon Herrschaft übte,
Da brach in unsrem Volke jäh
Ein ernster Hader aus,
Da suchte uns noch ärger heim
Der Krieg im eignen Haus,
Als uns des Schlachtenwechsels Hast
Sonst außerhalb beschwert.
Nicht winzig war der Anlaß schon
Des Unheils thränenwert:
Die bitterböse Fehde war's,
Durch Mannen angesponnen,
Wovon der eine Teil, dem Herrn

Gewärtig-hold gesonnen, 938.
Dem Bruder Ottos, Heinrich, sich
Zu eigner Treue weihte,
Dafür dem Grafen Eberhard
Zu Pflicht und Dienst der zweite.
Indem nun jeder seinen Herrn
Zum Helfer sich gewann,
Ward dadurch ärger nur der Zwist:
Er steckt die Herren an.
Der Fehde höchste Ausartung
Ward schließlich daran klar,
Daß voller Arg Graf Eberhard
Versammelt seine Schar,
Um in dem Schutz der dunklen Nacht
Unmerkbar vorzudringen
Und so die Feste Belecke
In seine Hand zu bringen.
Der Streich gelang: er ließ hinweg
Den edlen Prinzen führen
Und ihm, ja Heinrich, mit dem Strick
Blutrote Striemen schnüren
In seine zarte, weiße Hand,
Die sonst im Ringschmuck prangte,
Verzettelte des Prinzen Schatz,
Der überreichlich langte,
Und bracht' in seine Burg dann ein
Des eignen Königs Sprossen,
Ihn zu mißbrauchen später gar
Als seinen Streitgenossen.
Die Kunde traf des Königs Herz
Mit Trauer nie ermessen;
Die beispiellose Jammerthat
Konnt' Thränen ihm erpressen,

938. Sodaß in Bruderlieb' ihn fast
Begrub des Schmerzes Hauf.
Dann aber rafft' ihn Abrahams
Erhabnes Beispiel auf,
Den ja der Jammer seinen Loth
Vom Feind zu lösen zwang.
Er sammelt' seine Streitmannschaft
Im höchsten Thatendrang,
Erlas auch aus dem ganzen Volk
An Zahl recht starke Scharen,
Um so mit seiner würdigem
Geleit einher zu fahren,
Dem Bruder zum Entsatz, um den
Er sich in Sehnsucht bangte.
Und schnell geriet es: frei ward der,
Nach welchem ihn verlangte,
Die frevle Rädelsführerschaft
Sein Opfer im Gerichte:
Dem Galgenstrick verfielen sie,
Dem Los der Bösewichte,
Soweit sie nicht auf sein Gebot
Aus trauter Heimat wichen.

939. Nachdem des weisen Königs Spruch
Den Aufruhr ausgeglichen,
Da bracht' aufs neu der alte Feind
Viel ärger denn zuvor
Als seiner Bosheit Ausgeburt
D i e Frevelthat hervor,
Vor welcher jede Zeit mit Recht
Zur Starrheit sich entsetzt.
Nachdem Graf Eberhard, des Banns
Und Zwanges frei, zuletzt

Aus seinem Elend heimgekehrt 939.
Ins liebe Vaterland —
Der König war's, der ihm in Gnad'
Und Glimpf das zugestand —,
Da ward von ihm Graf Giselbert,
Ihm lieb und treu gesonnen,
— Was Dir, o Christus, nicht gefiel —
Für seinen Plan gewonnen:
Zu fahn den gottgeweihten Herrn,
Der rechtlich stets vergalt,
Ja, trotz des Waltens Rechtlichkeit
Durch Unrecht und Gewalt
Ihm den Verzicht auf seinen Thron —
Die Buben! — abzudringen.
Und diesen Plan — er konnte nur
Verruchtem Hirn entspringen! —
Ihn priesen die Verschwörer auch
Dem Prinzen Heinrich an
Und lockten ihn durch Schmeichelei
Voll Arg in ihren Bann:
Er möchte früh'res Ungemach
Doch ihnen nicht verdenken,
Weit eher ihrem — (Schurken=) — Wunsch
Gehör geneigtest schenken
Und nach des Bruders Sturz im Reich
Der Herrschaft Zaum erfassen.
Als er durch gleißnerische Kunst
Sich hatte fangen lassen,
Versprach er — schrecklich! — sich durchaus
Nach ihrem Wunsch zu richten
Und machte seine Zusag' fest
Durch bündiges Verpflichten.
Doch glaub' ich: dazu fühlt' er sich

939. Von Herzen nicht gedrungen;
Er stellte sich nicht abgeneigt,
Nur durch Gewalt gezwungen.
Denn hohl war ihre Zuversicht,
Der Arglist Untergrund:
Sie wähnten, daß, wann erst der Thron
Ihm aufgerichtet stund,
Er ihrem fadenschein'gen Recht
Sich schleunigst beugen werde.
Allein der Herr im Himmelsthron,
Der Richter dieser Erde,
Der einzig den geheimsten Trieb
Erkennt bei jederman,
Und Menschenwitzes Truggebild
Zu nichte machen kann,
Zerbrach, wie er das Weltall schuf
Mit wunderstarker Hand,
So auch den argen Frevelplan,
Den Lug und Trug erfand;
Er fügt' es, daß der Meuchelpfeil,
Der dem Gesalbten galt,
Auf die verruchten Schützen selbst
Mit Macht zurücke prallt',
Sie, die sich Fallen ihrem Herrn
Zu stellen unterfingen,
In ihnen selbst zu allererst
Verstrickt zu Grunde gingen.

Es würde Überhebung sein,
Wenn ich mich hier vergäße
Und gar erschöpfend durch mein Wort
Zu schildern mich vermäße,
Wie wunderkräftig für und für

Dem König segenswert 939.
Die Gnade Christi in der Höh'
Das Unheil abgewehrt,
Ihn unverletzt durch vielerlei
Heimtückischen Verrat,
An manchem Feindes-Hinterhalt
Vorbei geleitet hat,
Doch meine ich: es paßt auch nicht
Für eine schwache Frau,
Die nie entrinnt der stillen Ruh'
In ihrem Klosterbau,
Zu würdigen, was ihr nicht frommt:
Das wilde Werk der Waffen;
Das thue nach wie vor der Mann,
Vollkommener geschaffen.
In allgemeinem Umriß nur
Die ganze Königszeit —
Darauf beschränke ich mich ganz,
Deß weiß ich wohl Bescheid.

Wer mag denn redliches Bemühn
In das Vermögen wandeln,
Mit weisem Sinn, geschicktem Wort
Ein Thema abzuhandeln?
Er, der in Allmacht Wunder wirkt
Seit Alters immerdar!

Wie Gott den Sohn des Isai,
Den David, unfehlbar
Bewahrte vor der Arglist Sauls,
Um ihm den Thron zu bauen,
So hat er unsern König auch,
Der Davids Gottvertrauen

989. Zum Muster nahm, gar oft beschirmt
In tausend Fährlichkeiten.
Und mochte ihn, schon fast versprengt,
Ein Häuflein nur begleiten,
Ihn Feindesschwarm an Feindesschwarm
Umfluten ganz und gar
Und obenein Verrat und Flucht
Der eignen Kämpferschar
Den Mut mit namenlosem Schmerz
Und Trauer ihm bedrücken,
Ja, mocht' er zu der Handvoll selbst,
Die ihm nicht kehrt den Rücken
Bei allgemeiner Fahnenflucht,
Vertrauen kaum mehr fassen
Und wähnen: jetzt sei bittrer Tod
Ihm nur noch freigelassen —:
Aufrecht erhalten, unterstützt
Von wundermächt'gen Geistern,
Ward immer er durch Umschwungshast
Betroffen: schon zu meistern
Der Rotten Tück' und Mordbegier
Ohn' eigene Gefahr.
Doch wenn er einmal hören mußt',
Daß seine Streiterschar
Im Drange einer Unglücksschlacht
Todwund zusammenbrach,
Dann klagt' er weinend mit dem Wort,
Das David jammernd sprach,
Als er zu seinem schwersten Leid,
Das jemals ihm geschah,
Dem Todesstreich des Engelschwerts
Sein Volk verfallen sah:
Vgl 2. Sam. 24, 17. „Hier steht der Sünder" — sprach er dann —

„Der Missethat begangen; 939.
Drum sollte doch nur mich allein
Der Rache Arm belangen!
Was haben die denn nur verübt,
So hart gebüßt zu werden?
Erbarm' Dich jetzt, Du guter Hirt,
Und schone Deiner Herden,
Daß nicht Schuldlose allzuschwer
Die Feindesfaust verspüren!"
Durch solche Bitte ließ sich dann
Die Allmacht Gottes rühren
Und schonte in erprobter Huld
Des Königs Dienstmannschaft.

Wie Gott in seinem Mitleid stets
Erwünschten Sieg ihm schafft',
So macht' er jene Grafen auch
Zu nicht, wie sich gebührt.

Denn an demselben Tage war's,
An dem sie, wahnverführt,
Den König, der die Reichsgewalt
Ausübte musterhaft,
Gefesselt abzuführn gehofft
In ihre Willkürhaft,
Da brach Graf Udo ungeahnt
Mit einer Truppe groß,
Die seiner Leitung unterstand,
Auf die Empörer los
Und brachte sie durch tapfern Streit
In schwere Kriegesnot.
Wie bald fand da Graf Eberhard,
Vom Schwert gefällt, den Tod

939. Und Giselbert, der auf der Flucht
Im Wogengraus versank!
Der König ahnte nicht einmal
Des Kampfes Schreckensgang,
Weil er zwar ebenfalls am Rhein,
Indessen jenseits stand:
Er hatte noch die Eindrungsthat
Des Hilfszugs nicht erkannt,
Den Umschwung, den ihm Gottes Huld
Durch Zufall schnell beschied.
Als er dann aber Kampf und Sieg
So folgenschwer ersieht,
Da kommt gar keine Freude auf
An seiner Feinde Tod
Vor Schmerz, zu dem ihm der Verlust
Der Fürsten Anlaß bot:
Er hob gar laut zu klagen an,
Wie König David pflegte,
Dem selbst der Sturz des Königs Saul
Aufricht'gen Schmerz erregte.
Als aber nun die Siegerschar
Mit Jubelrufen kam
Und Ottos Antlitz vom Erguß
Der Zähren feucht wahrnahm,
Da hieß es denn: nicht stehe an
Dem Siege Traurigkeit;
Gebührlich sei nur Fest und Dank
Dem Herrn in Ewigkeit,
Deß gnadenreiche Treu jetzt wirkt,
Daß in Erfüllung geht,
Was in dem Buche Salomos
Also geschrieben steht:
Vgl. Sprüche 11, 8. „Erlöset wird aus trüber Not

Wer recht thut doch zuletzt, 939.
Der Ungerechte aber dann
An seine Statt versetzt."
Mit solchem Zuspruch trösteten
Sie Ottos Sinn, den zagen,
Bestimmten ihn, des trüben Ernsts
Sich gänzlich zu entschlagen,
Auch selbst die Siegesfröhlichkeit
Zu machen sich zu eigen
Und nach der Schlacht gewinnend-hold
Den Mannen sich zu zeigen.
Doch ob auch milde Freundlichkeit
Aus seinem Äußern sprach,
Im Herzensgrunde hing er doch
Noch seiner Wehmut nach
Und brachte tief ergriffen Dank
Im stillen Christo dar,
Daß er ihm jetzt in Himmelskraft
Ein Schirm wie immer war,
Ihn den verschwornen Feinden nicht
Zur Beute fallen ließ:
An diesem glänzenden Triumph
Verdienst und Grund — er wies
Es nicht der eignen Kraft, nein, nur
Der Gnade Christi zu.

Nach diesem Vorfall pflog das Volk 941.
Nur kurze Zeit der Ruh',
Ermattet von dem Bürgerkrieg
Und seinem blut'gen Ringen.
Doch waren nicht auch abgestellt
Des alten Feindes Schlingen:
Der legt es rastlos darauf an,

941. Die Schwachen zu bethören,
Daß sie zu immer ärgrer Sünd'
Auf seinen Rat nur hören.
Bezweifeln nämlich läßt sich nicht:
Das Herze war zuletzt
Bei einigen mit Gallengift
So unheilschwer durchsetzt,
Daß sie dem pflichtgetreuen Herrn
Nach seinem Leben standen
Und den Volkskönig ihrer Wahl
In seinem Bruder fanden;
April 18. Nicht einmal Ostern ehrten sie:
Das Fest war auserlesen,
Den Mord am König zu begehn,
Wär' möglich es gewesen.
Doch zu des Frevels Schauderthat
Ließ nicht die Dinge laufen
Das Osterlamm, das, um uns los
Von Sünd' und Tod zu kaufen,
Gehorsam Gott dem Vater, starb
Ein Opfer ohne gleich:
Es offenbarte insgemein
Den Anschlag alsogleich,
Und dadurch wurde noch zum Glück
Unschuldig Blut behütet.
Die Buben aber schuldbeschwert,
Die Königsmord gebrütet,
Erlitten je nach ihrer Schuld
Der Strafe Bitterkeit:
Sie wurden teils dem Racheschwert,
Dem Blutgerüst geweiht
Und teils aus ihrer Heimat Luft
Verbannt zu Elends Qual.

Nach dieser Wendung wurde auch 941
Von Christi Gnadenstrahl
Des Königs Bruder Heinrich heiß
Durchglüht im Herzensschrein:
Er hielt nun Einkehr bei sich selbst
Und mit Gewissenspein
Bedachte er, wie oft er schon
Den Weg des Rechts verlor;
Besonders das Bewußtsein preßt'
Ihm Thrän' und Klag' hervor,
Daß er durch Böser Schmeicheltrug
Und Rat sich hatte fassen,
Ins Unglück durch ihr gleißend Wort
Sich hatte stürzen lassen.
Indeß wie schwer er innerlich
An diesem Schmerz auch trug,
Selbst eine lange Zwischenzeit
War ihm noch nicht genug,
Des Gangs vor Ottos Angesicht
Sich schon zu unterfangen:
Von ferne nur in Herzensharm
Und glutigem Verlangen
Ersehnt' er, daß Begnadigung
Mit ihrem Trost ihn lab'.
Doch kam die Stunde, da er sich
Der Macht der Lieb' ergab,
Die bald vor Strafe jede Furcht
Ihm aus dem Herzen that.
Er schlich sich leis in dunkler Nacht
Davon und auf den Pfad,
Zu eilen nach der Königspfalz,
Wo Ottos Frömmigkeit
Des Gottessohns Geburtstagsfest Dec. 25.

941. Zu feiern war bereit
Mit jenem ganzen Festesprunk,
Den es zu fordern pflegt.
Der Kleidung Schmuck und Kostbarkeit
Hatt' Heinrich abgelegt;
So trat er denn, nur angethan
Mit einfach schlichter Hülle,
Als grad' erklang die Weihenacht
In heil'ger Lieder Fülle,
Als Büßer mit entblößtem Fuß
Hinein ins Gotteshaus.
Er achtet nicht die Winterswut
Und ihrer Kälte Graus:
Er wirft sich neben dem Altar
Aufs Angesicht darnieder
Und schmiegt des Bodens Frosthauch an
Die adeligen Glieder,
So demutsvoll, Verzweiflungskraft
In dem zerknirschten Herzen,
Erflehend in Begnadigung
Die Lindrung seiner Schmerzen.
Der Anblick mußte Ottos Zorn
Zu milder Gnade stillen,
Und um der hohen Heiligkeit
Des Weihnachtsfestes willen,
An welchem „Fried' auf Erden“ einst
Der Engel Jubelton
Erschallen ließ, weil in dem Herrn,
Der reinen Jungfrau Sohn,
Der nur des Todes werten Welt
Das Heil in Gnaden winkt —
Zu Ehren dieses hohen Fests,
Das Frieden mit sich bringt,

Erbarmte er des Bruders sich, 941.
Der Beichte seiner Schuld,
Versicherte ihn liebevoll
Der Sonne seiner Huld
Und bot Begnadigung nach Wunsch
Bedingungslos ihm dar.
Als eine kurze Spanne Zeit
Danach verstrichen war,
Erhob er bündig ihn zum Herrn 948.
Des Adels insgesamt
Im Bayern-Stamm, deß Thatenruhm
Wie eine Sonne flammt,
Indem er Amtsgewalt ihm gab,
Wie sie der Herzog übt.
Durch keinen Schatten ward hinfort
Die Eintracht mehr getrübt;
Sie blieben sich nun zugethan
In brüderlichem Sinn.

Das brachte Ottos weitem Reich 948—951.
Erheblichen Gewinn:
Der Ungarn Wildheit, fort und fort
Von Heinrich überwunden,
Sie sucht es nicht mit Mord mehr heim,
Was häufig stattgefunden;
Ja, von des Herzogs Herrschermacht
In Furcht und Schreck gebannt,
Behelligten sie nicht einmal
Die Stämm' im Nachbarland.
Indem er nämlich mit der Kraft
Der Einsicht Rates pflag,
Bestand er oft im Schlachtensturm
Den Scheusal-Menschenschlag

948—951.

Und sperrte ihnen jeden Pfad,
Auf dem sie zu uns kamen.
Dabei war er der erste auch,
Der kühn, in Christi Namen
Geborgen, mit der Streitmannschaft
Des Bayern-Stamms aufsuchte
In seinem eigensten Bereich
Das Schandvolk, das verruchte,
Zum Kampf mit ihm, das sich bisher
Den Angriff stets gewahrt.
Nachdem er Beute dort gemacht,
Die Kleinod' mancher Art,
Die sich der allgemeine Feind
Zuvor zusammenstahl
In aller Herren Länder fast
Auf Zügen ohne Zahl,
Und Weib und Kind, das höchste Gut,
Den Edlen fortgenommen,
Da konnte er ob seines Siegs
Frohlockend heimwärts kommen.

946
Jan. 26.

Der Freude aber setzte schnell
Ein Trauertag das Ziel,
An dem in Schmerzen ohne Maß
Das deutsche Volk verfiel:
Als unsre Königin Edith,
Die sich als Sonn' erwies
Im Tugendglanze, das Gestad'
Der Zeitlichkeit verließ.
Nur einmal hatte sie dem Volk,
Ihr freudig dienstbereit,
Ein Weh unnennbar angethan,
Nur einmal Herzeleid —:

Indem sie schied. Der Jammerruf 946.
War laut, und wohlgemeint
Die Zährenflut, mit welcher sie
Ein ganzes Volk beweint';
Denn mild und liebreich hatte sie
Als Mutter es gehegt;
Nie hatt' in ihr die strenge Art
Der Herrin sich geregt.
Daß Christus ihr in Ewigkeit
Nicht mehr gestörten Frieden
Und jene Freude, die dereinst
Dem Frommen ist beschieden,
Gewähren würde alsogleich,
Deß hatte kein Bedenken,
Wer ihres Wandels Lauterkeit
Beachtung wollte schenken
Und endlich auch der Sanftmut noch
In ihrem ganzen Wesen.
Und doch kein Wunder — denn so sind
Die Menschen stets gewesen —,
Wenn nun das Volk Erleichterung
In bittren Klagen fand,
Als ihm so jäh die Trägerin
So großer Hoffnung schwand,
Die hoheitsvolle Huldgestalt
Der königlichen Frau
Und damit auch die Strahlenkron'
Auf unsres Reiches Bau
Geborgen ward, ein Pfand der Treu,
Im weiten Erdenschoß,
Bis sich aus ihm in himmlischer
Verklärung winde los
Der edle Leib, den hier umfängt

946. Des Grabes Raum zur Zeit.
Sie hinterließ nun ihren Sohn
In bittrer Einsamkeit,
Den Liudolf, deß Name schon
Zuvor mit eingeflossen,
Dazu vom weiblichen Geschlecht
Auch einen lieben Sprossen:
In Liudgarden einen Stern
Von hellstem Tugendlicht,
Der hohen Mutter Ebenbild
Nach Art und Angesicht.
Und sie, das junge Knospenpaar
Aus einer Wurzel zart,
Umsorgt mit Herzensinnigkeit,
Wie bald sich offenbart,
Das ganze Volk, das so den Dank
Den edlen Eltern zeigt;
Besonders aber und mit Recht
War seine Glut geneigt
Zu lieben des Herrn Liudolf
Noch junge Fürstlichkeit:
Ihm war der ganze Hoffnungsstolz
Der Zärtlichkeit geweiht.
Und dabei ließ der immer nur,
So wie er war, sich gehen;
Durch seiner Sitten Freundlichkeit:
Gefälliges Nachsehen,
Durch Demut, felsenfeste Treu
Gewann er alle Welt.
So ward er allen Völkern denn,
Die da zusammenhält
Des Vaters Reich, durch Christi Gnad'
Und sein Verdienst so lieb —

Wie er der so erworbnen Gunst 946.
Auch würdig immer blieb —,
Daß, wer auch nur einmal ein Wort,
Das über ihn umging,
Wofern es nur kein Griesgram war,
Mit offnem Ohr auffing,
Bezaubert, ihm mit Leib und Seel'
In Freuden sich ergab,
Voll treuen Eifers, ob er auch
Den Herrn nicht nahe hab'.
Danach versteht man sicherlich,
Daß ihn des Vaters Güte,
Des Herrn und Königs Majestät,
Als er sich grämt' und mühte
Noch um der teuren Gattin Tod,
Schon früh in Liebesdrang
Nach seiner milden Gnadenart
Erhob zu Ehr' und Rang:
Er machte ihm mit Herrschgewalt
Im Reiche eine Schenkung.
Auch Liudgarden, gleich im Recht 947.
Auf ehrende Bedenkung,
Dem hoffnungsvollen Töchterlein,
Das einzig ihm gegeben,
War er so hold in Lieb' und Sorg',
Es ähnlich zu erheben:
Er kettet' ihr im Liebesband
Der Ehe Konrad an,
Den Herzog furcht- und tadellos,
Den heldenkühnen Mann,
Der dieser Ehre würdig war,
Das ließ ihm auch der Neid
Um dann für seinen Liudolf

947. Die Unterthänigkeit
Zu wandeln zu der Landsmannschaft
Hingebung ohne Wanken
In dem erlauchten Herrenstand
Des edlen Stamms der Franken
Und bei den Schwaben-Fürsten auch —
Bei diesen allzumal —,
So hieß er ihn mit Ida sich
Verbinden als Gemahl,
Dem einen wunderschönen Kind
Des Herzogs Hermann hehr,
Deß edles Haus daselbst zu Land
Genoß der höchsten Ehr'.
Daß sie von einem Königssohn
Zur Ehe ward begehrt,
Das war das Fräulein auch auf Grund
Selbsteigner Tugend wert.
Als wäre sie die Königin,
Ward Achtung ihr gezollt,
So hatt' es in gewohnter Huld
Der König selbst gewollt;
Er wünschte auch — und das entsprang
Der heißen Vaterliebe —,
Daß niemals ihres Weilens Ort
Dem seinen ferne bliebe,
Daß sie anstatt der Königin
Das weite Reich durchfahre,
Aufdaß daran sein lieber Sohn
Ohn' Unterlaß gewahre
Beglückende Bethätigung
Verschwenderischer Huld,
Die Umgang mit der Gattin sein
Am Königshofe duld'.

Inzwischen war Italiens Herr,
Lothar, zu Tod erkrankt 950 Nov. 22.
Und unter Krankheitslast hinweg
Aus dieser Welt gewankt;
Er hatt' als Erben für sein Reich,
Wie sich gebührt, bestellt
Die königliche Frau, die er
In Liebe sich gesellt.
Da diese eine Tochter war
Von König Rudolfs Macht,
So hatte großer Kön'ge Stamm
Auch sie hervorgebracht.
Des Namens Ehre schaffte ihr
Der Eltern Edelkeit:
Sie wurde nämlich demgemäß
Geheißen Adelheid.
Doch strahlend auch im Schönheitsschmuck,
Wie er alltäglich nicht,
Und ernst besorgt um ihres Rangs
Gebieterische Pflicht,
Bewährte sie den hohen Sinn
Des Adels durch die Thaten.
In ihr war sicher glänzend auch
Die Geisteskraft geraten
Und so die rechte Lenkerin
Dem Königreich gewonnen,
Hätt' ihr des eignen Volkes List
Nicht Unheil bald gesponnen.
Nachdem Lothar verschieden war,
Wie ja erwähnt schon ward,
Erhob sich eine Volkspartei
Von so verworfner Art,

950. Daß sie, der eignen Herrschaft gram,
In wüster Meutrungslust
Zurück in Berengars Gewalt
Das Reich zu bringen wußt',
Das ihm bei seines Vaters Tod
Durch Thronraub war genommen,
Um dann in König Hugos Hand —
Vor langer Zeit — zu kommen.
Kaum sah sein Sehnen Berengar
Dec. 15. Erfüllt: sich auf dem Thron,
Entledigte er sich der Last
Der schweren Mißgunst schon;
Denn unverantwortlich entbrannt
In düstrer Hasses-Glut,
Ergoß er auf die Unschuld aus
Die lang verhaltne Wut,
Gestaut ob seines Vaterreichs
Verlust vom Herzeleid:
Da that er schreiende Gewalt
Der Kön'gin Adelheid,
Die doch kein Unrecht gegen ihn
Als Herrin sich erlaubt.
Der Thron in stolzer Pfalz, das war
Das erste, was er raubt';
Dann sprengt' er schnell der Riegel Halt
Vor ihrem Königshort
Und schleppte alles, was er fand,
Mit gier'ger Rechten fort:
Das Gold, das edele Gestein
Und Schätze mancher Art,
Zumal den Reif, deß Stirnenzier
Den König offenbart;
Er gönnte ihr an Frauenschmuck

Auch nicht das kleinste Stück, 950.
Behielt von ihr ohn' alle Scheu
Die Dienerschaft zurück
Und auch der Standesherr'n Gefolg,
Mit dem sich Fürsten tragen,
Kurz jedes königliche Mal,
Ein Jammer ist's zu sagen.
Und seine Bosheit war zuletzt
Sogar so weit gediehen, 951 Apr. 20.
Die Freiheit ihres Aufenthalts
Ihr gänzlich zu entziehen,
Daß er nur eine Dienerin
Der Einsamen beließ
Und einen seiner Grafen sie
In Obhut nehmen hieß.
Und der, diensteifrig, mag sein Herr
Gewaltthat gleich befehlen,
Er hält die eigne Königin,
Die frei von allen Fehlen,
Der Unmensch, wie im Kerkerloch
In enger Kammer fest,
Um die er Wächter scharenweis
Die Runde machen läßt:
Ganz wie bisher Verwahrung nur
Erzbösewichte fanden.
Doch Er, der Petrus einst befreit
Aus des Herodes Banden,
Erlöst' erbarmungsreich auch sie,
Sobald es ihm gefiel.

Als nun kein einz'ger Hoffnungsstrahl
In ihren Kerker fiel,
Als sie gar mannigfach besorgt

951. In Angst und Pein verharrt',
Da jammerte ihr Mißgeschick
Den Bischof Adelhard,
Dem seiner lieben Herrin Schmach
So auf die Seele brannte,
Daß er alsbald ganz insgeheim
Ihr einen Boten sandte,
Um sie durch eifervollen Rat
Zu schneller Flucht zu bringen
Nach seiner Stadt, die, wohl bewehrt
Mit ihren Mauerringen,
Der Hauptort im Gesamtgebiet
Des Bistumssprengels war.
Er bot ihr diesen festen Platz
Als sichre Zuflucht dar
Und eine Wartung, wie sie nur
Der Herrscherin gebührte.
Als dies Erbieten an das Ohr
Der Königin nun rührte,
Da strahlt' der erste Sonnenblick
In solches Rats Hingebung
Der edlen Frau: „Von Fesseln frei!“
War jetzt des Herzens Strebung.
Doch wie das anzufangen sei,
Das war ihr unbekannt,
Da ja kein Pförtchen ihrer Flucht
Gefällig offen stand
In tiefer Nacht, sobald in Schlaf
Gebannt die Hüter lagen.
Und sie besaß auch niemanden —
Sie wollte schier verzagen! —
Zu ihrer Wartung stets bereit
In ihrer Kerker-Höhle,

Der auszuführen eifrig war, 951.
Was immer sie beföhle,
Als einzig jenes Mägdelein,
Wie oben angegeben,
Und einen Priester, einen Mann
Von sittenreinem Leben.
Als sie mit stätem Thränenfluß
Nun diesen kund gethan,
Womit sie sich im Herzen trug:
Der Sorge Kummerplan,
Da ward nach aller Herzenswunsch
Erwogen, ward beschlossen:
Der Plan schlag' dann nur günstig aus,
Wenn ihnen unverdrossen
Geheim vor jedem unter Tag
'Nen Gang zu graben glücke,
Der sie der harten Kerkerhaft
Auf seinem Pfad entrücke.
Es ist ja ganz genau bekannt:
So wie der Gang gedacht,
Ward er mit Christi Gnad' und Hilf'
Auch schnell zu stand gebracht.
Er war jetzt brauchbar hergestellt
Und niemand wähnte arg;
Da kam die Nacht, die in dem Schoß
Die junge Freiheit barg:
Sobald der Schlaf den müden Leib
Der Wachtmannschaft beschlichen,
Entrann die fromme Königin Aug. 20
Der Posten Späherschlichen,
Um nur mit zwei Begleitern sich
An ihre Flucht zu wagen.
So weit nun ihre Füßchen zart

951. Sie irgend mochten tragen,
So lang war jedes Mal der Weg,
Den sie bei Nacht durcheilte;
Und wann die schwarze Nacht dann wich,
Das Dunkel sich zerteilte
Und licht die Himmelswölbung ward
Im Sonnnenstrahlen-Schein,
Da bog fürsicht'gen Sinns sie bald
Ins Waldesdickicht ein
Und ruht' in öder Höhle aus,
Auch bald im Furchenstrich,
Der reifen Halmfrucht wogend Meer
Zum Schutze über sich,
Bis im gewohnten Dunkelkleid
Die Nacht zurücke kam
Und abermals die finstre Erd'
In Nebelhülle nahm:
Da griff sie schnell zum Wanderstab
Ihr Fluchtziel zu erreichen.

Als nun die Hüter in der Früh'
Bemerkten ihr Entweichen,
Erbebten sie und meldeten
Den Vorfall jenem Grafen,
Den Sorg' und Pflicht, die Herrin wohl
In Acht zu nehmen, trafen.
Im niederschmetternden Gefühl
Der schwersten Herzenspein
Begab sich dieser auf die Spur
Mit den Genossen sein;
Doch weil er in verlorner Müh'
Zu finden nicht verstand,
Wohin die edle Königin

Den flücht'gen Fuß gewandt, 951.
Erstattet' er verzagt Bericht
An König Berengar.
Der, gleich zu einem Grimm erregt,
Der ohne Maßen war,
Entsandte seine Leibwachtschar
Sofort nach allen Seiten
Mit dem Geheiß, an keinem Ort
Achtlos vorbei zu gleiten,
Vielmehr in jedes Winkelchen
Sorgsam hinein zu spähen,
Ob sie nicht wo die Königin
Vielleicht verborgen sähen.
Ja, endlich machte er sich selbst
Mit starker Folgschaft auf,
Als wär' im Kampf ein grimmer Feind
Zu bändigen: im Lauf
Der Raserei durchstreifte er
Auch jenes Ährenfeld,
Wo sich in hohler Furche grad'
Versteckt die Herrin hält,
Sie, die er suchte, ganz bedeckt
Von Ceres' Mutterschwingen.
Doch mochte er auch hier und da
Das ganze Feld durchdringen,
Auf das die Herrin hingestürzt,
Vor Schreck kaum atmend mehr,
Und, unverdrossen im Bemühn,
Mit ausgestrecktem Speer
Das festgefügte Halmgewirr
Zu lichten sich bestreben:
Er fand sie nicht; denn Christi Huld
Behütete ihr Leben.

.951.

Als er beschämt und matt zugleich
Davon gezogen war,
Da stellte Bischof Adelhards
Hochwürden bald sich dar;
Der führte seine Königin
Frohlockend mit sich fort
In seiner Mauern sichren Schutz,
Nach seinem Bistumsort
Und diente ihr voll Ehrfurcht hier,
Wie sich für sie gebührte,
Bis Christi Gnade sie empor
Zu höh'ren Ehren führte
Und sie den Thron gewinnen ließ,
Den sie einst trüb' verloren.

Als damals Sassen unsres Lands
Die Kunde kam zu Ohren:
Es sei durch ihres Ehherrn Tod
Verwitwet Adelheid,
Von der sie ehemals geschmeckt
Die milde Herzlichkeit —
Kaum in Italien angelangt,
Um bis nach Rom zu reisen —,
Da wurden sie nicht müd', an ihr
Die offne Hand zu preisen
Vor Otto, der nur Königsmacht
Besaß zu jener Frist,
Jetzt aber der erhabne Herr
Des Römer-Reiches ist.
Nur sie allein, erklärten sie,
Sei wert wie keine zweite,
Daß er, der königliche Herr,
Sie als Gemahlin freite,

Nachdem Edith verschieden sei, 951.
Beklagt bei jung und alt.
Und froh gerührt von ihres Rufs
Gewinnender Gewalt,
Erwog der König bei sich selbst
Im stillen lange Zeit,
Wie er zu stande bringen möcht'
Den Bund mit Adelheid,
Die von der Bosheit Berengars
So schwer gepeinigt war.
Es fiel ihm da auch wieder bei,
Daß der vor manchem Jahr,
Nachdem er sich an ihn gewandt
Als heimatloser Mann,
Durch deutschen Mitleids schnelle Gunst
Sein Heim zurück gewann
Und nun die hilfsbereite Huld
Mit Undank ihm vergalt:
Und dieser Undank bot ihm dann
Auch hochwillkommnen Halt,
Um sich im italien'schen Reich
Die Herrschaft zu begründen.

Als diesen Plan im Zwiegespräch
Vom Vater hörte künden
Des Königs Herzblatt Liudolf,
Des Volkes Zukunftshort,
Da riß ihn — nicht der Eigennutz —
Des Vaters Vorteil fort:
Er rafft' zusammen unbemerkt
Nur eine Folgschaft klein
Und drang auf einem Waffenzug
Tief in Italien ein,

951. Verlangend, daß man überall
Vor Ottos Macht sich bücke,
Und kehrte bald auch ohne Kampf
Erfolggekrönt zurücke.

Sowie der Volksmund diese Mär
Zu König Otto brachte,
Da war es Vaterstolz, daß ihm
Das Herz im Leibe lachte;
Denn seinetwegen schien der Prinz
Nicht Not und Tod zu kennen,
Wenn er es wagt', ein mannhaft Volk
So kühn zu überrennen.
Und daß der Selbstaufopferung
Ertrag sich nicht verlor,
So ging er auf dasselbe Volk
Sogleich zum Angriff vor.
Geleitet von des deutschen Volks
Gar starkem Heeresbann,
Mit all dem Prunk, den nur ein Zug
Des Königs zeigen kann,
So stieg er von dem Gürtelkranz
Der Alpenhöh'n ins Land.

Als Berengar davon erfuhr,
Versagt' ihm sein Verstand:
Er dachte nicht daran, zur Schlacht
Dem König sich zu stellen;
Ums Leben bange, stürzt' er sich
In eins von den Castellen,
Das, schon durch seine Lage fest,
Ihm Sicherheit verschafft.
Doch unser König, reich an Ruhm,

Das stolze Bild der Kraft, 951.
Durchzog beherzt die Gegenden,
Die ihm ganz unbekannt,
Und nahm dabei Pavia ein, Sept. 2
Die erste Stadt im Land.
Als diese erst gefallen war,
Bedurfte es nichts mehr:
Da eilt' der Adel wie ein Mann
Zum neuen König her,
Um sich vor seiner Majestät
Zu beugen um die Wette.
Und Ottos Art war nicht, daß er
Sie fortgewiesen hätte;
Nein, er verhieß da jederman:
Ihm seine Huld zu schenken,
Wenn er ihm diente, ohne je
Vom Pfad der Treu zu lenken.

Nicht kam derweil ihm aus dem Sinn
Bei Liebesallgewalt
Der Königin, der Adelheid
Anziehende Gestalt.
Entschieden jetzt verlangt es ihn,
Ihr edles Angesicht
Zu schauen; denn ihr inn'rer Wert
Entging ihm längst schon nicht.
So kam's, daß er ganz insgeheim
Ihr Brief und Botschaft sandte
Und in der feierlichsten Form,
Die jeden Zweifel bannte,
Nach hergebrachtem Friedensgruß
Ihr antrug Herz und Hand,
Indem er damit milden Worts

951. Den Herzenswunsch verband,
Daß sie schnell nach Pavia käm'
Der Großstadt, ohne Säumen,
Die sie vordem in bittrem Leid
Gezwungen war zu räumen.
Sie sollte hier nach heil'ger Huld
Des Herrn in Ewigkeit
Die höchste Ehr', und grade hier
Empfahn in Fröhlichkeit,
Wo sie erduldet ehedem
Unsagbar schwere Pein.
Auf diesen Antrag wohlgemeint
Ließ Adelheid sich ein
Und brach nun gen Pavia auf,
Wie's wollte der Bescheid,
Zahlreiche Schwärme aus dem Volk
Dienstwillig im Geleit.
Sobald der König das erfuhr,
Dem sie Gehör gegeben,
Befahl er Heinrichs Liebden gleich,
Dem eignen Bruder eben,
Daß er ans andre Po-Gestad'
Sich zum Empfang aufmache,
Um durch des Herzogs von Geblüt
Mannreiche Ehrenwache
Zu ehren, die in Thronesglanz
Die Zukunftsherrin war.
Der nahm den Auftrag seines Herrn
Mit großem Eifer wahr:
Mit einer Mannschaft zog er aus,
Die Königsrang verrät,
Und traf mit dieser hoch erfreut
Auf ihre Majestät,

Als sie zur Lagerrast anhielt 951.
Mit des Gefolges Menge.
Drauf übernahm er ihr Geleit
Mit würdigem Gepränge,
Bis er sie vor das Angesicht
Des Königs selber führte.
Erklärlich war's, daß der zu ihr
Gleich Herzensneigung spürte:
Er hob sie zu sich auf den Thron, Oct. Nov.
Deß er sie wert erfand.

Als dann der König sah, daß ihn
Die Neuordnung im Land
Festhalte, wenn's auch hohe Zeit
Zur Heimat umzuwenden,
Beschloß er, seinen Liudolf
Zuvor zurückzusenden,
Damit das tapfre Sachsen-Volk
An ihn sich ehstens halte
Und unter solcher Schirmvogtei
Das Reich sich wohl gestalte.
Es folgt der treuergebne Sohn
Des Vaters Wort: spornstreichs
Begab er sich nach Deutschland heim
Und wartete des Reichs,
Indem er alles klug, sogar
Mit weisem Sinn vollführte,
Was grade ihm im Vaterland
Zur Zeit zu thun gebührte.

Des Herzogs Heinrich Hoheit ging
Im italien'schen Land
Derweil, ob Ottos Bruder gleich,

951. Gar wacker ihm zur Hand;
Denn nicht der Pflicht der Bruderlieb'
Ward er allein gerecht,
Nein, jeden Dienst verrichtet' er
So eifrig wie ein Knecht:
Die Selbstverleugnung, welche ziemt
Den Königsdienern allen,
Sie brachte ihm bei Otto ein
Das höchste Wohlgefallen.
Auch spann in Bruderlieb' ein Band
Zur Königin sich an,
Die ihn in neigungsreicher Huld
Von Herzen lieb gewann.
952. Indem der König dazumal
Durchzog Italiens Land,
Bezwang er, was da irgend noch
Vom Adel widerstand.
Nachdem auch das nach Wunsch vollführt
Und wohl geordnet war,
Da hieß er, um darnieder stets
Zu halten Berengar,
Mit einer Mannschaft, reich an Zahl,
An Tapferkeit bewährt,
Den Herzog Konrad einsichtsvoll,
Dem er zur Eh' gewährt
Der Tochter Hoheit, in der Stadt
Pavia ständig weilen.
Febr. Er selbst und sein erlaucht Gemahl
Begannen heim zu eilen,
Des Wanderdrangs der Sehnsucht voll
Nach ihrem eignen Herd.
Mit Jubel grüßte sie das Volk,
Wo sie auch eingekehrt:

Es brachte freudig Dank Dem dar, 952.
Der über Wolken thront,
Daß seine Huld wie immerdar
Auch jetzt sein Volk verschont'
Und ihm den König seiner Wahl
Ließ glücklich heimgelangen.

Nachdem der freudenreiche Tag
Gar festlich war begangen,
Da kam auch Herzog Konrad heim — Apr.
Krieg war der Anlaß nicht —
Und führte Berengar herzu
(Erwähnt schon im Gedicht),
Den seines Geistes reiche Kunst
So meisterhaft verstrickt,
Daß er sich ohne Vorbehalt
In Unterwerfung schickt'.
Da ließ der König, der noch nie
Unweise sich vergangen,
Mit allen Ehren Berengar
Als König auch empfangen
Und gab ihm selbst die Reichsgewalt, Aug.
Die eingebüßte, wieder,
Jedoch mit der Bedingung nur —
Das schlug den Zweifel nieder —,
Daß er hinfort aus keinem Grund
Sich widersetzlich zeige
Dem Königswort, dem weit und breit,
Man ehrfurchtsvoll sich neige;
Vielmehr nach rechter Lehnsmannsart
Ihm hold-gewärtig sei.
Auch die Bedingung brachte ihm
Eindringlich Otto bei:

952. Ein mildrer Herr dem eignen Volk
Zu werden als bisher,
Auf welchem seine Herrscherhand
Geruht nur allzu schwer.
Und hoch vermaß der Heuchler sich
Der Folg' in jedem Stück;
Dann machte er sich schnell davon
Und kehrte froh zurück.

Kaum aber sah er wiederum
Den Reichsthron ihm gehören,
Da ließ er auch durch Zuspruch schon
Zum Unheil sich bethören:
Er zwang in drückenderes Joch
Das arme Volk alsbald
Für des begangenen Verrats
Empörende Gewalt,
Beteuernd, daß er seinen Thron
Um schweres Geld erkaufe,
Daß er nicht schuld, wenn das etwa
Dem Brauch zuwiderlaufe,
Daß man vielmehr an Otto nur
Sich dafür halten solle,
Der für die Edlen all' im Volk
Auch gut bezahlt sein wolle.

Als man die Kunde dieses Streichs
Zu König Otto trug,
Da wurde er auf Berengar
Ergrimmt mit gutem Fug:
Aus Mitleid mit dem Jammer-Volk
Und seiner Leidenslast
Ließ ihn der Plan, hier Wandelung
Zu schaffen, keine Rast.

Er wär', durch Christi Beistand stark, 952.
Beim Planen nicht geblieben,
Hätt' nicht ein unheilvoller Fall
Den Kriegszug hintertrieben.
Denn als zur höchsten Blütenpracht
Sein Reich gediehen war,
Als er sich freute eines Glücks,
Jedweden Fehlschlags bar,
Da stellte wieder einmal her
Des alten Feindes Neid
Ein Truggespinst, das schmachvoll ist
Für alle Ewigkeit,
Indem er Fried' und Ruh' im Reich
Zu stören unternahm;
Und daß er um so schleuniger
Damit zum Ziele kam,
Berückt' der böse Geist zuerst
Des Reiches Fürsten alle,
Erwartend, daß bald auch das Volk
Dem Untergang verfalle.

Als nämlich schließlich Liudolf, 953
Des Helden-Königs Sproß,
Aus Zeichen, welche eigen sind
Der Seelenfreundschaft, schloß,
Wie vorwurfsfrei die Königin
In Treuen ohne Wanken
An ihrem Schwager Heinrich hing
Mit liebenden Gedanken
Und sich vertrauensvoll von ihm
Am liebsten leiten ließ,
Da traf des Seelenschmerzes Pein
Ihn heimlich wie ein Spieß —,

953. Nicht so, daß er im Jähzorn tobt',
Im Gallen-Haß hinschwand;
Nur so, daß seiner wunden Brust
Manch Seufzer sich entwand,
Weil er der holden Mutterlieb'
Verlustig war gegangen.
Und als mit bösem Zuspruch nun
Sehr viele in ihn drangen,
Da bangte er bethört — auch er
Ein Mensch, der fehlbar denkt! —:
Er solle, in dem guten Recht
Auf Ottos Thron gekränkt,
In spätrer Zeit sich etwa gar
Mit mindrem Rang begnügen.
Das wollte Christi Billigkeit
Auf keinen Fall so fügen,
Wär' nicht im Reich die Ruh' gestört,
Der Friede nicht gebrochen!
Als nun sein traurig Angesicht
Nur Weh ununterbrochen
Dem Vater wies, als Frohsinn ihm
Und Heiterkeit entschwanden,
Umgarnten ihn, die schon im Bann
Der Schlangen-Arglist standen

. . . .

[Hier fehlen 776 Zeilen.]

. . . .

957. Um so zum väterlichen Reich
Ein neues beizutragen.
Aus dieser Botschaft nahm nun wahr
Der König mit Behagen
Des treu ergebnen Sohnes Glück.

Er schrieb an ihn zur Stund 957.
Zurück und that ihm — er war selbst
Die Herzensgüte! — kund:
„In alle Ewigkeit soll Preis
Der Allmacht Gottes klingen,
Der Dir den folgenreichen Zug
Erfreulich ließ gelingen!
Auch Deines Königs Dank soll Dir,
Geliebter Sohn, nicht fehlen,
Da Du Dich treu und fest bewährst,
Ich kann's Mir nicht verhehlen;
Denn klar zu Tage liegen ja
Von Deiner Treu die Zeichen,
Wenn Du zur Mehrung Unsrer Macht
Die Kraft Dein läß't gereichen,
Um uns der eignen Müh' Verdienst
Ausschließlich beizumessen
Sehr weise hast Du dran gethan;
Es sei Dir nicht vergessen:
Um Dir zu bieten ein Geschenk,
Das Dein Verdienst begleiche,
Bestell' als Prinzregenten Ich
Dich in dem Königreiche,
Das Du hast unterthan gemacht
Für Unsern Herrscherthron.
Als Vater nun befehl' ich Dir,
Mein vielgeliebter Sohn,
Das Volk, das überwunden ist
Von Deiner Siegeshand,
Sogleich durch einen schweren Eid,
Der den Verächter bannt,
Durch unverbrüchlichen Vertrag
Für Dich auch zu verpflichten."

957. Das, las die Hoheit Liudolfs,
Blieb ihm noch auszurichten.
Und hoch erfreut durch das Geheiß,
Der Gnade Vollgewicht,
Nahm er dann dem Befehl gemäß
Das Volk in Eid und Pflicht,
Es zu beherrschen fast ganz frei,
Wie Otto ihn beschieden.

Nach diesem Act getraut' er sich —
Es war im tiefsten Frieden —
Die Sehnsucht nach dem Vater sein
Durch Rückkehr jetzt zu lindern;
Auch nach dem trauten Ehgemahl,
Nach seinen beiden Kindern,
Er konnte sich nicht länger mehr
Des Liebesdrangs erwehren:
Ins ferne Land, ins Heimatland
Beschloß er heimzukehren,
Daß ihn, jetzt frei der Riesenlast,
Mit der das Elend drückte,
Auch endlich an dem eignen Herd
Erholungsruh' beglückte.
Um ohne Aufschub gleich den Plan
Zur That umzugestalten,
Um nicht die heiß ersehnte Fahrt
Durch Ballast aufzuhalten,
Entsandte er zu Hauf voraus,
Was sein an Schätzen war.
Er ließ auch vor sich heimwärts ziehn
Die ganze Folgschaftsschar,
Die er dahin sich mitgebracht
Als kriegerisch Geleit,

Mit diesem Trost: er werde selbst 957.
  Nach kurzer Spanne Zeit
An seiner Heimat Schwelle stehn,
  Wofern er bleib' am Leben.
Auch konnte ihnen schon Bescheid
  Des Mundes Wohllaut geben,
Wo ziemlich man — in welcher Burg,
  An welcher Einzelstätte —
Verpflegung samt der Unterkunft
  Ihm herzurichten hätte.

Kaum war der Wonne-Botschaft Wort
  In unsern Landen kund,
Da freute sich ein jeder Mann
  Aus tiefstem Herzensgrund:
An Sorg' und Schmerz die ganze Last,
  Die unsres Prinzen wegen,
Der in der Fremde schmachten mußt',
  Bisher auf uns gelegen —
Wir fühlten uns jetzt frei davon,
  Und einig waren alle:
Es sei für uns ein Freudenfest
  Wie es nicht oft vorfalle,
Wenn wir ihn jetzt nach kurzer Frist
  Bekämen zu Gesicht,
Wie er beglückend es verhieß
  Nach des Gerüchts Bericht.

. . . .

[Hier fehlen abermals — 580 — Zeilen.]

. . . .

Sie hatt' ein Scepter auch zur Hand
  Und Kronschmuck auf dem Haupt 961 Dec. 25
Und alle Prachtgewänder an,

961. Nur ihrer Würd' erlaubt;
Doch dieser Königswürde Prunk
Ward bald darauf gering,
Als sie zugleich mit dem Gemahl
Die Kaiserkron' empfing.

Bis hierher hätte ich nun doch,
Wenn auch nicht recht gelungen
Von König Ottos Thatenruhm
In meinem Lied gesungen;
Jetzt müßte, was der Kaiser that,
Wohl an die Reihe kommen,
Die Zeit, da er den höchsten Grad
Der Erdenmacht erklommen.
Doch daran rühr' ich nicht einmal,
In Frauenscheu befangen.
Denn unzureichend darf doch auch
Zur Schildrung nicht gelangen:
962—964. Wie schwer er rang in einem Krieg,
Der scheinbar nie zu schwächen,
Um jener Burgen Festigkeit
Am Seegestad' zu brechen,
Die Berengar, nein, seine Frau,
Die Willa hielt in Händen,
Und ihn samt seinem saubern Weib
Ins Elend fortzusenden,
Nachdem er ihnen auferlegt
Den feierlichsten Eid;
963. Wie er dann mit dem ganzen Grimm,
Den heil'ger Eifer leiht,
Dem höchsten Priester, ja dem Papst,
Der sträflich sich betrug
Und oft aus Hochmut in den Wind

Des Königs Mahnung schlug,
Die Ehre, auf des Petrus Stuhl
Zu sitzen, nehmen ließ
Und einem andern, würdiger
Des Namens Papst, zuwies;
Wie ihn die tiefe Friedensruh'
Im stillen Reich bewog 965.
Zur Rückkehr in sein Heimatland;
Wie er aufs neu fortzog
Im unbestrittnen Ehrenschmuck 966.
Zwiefacher Herrscherkron'
Und bald auch hin zu sich beschied
Den einzig-lieben Sohn,
Um ihn, den Otto, König schon
Selbst an der Amme Brüsten,
Mit höchsten, kaiserlichen Rangs
Wahrzeichen auszurüsten,
Indem er ihn mit gleichem Prunk,
Wie einst sich, weihen ließ —
Dafür versagt mir Kraft und Wort; 967 Dec. 25.
Zu klären alles dies
Bedarf es einer Kunst, die sich
Zu höh'rem Schwunge regt!
Weil mir des Stoffes Wichtigkeit
Den weitren Weg verlegt,
Bescheide ich mich hier, lass' ich
Mein Lied hier klug versiegen,
Um nicht dem Wagnis hinterher
Erbärmlich zu erliegen.
Da so mein Überblicks-Bericht
An seinem Ende steht,
Ist mir Bedürfnis zu dem Herrn,
Dem Ew'gen ein Gebet:

Er mög' in nie erschöpfter Huld
Hienieden alle Zeiten
Die beiden kaiserlichen Herr'n
Mit seinem Glück geleiten,
Jedwedes Unternehmen stets
Nach ihrem Wunsch gestalten
Und manches Jahr als starken Hort
Der Kirche sie erhalten,
Für uns als Trost, indem sie nie
In Spendelust erkalten!

Amen.

Erläuterungen.

Zeitgenössische Berichte

über Kaiser Otto den Großen und sein Reich.



I.

Die Krönung König Ottos I.

Über die Krönung Ottos, deren Hrotsvitha (V. 255—262) nur flüchtig gedenkt, hat uns Widukind den nachfolgenden ausführlichen Bericht aufbewahrt:

(II, 1) Nachdem der Vater des Vaterlandes, der großmächtigste König Heinrich, verschieden war, da ward sein Sohn Otto, den der Vater schon vorher als Thronfolger bezeichnet hatte, von dem ganzen Franken- und Sachsen-Volke zum Gebieter erkoren: für die allgemeine Wahl bestimmte man als Ort die Pfalz zu Aachen — der Ort liegt ganz nahe bei Jülich, das nach Julius Cäsar, seinem Gründer, heißt. An Ort und Stelle angelangt, versammelten sich die Herzöge und vornehmsten Grafen samt der Schar noch sonst hervorragender Lehnsträger in der Säulenhalle, welche an die Basilika des großen Karl sich anschließt, und hoben hier ihren neuen Herrscher auf den Thron: indem sie ihm die Hände reichten, Treue gelobten und ihre Hilfe gegen jeden Feind verhießen, machten sie ihn nach ihrem Brauch zum König.

936. Aug. 8.

Während dies von den Herzögen und den übrigen weltlichen Würdenträgern vorgenommen wurde, erwartete der Oberbischof mit der gesamten Geistlichkeit und allem Volk unten in der Basilika den feierlichen Aufzug des neuen Königs. Als er nahte, ging ihm der Oberbischof entgegen. Angethan mit der Albe, mit Stola und Meßgewand geschmückt, den Krummstab in der

936. Rechten, nahm er mit der linken Hand den König bei der rechten, schritt dann hervor bis in die Mitte des Heiligtums und blieb stehen; darauf wandte er sich an das umstehende Volk — es waren nämlich in der Basilika Säulengänge, welche in zwei Stockwerken sich zu Kreisen schlossen —, sodaß er allem Volk sichtbar war, und sprach: „Sehet, hier bringe ich Euch den von Gott erwählten Otto, den einst der Herr des Reiches, Heinrich, bezeichnet, jetzt aber die Gesamtheit der Fürsten zum König gemacht hat; so Euch diese Wahl genehm ist, bezeiget es, indem Ihr Eure Rechte auf zum Himmel hebt." Da reckte alles Volk die Schwurhand in die Höhe und wünschte mit tosendem Zuruf dem neuen Herrscher Glück und Segen. Hierauf trat der Oberbischof mit dem Könige, der fränkische Tracht: ein eng anliegendes Gewand anhatte, hinter den Altar, auf welchem die Reichsinsignien lagen: das Schwert mit dem Wehrgehenk, der Mantel samt den Spangen, Stab, Scepter und Krone.

Zu dieser Zeit war nämlich Hildebert der Oberbischof, ein Franke von Geburt, ein Mönch dem Stande nach, im Kloster Werden erzogen und gebildet, der nach Verdienst zu so hohen Ehren aufstieg, daß er erst Leiter des genannten Klosters wurde und dann die höchste Würde, das Oberbistum des Mainzer Stuhles, erhielt. Er war ein Mann von staunenswerter Heiligkeit; schon nach seiner Anlage gescheit, war er außerdem ein recht bedeutender Gelehrter. Unter anderen Gnadengaben habe er auch, so rühmt man von ihm, den Geist der Weissagung empfangen. Und ob auch mit Beziehung auf die Königsweihe ein Streit zwischen den Bischöfen, dem Trierer nämlich und dem Kölner, sich erhob — jeder meinte, die Ehre dieser Weihe gebühre ihm, der eine, weil sein Bistum das älteste, gewissermaßen eine Gründung des heiligen Apostels Petrus sei, der andre, weil Aachen in seiner Diöcese liege —, beide wichen gleichwohl vor der allbekannten Hoheit Hildeberts zurück.

Hildebert trat nun an den Altar, ergriff das Schwert mit 936.
dem Wehrgehenk und richtete an den König die Worte: „Empfange dieses Schwert und vertilge damit alle Widersacher Christi, die Heiden und die argen Christen, da durch Gottes Willen die Machtfülle des ganzen Franken-Reichs Dir als Friedenshort der ganzen Christenheit übertragen ist." Dann nahm er die Spangen und den Mantel, legte beides ihm an und sagte: „Diese bis auf den Boden herabwallende Gewandung soll Dich mahnen, in welchem Glaubenseifer Du entbrennen mögest, und daß Du in ihm ohne Streit ausharren sollst bis in den Tod." Sodann überreichte er ihm Scepter und Stab mit den Worten: „Diese Wahrzeichen sollen Dir zu Gemüte führen, daß Du mit väterlicher Strafe Deine Unterthanen zurecht weisen und vor allen den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen die Hand des Mitleids reichen sollst: Niemals möge Deinem Haupte das Öl des Erbarmens sich verflüchtigen, aufdaß in Zeit und Ewigkeit unvergänglicher Lohn Dich kröne!" Und bei den letzten Worten salbten ihn mit heiligem Öl und krönten ihn mit goldenem Diadem die Bischöfe Hildebert und Wigfried [1]). Nachdem nun die vorgeschriebene Weihehandlung vollständig erledigt war [2]), führten ihn dieselben Bischöfe zu jenem zwischen zwei

---

1) Es ist der Erzbischof von Köln.

2) Unter den Reichsinsignien wird hier nicht erwähnt die doch von Otto in der Ungarn-Schlacht 955 geführte heilige Lanze, über deren Herkunft Liudprand (IV, 25) folgendes zu sagen weiß: „Der Burgunden-König Rudolf, der auch einige Jahre über Italien geherrscht hat, hat diese Lanze von dem Grafen Samson geschenkt erhalten. Sie unterschied sich schon äußerlich von den gewöhnlichen Lanzen: sie war eigentümlich zu einer auffallenden Gestalt erarbeitet, da sie am Schafte in der Mitte zu beiden Seiten Vertiefungen hat; diese beiden zum Einlegen des Daumens vortrefflich geeigneten Rinnen ziehen sich über das ganze mittlere Drittel hin. Wie man versichert, hat die Lanze Constantin dem Großen gehört, dem Sohn der heiligen Helena, welche das lebenspendende Kreuz auffand: und aus den Nägeln, welche durch die Hände und Füße

936. wunderbar schönen Marmorsäulen errichteten Thron, zu welchem man auf einer Wendeltreppe hinanstieg: hier konnte er selbst alle sehen und auch von allen gesehen werden.

---

unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi getrieben worden sind, befinden sich Kreuze mitten auf dem Grat, den ich oben Schaft genannt habe. Als nun König Heinrich hörte, daß Rudolf eine so unschätzbare Himmelsgabe besäße, sandte er, wie er denn ein gottesfürchtiger Herr und Liebhaber jedes heiligen Gegenstandes war, Boten an ihn und machte den Versuch, sie womöglich durch ein Angebot zu erwerben und sich so gegen sichtbare und unsichtbare Feinde eine unüberwindliche Waffe, den Sieg für alle Zeiten zu sichern. Da nun König Rudolf entschieden erklärte, sich unter keinen Umständen darauf einlassen zu wollen, ließ ihn König Heinrich, nicht im stande ihn um irgend einen Preis geneigt zu machen, durch Drohungen einschüchtern: er drohte, ihm sein ganzes Reich durch Mord und Brand zu verwüsten. Da es aber die umworbene Gabe war, vermittelst welcher Gott einst Himmel und Erde
Ephes. 2, 20, 14. vereint hatte, der Eckstein nämlich, welcher aus zwei eins macht, so ließ sich König Rudolf schließlich doch erweichen und übergab sie persönlich dem gerechten Könige, welcher in berechtigter Weise um etwas Rechtes warb; denn wo Friede waltet, da hat die Feindschaft keinen Raum: so wurden ja auch an jenem Tage, da der hiermit Gekreuzigte von Pilatus
Luc. 23, 12. zu Herodes geführt wurde, diese beiden, die zuvor erbitterte Feinde gewesen waren, Freunde. Wie sehr nun König Heinrich den Empfang des genannten Kleinods zu schätzen wußte, das ward an manchem Zuge, besonders aber daran klar, daß er den Geber nicht bloß mit Geschenken an Gold und Silber, sondern sogar mit einem beträchtlichen Teile des Schwaben-Landes ehrte. Wie hoch aber dafür Gott, der bei jedem Thun die Gesinnung ansieht, für den nicht die Größe der Gabe, sondern der gute Wille in Betracht und zur Geltung kommt, den frommen König in der Ewigkeit belohnt haben mag, das hat er schon in der Zeitlichkeit an einigen Anzeichen ermessen lassen; denn Heinrich hat alle Feinde, die ihm trotzten, stets, sobald dieses siegbringende Zeichen vor ihm hergetragen wurde, in Schrecken gesetzt und in die Flucht geschlagen. Auf diese Weise also, oder besser: nach Gottes Willen hat König Heinrich die heilige Lanze erlangt; als er abschied, vererbte er sie zugleich mit dem Reiche auf seinen Sohn, von welchem eben jetzt die Rede ist." — Die von Widukind (I, 25) genannte heilige Lanze, welche mit den anderen Reichsinsignien auf Geheiß des sterbenden Konrad an Heinrich ausge-

(2) Nachdem dann Gott der Lobgesang erklungen und feierlich das Meßopfer dargebracht war, stieg der König zur Pfalz hernieder, begab sich zur marmornen Festtafel, die mit königlichem Prunk hergerichtet war, und setzte sich mit den Bischöfen und allem Volk; die Herzöge aber warteten auf. Der Lothringer-Herzog Giselbert, zu dessen Amtsbezirk der Ort gehörte, ordnete die ganze Veranstaltung, Eberhard leitete die Küchenmeister, der Franke Hermann die Mundschenken und Arnulf waltete des Amtes, für die Ritterschaft Lagerplätze auszuwählen und herzurichten. Siegfried aber, nach dem Könige der höchste Sachsen-Fürst, welcher dem seligen Könige verschwägert war und auch dem jetzigen durch die Verschwägerung nahe stand, war zur Zeit Gewaltverweser in Sachsen, um jedem feindlichen Einfall inzwischen vorzubeugen; er war auch der Erzieher des jüngeren Heinrich, welchen er bei sich hatte. 936.

Der König aber ehrte schließlich jeden Fürsten — so wollte es die königliche Huld — mit einem angemessenen Geschenk und verabschiedete frohgemut die Menge.

---

liefert werden soll (vgl. oben S. 94), kann nicht identisch mit der von Liudprand beschriebenen sein. „Aber auch noch eine zweite, als heilig verehrte Lanze“, bemerkt Waitz (Deutsche Verfassungsgeschichte VI, 235), „kam an den deutschen König, die des heiligen Moritz, welche später als Insigne des burgundischen Reiches galt, mit der Rudolf II. dem König Konrad II. das Recht auf die Herrschaft übertragen haben soll.“

II.

Der Bruderzwist im Herrscherhause.

Der Erzählung Hrotsvithas von den Zerwürfnissen zwischen Otto I. und seinem Bruder Heinrich (V. 305—790) haben wir die ausführliche Darstellung Widukinds in der Sachsen-Geschichte (II, 6—36) an die Seite zu stellen. Der durchgeführte Vergleich zeigt deutlich, wie mächtig der Einfluß des Hofes, insbesondere der Äbtissin von Gandersheim, einer Tochter Herzog Heinrichs, auf das Otto-Lied eingewirkt hat.

937. (II, 6) Als der Krieg mit auswärtigen Feinden nachließ, begann er im innern sich anzuspinnen. Den Sachsen nämlich war die Herrschaft ihres Stammkönigs zu Kopfe gestiegen: sie hielten es für unwürdig, Herren aus einem andern Stamm zu haben, und wollten die Lehen, welche sie hatten, keinem andern als einzig ihrem König verdanken. Das war der Grund, aus welchem Eberhard gegen Bruning ergrimmte, eine Schar sammelte und die Burg desselben Elmeri [Hellmern] den Flammen preisgab, nachdem er alle Insassen der Burg ums Leben gebracht. Als der König diesen Friedensbruch vernahm, verurteilte er Eberhard zu hundert Pfunden, welche in Rossen zu entrichten waren, und alle seine hervorragenden Mannen, die ihm bei diesem Frevel hilfreiche Hand geleistet hatten, zu der Schande des Hundetragens, und zwar mußten sie die Tiere bis nach der Königsstadt, die wir Magathaburg [Magdeburg] nennen, bringen.

(7) . . . Der König aber war zu milde, als daß er die Friedensstörer, die er noch eben mit gebührender Ahndung heim-

gesucht hatte, nicht sogleich huldvoll aufgenommen hätte: er ehrte 937.
einen jeden mit einem prächtigen Geschenk und entließ sie in Frieden. Aber jene blieben nichtsdestoweniger in ihrer Anhänglichkeit für ihren Herzog zu jeder Schandthat bereit; denn er war ein fröhlicher Herr, leutselig gegen den kleinen Mann und freigebig bis zur Verschwendung: er gewann durch diese Eigenschaften auch viele Sachsen für sich.

(8) Zu dieser Zeit starb der Bayern-Herzog Arnulf; seine Juli 14.
Söhne gingen in ihrem Hochmut so weit, daß sie des Königs Befehl die Huldigung zu leisten unbeachtet ließen.

(9) Zu derselben Zeit starb auch Graf Siegfried. Als Dec. 3.
dessen Markgrafschaft kraft königlicher Verleihung an Graf Gero kam, obwohl als Siegfrieds Verwandter Thankmar darauf Anspruch erhoben hatte — seine Mutter war nämlich Siegfrieds Base: mit ihr hatte König Heinrich den Thankmar gezeugt [1]) —, wurde dieser mit großer Unzufriedenheit erfüllt.
Der König aber mußte nach Bayern ziehen und kehrte erst, 938.
nachdem er dort die Angelegenheiten gehörig geordnet hatte [2]), nach Sachsen zurück.

---

[1]) Die erste Ehe Heinrichs mit Hatheburg wurde von dem Bischof Siegmund von Halberstadt für nichtig erklärt, weil die anscheinend schon verwitwete Braut durch ein Gelübde sich klösterlichem Leben geweiht hatte: Thankmar, der Sprößling dieser Ehe, galt darum als unehelich geboren.

[2]) Nachdem Otto unverrichteter Sache hatte umkehren müssen, gelang ihm durch einen zweiten Heereszug, den neuen Bayern-Herzog auszutreiben; an seiner Statt wurde sein Oheim Berthold mit der Gewalt bewidmet, ihm aber in Arnulf, dem zweiten Sohne des verstorbenen Herzogs, ein Pfalzgraf beigeordnet; das Recht des bayerischen Herzogs, die Bistümer seines Bereichs zu besetzen, ging damals auf die Krone über. In diesen Zusammenhang gehört wohl auch die von Hrotsvitha (V. 311—318) berichtete Vermählung Heinrichs mit Judith, der Schwester des bayerischen Pfalzgrafen.

938. (10) Die Fehde aber, welche zwischen Eberhard und Bruning ausgebrochen war, artete so aus, daß vielfach offener Todschlag verübt, die Verheerung des Ackerlandes täglich betrieben wurde und des Sengens und Brennens kein Ende war.

Auch über eine Rechtsfrage, in welcher die Meinungen geteilt waren, kam es zu einem Streit. Manche behaupteten nämlich, daß die Sohnessöhne nicht in eine Reihe mit den Söhnen [ihren Oheimen] gestellt werden und von Rechts wegen nicht denselben Erbteil wie diese erhalten dürften, wofern ihr [der Enkel] Vater noch bei Lebzeiten des Großvaters gestorben sei. Um dieser Frage willen erging vom Könige der Erlaß, daß bei der Pfalz Stela [Steele] eine allgemeine Volksversammlung abzu-
Mai. halten sei; und hier kam es zu dem Beschlusse, daß die Frage von den Schöffen ausgepaukt werden sollte. Der König aber verwarf diese Auskunft: er mochte einer unangemessenen Behandlung edle Männer von hervorragendem Ansehen im Volk nicht ausgesetzt wissen; und so befahl er, die Frage durch Kämpen zu entscheiden. Es siegte nun die Partei, welche die Gleichstellung der Enkel mit den Söhnen vertrat, und damit war der für alle Zeiten verbindliche Grundsatz aufgestellt, daß sie [die Enkel] zu gleichen Teilen mit ihren Oheimen erben sollten [1]).

---

[1]) In dem Werke des arabischen Kosmographen Quazwini wird als Gewährsmann al-Udri angeführt für Berichte eines Augenzeugen, welcher zur Zeit Ottos des Großen Deutschland bereist, vielleicht eine Botschaft Abderrahmans an Otto ausgerichtet hat; es heißt da über den gerichtlichen Zweikampf: „Al-Udri sagt, daß sich wunderbare Bräuche bei ihnen finden: z. B. wenn einer den andern der Lüge zeiht, prüfen sie sich mit den Schwertern. Und das geschieht in der Weise, daß die zwei Männer, der zeugende und der, über den er Zeugnis ablegt, hinausgehen mit ihren beiderseitigen Brüdern und Verwandten. Dann giebt man jedem zwei Schwerter, von denen er das eine an seiner Hüfte befestigt, während er das andere in die Hand nimmt. Und es beschwört derjenige, welcher der Lüge beschuldigt wird, daß er rein sei von dem,

Hier wurde auch die Schuld der Friedensbrecher handgreiflich, 938.
die bisher behauptet hatten, gegen die königliche Gewalt nicht verstoßen, sondern nur Unrecht an ihres Gleichen gerächt zu haben. Obwohl der König sich von ihnen beleidigt sah — denn sie hatten sich nicht dazu verstanden, der Vorladung zufolge zur Verhandlung sich zu stellen —, schob er dennoch ein bewaffnetes Einschreiten noch hinaus und gab ihnen Gelegenheit sich zu rechtfertigen, da es so in seiner Art lag, zunächst Nachsicht zu üben. Aber dieser Aufschub reizte noch manchen, schwereres Unheil anzurichten. Dabei verübten die Aufrührer viele Frevelthaten: Mord, Meineid, Verwüstung und Brandstiftung; zwischen gut und böse, zwischen Gewissenhaftigkeit und Eidbruch machte man in jenen Tagen wenig Unterschied.

(11) An Eberhard schloß sich nun auch Thankmar an; er sammelte eine starke Schar und erstürmte mit ihr die Burg Badiliki [Belecke], auf welcher der jüngere Heinrich sich befand; und nachdem er die Beute aus der Burg seinen Gefährten überantwortet hatte, zog er ab und führte den Heinrich wie einen gewöhnlichen Leibeigenen unansehnlicher Art mit sich fort ... Mit so kostbarer Beute bereichert, waren nunmehr die Mannen Thankmars zu allem entschlossen. Er nahm darauf die Burg, welche Heresburg [Stadtberge] heißt, und setzte sich in ihr mit

was man ihm vorwirft, mit Eiden, die bei ihnen für gewichtig gelten; und es schwört der andere, daß das, was er aussagt, Wahrheit sei. Dann betet jeder einzelne in einiger Entfernung von seinem Genossen gegen Osten. Darauf tritt jeder seinem Gegner entgegen; und sie kämpfen beide, bis einer von ihnen getötet oder abgeführt wird" [Georg Jacob, Ein arabischer Berichterstatter aus dem zehnten Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andere deutsche Städte S. 14. 15]. — Von der Aufstellung des von Widukind erwähnten Grundsatzes bis zu allgemeiner Befolgung war indessen ein weiter Weg: „nur schrittweise gelangte das Repräsentationsrecht der entfernteren Descendenten zur Anerkennung, bis es 1498 reichsgesetzlich festgestellt wurde" [Richard Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte S. 697].

938. der starken Mannschaft, die er zusammengebracht hatte, fest, um von da aus zahlreiche Plünderungszüge zu unternehmen; den Heinrich aber hatte Eberhard in seiner Obhut ... Als aber der König den Aufruhr zu einer so furchtbaren Gefahr anschwellen sah, brach er wohl oder übel mit zahlreicher Gefolgschaft nach der Heresburg auf, um dem wüsten Treiben Thankmars ein Ziel zu setzen. Die Burgmannen daselbst nahmen aber nicht sobald wahr, daß der König über sie mit starker Mannschaft gekommen sei, da öffneten sie die Thore und ließen das Heer ein, welches die Burg belagert hatte. Thankmar flüchtete in die Kirche, welche Papst Leo dem heiligen Petrus geweiht hatte. Jedoch das Heer verfolgte ihn in das Heiligtum hinein und dabei thaten sich die Mannen Heinrichs hervor, welche, erbittert über die ihrem Herrn angethane Schmach, nach Rache dürsteten: sie scheuten nicht davor zurück, die Thüren einzuschlagen, und mit den Waffen in der Hand betraten sie das Gotteshaus. Thankmar stand am Altar, auf welchen er seine Waffen und seine goldene Kette gelegt hatte. Und während ihm vorn die Angriffe zusetzten — ein gewisser Thiadbold, der Bastard Cobbos, brachte ihm unter Schmähungen eine Wunde bei, die er aber sofort von ihm zurückempfing, sodaß er binnen kurzem in schrecklicher Raserei den Geist aufgab —, durchbohrte ihn ein anderer der Mannen, Maincia mit Namen, von hinten
Juli 28. her mit der Lanze durch das Fenster neben dem Altar hindurch und mordete ihn an heiliger Stätte. Er aber, welcher seine arge Lust an dem Bruderzwiste ausgelassen hatte, verlor später in der Schlacht bei Birthen elendiglich sein Leben und sein Gold, daß er frevelnd von dem Altar geraubt hatte [1]). Von

[1]) Hrotsvitha erzählt (V. 343 ff.) zwar auch, daß eine Fehde den Ausgangspunkt des Familienhaders abgegeben habe, aber sie nennt nicht Eberhard und Bruning als die Häupter, sondern Eberhard und Heinrich: sie schweigt also ganz von Thankmar, durch welchen der Bruderzwist im Herrscherhause sich noch mehr verwickelt. Wenn dieses Schweigen

diesen Vorgängen wußte der König nichts: er war nicht zugegen; 938.
als er davon erfuhr, ward er ungehalten über die Frechheit der Mannen, durfte ihnen indessen, solange die Glut des Bürgerkrieges noch nicht gedämpft war, nichts anhaben. Er bedauerte das Schicksal seines Bruders und bezeigte seine Versöhnlichkeit, indem er seiner rühmlichen Thatkraft gedachte; den Thiadrich und seine drei Vettern, die sich mit Thankmar fest verbündet hatten, ließ er nach fränkischem Recht verurteilen und mit dem Strange zu Tode bringen. Von hier kehrte er seine durch die Burgbeute bereicherte kampflustige Schar gegen Laras [Laer]. Die Seele des tapferen Widerstandes war hier der Burghauptmann: man wurde nicht müde, die Steinwürfe mit Steinwürfen, die Schüsse mit Schüssen zu erwidern. Als die Besatzung aber durch den Kampf erschöpft war, beantragte sie eine Waffenruhe, um ihren Herzog zu beschicken. Diese ward ihnen gewährt, aber der Bescheid erteilt, daß von Seiten ihres Herzogs auf Entsatz nicht zu rechnen sei. Darum standen sie ab, die Burg weiter zu halten, und ergaben sich in die Gewalt des Königs ... Als aber Eberhard von dem Tode Thankmars und der Ergebung seiner Mannen hörte, war sein Mut gebrochen; er warf sich seinem Gefangenen zu Füßen, um von ihm Gnade zu erlangen; und er erhielt sie auch in einem schändlichen Abkommen.

(12) Heinrich nämlich, zu dieser Zeit noch recht jung und heißen Blutes, sah ihm, bethört durch einen leidenschaftlichen Drang nach der Krone, das Vergehen nur unter der Bedingung nach, daß er eine Verschwörung mit ihm gegen den König, seinen Herrn und Bruder, einginge und ihm dadurch, wenn irgend möglich, die Krone des Reiches verschaffte. Und so ward der

---

nicht ihrem Gewährsmann zur Last zu legen ist, ließe es sich auch aus ihrem Abscheu vor Mißehen und ihren Früchten (vgl. oben S. 339) erklären.

938. Vertrag von beiden Seiten geschlossen [1]). Daraufhin kehrte Heinrich frei zum Könige zurück: und reiner war die Liebe und Treue, mit welcher er empfangen wurde als die, mit welcher er vor ihm erschien.

(13) Auf den Rat des Erzbischofs Friedrich, welcher auf Hildebert gefolgt war, des allertrefflichsten und in jeder Andachtsübung einzig bewährten Mannes, begab sich auch Eberhard zum Könige und flehte um Gnade, indem er sich und alle seine Habe ihm zu freier Verfügung ergab. Um nun ein schweres Verbrechen nicht ohne Sühne zu lassen, verbannte ihn

---

[1]) Im Gegensatz zu Widukind, welcher unverhohlen die Initiative zu dem Bruderkriege Heinrich beimißt, macht Hrotsvitha (V. 403 ff.) Eberhard und Giselbert für den Hochverrat verantwortlich und stellt Heinrich lediglich als den Verführten hin, welcher sein Einverständnis vermutlich nur vorgegeben habe — es ist die schreiendste Gewalt, welche Hrotsvitha unter der Nötigung ihrer höfischen Auftraggeber der Geschichte anthut! Mit Hrotsvitha eines Sinnes ist hier Liudprand; er läßt (IV, 18) auch den eigentümlichen Rechtsgrund erkennen, welchen Heinrich gegen Otto vorwandte: „Zu dieser Zeit trat Heinrich, der Bruder des Königs, von einigen Bösewichten verführt, gegen ihn als erbitterter Widersacher auf. Derselbe böse Geist nämlich, der über die ihm bei der Schöpfung zugefallene herrliche Würde hinaus alsbald seinem Schöpfer gleich sein wollte, stiftete durch seine Jünger den Heinrich gegen seinen Bruder, das will sagen: gegen seinen Herrn und König durch folgende Einflüsterung an: „Kannst Du denn glauben, Dein Vater habe recht daran gethan, Dir, der in Purpur geboren ist, Deinen Bruder, der diesen Vorteil nicht besitzt, vorzuziehen? Unzweifelhaft hat er dabei nicht die Entscheidung kaltblütiger Erwägung walten lassen, sondern das Schwergewicht seiner Vorliebe in die Wagschale geworfen. Darum ans Werk! Ein Anhang in Fülle wird Dir zuströmen. Entthrone Deinen Bruder und setze Dir die Krone auf! Die königliche Gewalt übe der aus, welcher durch Gottes Gnade schon von Geburt der Auszeichnung, ein königlicher Prinz zu sein, teilhaftig geworden ist!““ — Otto war am 22. November 912 noch vor dem Tode seines Großvaters, also zu einer Zeit geboren, da sein Vater Heinrich noch nicht einmal die herzogliche Gewalt in Sachsen überkommen hatte.

der König — der Form sollte doch Genüge geschehen — nach 938.
Hildesheim, nahm ihn aber nach kurzer Frist huldvoll zu Gnaden an und setzte ihn in seine frühere Würde wieder ein . . .

(15) In brennender Herrschbegierde gab Heinrich darauf 939.
ein festliches Mahl an einem Orte, welcher Salaveldun [Saalfeld] heißt. Und obgleich er ein mächtiger Fürst war, erwies er sich so verschwenderisch freigebig, als sei des Königs Majestät und Machtfülle ihm schon eigen. Und sehr viele, die dafür empfänglich waren, gewann er auch als Parteigänger; indessen waren viele nur gesonnen, den Anschlag nicht geradezu zu verraten, und wählten ihr Verhalten einzig aus dem Gesichtspunkt, nicht schuldig an dem Bruderzwist erfunden zu werden. Demgemäß gaben sie einen Rat, der lediglich eine leichte Beendigung des Krieges herbeiführen sollte, nämlich: er möge in Sachsen nur kriegerische Besatzung zurücklassen und sich selbst zu den Lothringern begeben — einem Menschenschlage, der ganz kriegsuntüchtig war! —; und so kam es wirklich, daß der König sie auf den ersten Anlauf niederwarf und durch einen einzigen Kampf aufrieb. So übergab denn Heinrich, wie gesagt nach dem Rate seiner Gesellen, seine Burgen im Sachsen- und im Thüringer-Lande kriegerischer Mannschaft, verließ Sachsen und zog mit seinen Freunden zu den Lothringern. Das Gerücht von diesem Hergang verbreitete überall die größte Bestürzung, weil der Grund zu einem so plötzlichen Abfall vom Könige, zu einer so jähen kriegerischen Erhebung völlig unerfindlich war. Als der König das Gerücht vernahm, glaubte er anfangs nicht daran; aber schließlich, sobald er Beweise dafür hatte, daß der Krieg unvermeidlich sei, verlor er keinen Augenblick, mit dem Heere die Verfolgung seines Bruders aufzunehmen. Und wie er nun gegen eine Feste anrückte, die von den Mannen seines Bruders besetzt war — Throtmanni [Dortmund] hieß sie —, da ließ sich die Besatzung durch das Schicksal Thankmars warnen und wagte nicht, den König hinter ihren Mauern zu

939 erwarten, sondern ließ die Burg und ergab sich dem Könige. Der Burgwart aber, welcher hier im Auftrag Heinrichs schalten sollte, war Agina. Dieser ward nun von dem Könige durch einen furchtbaren Schwur verpflichtet, womöglich seinen Herrn von dem Kriege zu Frieden und Eintracht umzustimmen und jedenfalls selbst zum Könige zurückzukehren; mit dieser Pflicht entlassen, zog er zu seinem Herrn. Das Heer aber gelangte unter der Führung des Königs bis an den Rhein . . .

(17) Heinrich und Giselbert rüsteten nun zum Kampf und beschlossen, bis an den Rhein dem König entgegenzurücken. Und Agina zog eingedenk seines Eides dem Heere voran, überschritt den Rhein und stellte sich dem Könige dar; nachdem er ihn unterthänigst begrüßt hatte, sagte er zu ihm: „Dein Bruder, der mein Herr ist, wünscht Dir Heil und Wohlergehen und dabei ein lange währendes Königtum durch- und weitgreifender Gewalt; er entbietet Dir, daß er schleunigst herbeieile, um Dir zu dienen.“ Als der König nun fragte, ob jener friedlich oder kriegerisch gesinnt sei, hob er seine Augen auf und sah eine zahllose Menge mit fliegenden Fahnen langsam heranziehen und gerade auf den Teil seines Heeres losgehen, welcher schon über den Rhein gesetzt war. Da wandte er sich an Agina mit der Frage: „Was bedeutet denn die Menge da? Wer ist denn das?“ Da erwiderte jener in Gemütsruhe: „Das ist mein Herr, Dein Bruder! Wenn er geruht hätte, meinen Rat zu beachten, so wäre er anders gekommen; jetzt bin ich wenigstens, wie ich geschworen, zu Dir gekommen.“ Als der König das hörte, vermochte er nicht den wilden Schmerzenssturm, der in seinem Innern losbrach, zu bemeistern darüber, daß keine Fahrzeuge zur Hand waren, auf welchen der Rhein überschritten werden konnte; und der gewaltige Strom bot auch sonst gar keine Furt, noch ließ der Drang des plötzlichen Anfalls bei den auf dem jenseitigen Ufer befindlichen Leuten einen andern Gedanken aufkommen als den: Jetzt gilt es entweder vor dem

Feinde zu fallen oder hurtig um das Leben zu kämpfen. In 939.
dieser Not breitete der König betend seine Hände zum Himmel aus und bat Gott: „Herr, Du Schöpfer und Leiter aller Dinge, sieh auf Dein Volk, dessen Haupt ich nach Deinem Willen bin, errette es aus Feindes Hand, aufdaß daran alle Völker erkennen, daß kein Sterblicher gegen Deine Anordnung aufzukommen vermag, der Du allmächtig bist und lebest und regierest in Ewigkeit!" Die Mannschaft am jenseitigen Ufer entsandte den Troß und das ganze Gepäck nach einem Orte, der Xantum [Xanten] heißt; dann erwarteten sie selbst kampfbereit den Feind. Da nun ein Weiher zwischen unseren Leuten und den Feinden lag, so teilten die Sachsen ihre Mannschaft: die eine Hälfte stürzte sich geraden Weges auf die Feinde, die andere drang auf sie im Rücken ein und brachte die feindliche Überzahl, sie einengend, trotz der eigenen Minderheit in große Bedrängnis; denn auf unserer Seite sollen nicht mehr als hundert Gewappnete gestanden haben, während die Gegner ein recht stattliches Heer ausmachten. Indem sie nun gleichzeitig vorne und im Rücken bedrängt wurden, ward ihnen nicht gleich klar, wo sie die Verteidigung mit dem größten Nachdruck führen sollten. Dazu kam, daß einige unserer Mannen, welche ein wenig Welsch sprechen konnten, auf Welsch ein lautes Geschrei erhoben und „Fliehet" den Gegnern zuriefen. Die glaubten, Landsleute hätten diesen Ruf ausgestoßen und begannen wirklich, wie ihnen zugerufen war, zu fliehen. An diesem Tage wurden viele in unserer Mannschaft verwundet, einige auch getötet, unter ihnen Ailbert, der Weiße zubenannt, der, von Herzog Heinrich getroffen, nach wenigen Tagen verschied; die Feinde aber wurden sämtlich entweder getötet oder gefangen oder doch wenigstens in die Flucht geworfen; das ganze Gepäck und alles Gerät der Feinde ward unter die Sieger verteilt. Im lothringischen Heeresteil wurde Gottfried, welcher den Beinamen der Schwarze führt, wackere Arbeit in diesem Kampfe nachge-

939. rühmt. Auch Maincia, dessen wir oben gedacht haben [1]), fiel an diesem Tage.

(18) Der Thüringer Dadi verkündete nun den Burghauptleuten, so viele ihrer im östlichen Sachsen zu Herzog Heinrich hielten, den Sieg des Königs mit der Maßgabe, daß der Herzog selbst im Kampfe gefallen sei; und durch diese List brachte er es dahin, daß alle der Gewalt des Königs sich ergaben — ein Streich, den ihm Heinrich nicht ungerächt hingehen ließ —; dem Herzog waren von allen Burgen nur zwei: Merseburg und Scithingi [Scheidungen] geblieben. Nach dem Siege beschloß dann der König, an die Verfolgung seines Bruders und Schwagers zu gehen.

(19) Heinrich aber, gebeugt durch den jüngst vom König errungenen Sieg, machte sich, als er von der Ergebung seiner Burgen hörte, schleunigst mit nur neun Gewappneten nach Sachsen auf den Weg, kam aber doch schon zu spät und begab sich in die Merseburg. Auf die Kunde hiervon kehrte auch der König seinerseits nach Sachsen zurück und umlagerte hier mit Waffenmacht die Burg, in welcher sein Bruder sich aufhielt. Da nun Heinrich dem stärkeren und mächtigeren Gegner nicht auf die Dauer gewachsen war, überlieferte er nach fast zwei Monaten die Burg und stellte sich bei dem Könige ein. Es wurde ihm da eine Waffenruhe von dreißig Tagen dergestalt bewilligt, daß er samt den Mannen seines Anhangs Sachsen verließe, jeder von diesen aber, welcher etwa zum König überzugehen sich entschlösse, Straflosigkeit erhielte. Und Sachsen hatte vor inneren Kämpfen eine Reihe von Tagen Ruhe ...

(22) Da also Heinrich aus Sachsen weichen mußte, begab er sich abermals zu den Lothringern: er weilte mit seinen Mannen

[1]) Diese Bezugnahme zeigt, daß Widukind die oben schon vorweg erwähnte Schlacht bei Birthen geschildert hat — ohne Zweifel nach einer von der Sage bereits erfaßten Überlieferung.

eine Zeit lang bei seinem Schwager, dem Herzog Giselbert. Und 939.
abermals führte der König ein Heer gegen Giselbert und suchte seinen Machtbereich, das ganze Gebiet der Lothringer, mit Sengen und Brennen heim. Giselbert selbst wurde in der Burg Kievermont [Chèvremont] belagert, wußte sich aber durchzuschleichen und machte sich davon. Und da nun die Belagerung in zerklüftetem Gelände nicht recht von statten ging, verwüstete der König die ganze Umgegend und kehrte nach Sachsen zurück [1]) ....

(24) Als nun Eberhard die außerordentliche Langwierigkeit des Krieges wahrnahm, ließ es ihn nicht länger ruhen. In seiner Mißachtung gegen den König und in seiner Eidvergessenheit ging er so weit, daß er, wie im Anfang mit Heinrich, nun auch noch mit Giselbert sich verbündete und sich verschwor, die Kriegsglut von neuem anzufachen. Und nicht zufrieden mit dem westlichen Rheinlande, brachen sie auch über das östliche herein, um es mit Heeresmacht zu verwüsten. Als man das im Lager des Königs vernahm — der König war nämlich zu dieser Zeit im Kampf begriffen gegen Briseg [Breisach] und andere Festen in Eberhards Machtbereich —, da brachten sich viele aus dem Lager schleunigst in Sicherheit; denn das sächsische Königtum war in ihren Augen hoffnungslos verloren. In dieser Wirrsal bewährte aber der König eine so große Standhaftigkeit, eine so zuversichtliche Hoheit, obgleich er nur eine Handvoll Mannen um sich hatte, als ob auch nicht die geringste Schwierigkeit sich ihm entgegenstellte. Und doch waren es gerade auch die geistlichen Fürsten, welche mit Aufopferung ihrer Zelte und sonst ihres ganzen Gerätes treubrüchig wurden.

(25) Den Grund des Treubruchs auseinanderzusetzen, ein Staatsgeheimnis zu enthüllen, das ist eigentlich mehr, als man von uns verlangen darf; gleichwohl glauben wir, unserer Pflicht

[1]) Otto ließ den Krieg in Lothringen durch Immo führen; der gleichfalls sagenhafte Bericht darüber ist schon oben S. 91 Anm. 1 mitgeteilt.

939. als Geschichtsschreiber genügen zu müssen; sollten wir dabei irgend Anstoß erregen, so wolle man es uns zu gute halten. Der Oberbischof, welcher an Eberhard entsandt war, um Eintracht und Frieden wieder herzustellen, ließ sich von seinem Eifer dafür so weit fortreißen, daß er in einem wechselseitigen Vertrage seinen Eid verpfändete; darum soll er gesagt haben: er könne davon nicht abgehen. Der König aber, welcher durch den Bischof nur eine Botschaft hatte ausrichten lassen, erklärte nur das im Rahmen seines Auftrages Liegende für verbindlich, für unverbindlich alles, was der Bischof ohne seinen Befehl gethan hatte. Weil der Bischof nun gegen Gottes Wort dem König als Obrigkeit nicht unterthan hatte sein wollen, sondern seinen eigenen Weg gegangen war, darum wurde er nach Hammaburg [Hammelburg] in eine Art Verbannung geschickt, Bischof Rothard aber nach Neu-Corvey gesandt. Binnen kurzem verzieh der König indessen glimpflich beiden, nahm sie zu Gnaden an und stellte sie in ihrer früheren Würde wieder her.

Vgl. 1. Petr. 2, 13.

(26) Um nun der Vermessenheit der Herzöge ein Ziel zu setzen, ward Hermann mit einem Heere abgesandt[1]); er fand sie am Ufer des Rheins; ein beträchtlicher Teil ihrer Streitmacht war schon fort von ihnen, weil er den Rhein mit der Beute überschritten hatte. So wurde denn Eberhard selbst von bewaffneten Mannen umzingelt; und nachdem er viele Wunden empfangen und mannhaft heimgezahlt hatte, brach er endlich von Geschossen durchbohrt zusammen. Giselbert floh mit einer Anzahl auf ein Schiff, das aber überlastet unterging: mit ihm verschwand der Herzog selbst nebst seinen Begleitern in den Fluten und ward

[1]) Die Angaben Hrotsvithas (V. 565), daß Graf Udo, und des Fortsetzers der Regino-Chronik, daß zusammen mit Udo auch Konrad den Überfall ausgeführt habe, sind mit Widukinds Erzählung durch die Annahme zu vereinen, daß zwar alle drei Befehlshaber des von Otto entsandten Heeres, aber nur Udo und Konrad mit ihren Scharen an dem Überfall beteiligt waren.

nicht wiedergefunden. Als der König den Sieg seiner Mannen 939.
und den Tod der Herzöge vernahm, da brachte er seinen Dank dem allmächtigen Gott dar, dessen Hilfe er schon öfter als Hilfe in der Not erprobt hatte [1]); dann übertrug er die Verwaltung des Lothringer-Landes an Otto, Richwins Sohn, und zugleich die Erziehung seines Neffen, des Sohnes Giselberts, eines hoffnungsvollen Knaben, der Heinrich hieß, und kehrte nach Sachsen zurück. Des Knaben Mutter vermählte sich in zweiter Ehe mit König
Ludwig; auch Heinrich, der Bruder des Königs, entwich aus 940.
Lothringen und ging in das Ausland, ins Karlische Reich [2])....

(29) Darauf erbarmte sich der König in seiner Güte, die ihm schon zur andern Natur geworden war, der schweren Drangsale seines Bruders; er wies ihm eine Anzahl Burgen zu seinem Unterhalte an und gestattete ihm den Aufenthalt im lothringischen Gebiet [3]).

---

[1]) Wie sehr unter Hrotsvithas Händen die Ereignisse verblassen (vgl. oben S. 337), wird man nirgends besser inne, als wenn man ihre Schilderung der Kämpfe bei Birthen, Breisach und Andernach mit Widukinds Darstellung vergleicht. Nur mit Mühe kann man die Birthener Schlacht angedeutet finden in den vier Versen (511—514), welche den König vor einer feindlichen Überzahl stehen lassen. Die allgemeine Fahnenflucht, von welcher dann (V. 515—530) die Rede ist, paßt auf Breisach; was im Anschluß daran (V. 531—554) gesagt wird: daß Ottos heilkräftiges Gebet seine bedrängten Scharen vor dem Untergang gerettet habe, könnte sich auf die Kämpfe vor Breisach beziehen, welche nach der Fortsetzung der Regino-Chronik zahlreich und schwer waren. Greifbarer ist (V. 555—630) nur der Überfall bei Andernach beschrieben; indessen scheint hier Hrotsvitha anzunehmen, daß Otto von dem Thatort nur durch den Rhein geschieden war, nicht noch vor Breisach lag, also die Situation mit der Birthener zu verwechseln.

[2]) So nennt Widukind Frankreich.

[3]) Nach der Fortsetzung der Regino-Chronik ging Otto sogar noch weiter: er übertrug ihm das Herzogtum in Lothringen; aber diese Nachricht dürfte Übertreibung sein. Dieser ersten Aussöhnung der feindlichen Brüder, welche nicht von Bestand war, gedenkt Hrotsvitha gar nicht,

940. (30) Während dieser Zeit wollte die Glut des Wenden-Kriegs gar nicht erlöschen. Da nun die Mannen, welche zum Aufgebot des Markgrafen Gero gehörten, durch die unaufhörlichen Feldzüge hart mitgenommen wurden, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihnen durch Geldgeschenke oder die als Preise verteilten Steueranweisungen einen ausreichenden Ersatz zu schaffen — denn die Steuern wurden nirgends entrichtet —, warfen sie einen Zucht lockernden Haß auf Gero. Der König aber stand mit Rücksicht auf das gemeine Beste des Staats stets auf Geros Seite; und so kam es, daß sie in ihrer unvernünftigen Erbitterung ihren Haß auch gegen den König selber richteten.

(31) Diesen Zusammenhang erkannte Heinrich nur zu wohl und überredete nun — wie es zu gehen pflegt, wenn in der Bedrängnis die Erlösung winkt — ohne Mühe die Unzufriedenen, sich ihm anzuschließen: er faßte also ein ander Mal die Hoffnung, König zu werden, als er Otto mißliebig im Heere wußte. Kurz und gut: nachdem viele Botschaften hin und her gegangen und Geschenke ausgetauscht waren, verpflichtete er fast alle Mannen des östlichen Bereichs für sich. Ihre Verbindung zeitigte einen so abscheulichen Frevel, daß sie sich in bündiger Form zu dem Anschlage verschworen: sobald
941 April 18. Heinrich selbst sich nach der Pfalz begeben hätte am Osterfeste, das ganz nahe war, den König zu ermorden und jenem die Königskrone aufzusetzen. Obwohl für diese Zettelung kein öffentlicher Angeber sich fand, so hielt doch stets Gott in der Höhe seine schützende Hand über den König: der Anschlag wurde ihm noch kurz vor Ostern verraten. Darum bestellte er sich Tag und Nacht in einer Schar getreuer Mannen eine Leibwache und versetzte so, ohne an dem Feste seiner königlichen Würde und Majestät in den Augen des Volkes das mindeste

---

vielleicht um Heinrich, den Vater ihrer Äbtissin, nicht als rückfällig darzustellen; er erscheint bei ihr (V. 631—670) an dem Mordanschlage auf Otto auch nur passiv beteiligt.

zu vergeben, seine Feinde in unnennbare Furcht. Nach dem 941.
Feste aber befahl er vornehmlich auf den Rat der Franken, die dazumal ihm nahe standen, nämlich Hermanns, Udos und Konrads, welcher der Rote heißt, die insgeheim Verratenen festzunehmen oder im Notfall niederzumachen. Unter ihnen war Erich der ansehnlichste, sonst, abgesehen von dieser Schuld, für jede gute Eigenschaft ein Musterbild der Kraft und Trefflichkeit. Als er nun Gewappnete auf sich zu eilen sah, war er des Grundes sich wohl bewußt; er waffnet sich, besteigt sein Roß und dann, umflutet von den Schwärmen seiner Gegner, vergißt er nicht des früher stets bewiesenen Heldenmuts und Adels: er wählt den Tod, ehe er der Gnade seiner Feinde sich ergiebt; von einem Speer durchbohrt, fällt er, ein Mann durch seine Tapferkeit und Thatkraft den Seinen lieb und wert. Die übrigen Teilnehmer des Anschlags sparte man für die folgende Woche auf; dann wurden sie nach ihrem Stammesrecht für ihr Verbrechen nach Gebühr bestraft: sie wurden hingerichtet. Heinrich aber verließ flüchtig den Boden des Reichs ....

(33) Als Otto, der Verweser Lothringens, und auch Heinrich, 943.
des Königs Neffe, gestorben waren, verlieh der König die herzogliche Gewalt an Konrad, dem er auch seine einzige Tochter vermählte; denn er war ein entschlossener und tapferer Mann, im Frieden wie im Kriege gleich vortrefflich, ein guter Kamerad ....

(35) Da aber der König von Tag zu Tag an Macht zunahm, ward es ihm in seinem vom Vater überkommenen Reiche zu enge; er zog darum nach Burgund und brachte hier König und Reich in seine Gewalt. Der zweite, den er mit Waffen- 944.
macht unterwarf und sich unterthan machte, war Hugo. Seine goldene Spange, ein Geschenk an den König, durch ihrer Edelsteine Mannigfaltigkeit ein Prachtstück, erglänzt jetzt auf dem Altar des ersten Blutzeugen Stephan [1]).

[1]) D. i. in Corvey.

944. (36) Als nun alle Reiche vor ihm verstummten, als seiner Macht kein Feind mehr widerstand, da gedachte er auf den vermittelnden Zuspruch seiner ehrwürdigen Mutter seines durch viele Drangsale heimgesuchten Bruders [1]). Da Berthold eben
947 Nov. 23. gestorben war, übertrug er ihm die Herrschaft im Bayern-Reiche und schloß Frieden und Versöhnung mit ihm, der darin bis an sein Ende getreulich verharrte. Herr Heinrich aber war mit der Tochter Herzog Arnulfs vermählt, einer Frau von herrlicher Gestalt und staunenswerter Klugheit. Der Brüder Friede und Eintracht, eine Freude für die Menschen und Gott ein Wohlgefallen, wurde dann auf dem ganzen Erdenrund viel gefeiert, da sie einmütig dem Gedeihen des Staates sich widmeten, die Feinde besiegten und das Volk durch väterliche Zucht leiteten.
948. Nachdem nämlich Heinrich das bayerische Herzogtum erhalten hatte, ließ er seine Kraft durchaus nicht in Trägheit verkommen, sondern
948—951. er brach auf, eroberte Aquileja, schlug die Ungarn zweimal mit Waffengewalt, durchschwamm die Theiß und führte, nachdem er viele Beute in Feindesland gemacht hatte, sein Heer wohlbehalten in die Heimat zurück [2]).

---

[1]) Die näheren Umstände der endgiltigen Aussöhnung erwähnt Widukind nicht; Hrotsvitha hat sie mit großer Ausführlichkeit (V. 671—742) ergreifend geschildert. Die Bußdemütigung Heinrichs fand übrigens nach der Fortsetzung der Regino-Chronik in Frankfurt statt, nicht „zu Quedlinburg im Dome“.

[2]) In der Anordnung des Stoffes waltet hier zwischen Widukind, von welchem auch noch der Anfang des IV. Abschnitts „Der Krieg der Söhne gegen den Vater“ in Betracht kommt, und Hrotsvitha eine merkwürdige Übereinstimmung ob; auch im Otto-Liede wird nämlich nach der Versöhnung der feindlichen Brüder 1. (V. 743—750) die Erhebung Heinrichs zum Bayern-Herzog erzählt und zusätzlich (V. 751—754) angegeben, daß ihre Eintracht nun nicht wieder getrübt wurde, 2. (V. 755—788) die Thätigkeit Heinrichs als Herzogs, insbesondere sein Eindringen in das Ungarn-Land, die Ergiebigkeit des Unternehmens und die sieghafte Heimkehr, 3. (V. 789—834) der Tod der Königin Editha und 4. (V. 835—932) die Hinterlassung zweier Kinder, Liudolfs und Liud-

Mit dem Bericht über Heinrichs Begnadigung, Erhebung zum Bayern-Herzog und Wirksamkeit in dieser Stellung hat Widukind zwar das Hauptthema seines zweiten Buches — den Bruderzwist im Herrscher-

---

gardens, von welchen die Tochter mit Herzog Konrad vermählt, der hoch gepriesene Sohn zum Nachfolger des Vaters bestellt und mit Ida, der Erbtochter des Herzogs Hermann von Schwaben, verheiratet wird. Diese übereinstimmende Stoffanordnung ist darum belangreich, weil sie gegen die Zeitfolge der Ereignisse verstößt; denn nach den verläßlichsten Angaben ist der Aussöhnung Heinrichs und Ottos, welche am 25. December 941 statt hatte, zuerst am 26. Januar 946 der Tod der Königin Editha und im nächsten Jahre die Vermählung ihrer Kinder gefolgt; danach trat erst am 23. November 947, wenn nicht gar erst 948, der Heimgang des Bayern-Herzogs Berthold ein; Heinrich ist also frühestens Anfang 948 Herzog geworden; die bedeutendsten Siege seines Ungarn-Krieges gehören den Jahren 950 und 951 an. Man sage nicht, daß Hrotsvitha und Widukind hier von sachlichen Gesichtspunkten sich haben leiten lassen und im Anschluß an die erzählte Begnadigung Heinrichs gleich seine Erfolge im Herzogsamte abgehandelt haben — mindestens ebenso sachlich wäre doch wohl die chronologische Reihe der Begebenheiten gewesen, da die von Widukind erwähnte Eroberung Aquilejas, welche den Ungarn den Weg nach Italien verlegte, vortrefflich zur italienischen Geschichte hinübergeführt hätte —: beide haben unzweifelhaft die eingehaltene Ordnung als die chronologische hingenommen, wie jedenfalls Hrotsvitha klar zu erkennen giebt, indem sie die Freude über Heinrichs Ungarn-Siege durch die Trauer über den Tod der Königin getrübt werden läßt. Da nun Hrotsvitha und Widukind von einander unabhängig sind (vgl. oben S. 335 Anm. 2), so müssen sie ihre falsche Chronologie von einem gemeinschaftlichen Gewährsmann erhalten haben. Über seine Persönlichkeit ist in Anbetracht anderer S. 28 ff. 54 f. 67 f. 71 f. 334 f. schon erörterter Umstände jedes Schwanken ausgeschlossen: Adalbert, welcher in den vertrautesten Beziehungen zu dem Erzbischof Wilhelm von Mainz stand (vgl. oben S. 200 ff.) hat in der Fortsetzung der Regino-Chronik die nämliche falsche Folge; er hat auch zum Jahre 945 den Tod des Bayern-Herzogs Berthold und die Erhebung Heinrichs und zum Jahre 947 den Tod Edithas und die Vermählung ihrer Kinder vermerkt. Dieser Zusammenhang bildet eine starke Stütze für meine Aufstellung, daß die Blüte der deutschen Geschichtsschreibung in Ottos I. Zeit keine spontane, sondern auf den Antrieb des Erzbischofs Wilhelm von Mainz zurückzuführen ist.

hause — erledigt — die Charakteristik der drei Brüder Otto [1]), Heinrich und Brun bildet den deutlichen Abschluß —, aber damit auch der geschichtlichen Entwickelung vorgegriffen; er lenkt in dieselbe zurück und zum dritten Buche hinüber, indem er im 39. Kapitel von den Nöten des mit Otto verschwägerten Westfranken-Königs spricht, zu dessen Gunsten Otto einen Heereszug „für das nächste Jahr" in Aussicht nimmt [2]).

[1]) „Otto ist", sagt Widukind (II, 36), „vor allem durch seine Milde ausgezeichnet, unter allen Sterblichen am Werke der beständigste, so furchtbar er in Übung königlicher Zuchtgewalt auch sein kann, immer freundlich, im Schenken freigebig, im Schlafen mäßig und dabei gewohnt, im Traume zu reden, sodaß man ihn für unermüdlich halten kann, nicht fähig, seinen Freunden etwas zu versagen und über menschliche Begriffe hinaus vertrauensstark: als einst einige der Seinen, so haben wir vernommen, verklagt und des Vergehens überführt waren, wollte er um keinen Preis an ihre Schuld glauben, sondern gab sich zu ihrem Anwalt und Fürsprecher her, hielt sie auch später ganz so, als ob sie niemals gegen ihn sich vergangen hätten. Seine Begabung ist überaus bewunderungswürdig; denn erst nach dem Tode der Königin Edid fing er an lesen zu lernen und brachte es darin so weit, daß er jedes Buch leicht lesen und verstehen kann. Außerdem ist er des Welschen und Slavischen mächtig; doch kommt es selten vor, daß er sich herabläßt, es zu sprechen. Er ist ein eifriger Jäger, ein Liebhaber des Brettspiels und übt bisweilen die Reitkunst mit königlichem Anstand. Dabei verfügt er über einen stattlichen Körper, der ganz die königliche Würde zum Ausdruck bringt; das Haupt ist mit ergrauendem Haare bedeckt; die Augen glänzen und lassen schnell wie der Blitz einen flammenden Wetterstrahl aufleuchten; das Antlitz zeigt die Röte der Gesundheit; der Bart ist ungewöhnlich lang, und zwar gegen den alten Brauch; seine Brust ist von einer Art Löwenmähne umkleidet, sein Unterleib nicht übermäßig stark. Der Gang, vor Zeiten lebhaft, ist jetzt schon bedächtig geworden. Seine Tracht ist die heimische, wie er denn nie eine fremde angelegt hat. Sooft er seine Krone tragen muß, pflegt er, wie man wahrheitsgetreu meldet, vorher immer zu fasten." — Otto wird als König von Hrotsvitha (V. 263—304) gleich nach dem Berichte über seine Thronbesteigung (V. 249—262) charakterisiert; in Gemeinschaft mit seinen beiden Brüdern ist von ihm als dem ältesten Sohne König Heinrichs schon vorher (V. 49—130) die Rede gewesen.

[2]) Den Feindseligkeiten, welche Widukind im Anfang des dritten Buches erzählt, geht, wie es bei den Homerischen Helden üblich ist, ein

Daran schließt sich nun die Nachricht von dem Tode der Königin Editha folgendermaßen:

(41) Jenes Jahr war bemerkenswert durch einen das ganze Volk treffenden Trauerfall: durch den Tod der Königin Edid seligen Angedenkens, deren Sterbetag, der 26. Januar, von allen Sachsen unter Trauer und Thränen begangen wurde. Sie entstammte dem Angeln-Volke, und zwar einem Geschlechte, das ebenso durch das Glaubensheldentum wie durch die königliche Machtfülle seiner Angehörigen ausgezeichnet ist[1]). Zehn Jahre teilte sie den Königsthron, im elften starb sie; im Sachsen-Lande aber hat sie neunzehn Jahre gelebt. Sie hinterließ einen Sohn Namens Liudolf, der nach der Vollzähligkeit seiner geistigen und körperlichen Vorzüge keinem Sterblichen seiner Zeit nachstand, und eine Tochter Namens Liudgarde, welche mit dem Herzog Konrad vermählt war. Sie liegt begraben in der Stadt Magathaburg [Magdeburg] in der nordöstlichen Ecke der neuen Basilika.

946. Jan. 26.

Austausch von Artigkeiten voran. Widukind berichtet (III, 2): „Als Hugo — [der Hauptgegner des Westfranken-Königs] — von dem Anmarsch Ottos hörte, sandte er eine Botschaft an ihn; er schwor darin bei der Seele seines Vaters — der, mit Gott und seinem Könige im Hader, schon längst zur Hölle gefahren war —: er habe eine so überwältigende Waffenfülle bei sich, wie sie der König bisher noch nicht gesehen habe; und dabei höhnte er die Sachsen, indem er in eitler Aufgeblasenheit von ihnen behauptete: sie seien ja so zarte Wesen, daß er ohne Beschwerde auf einen Zug sieben sächsische Speere verschlucken könne. Darauf erteilte ihm der König den herrlichen Bescheid: er aber habe ihm so viel Heu in den Hüten seiner Mannschaft vorzusetzen, als weder er noch sein Vater jemals gesehen habe. Und in der That fand sich, obwohl das Heer sehr stark war, nämlich zweiunddreißig Haufen zählte, nur hin und wider einer, der keinen solchen Hut trug." — „Diese Strohhüte", bemerkt Wattenbach, „waren eine eigentümlich sächsische Tracht, wie man sie noch auf den Bildern zum Sachsen-Spiegel sieht."

1) Die Vermählung Ottos mit Editha erzählt Hrotsvitha ausführlich (V. 131—248); dabei wird auch, worauf Widukind mit dem „Glaubensheldentum" anspielt, (V. 185—194) des Königs Oswald, als eines Ahnherrn der angelsächsischen Prinzessin gedacht.

III.

Italien vor der deutschen Eroberung.

Hrotsvitha geht zwar in ihrer allem Zuständlichen abholden Art nur auf die persönlichen Verhältnisse ein, welche zur Eroberung Italiens durch Otto I. führten; die Schilderung, welche uns Liudprand nach seiner Erinnerung von seinem Vaterlande in dem Vierteljahrhundert vor der deutschen Eroberung entworfen hat (Antapodosis III, 2—VI, 10), ist aber als Sittenschilderung so wertvoll, daß sie als Gegenbild zu der oben S. 318 ff. gezeichneten deutschen Gesittung des zehnten Jahrhunderts, aus welcher das Wesen Hrotsvithas begriffen werden muß, hier nicht übergangen werden darf [1]).

924. (III, 2) König Berengar war tot und Rudolf in der Fremde: da brach der Ungarn-Sturm über ganz Italien herein. Unter Salards Führung schritten sie dazu, die Mauern der Stadt Pavia mit einem Walle zu umgeben und ringsumher ihre Zelte aufzuschlagen, so daß sie die Bürger nicht hinausließen. In ihrer Sündenschuld zum Widerstande zu ohnmächtig, vermochten diese die Feinde auch durch kein Opfer zur Milde zu stimmen.

März 12. (3) Und als einst Phöbus lichten Scheins
Sein Wogenbett verließ
Und in das erste Tierkreisbild

---

[1]) Der Auszug, welcher in der Sammlung der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" sich findet (vgl. oben S. 33 Anm. 1), umfaßt wesentlich die auf die fränkisch-deutsche Geschichte bezüglichen Angaben Liudprands, ergänzt also die Auslese, welche ich hier veranstaltet habe.

Die Tagesfahrt begann, 924.
Daß schon vor seinem Strahl der Reif,
Das Höheneis, zerrann,
Als auch der Windgott Aeolus
Aus vollen Backen blies:
Gelüstet es die Ungarn-Wut,
Mit seines Hauches Gunst
Hineinzusenden in die Stadt,
Was sie entzünden kann.
Im Windeswehn verbreitet sich
Die erst nur kleine Brunst;
Und nicht genügt den Ungarn mehr
Die Heimsuchung durch Brand,
Sie sind mit Drohungen und Mord
Auch überall zur Hand,
Zu töten, wen hinausgescheucht
Die Glut, durch Pfeil und Bolz:
In Asche sinkt die Unglücksstadt
Pavia, einst so stolz!

Im Sturme reckt des Feuers Geist
Die Riesenglieder aus
Und schwingt sich auf der Kirchen Dach,
Auf jedes hohe Haus.
Da kommt so manche Mutter um,
Manch Kind in jungem Jahr,
Es stirbt den Feuertod zu Hauf
Der Christen fromme Schar,
Es stirbt der Bischof auch der Stadt,
Ein heil'ger Gottesmann,
Der, wie er hieß, auch wirklich war:
Der gütige Johann.
Was lange schon die Truhe birgt,

924. Daß es kein Dieb erbricht —
Das Gold, das wohlverwahrte Gold,
Es kommt ans Tageslicht
Und fließt den Abzugsgruben zu,
Da es im Feuer schmolz:
In Asche sinkt die Unglücksstadt
Pavia, einst so stolz!

Da schmolz zum Rinnsal blinkendes
Gerät und Silber ein,
Es fällt in Asche überall
Der Ahnengrüft' Gebein.
Da gilt der rötliche Topas
Des Jaspis grüner Schein
Ein Tand, Beryll und Saphir nichts,
So schön sie mögen sein,
Und, ach, kein Krämer findet sich,
Der achtete des Golds:
In Asche sinkt die Unglücksstadt
Pavia, einst so stolz!

Auch der Tessin mit klarer Flut
Errettet da mit nichten
Der Schiffe Rumpf: es stirbt die Glut
Erst in dem Restspan Holz:
In Asche sank die Unglücksstadt
Pavia, einst so stolz [1]),

im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 924 am 12. März, in der zwölften Indiction, an einem Freitag zur dritten Stunde. Aller, die da verbrannt sind, gedenke mit frommem Erinnerungs-

[1]) Für das Gedicht hat Liudprand mehrfach Vergilische Ausdrücke verwertet.

spruch in Liebe jeder, wer immer das liest, darum bitte ich 924.
dringend.

(4) Aber das Schwert des gnadenreichsten, des allmächtigen Herrn, dessen Güte und Gerechtigkeit der Prophet preist: seiner Psalm 33, 5.
Güte sei die Erde voll, wütete nicht bis zur Vertilgung der Stadt; denn ob sie gleich um der Sündenschuld willen eingeäschert wurde, sie fiel doch nicht den Feinden in die Hände. Und es ging in Erfüllung, was der königliche Prophet singt: „Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr Psalm 77, 8—10.
erzeigen? Ist es denn ganz und gar aus mit seiner Güte? Und hat die Verheißung ein Ende? Hat denn Gott vergessen gnädig zu sein und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen?" Und ebenso sagt ein andrer Prophet von ihm: „Wenn Trübsal Habakuk 4, 2.
da ist, denkest Du der Barmherzigkeit." Der dem Tode entgangene Rest der Bevölkerung also leistete den Ungarn mannhaft Widerstand, sodaß er freudvoll mit dem Propheten sang: „Diese Wandelung hat die Hand des Höchsten bewirkt!" ... Psalm 77, 11.

(6) ... Nachdem nun Pavia in Asche gelegt und in ganz Italien nicht geringe Beute zusammengeraubt war, kehrten die Ungarn in ihre Heimat zurück.

(7) Zu eben dieser Zeit starb Adalbert, der Markgraf in der Stadt Ivrea, und seine Gemahlin Hermengarda, die Tochter des mächtigen Markgrafen Adalbert von Tuscien und der Bertha, übte nun die Herrschaft über ganz Italien aus. Der Grund dieser Macht war einfach der — es ist eine Schmach, auch nur davon zu reden —, daß sie mit allen, nicht etwa nur mit den Fürsten, sondern auch mit unedlen Leuten fleischlichen Umgang pflog.

(8) Dazumal kehrte König Rudolf aus Burgund nach Italien zurück: da Berengar nicht mehr am Leben war, wurde er nun der Herr des ganzen Reiches. Nach einer Reihe von Tagen aber begannen die Italiener allgemein mit einander zu zer- 925.
fallen; nach der Schwäche des Fleisches schied sie nämlich die

925 Leidenschaft zu der schönen Hermengarda: je nachdem diese den einen Buhlschaft gewährte, den anderen verweigerte. So ist es zu erklären, daß der überaus reiche Erzbischof von Mailand und einige andere Herren Parteigänger König Rudolfs waren; auf Seiten Hermengardas aber waren die Aufrührer so zahlreich bei einander, da sie es wagen konnten, sogar Pavia selbst, des Reiches Hauptstadt, dem Könige gewaltsam zu sperren.

(9) So kam es, daß König Rudolf ein Heer sammelte und auf Pavia anrückte. Als er eine Meile vor der Stadt ein Lager bezogen hatte, an jener Stelle, wo der Tessin seine Vereinigung mit dem Hauptstrom, dem Po, vollzieht — zu dessen Preise Vergil also singt: „Heridanus, du Oberherr der Flüsse“ [1]) und an andrer Stelle: „An Fruchtbarkeit der erste Fluß der westlichen Gewässer“ [2]) —, sandte Hermengarda, die ihren Vorteil fein berechnete, in der Nacht auf dem genannten Flusse an König Rudolf folgende Botschaft:

(10) „Wenn ich Dich hätte verderben wollen, so wärest Du schon lange ein toter Mann. Denn alle Deine Anhänger brennen darauf, Dich zu verlassen und zu mir überzugehen, wenn ich sie nur haben möchte; auch befindest Du Dich an einem Orte, wo Du augenblicklich gefangen und gefesselt bist, sobald ich ihrem Anschlage meine Zustimmung erteile.“ Dieser Botschaft glaubte der König nicht nur, er ward davon auch so bestürzt, daß er Hermengarda durch ihre Boten antwortete: er werde ihre Weisung für sein Verhalten einholen. Gesagt, gethan. In der nächsten Nacht ließ König Rudolf, ohne von den Wachen bemerkt zu werden, alles: sein Zelt und auch sein wohlbereitetes Bett stehen und liegen, er ließ seinen Anhang im Stich und eilte auf einem Nachen so schnell als möglich zu Hermengarda.

(11) Als es nun Tag wurde, umschritten noch immer in tiefem Schweigen die Mannen des Königs sein Zelt. Als

1) Georg. I, 482.
2) Aen. VIII, 77.

aber die Fürsten kamen, konnten sie sich gar nicht erklären, 925.
daß der König gegen seine Gewohnheit in den Tag hineinschlafe. Und als sie ihn nun durch Lärm, wie einst die Verschnittenen den Holofernes zu wecken suchten, gab dieser hier, Vgl. Judith 14.
wie jener keinen Laut zur Antwort; als sie dann in das Zelt eintraten und ihn spurlos verschwunden fanden, da schrien die einen Raub, die anderen Mord; keiner konnte auch nur entfernt auf den Gedanken kommen, daß er zum Überläufer geworden war. Während sie nun fassungslos noch hin und her rieten, kam plötzlich ein Bote mit der Kunde: König Rudolf wolle im Bunde mit ihren Gegnern über sie hereinbrechen. Da verloren sie gänzlich den Kopf und begannen so schnell davon zu flüchten, daß jeder Augenzeuge gemeint hätte: sie hätten statt der Beine Flügel.

(12) Und als sie nun nach Mailand, dem ersten Ort, wo sie sich sicher fühlten, gelangt waren, lud in Übereinstimmung mit ihnen allen der Erzbischof Lambert den mächtigen und einsichtsvollen Grafen der Provence Hugo ein, nach Italien zu kommen, dem Rudolf das Reich abzunehmen und selbst die Herrschaft anzutreten. Er hatte nämlich schon vor langer Zeit klar zu erkennen gegeben, daß er wohl den Versuch wagen würde, das italische Reich zu gewinnen: er war zur Zeit des schon genannten Königs Berengar mit zahlreichem Gefolge nach Italien gekommen; da aber die Zeit zu herrschen für ihn noch nicht erfüllet war, hatte ihn Berengar in Furcht und Flucht gejagt.

(13) Da nun Rudolf bei der Treulosigkeit seiner Unter- 926.
thanen nicht im stande war, die genannten Widersacher zu überwinden, begab er sich nach Burgund und forderte den Herzog Burchard von Schwaben, mit dessen Tochter er vermählt war, zu einem Hilfszuge auf. Und der sammelte auch Truppen und brach sogleich im Verein mit Rudolf nach Italien auf. Als sie nach Ivrea gelangt waren, sprach Burchard den Rudolf also an:

926. (14) „Es dürfte nicht unangebracht sein, wenn ich selbst in der Rolle eines Gesandten mich nach Mailand aufmachte. Denn so werde ich Gelegenheit haben, die Stadt zu erspähen und die Gesinnung ihrer Einwohner zu erkunden". So machte er sich denn auf. Und vor Mailand angelangt, kehrte er erst, bevor er die Stadt betrat, in die Kirche des seligen und schätzbaren Märtyrers Laurentius ein — um zu beten; man meint aber, daß es nicht um des Gebetes willen geschah, sondern einen andern Zweck hatte. Es heißt nämlich, er habe, weil die Kirche, ein staunenswürdiges und wertvolles Bauwerk, bei der Stadt liegt, dort eine Feste anlegen wollen in der Absicht, von dieser aus nicht nur die Mailänder, sondern auch noch eine Anzahl italienischer Fürsten dazu im Zaume zu halten. Als er die Stätte verließ und nun an der Stadtmauer entlang ritt, sagte er in heimischer, in deutscher Sprache zu seinen Begleitern: „Wenn ich die Italiener nicht sämtlich dahin bringe, daß sie auch nur einen Sporen noch tragen und auf Schandmähren reiten können, will ich nicht Burchard heißen; denn die Stärke und Höhe ihrer Mauer, auf deren Schutz sie bauen, hat für mich gar nichts zu bedeuten; ich mache mich anheischig, mit meinem Speerwurf die Feinde tot von der Mauer herabzustürzen." Das sagte er deutsch, weil er keinen Fremden daselbst seiner Sprache für kundig hielt. Zu seinem Unglück war aber doch einer zugegen, ein zerlumpter und unansehnlicher Kerl zwar, aber so weit erfahren, daß er deutsch verstand: der machte sich sofort auf und berichtete alles, was er gehört hatte, dem Erzbischof Lambert. Dieser war einsichtsvoll genug, Burchard nicht leicht zu nehmen; in arger Absicht empfing er ihn vielmehr freundlich und zeichnete ihn in auffälliger Weise aus; so gewährte er ihm zum Zeichen seiner besonderen Zuneigung die Erlaubnis, in seinem Tierpark Hirsche zu jagen, eine Erlaubnis, welche nur seinen liebsten und besten Freunden zu teil ward. Mittlerweile bot Lambert alle Pavesen und eine An-

zahl italienischer Fürsten zur Erlegung Burchards auf und hielt 926.
ihn so lange zurück, bis er hoffen konnte, daß alle seine Häscher bei einander waren.

(15) Es kam nun so, daß Burchard an demselben Tage, an welchem er Mailand verließ, bis nach Novara gelangte. Und als er hier die Nacht verbracht hatte und beim Morgengrauen in der Richtung nach Ivrea aufbrach, da tauchten plötzlich die Scharen der Italiener vor ihm auf und drangen auf ihn ein. Er aber stürmte ihnen nicht, wie ein wackerer Kriegsmann thut, entgegen, sondern begann sogleich zu fliehen. Da indessen das ihm gesetzte Ziel nach dem Ausspruch des seligen Hiob nicht überschritten werden konnte und ein Roß betrüglich zur Rettung ist, so stürzte es und warf ihn in den Graben, welcher die Stadtmauern umsäumt. Hier ward er von den andringenden Italienern mit den Lanzen durchbohrt und so vom Leben zum Tode befördert. Als seine Begleiter dies sahen, flohen sie — denn ein anderer Ausweg blieb ihnen nicht übrig — in die Kirche des Gaudentius, des heiligen Bekenners Christi. Über die Drohungen Burchards aber auf das höchste ergrimmt und erbittert, sprengten die Italiener die Kirchthüren und stießen alle, welche sie drinnen fanden, selbst unmittelbar am Altare nieder. Auf die Nachricht hiervon verließ Rudolf Italien und zog eilends nach Burgund.

April 28. 29. — Hiob 14, 5. — Psalm 33, 17.

(16) Während dieser Entwickelung hatte Hugo, der Graf von Arles und der Provence, sich eingeschifft und segelte bereits über das tyrrhenische Meer nach Italien. Und Gott, der ihn zum Könige von Italien wollte, geleitete ihn mit günstigem Winde in kurzer Zeit nach dem Hauptort der Provinz Tuscien, nach Alphea d. h. Pisa, — wovon Vergil also sagt: „Du Stadt alpheischen Ursprunges Pisa“ — [1]).

---

[1]) Aen. X, 179.

926. (17) Als er hier landete, stellte sich aus Rom ein Bote des Papstes ein, des Ravennaten Johann. Es kamen auch fast aus ganz Italien Gesandte, welche ihm so dringend wie möglich die Königswürde des Landes antrugen. Da es Hugo schon lange danach verlangte, war er schnell dazu bereit: er zog nach Pavia und empfing hier unter allgemeiner Zustimmung die
Juli 6. Krone. Nach kurzer Zeit begab er sich nach Mantua, wo Papst Johann eine Zusammenkunft mit ihm hatte und ein Bündnis mit ihm schloß.

925 März 8. (18) Um diese Zeit starb Bertha, die Mutter dieses Königs Hugo; ihr Sohn Wido, den sie, wie gesagt, mit Adalbert erzeugt hatte, war als Herr der Markgrafschaft Tuscien mit Marozia, der römischen Hure, vermählt.

926. (19) König Hugo aber war ebenso kenntnisreich als kühn, ebenso ausdauernd als berechnend; ein Verehrer Gottes und Freund aller Freunde der heiligen Religion, bezeigte er eine rege Teilnahme für die Not der Armen und eine eifrige Sorge um die Kirchen; hochgebildete Geistliche liebte er nicht nur, sondern ehrte sie auch nach Kräften. Aber wie hell auch der Glanz so vieler Vorzüge leuchtete, er wurde verdunkelt durch seine Schwäche für die Weiber.

(20) Aus dem Stamme der deutschen Franken hatte er sich eine Gemahlin Namens Alda erkoren, welche ihm einen Sohn, Lothar, geboren hatte. Er hatte damals aber auch von einer edlen Frau, die Wandelmoda hieß, einen Sohn Hubert, der noch heute lebt und als Fürst in der Provinz Tuscien schaltet. Seine Thaten werde ich, so Gott will, an passender Stelle berichten.

(21) Als nun Hugo König geworden war, begann er, verständig wie er war, überallhin seine Botschafter auszusenden, um bei vielen Königen und Fürsten um Freundschaft zu werben, vornehmlich bei dem ruhmreichen Könige Heinrich, der, wie oben erwähnt, über die Bayern, Schwaben, Lothringer, Franken und Sachsen herrschte ....

(22) In dem Streben, die Freundschaft der Könige und Fürsten ringsum zu gewinnen, trachtete Hugo auch danach, den weit von uns entfernten Griechen seinen Namen bekannt zu geben. Es herrschte aber damals über sie der denk- und ruhmwürdige Kaiser Romanos, ein edler, menschenfreundlicher, kluger und frommer Fürst; an ihn schickte er als Gesandten meinen Vater, weil er ihn als rechtschaffenen Mann und feingebildeten Redner kannte. 926.

(23) Als der an das Ziel seiner Reise gelangte, brachte er unter anderen Geschenken, welche König Hugo dem Kaiser Romanos übersandte, zwei besonders geartete Hunde dar, dergleichen man dort zu Lande noch niemals gesehen hatte. Vor den Kaiser geführt, hätten sie diesen sogleich zerrissen, wenn sie nicht von vielen starken Armen festgehalten worden wären; wahrscheinlich hielten sie ihn nicht für einen Menschen, sondern für ein Ungeheuer, weil sie ihn nach griechischer Sitte in einem Weibermantel, in seltsamer Tracht erblickten.

(24) Übrigens fand mein Vater bei dem Kaiser eine sehr ehrenvolle Aufnahme, und zwar nicht etwa, weil sein Antrag etwas Besonderes oder die Menge der Geschenke ausnehmend groß war, sondern wegen einer That, die mein Vater, auf der Hinreise in Thessalonich angelangt, vollführt hatte. Hier überfielen ihn nämlich einige Slaven, die im Aufstande gegen den Kaiser Romanos sein Land verwüsteten; aber Gottes Gnade fügte es, daß einige von ihnen getötet, ihre beiden Hauptleute aber noch lebend gefangen wurden. Als mein Vater nun diese dem Kaiser überlieferte, da war seine Freude groß; und reich von ihm beschenkt, kehrte mein Vater zu König Hugo, seinem Auftraggeber, fröhlich und guter Dinge zurück. Aber wenige Tage nach seiner Heimkehr ward er von einer Krankheit befallen, trat in ein Kloster ein und legte das Kleid des geistlichen Berufs an; darin ging er nach fünfzehn Tagen zum Herrn ein und hinterließ mich als ein ganz kleines Kind....

927. (39) Zu dieser Zeit waren Walbert und Gezo mit dem Vornamen Eberhard in Pavia die maßgebenden Beamten. Die Macht Walberts rührte daher, daß er in dem reichen Como seinen Sohn Peter auf den Bischofsstuhl gebracht und seine Tochter Roza an den Pfalzgrafen Giselbert verheiratet hatte; dazumal waren indessen beide Kinder schon tot. Das ganze Volk in Ticinum d. h. in Pavia mußte also vor ihm sich einfinden und alle Processe und Händel durch ihn entscheiden lassen. Schließlich war durch eine Teilung dieser Gewalt der erwähnte Gezo mit dem Vornamen Eberhard — er war nämlich mit jenem verwandt — zur Macht gelangt. Der aber verunzierte seinen erhabenen Rang durch gemeine Charaktereigenschaften. Er war über die Maßen ehrgeizig, habgierig, scheelsüchtig, ein unbotmäßiger Mensch, ein Rechtsverdreher und Verächter der göttlichen Gebote; und darum ließ ihn auch Gott nicht ungestraft. Um ohne weitere Umschweife zu reden: er war ein zweiter Catilina; wie dieser nämlich den Consul und Staatshüter Marcus Tullius Cicero zu ermorden versuchte, so ging jener damit um, den König Hugo zu Tode zu bringen. Eines Tages nämlich, als König Hugo mit kleinem Gefolge nichts Arges wähnend in Pavia weilte, setzte er einen Aufruhr ins Werk und machte Miene, über den König herzufallen; da aber Walbert, der nicht so gewaltthätigen Sinnes war, zauderte, wurde auch jener aufgehalten.

(40) Dabei verstand König Hugo aber auch durch schönklingende Worte, süßer denn Honigseim, die Aufrührer in ihrem wahnwitzigen Beginnen zu zügeln. Als er nämlich den Ausbruch des Aufruhrs und die Zusammenrottung im Hause Walberts erfuhr, ging er alle durch eine von Zwischenträgern überbrachte Botschaft folgenden Inhalts an: „Was ist denn nur der Grund, daß Ihr, tapfere Männer, wider alles Verhoffen so furchtbar gegen Euren Herrn, gegen Euren König aufgebracht seid? Wenn irgend eine Maßregel Euch mißfällt, so soll

sie berichtigt werden. Und selbst eine nachträgliche Richtigstellung ist doch gewöhnlich untadelig, zumal wenn keine Nachlässigkeit straflos durchgegangen ist." Durch diese Botschaft wurde allgemein die Erbitterung beschwichtigt. Nur Gezo verharrte weiter in seiner frechen Überhebung: er gab sich alle Mühe, die Anwesenden zu einem allgemeinen Anfall auf den König zu bewegen, um ihn in der schändlichsten Weise zu Tode zu quälen; aber Gott verhütete es, daß ihm sein verworfenes Verlangen erfüllt wurde. Hierauf kehrten die Gesandten zum König zurück und berichteten ihm alles, wovon sie Augen- und Ohrenzeugen gewesen waren. 927.

(41) Als nun König Hugo Pavia verließ, gab er sich arglistig den Anschein, als lege er allen diesen Vorgängen keinerlei Bedeutung bei; er machte aber, daß er weit fort und an einen andern Ort kam, um durch überallhin entsandte Gestellungsbefehle seine Mannen zu sich zu entbieten. Unter ihnen eilte auch der mächtige Graf Samson [1]) herbei, der Todfeind des erwähnten Gezo. Als er von dem Könige vorgelassen war, sprach er also zu ihm: „Ich sehe Dich bekümmert wegen der städtischen Wirren, welche in diesen Tagen zu einem ärgerlichen Aufstande gegen Dich ausgeartet sind; wenn Du aber auf mich hörst und mir Folge giebst, so sollen die Aufrührer sich in ihren eigenen Schlingen fangen; denn schwerlich wird sich jemand anders finden, der ein so guter Ratgeber ist wie ich; jedenfalls wird Dir niemand besser raten. Nur um eins bitte ich: daß, sobald sie durch meine Mitwirkung gefangen sind, Gezo und sein ganzes Wohl und Wehe in meine Hand gelegt wird." Als er das vom Könige zugesprochen erhielt, fügte er hinzu: „Der Bischof Leo von Pavia ist kein Freund Walberts und Gezos; denn sie arbeiten ihm auf alle mögliche Weise entgegen. Ihr kennt ja nun den Brauch, daß die waffen-

[1]) Er ist schon oben S. 409 Anm. 2 genannt.

927. fähigen Bürger dem von einer andern Stätte her Pavia sich nahenden Könige bis vor die Stadt entgegenziehen; laßt nun insgeheim dem Bischof die Weisung zugehen: sobald Ihr zu einer bestimmten Frist nach Pavia kommt und die Bürger Euch aus der Stadt entgegengezogen sind, alle Thore der Stadt zu schließen und die Schlüssel in eigene Verwahrung zu nehmen, damit niemand, wenn wir zur Verhaftung schreiten, in die Stadt entfliehen oder daher irgend welche Hilfe erwarten kann." Und so geschah es. Der Bischof leistete freudig dem Befehle Folge, als der König zur festgesetzten Zeit nach Pavia kam und die Bürgerschaft ihn einholte; und so ließ Hugo nun nach dem Rate Samsons alle festnehmen. Gezo ward auf der Stelle dem Samson überantwortet, auf beiden Augen geblendet und an der Zunge, welche sich in Majestätsbeleidigungen ergangen hatte, verstümmelt — eine vortreffliche Maßregel, wäre er nur, wie er blind wurde, nun auch stumm für alle Zeit geworden; aber es war Schicksalstücke, daß er mit der Zunge nicht auch die Äußerungsfähigkeit einbüßte und nach dem in einer griechischen Sage berichteten Hergang [1]) mit dem Verlust des Augenlichts ein langes Leben sich erkaufte, das für und für bis auf den heutigen Tag vielen zum Verderben gereicht hat.... Nachdem nun Gezo verstümmelt war, wurde auch sein Hab und Gut geplündert. Die meisten anderen wurden in Gewahrsam genommen; nur Walbert wurde am folgenden Morgen enthauptet und sein unermeßlicher Reichtum verzettelt: seine Ge-

[1]) Liudprand meint die von ihm selbst unmittelbar danach erst in griechischer Sprache erzählte, dann in lateinische Buchstaben umgeschriebene und schließlich lateinisch übersetzte Fabel, nach welcher Tiresias, einst weiblichen Geschlechts, von Zeus und Hera zur Entscheidung der Streitfrage angegangen wird: ob Mann oder Weib bei der Begattung mehr Genuß empfinde —, durch Bezeichnung des Weibes Hera verletzt und von ihr mit Blindheit geschlagen, von Zeus aber durch ein langes Leben entschädigt wird.

mahlin Christina hielt man fest und peinigte sie mit verschiedenen 927.
Martern, um von ihr die Angabe versteckter Schätze zu erpressen. Seitdem wuchs die Furcht vor dem Könige nicht nur in Pavia, sondern verbreitete sich auch in alle Gegenden Italiens; man begann die Geringschätzung, welche man gegen ihn wie gegen seine Vorgänger gehegt hatte, aufzugeben und ihn mit ausgesuchter Ehrerbietung zu behandeln.

(42) Zu dieser Zeit kam der Bischof der Lütticher Kirche 928.
Hilduin, von seinem Sitz vertrieben, zu König Hugo, mit welchem er durch Verschwägerung verwandt war. Von diesem ehrenvoll aufgenommen, erhielt er das Bistum Verona und dessen Einkünfte zu seinem Unterhalt angewiesen. Nach ganz kurzer Zeit
traf es sich aber, daß der Erzbischof Lambert starb: da wurde 931 Juni 20.
an des Verstorbenen Stelle Hilduin zum Mailänder Bischof geweiht. Mit dem Genannten war auch ein Mönch Namens Rather ins Land gekommen: der wurde nun in Anbetracht seiner Frömmigkeit und seiner Meisterschaft in den sieben freien Künsten
in Verona zum Bischof erhoben, wo Milo . . . das Grafenamt 932 Aug.
verwaltete.

(43) Inzwischen begann Wido, der Markgraf der Provinz 928.
Tuscien, mit seiner Gemahlin Marozia ernstlich die Beseitigung des Papstes Johann zu erwägen, und zwar wegen des Hasses, welchen sie gegen des Papstes Bruder Petrus hegten: ihn begünstigte nämlich der Papst, wie man nur einen Bruder begünstigen kann. Als nun Wido in aller Stille eine zahlreiche Mannschaft gesammelt hatte, fügte es sich gerade, daß Petrus in Rom weilte. Und als eines Tages der Papst in Gesellschaft seines Bruders und weniger anderer im Lateran-Palast sich befand, da fielen die Mannen Widos und Marozias über sie her, mordeten den Petrus vor den Augen seines Bruders, nahmen diesen selbst, den Papst, fest und schleppten ihn ins Gefängnis, in welchem er bald darauf starb: wie es heißt, hat man ihm ein Kissen auf das Angesicht gedrückt und ihn so

928. schmählich erstickt. Nach seinem Tode[1]) warf das Ehepaar einen andern Johann, der Marozia Sohn, welchen diese Buhlerin mit dem Papste Sergius erzeugt hatte, zum Papst auf. Wido aber überlebte diese That nicht lange; zum Verweser seines Amtes wurde sein Bruder Lambert bestellt.

932. (44) Die Hure Marozia, die jeder Scham verlustig gegangen war, schickte nun nach dem Tode ihres Gatten Wido ihre Boten an den König Hugo und lud ihn ein, zu ihr zu ziehen und damit Rom, die Krone aller Städte, für sich zu gewinnen; sie vermaß sich aber hoch und teuer: das sei nicht anders zu erreichen als dadurch, daß König Hugo die Ehe mit ihr eingehe.

Marozia, Du rasest ja
  Im Zwang des Venus-Bannes!
Du trachtest nach dem Liebeskuß
  Des Bruders Deines Mannes,
Begehrst wie einst Herodias
  Zwei Brüdern Dich zu gatten,
(Vgl. Marc. 6, 18.) Ob Du auch siehst: es will Dir das
  Johannes nicht gestatten,
Der einem jeden untersagt
  Die Schwägrin zu entehren.
Auch kann Dir nichts des Moses Satz,
  Des Mannes Gottes, lehren:
(Vgl. 5. Mos. 25, 5.) Daß einem Mann, der kinderlos
  Anheim dem Tode fiele,
Sein Bruder mit der Schwägerin
  Nachkommenschaft erziele;
Denn weltbekannt ist es, daß Du
  Dem ersten Mann geboren.

---

1) Auf ihn folgten erst noch Leo VI. und Stephan VIII., ehe Johann XI. Papst wurde.

Du sagst dazu: „Im Liebesrausch 932.
Hat niemand dafür Ohren!“ [1])
Und in Erfüllung geht Dein Wunsch:
Ein Schlachtstier dem Altar,
So stellt sich König Hugo Dir —
Doch Rom zu Liebe! — dar.
Was frommt es nun, ruchloses Weib,
Den Reinen zu gefährden?!
Indem Du frevelnd Dich vergehst,
Um Königin zu werden,
Verlierst Du das erhabne Rom —
So will's der Herr der Erden.

Und daß damit Recht geschah, das einzusehen, bedarf es keines Scharfblicks, es merkt sogar der Unverstand.

(45) Da, wo es in die Stadt Rom hineingeht, liegt eine Festung, ein wunderbares und wunderbar festes Bauwerk; vor seinem Thor führt eine prachtvolle Brücke über den Tiber, welche dem Verkehr mit Rom dient, und zwar bildet sie den einzigen passierbaren Zugang: die Freigabe desselben hängt aber ganz von dem Belieben der Festungsbesatzung ab. Die Festung ist auch, um nur das eine noch zu erwähnen, von so gewaltiger Höhe, daß die Kirche, welche auf ihrer höchsten Plattform sich erhebt — sie ist dem Ober-Erzengel, dem Hauptmann der himmlischen Heerscharen, geweiht —, „die heilige Engelskirche, des Himmels Nachbarin“ genannt wird. Im Vertrauen auf diese Festung ließ nun der König sein Heer in der Ferne zurück und kam nur mit geringem Gefolge nach Rom. Hier von der Bevölkerung feierlich empfangen, kehrte er gleich in die genannte Festung ein, wo das Ehegemach der Buhlerin sich befand. Nachdem er aber mit ihr das blutschänderische Beilager gehalten hatte, begann er, als könne er sich nunmehr jeder Sorge

[1]) Juvenal, Sat. VI, 300.

932. entschlagen, die Römer von oben herab zu behandeln. Nun hatte Marozia von dem Markgrafen Alberich einen Sohn gleichen Namens. Als der auf Geheiß seiner Mutter dem König Hugo, seinem Stiefvater also, Waschwasser über die Hände goß, erhielt er von ihm als Zurechtweisung einen Backenstreich, weil er zu unmäßig und wild das Wasser ausschüttete. Um nun diese ihm angethane Schmach zu rächen, versammelte er die Römer und hielt folgende Ansprache an sie: „Das würdevolle Rom hat sich so sehr an das Narrenseil nehmen lassen, daß es einem Hurenregiment sich fügt. Denn giebt es einen ärgeren Greuel, eine größere Schmach, als daß Rom, die Stadt Rom sich durch die blutschänderische Ehe eines einzigen Weibes zu Grunde richten läßt? Sie, die einst die Sclaven der Römer waren, die Burgundionen sollen über Römer gebieten? Wenn er mir, seinem Stiefsohn, ins Gesicht schlug, als er eben erst aus der Fremde hereingekommen war, was mag er da erst Euch anthun, nachdem er warm geworden ist? Oder kennt Ihr nicht die Unersättlichkeit und den Hochmut der Burgundionen? Ihr braucht da nur auf die Ableitung ihres Namens zu blicken. Burgundionen heißen sie nämlich davon, daß die Römer, nachdem sie die Welt erobert und von diesem Volke viele Gefangene herbeigeschleppt hatten, ihnen die Weisung gaben, außerhalb des Stadtweichbildes ihre Häuser zu errichten; aus diesen sind sie dann wegen ihres Hochmutes bald danach von den Römern vertrieben worden; und weil sie nun selbst eine Anzahl benachbarter Häuser, welche durch keine Mauer umschlossen wird, Burg nennen, wurden sie als aus der Burg vertriebene Leute von den Römern Burgundionen benamset; mit ihrem heimischen Namen heißen sie gallische Allobroger. Wenn ich die fronesis d. h. die Einsicht, die mir zu teil geworden ist, zu Rate ziehe, so möchte ich die Burgundionen Schlünke nennen, weil sie einerseits in ihrem Hochmut nur in harten Kehllauten reden und andererseits — das ist noch be-

zeichnender — in ihrer Gefräßigkeit, welcher sie über die Maßen 932
fröhnen, alles durch die Gurgel jagen.“ Auf diese Worte hin fielen alle ohne weiteres von König Hugo ab und wählten eben Alberich zu ihrem Herrn; und um König Hugo keine Gelegenheit zu lassen, seine Streiter hereinzuführen, begannen sie sofort die Festung zu belagern.

(46) Augenfällig war es der Ratschluß der gerecht zuteilenden Gottheit, daß König Hugo den Gewinn, welchen er so schändlich durch ein Verbrechen gemacht hatte, unter keinen Umständen behaupten konnte. Er wurde nämlich so eingeschüchtert, daß er sich an einem Seil an derjenigen Stelle, wo die Festung mit der Stadtmauer zusammenhing, herabließ, nur um fortzukommen, und sich zu den Seinen flüchtete. Nachdem also König Hugo samt der erwähnten Marozia beseitigt war, war Alberich in der Stadt Rom der weltliche Machthaber, während sein Bruder Johann den Stuhl des höchsten und allgemeinen Bistums inne hatte.

(47) Es geht nun das Gerücht: Bertha, die Mutter König Hugos, habe ihrem Gemahl, dem Markgrafen Adalbert, keinen einzigen Sohn geboren, sondern Wido und Lambert insgeheim von anderen Müttern erhalten und nach erheuchelter Schwangerschaft sich untergeschoben, um nach Adalberts Tode Söhne zu haben, mit deren Hilfe sie die Machtfülle ihres Gemahls festzuhalten vermöchte. Aber das ist eine Lüge, die mir nur zu dem Zweck erfunden zu sein scheint, daß König Hugo auf diese Weise seine Blutschande bedecken und die ὕβριν d. h. den Makel sittlicher Anrüchigkeit vermeiden könne. Noch wahrscheinlicher dürfte indeß als Grund für das Gerücht eine Behauptung sein, von welcher ich jetzt sprechen will. Lambert, der nach dem Tode seines Bruders Wido die Mark Tuscien inne hatte, war ein streitlustiger und in seiner Verwegenheit vor keinem Verbrechen zurückschreckender Mann. Darum hatte ihn König Hugo in dem dringenden Verdachte, daß er nach der italienischen Königskrone strebe —: er fürchtete, die Italiener würden von ihm abfallen und dann zum

931. König den Lambert machen; dazu kam, daß diesem der Bruder König Hugos von demselben Vater, Boso, Fallstricke legte, weil er selber gar zu gerne Markgraf von Tuscien geworden wäre. Auf dessen Rat nun ließ ihm König Hugo unter Drohungen die Weisung zugehen: er solle sich nicht ferner unterstehen, sich seinen Bruder zu nennen. Der aber, ein wilder und zügelloser Geselle, erwiderte ihm, nicht bescheiden wie es angemessen gewesen wäre, sondern schamlos also: „Damit der König nicht in Abrede stellen kann, daß ich sein Bruder bin, daß wir aus demselben Leibe durch dieselbe Pforte an das Licht hervorgekommen sind, so will ich dafür vor aller Augen durch einen Zweikampf den Beweis antreten.“ Als das der König vernahm, wählte er einen jungen Mann Namens Teudinus aus, der mit jenem in dieser Frage den Zweikampf ausfechten sollte. Gott aber, der gerecht ist — und recht ist auch sein Urteil, an dem kein Falsch ist, sodaß er jede Zweideutigkeit zerriß und die Wahrheit allen kund gab —, fügte es, daß Teudinus alsogleich fiel und Lambert den Sieg gewann. Daraufhin wurde König Hugo nicht wenig beschämt; er ließ sich aber beraten und nahm Lambert trotzdem fest, um ihn dem Gefängnis zu überantworten — aus Furcht: jener würde, wenn er ihn entließe, ihm die Krone nehmen. Nachdem er ihn also gefangen gesetzt hatte, übertrug er seinem Bruder Boso die Markgrafschaft Tuscien, und nach kurzer Zeit ließ er Lambert blenden.

933. (48) Um diese Zeit sandten die Italiener nach Burgund: es war ihnen darum zu thun, daß Rudolf wieder bei ihnen sich einstellte. Als das König Hugo erfuhr, schickte auch er Botschaft an ihn und überließ ihm alles Land in Gallien, welches er vor seiner Thronbesteigung in Italien dort inne hatte, und empfing dafür von ihm das eidliche Versprechen, nie wieder nach Italien zu kommen. Ebenso gewann er Heinrich, den oben erwähnten mächtigen König, durch Darbringung vieler Geschenke zum Freunde: sein Name hatte schon damals bei den Italienern besonders aus dem Grunde einen guten Klang, weil er die Dänen, die

sich noch keinem vor ihm gebeugt hatten, ohne fremde Hilfe besiegt und zinspflichtig gemacht hatte .... 934.

(49) Aber Arnald, dessen oben schon einmal gedacht ist, als Herzog von Bayern und Kärnthen ein Nachbar Italiens, sammelte Truppen und zog heran, um Hugo das Reich zu nehmen. Der Marsch durch die ihm zunächst gelegene Mark Italiens Trient führte ihn bis nach Verona. Hier wurde er von dem Grafen Milo und dem Bischof Rather — sie hatten ihn nämlich eingeladen — mit Freuden empfangen. Auf die Kunde hiervon zog König Hugo sein Heer zusammen und rückte ihm entgegen. 935.

(50) Als er, dort angelangt, seine Geschwader die Gegend durchstreifen ließ, wagte sich eine recht ansehnliche Abteilung Bayern aus der Burg Gausening hervor und ließ sich mit den Italienern in einen Kampf ein, ward aber von diesen so furchtbar geschlagen, daß kaum einer, höchstens der Bote dieses Unheils, entrann. Dieser Vorgang versetzte den Herzog Arnald in nicht geringe Bestürzung. Er verfiel auf das Auskunftsmittel, den Grafen Milo festzunehmen, Italien zu verlassen und jenen mit sich nach Bayern zu führen, um mit ihm nach Vervollständigung seines Heeres zurückzukehren. Das kam auch Milo zu Ohren.

(51) Er sann nun hin und her, ohne zu einem Entschlusse gelangen zu können. Zu König Hugo überzugehen, scheute er sich in seinem Schuldbewußtsein; aber an Arnalds Seite nach Bayern geführt zu werden, das dünkte ihn nicht etwa nur der Tod, das dünkte ihn die Hölle zu sein. Dieser Verlegenheit machte er ein Ende durch den Entschluß zu entfliehen und, da er den König Hugo schnell zum Erbarmen geneigt wußte, nun doch zu ihm zu eilen. Arnald aber kehrte, so schnell er irgend vermochte, nach Bayern zurück.

(52) Vorher erstürmte er indessen noch die Burg der Stadt und führte den Bruder Milos und seine Mannen, welche sie zu verteidigen gesucht hatten, mit sich nach Bayern. Nach seinem Abzuge ergab sich dann die Stadt an König Hugo,

935. welcher ihren Bischof Rather festnehmen ließ und nach Pavia verbannte. Hier begann dieser ein Buch zu verfassen, in welchem er in recht fesselnder und geistvoller Weise von den Verdrießlichkeiten seiner Verbannung handelt: in ihm wird demgemäß der Leser manche feine Ausführung finden, die nicht bloß unterhält sondern auch bildet [1]) . . .

931 Mai 15. (IV, 2) Als nun König Hugo sah, daß ihm alles nach Wunsch ging, setzte er unter allgemeiner Zustimmung seinen Sohn Lothar, welchen er mit seiner Gemahlin Alda erzeugt hatte, zum Mitkönige ein. Dann überlegte er, auf welche Weise er Rom, von wo er so schimpflich vertrieben worden war, zurückgewinnen könnte. Er sammelte also ein zahlreiches Heer und rückte auf Rom los. Aber obgleich er die Ort-
933—936 schaften und Gemarkungen ringsumher mitleidswert verwüstete und die Stadt selbst Tag für Tag berannte, sein Ziel, in sie einzudringen, vermochte er nicht zu erreichen.

(3) Schließlich setzte er seine Hoffnung auf seine Schlauheit; er glaubte den Alberich fangen zu können, indem er ihm die Vermählung mit seiner Tochter Alda, der rechten Schwester seines Sohnes, des Königs Lothar, antrug, aufdaß er so in Frieden und ohne Sorge wie sein leiblicher Sohn bleiben könnte. Und
936. Alberich war nicht dumm; er vermählte sich mit Alda; aber Rom, wonach jenen so heiß verlangte, lieferte er ihm nicht aus und trat auch durchaus nicht in ein Vertrauensverhältnis zu ihm. Was Alberich selbst angeht, so hätte König Hugo ihn τουτω τῶ αγκηστρω tuto to agkistro d. h. mit einer solchen Angel doch wohl geködert und gefangen, wenn es nicht die Ränkesucht seiner Mannen hintertrieben hätte, welche nicht wünschen konnten, daß jemals Friede zwischen beiden herrschte. Wenn nämlich der König einen von seinen Mannen zu strafen drohte, so lag diesem daran, eine schnell erreichbare Zufluchtsstätte in Rom bei Alberich

[1]) Es sind die „Präloquien“, welchen am Schluß dieses Abschnitts die Schilderung der italienischen Bischöfe entnommen ist.

zu haben, wo er, aus Furcht vor dem Könige mit Freuden em- 936.
pfangen, eine ehrenvolle Stellung einnehmen konnte.

(4) Während dieser Vorgänge sammelten die in Garde-Frainet hausenden Sarazenen ihre Scharen und drangen bis nach Acqui vor, standen also nur noch fünfzig [römische] Meilen von Pavia entfernt. Ihr πρωβωλος povolos d. h. ihr Anführer Sagittus war der ruchloseste und gottvergessenste Sarazen. Unter Gottes Beistand fand aber in der Schlacht, zu welcher es kam, der ταλέπορος taleporos d. h. der Elende selbst mit allen seinen Gesellen den Untergang.

(5) Um dieselbe Zeit begann auch in der Stadt Genua, 934. 935.
welche am Rande des africanischen Meeres und der cottischen Alpen achthundert Stadien von Pavia entfernt liegt, ein Blutquell sehr reichlich zu fließen: ein offenkundiges Vorzeichen des nahen Unheils! Und in dem nämlichen Jahre erschienen auch die Punier[1]) mit zahlreicher Flotte vor der Stadt, drangen in dieselbe, unbemerkt von den Einwohnern, ein und mordeten alle mit Ausnahme der Weiber und Kinder; die gesamten Schätze der Bürgerschaft und der Gotteshäuser brachten sie auf ihre Schiffe und kehrten dann nach Afrika zurück.

(6) Zu dieser Zeit verließ der Bischof der Stadt Arles, Manasse, als er die Macht König Hugos wahrnahm, dessen Blutsverwandter er war, seine ihm anvertraute Kirche und zog, von Ehrgeiz beseelt, nach Italien, um hier viele Kirchen zu mißhandeln, nein zu zerreißen. Und König Hugo übertrug ihm, in der zuversichtlichen Anschauung, seinen Thron sicherer zu behaupten, wenn er mit den Reichsämtern seine Blutsverwandten ausstatte, gegen jedes Recht die Kirchen in Verona, Trient und Mantua, oder vielmehr: er gab sie ihm als Lockspeise. Und auch damit noch nicht zufrieden, erlangte Manasse außerdem die Markgrafschaft Trient, um so — der Teufel hatte dabei seine

[1]) Afrikanische Sarazenen sind darunter verstanden.

934. 935. Hand im Spiele — ein weltlicher Lehensträger zu werden und darum als Bischof abzudanken ....

(8) Zu dieser Zeit hatte jener Berengar, unter dessen Tyrannei jetzt ganz Italien seufzt, die Würde eines Markgrafen von Ivrea inne. Ihm gab König Hugo eine seiner Nichten Namens Willa, die sein Bruder Boso, der Markgraf von Tuscien, mit seiner Gemahlin Willa erzeugt hatte, in die Ehe. Berengars Bruder Ansgar aber, den die Schwester König Hugos Hermengarda dem Adalbert geboren hatte, war damals ein gefeierter kraft- und machtbewußter Degen.

(9) Auch der Markgraf von Camerino und Spoleto, Tedbald, ein sehr naher Blutsverwandter König Hugos, war ein berufener Kämpe: der zog dem Fürsten von Benevent gegen die Griechen, welche ihn schwer bedrängten, zu Hilfe und errang auch über sie, als er sie angriff, den Sieg. Das glückliche Ergebnis war, daß er von den Griechen, die schon nicht mehr das Feld gegen ihn behaupteten, sondern sich in ihren festen Plätzen zurückhielten, viele gefangen nahm. Nachdem er diesen die Schamglieder hatte abschneiden lassen, richtete er an den griechischen Befehlshaber folgende Botschaft: „Maßen ich wahrgenommen, daß für Eures Kaisers Majestät Verschnittene die höchste Kostbarkeit sind, habe ich mich beeifert, ihm hier zunächst einige wenige ehrerbietigst zu übersenden, mit dem Gelöbnis, ihnen ehestens, so Gott will, noch mehr nachfolgen zu lassen."

(10) In diesem Zusammenhang muß ich doch eines losen Streichs einer Frau gedenken, welcher eine ganz durchtriebene Schlauheit verrät. Als nämlich eines Tags die Griechen vereint mit den Sassen jenes Landes aus einer Festung gegen den erwähnten Tedbald einen Ausfall machten, wurden einige von ihm zu Gefangenen gemacht. Während er sich nun anschickte, sie entmannen zu lassen, um sie so in die Festung heimzusenden, stürzte ein Weib in heißer Gattenliebe, in wahn-

sinniger Angst um ihres Mannes Schamglieder mit flatterndem 934. 935.
Haar wie eine Rasende aus der Festung hervor. Da sie sich mit blutigen Nägeln das Antlitz zerkratzte und vor Tedbalds Zelt laut weinte und jammerte, fragte der sie: „Was fehlt Dir denn, Weib, daß Du so volltönend klagst?" Darauf antwortete sie — und dumm sich anzustellen im rechten Augenblicke ist höchste Klugheit —: „Das ist mir etwas Rechtes, auch neu und unerhört, Ihr Helden, Krieg gegen wehrlose Frauen zu führen! Keine von meinen Mitschwestern ist doch dem Geschlecht der Amazonen entsprossen: einzig den Fertigkeiten der Minerva ergeben, haben wir vom Waffenhandwerk keine Ahnung." Als ihr Tedbald einwarf: „Welch ein vernünftiger Mann hat sich denn — abgesehen von dem Zeitalter der Amazonen — auch nur einfallen lassen, Krieg mit den Frauen zu führen?" entgegnete sie: „Kann es denn wohl einen grausameren Krieg gegen die Frauen geben, einen peinlicheren Verlust für sie, als wenn ihr es darauf anlegt, ihren Männern die Hoden wegzuschneiden? Denn darauf beruht doch unsere leibliche Erquickung und, was das wesentlichste ist, die Hoffnung, Kinder zu gebären. Und wenn Ihr sie entmannt, so nehmt Ihr ihnen doch nicht, was ihr, sondern was unser Eigentum ist. Hat mich etwa vor einigen Tagen der Verlust ganzer Herden Rindvieh und Schafe dazu vermocht, in Euer Lager zu kommen? Den Schaden, welchen Ihr mir an Vieh zugefügt habt, lasse ich mir gern gefallen; nur gegen diesen furchtbaren, diesen grausamen, diesen unersetzlichen Verlust sträube ich mich mit Händen und Füßen. Bei der Heiligkeit aller Götter nur nicht diesen trostlosen Schaden!" Bei diesen Worten brachen alle in ein unbändiges Gelächter aus; und sie hatte nun bei dem Volke einen so großen Stein im Brett, daß sie daraufhin nicht allein ihren Mann unverstümmelt, sondern dazu auch noch das ganze ihr fortgenommene Vieh zurückerhielt. Und als sie nun mit dem Wiedergewonnenen abzog, sandte ihr Tedbald einen Diener nach und ließ sie fragen, was

934. 935. er denn ihrem Manne nehmen solle, wenn dieser fürder bei einem Ausfall sich betreten lasse; da antwortete sie: „Er hat ja Augen, Nase, Hand und Fuß; wenn er das noch einmal thut, möge ihm sein Eigentum Tedbald nehmen, von meinem, seiner Magd Eigentum aber seine Hände lassen.“ Diese nachträgliche Antwort ließ sie aber durch den abgesandten Boten nur ausrichten, weil sie an dem Gelächter und der Freigebung ihres Gatten infolge ihrer Antrittserklärung das Wohlwollen des Volkes merkte [1].

936. (11) Zu dieser Zeit ging König Hugos Bruder Boso — sein habgieriges Weib Willa gab indessen den Antrieb — mit einem neuen und verworfenen Anschlage gegen den König um. Das merkte Hugo gar bald; und so ward Boso verhaftet und in Gewahrsam abgeführt. Der Grund zu seinem Falle war im Wesen folgender. Als er nach der Blendung des oben erwähnten Lambert die Markgrafschaft Tuscien erlangt hatte, begann seine Gemahlin Willa in leidenschaftlicher Habgier zu entbrennen, und zwar in einer Weise, daß in der ganzen Provinz Tuscien keine edle Frau sich mit einem Schmuckstück auch noch so geringen Wertes mehr zieren konnte. Diese Willa hatte keinen Sohn, dafür aber vier Töchter: Bertha, Willa, Richilda und Gisela, von welchen Willa, die würdige Gattin unseres Zeitgenossen Berengar, es wirklich fertig brachte, ihrer Mutter den Rang als das allernichtswürdigste Weib streitig zu machen. Um nun nicht in der Aufzählung aller ihrer Thaten zu weitschweifig zu werden, will ich nur eine, die schmachvollste erzählen, damit man daraus entnehmen kann, wie schändlich sie im übrigen war.

(12) Ihr Mann Boso besaß einen goldenen Gürtel, ein wahres Wunder in Anbetracht der Länge und Breite, der im

---

[1]) Wenn auch das Geschichtchen ausgemalt ist, so ist es in seinem Motive doch echt: dieselbe Grausamkeit der Kriegführung ist noch im nächsten Jahrhundert auf deutschem Boden zu belegen.

Glanze vieler kostbarer Edelsteine strahlte. Als nun Boso verhaftet wurde, befahl der König, vor allen seinen Schätzen nach dem Gürtel besonders sorgfältig zu suchen, nachdem aber sein Vermögen mit Beschlag belegt sei, sein Weib, als die eigentliche Bübin und Anstifterin des ganzen Anschlags, mit Schimpf und Schande aus dem italischen Reiche abzuschieben, sie nach Burgund zu schaffen, wo sie geboren war. Als nun aber die bevollmächtigten Beauftragten trotz sorgfältiger und umfassender Nachforschung den Gürtel nicht fanden und nur mit den übrigen Schätzen zu König Hugo zurückkehrten, sagte der König zu ihnen: „Kehrt noch einmal um und durchstöbert das ganze Getriebe ihres Brustschmucks und auch das Polster, auf welchem sie beim Reiten sitzt; und solltet Ihr auch da den Gürtel nicht finden können, so zieht sie ganz nackt aus, damit auch keine Stelle an ihrem Leibe verborgen bleiben kann; denn ich weiß, wie schlau und wie habgierig sie ist!" Jene kehrten also, gehorsam dem Befehle des Königs, zurück und begannen, nachdem sie alles durchsucht hatten, ohne etwas gefunden zu haben, sie aller Kleidungsstücke zu entblößen. Das war nun eine so schmachvolle und unerhörte Handlung, daß kein anständiger Mensch sie mitansehen konnte: man mußte die Augen abwenden. Nur ein unfreier Knecht blickte gerade zu, und da sah er einen purpurnen Riemen an ihrem rundlichen Hinterteil herabhängen: er war so unverschämt, ihn anzufassen, und so gräßlich, daran zu ziehen, und so kam aus dem heimlichsten Körperteil allmählich der Gürtel zum Vorschein. Der Knecht nun, dem nicht nur jede Scham abhanden gekommen war, sondern die schändliche Handlung sogar ungeheuren Spaß machte, lachte laut auf: Ha ha ha, und rief: „Was ich, Kerl, doch für ein geschickter Geburtshelfer bin! Die gnädige Frau hat einen Rotkopf geboren: möchte ihm ein langes Leben beschieden sein [1])! Welch 936.

[1]) Terenz, Andria III, 2, 6. 7.

936. ein Glückspilz, gewiß der aller Reichste wäre ich, wenn meine Frau mir nur zwei solcher Kinder gebären wollte! Ich würde sie als Boten nach Constantinopel senden, weil ich von Hausierern weiß, daß der Kaiser Boten solcher Art gerne aufnimmt." Nun auch noch durch solche Sticheleien beschämt, brach Willa in Thränen aus und zeigte Allen ihren geheimen Herzenskummer. Der Knecht aber, wie das so die Art der Leute seines Schlages ist, ward durch ihre Demütigung nicht nur nicht gerührt, sondern nur noch höhnischer; um die Wunde ihres Schmerzes noch zu vertiefen, fügte er hinzu:

„Von Sinnen, Willa, bist Du wohl,
  Im Leibesdunkel Dir
Nun schon zu bergen Goldeswert!
  Welch unerhörte Gier!
Ein Frevel, der Alecto auch,
  Dem Rachechor, verfällt!
Die Mütter brachten sonst doch nicht
  Sothane Frucht zur Welt;
Darob war auch neun Monat kaum
  Dir jede Lust vergällt[1])!
Doch, holde Mutter, schenke uns
  Nur Kinder immerzu,
Die in der Stunde der Geburt
  Schon älter sind als Du!"

Als er sich mit solchen Redensarten darüber aufhielt, war einer nicht faul und verabreichte ihm einen Hieb, um ihn dann mit scharfen Worten zu schelten[2]). Hierauf ward der Gürtel dem Könige gebracht, Willa aber nach Burgund geschickt. Ob übrigens sie, welche den Gürtel verbarg, oder er, welcher ihn in seinem Versteck zu suchen befahl, abscheulicher gehandelt hat,

---

[1]) Vergil, Eclog. IV, 61.

[2]) Auch diese Worte gehören wie die vorhergehenden in der Urschrift noch der gebundenen Rede an.

diese Frage glaube ich offen lassen zu sollen; so viel ist aber 936.
klar, daß beide im Banne leidenschaftlicher Gold- und Juwelengier standen.

(13) Außerdem starb der Burgunden-König Rudolf; seine 937 Juli 11.
Witwe Bertha führte der König Hugo heim, da Alda, die Mutter seines Sohnes, des Königs Lothar, verschieden war. Aber er verlobte auch mit diesem seinem Sohne, dem Könige Lothar, die Tochter Rudolfs und derselben Bertha — Adelheid hieß sie —, welche durch Schönheit ebenso ausgezeichnet wie um der Reinheit ihres Wandels willen überall beliebt war. Das gilt überall bei den Griechen für unstatthaft: wenn nämlich der Vater die Mutter ehlicht, sodaß beide ein Fleisch werden, dann soll es ein schweres Vergehen sein, daß sein Sohn mit ihrer Tochter sich ehelich verbindet.

(14) Hugo war übrigens durch die Reize vieler Mätressen so bezaubert, daß er nicht nur keine Anstalten traf, seiner eben genannten Gemahlin Bertha eheliche Liebe zu teil werden zu lassen, sondern sie in jeder Weise verwünschte. Wie gerecht Gott ihn dafür strafte, werde ich unverdrossen an gehöriger Stelle berichten. Obgleich er eine ganze Anzahl von Mätressen hielt, so zeichnete er drei vor den übrigen ganz besonders durch seine schändliche Neigung aus, nämlich Pezola, die von ganz gemeiner Herkunft, die Tochter eines Leibeigenen war: mit ihr erzeugte er einen Sohn Namens Boso, den er in der Kirche zu Piacenza nach dem Hintritt Widos zum Bischof weihen ließ; dann Rosa, die Tochter des, wie oben erwähnt, hingerichteten Walbert, welche ihm eine Tochter von wunderbarer Schönheit gebar; und drittens Stephanie, eine Römerin: die gebar ihm auch einen Sohn Namens Tedbald, welchen er später in der Mailänder Kirche zum Archidiacon mit der Maßgabe bestellen ließ, daß er nach dem Tode des Erzbischofs an seine Stelle träte. Den Grund, weshalb Gott das nicht zum Ziel gelangen ließ, werde ich, wofern ich am Leben bleibe, im Ver-

937. laufe meiner Darstellung enthüllen. Da Hugo mit diesen Mätressen den schändlichen Umgang ohne jede Scheu unterhielt, so nannte das Volk sie mit Göttinnen-Namen, und zwar Pezola Venus, Rosa Juno wegen ihrer Feindschaft und ihres unversöhnlichen Hasses — denn jene war augenscheinlich nach der Hinfälligkeit des Fleisches schöner als diese —, Stephanie aber Semele. Und da nun nicht der König allein mit ihnen schnöden Umgang pflog, so ist es ungewiß, wer eigentlich der Vater ihrer Kinder ist ....

940. (V, 3) Nachdem Alberich den König Hugo mit Schimpf und Schande verjagt hatte, übte er, wie gesagt, in der Stadt Rom die Herrschaft aus. Ihn versetzte König Hugo alljährlich in schwere Bedrängnis, indem er alles Erreichbare mit Feuer und Schwert verwüstete und es schließlich dahin brachte, ihm alle Städte außer seiner Residenz Rom wegzunehmen. Aber auch diese hätte er ohne Zweifel durch seine Verheerungen und zumal durch Bestechungen der Bürger an sich gebracht, wenn ihn nicht ein damals noch geheimer Ratschluß des gerechten Gottes daran gehindert hätte.

(4) Um dieselbe Zeit war das Brüderpaar Berengar und Ansgar in Italien vielberufen, die Söhne des Markgrafen Adalbert von Ivrea von verschiedenen Frauen. Den Berengar hatte nämlich, wie erwähnt, Gisela, die Tochter König Berengars, den Ansgar Hermengarda geboren, deren Eltern der Markgraf Adalbert von Tuscien und Bertha, die Mutter König Hugos, waren. Von ihnen war Berengar bedächtig und schlau, Ansgar ein gewissenloser Gewaltmensch. Gegen diesen hegte auch König Hugo den dringenden Argwohn, daß er ihm nach dem Leben stände, um die Krone zu erlangen. Und so geschah es nicht ohne Absicht, daß er ihm nach dem Tode des Markgrafen Tedbald die Marken Spoleto und Camerino verlieh: um nämlich desto eher Ruhe vor ihm zu haben, je weiter er ihn von sich entfernt wüßte. Dort angelangt,

legte der sogleich, wie er denn ein zügelloser Geselle war, den ganzen argen Anschlag, welchen er bezüglich des Königs ausgesonnen hatte, durch sein Verhalten deutlich an den Tag. Und so konnte es König Hugo nicht verborgen bleiben. 940.

(5) Er suchte nun ein Mittel ausfindig zu machen, mit welchem er hier Abhilfe schaffen könnte. Demnach berief er den Sarlio zu sich, einen Burgunder von Geburt, und sprach zu ihm: „Was es mit der Treue der Cameriner und Spoletiner auf sich hat, weiß ich ganz genau: sie gleicht dem Rohrstab, Vgl. Jesaias 36, 6. der jedem die Hand durchbohrt, wer sich etwa darauf stützt. Gehe also und bestich die Leute mit dem Gelde, welches Du von mir erhalten wirst, um ihre Neigung dem Ansgar abwendig zu machen und auf Dich zu lenken. Niemand ist übrigens dazu besser im stande und gerüstet als Du; denn Du hast ja die Witwe des trefflichen Markgrafen, jenes Tedbald, meines Neffen, zur Frau, und dieser Umstand wird Dir so zu statten kommen, daß Du Dich darauf verlassen kannst: das ganze Volk wird Dir zufallen". Sarlio begab sich nun nach Camerino und Spoleto, und das Volk daselbst verhielt sich wirklich nicht anders, als der König vorausgesagt hatte. Nachdem der neue Herr ein ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, machte er sich eilends auf nach der Stadt, in welcher Ansgar sich befand. Als dieser von seinem Anrücken hörte, richtete er an seinen Vorkämpfer, welcher Wigbert hieß, folgende Ansprache:

„Der Feigling Sarlio, der nur
Auf seine Schwertzahl baut,
Er zieht zum Kampf heran; wer noch
Beherzt dem Schwert vertraut,
Der wirft sich pflichtgemäß auf ihn
Zu blutigem Empfang:
Die auserlesne Männerschar,
Erprobt im Schlachtendrang,

Die mir als Oberherrn gefolgt
Auf meinem Zug hierher,
Soll stellen sich sogleich zum Kampf
In blanker Eisenwehr!"

(6) Als das Wigbert hörte, ein Mann von ebenso erprobter Kühnheit als Erfahrung, entgegnete er: „Warte noch; sammle erst so viel Truppen, als Du irgend vermagst; denn es ist ein schweres Stück für eine so geringe Zahl, es mit einem zahlreichen Heere aufzunehmen. Und wenn Du auch beachtest, mit was für Gesindel zumeist der Kampf gilt, es stehen uns doch auch Kämpen gegenüber, die ebenso hurtig wie wir dreinzuschlagen pflegen." Schon hatte sich Ansgar entschieden, dem verständigen Rate Wigberts nachzugeben, schon wollte er überallhin Boten entsenden und ein Heer aufbieten, da fuhr Arcodus, ein Burgunder von Geburt, den Wigbert wegen seines Rates mit höhnischen Worten also an: „Du bist ein zweiter Chremes, der aus Furcht vor einem Thraso der Thais riet, das Haus zu schließen, bis er ihr Beistand vom Gericht herbeibrächte, und der, als Thais davon nichts wissen wollte, erklärte: „Was man ohne Schaden verhüten kann, das zuzulassen ist doch Thorheit!"" „Gewiß," [erwiderte Wigbert], „will ich lieber vorsichtig handeln, als in die Zwangslage kommen, erlittene Unbill zu rächen." Vortrefflich ist hier die Erwähnung des Helden Thraso, der erst in drohender Wut schäumte, als es aber zur Entscheidung kam, den Syriscus auf den rechten Flügel, den Symalion auf den linken stellte, sich selbst aber eine Stellung weit vom Schuß aussuchte [1]). Die Burgunder sind auch solche Prahlhänse, ebenso gefräßig wie feige: daran zweifelt niemand, der sie kennt. Und als was für einen Helden auch Du Dich häufig gezeigt hast, das lassen an Deinem Leibe die Narben erkennen, welchen Du gerne durch die Flucht entgangen wärest!"

---

[1]) Liudprand bezieht sich hier auf den Eunuchus des Terenz (IV. 7. 8).

(7) Durch die herausfordernden Worte ließen sich Ansgar und Wigbert aber doch verführen, sobald sie die Ankunft Sarlios und seiner Überzahl vernahmen, ohne Verzug mit einer Handvoll Leute ihm entgegenzueilen. Sarlio hatte sechs Schlachthaufen zu seiner Verfügung, von welchen er drei gegen den einen des Ansgar — und dieser zog persönlich mit aus — entsandte, während er mit den drei anderen zurückhielt und jenseits eines Flusses den Ausgang des Kampfes abwartete. Er fürchtete nämlich, daß ihn auch eine erdrückende Übermacht nicht würde schützen können, wenn Ansgar bis auf Sehweite sich ihm nahte. Es dauerte auch nicht lange, so kam es zum Handgemenge, in welchem Arcodus sich nicht blicken ließ — er hatte sich nämlich aus dem Staube gemacht —, Wigbert aber die Todeswunde empfing, da er den Tod der Flucht vorzog. Nachdem nun die ersten drei Schlachthaufen von Ansgar vernichtet waren, schickte ihm Sarlio zwei neue entgegen; er behielt also nur noch einen bei sich zurück. Als nun Ansgar ermitteln wollte, wer von den Seinen auf der Wahlstatt geblieben war, da traf ihn Wigbert, nicht so sehr mit eigenem als fremdem Blute besudelt, und sagte zu ihm: „Jetzt rücken gegen uns zwei trefflich gerüstete Schlachthaufen heran: mit ihnen dem Kampfe lieber auszuweichen als ihn aufzunehmen, bitte ich Dich wieder und wieder. Wie schnöde Arcodus, wie Du wohl weißt, der Anstifter dieses Kampfes, auf und davon gegangen ist, siehst Du ja. Mit mir geht es zu Ende; ich denke nicht mehr an Kampf, sondern bitte nur noch den barmherzigen Gott um meines Seelenheiles willen: er wolle mir nicht die Verbrechen zur Last legen, welche ich aus Liebe zu Dir heute begangen habe, indem ich vielen Menschen den Tod gab." Nach diesen Worten hauchte er seine Seele aus. 940.

(8) Nachdem nun Ansgar so viel Mannschaft als möglich zusammengerafft hatte, warf er sich den beiden Haufen entgegen: er fuhr wutschnaubend unter sie und richtete ein unermeßliches

940. Blutbad an. Ein Graf Hatto befehligte diese beiden Haufen; und im Vertrauen darauf, daß er die Lanze Ansgars zerbrochen und nur noch einen Speer in seiner Hand sah, stellte er sich ihm entgegen. Als Ansgar seiner ansichtig wurde, schnob er ihn an: „Bist Du es nicht, der seinen bei dem Kreuze und den Heiligen geschworenen Eid gebrochen hat, der an dem Namen seines Gottes meineidig geworden ist und mich, seinen Herrn, verraten hat, um als fahnenflüchtiger Überläufer zu dem Fuchs, dem Sarlio, abzufallen? Daß es noch ein Schattenheim, ein unterirdisches Reich giebt, in welchem der Meineid geahndet wird, daß es einen Cocytus und schwarze Frösche im stygischen Gewässer giebt [1]; davon hast Du bisher nur eine dunkle Ahnung gehabt; jetzt sollst Du es aus eigener Anschauung erfahren!" Mit diesen Worten warf er ihm den Speer, der noch dazu keine Eisenspitze hatte, so kräftig in den Mund, daß der Schaft, mit Blut und Gehirn besudelt, ihm zum Hinterhaupt hinausdrang; dann zog er sein Schwert und begann, da viele auf ihn eindrangen, emsig zu fechten. Weil aber keiner ihm beistand, er allein den Ansturm fast aller Feinde aushalten und zu diesem Zwecke bald hierher bald dorthin eilen mußte, kam das Roß, welches er ritt, in einer Grube so unglücklich zu Fall, daß es mit dem Halse unten lag und die Beine in die Höhe streckte und dabei den Ansgar so lange unter seiner Last festhielt, bis ihm von den andringenden Feinden durch Schüsse der Garaus gemacht wurde. Nach seinem Tode konnte Sarlio ruhig die Mark in Besitz nehmen und König Hugo sich frohlockender Freude hingeben.

941. (9) Während dieser Ereignisse wurden die Berggegenden, von welchen Italien gen Mitternacht oder Norden umgürtet ist, durch die in Garde-Frainet hausenden Sarazenen auf das grausamste verheert. Darum machte König Hugo den Rat zu

---

[1] Anklänge an Juvenal, Sat. II, 149. 150.

seinem Entschluß, Gesandte nach Constantinopel zu schicken und 941.
bei dem Kaiser Romanos die Zusendung mehrerer mit griechischem Feuer ausgerüsteter Schiffe, welche die Griechen in ihrer Muttersprache Chelandien nennen, zu beantragen, damit die Griechen mit ihrer Flotte auf der Meerseite Garde-Frainet einschlössen, die Schiffe der Sarazenen verbrännten und ihnen durch sorgsamsten Wachtdienst die Lebensmittel- und Entsatzzuführung aus Spanien abschnitten, während er selbst auf dem Landwege zur Zerstörung des Räubernestes auszöge.

(10) Inzwischen ging der Markgraf Berengar von Ivrea, der Bruder des erwähnten Ansgar, insgeheim mit einem Anschlage auf den König um. Als es der König erfuhr, verhehlte er seinen Zorn und heuchelte ihm Wohlwollen: er plante, ihn zu sich zu berufen und dann blenden zu lassen. Aber sein Sohn, König Lothar, der als Knabe noch nicht wußte, was ihm frommte, konnte es nach Knabenart nicht übers Herz bringen, den Plan, der in seiner Gegenwart entworfen worden war, geheim zu halten: er schickte einen Boten an Berengar und eröffnete ihm, was sein Vater mit ihm vorhätte. Auf diese Kunde hin verließ Berengar schleunigst Italien; er eilte über den Jupitersberg [1]) nach Schwaben zu Herzog Hermann und ließ seine Gemahlin Willa auf einem andern Wege nach demselben Lande kommen. Da diese zur Zeit der Flucht — sie ging über den Vogelberg [2]) — hochschwanger war, so kann ich mich nicht genug wundern, wie sie zu Fuß ein so rauhes und unwegsames Gebirge hat überschreiten können; nur so viel weiß ich, daß das Glück sich damals gegen mich verschworen hatte. Welch eine Schlinge aber Lothar sich gedreht hatte, das ahnte er nicht: er war leider mit Blindheit geschlagen; denn die Fürsorge für Berengar bedeutete für ihn die Rettung

[1]) Es ist der große St. Bernhard.

[2]) Bernhardin heißt er jetzt.

941. des Räubers seines Throns und seines Lebens. Darum fluche ich nicht Lothar, der in jugendlichem Leichtsinne sich vergangen und es nachher bitter zu bereuen gehabt hat; ich fluche nur jenem erbarmungslosen Gebirge, das ganz gegen alle Gepflogenheit gerade ihnen einen leichten Übergang gewährte. Es drängt mich, ihm zur Schmach in die Saiten zu greifen:

(11) „Nichtsnutz'ger Vogelberg, den Namen
Verdienest Du mit nichten:
Du hast das Scheusal laufen lassen
Und konntest es vernichten!
Ungangbar bist Du doch gewöhnlich
Sogar in Sonnenglut,
Wann mit der krummen Sense fordert
Der Schnitter Fruchttribut,
Wann aus dem Sternenbild des Krebses
Apoll versengt die Luft [1]) —:
Nun bist Du — unerhört! — passierbar
Bei starrem Frost, Du Schuft!
O möchte doch nur meinem Wunsche
Jetzt die Erfüllung winken,
Du würdest, vom Gebirg' gerissen,
Im Abgrund gleich versinken!

Da läßt ja auch der Berg des Jovis
Entkommen Berengar,
Vergönnt ihm Bergfahrt graden Pfades!
Doch ist's nicht wunderbar;
Der pflegt ja Fromme zu verderben,
Gesindel zu behüten,
Wie dort die Unglücks-Mauren lustig
Als Mörder, Räuber wüten.

---

[1]) Boetius, Philos. consol. I, 6.

Was soll ich Dir nur gleich anwünschen? —: 941.
Es mög' in Donnerwettern
Dich Gott zu wüstem Trümmerhaufen
Für alle Zeit zerschmettern!"

(12) Der Schwaben-Herzog Hermann nahm nun den Flüchtling Berengar gütig auf und brachte ihn unter Ehrenbezeigungen vor seinen allergnädigsten König Otto. Meine Feder verzagt an der Möglichkeit, eine genaue Beschreibung davon zu liefern, wie herablassend ihn der König empfing, mit wie kostbaren Geschenken er ihn begabte, kurz, wie hoch er ihn in Ehren hielt; aber mag das auch nur notdürftig angedeutet sein, der verständige Leser wird leicht bemerken können, wie lauter und menschenfreundlich der König handelte und was für ein Schelm Berengar war.

(13) Als König Hugo die Flucht Berengars vernahm, 942.
schickte er seine Gesandten zu König Otto und ließ ihm Gold und Silber in einer Menge, die nur von seinem Gutdünken abhangen sollte, versprechen dafür, daß er Berengar nicht aufnähme und ihm keine Unterstützung gewährte. Dagegen verwahrte sich der König, indem er ihnen erklärte: „Wenn Berengar sich an unsere Gnade gewandt hat, so geht er nicht darauf aus, Euren Herrn zu entthronen, sondern womöglich mit ihm sich zu versöhnen. Kann ich ihm dazu bei Eurem Herrn verhelfen, so schlage ich nicht nur die mir angebotenen Schätze aus, sondern gebe ihm mit Freuden noch obenein von meinen. Sein Verlangen aber, Berengar oder irgend einen andern, welcher den mitleidigen Schutz unserer Gnade anruft, ohne Hilfe zu lassen, ist so unsinnig wie möglich." Ermiß also [1]), wie liebevoll jenen der milde König hegte, der nicht allein um seinetwillen die angebotenen Geldsummen ausschlug, sondern sogar eigene aufzuwenden willens war.

(14) Inzwischen entsandte der Kaiser in Constantinopel zugleich mit den Botschaftern König Hugos die seinigen mit dem

[1]) Liudprand wendet sich hier an Recemund; vgl. oben S. 35.

942. Bescheide: er wolle ihm Schiffe und alles, was er sonst wünsche, gewähren, wenn er seinem kleinen, ihm gleichnamigen Enkel, dem Sohn des Constantin, seine Tochter zur Gemahlin gebe. Es handelt sich hier um Constantin, den Sohn Kaiser Leos, nicht des Romanos selbst; es gab nämlich neben Romanos zu gleicher Zeit noch drei Kaiser: seine beiden Söhne Stephan und Constantin und den, von welchem gerade die Rede ist, Constantin, den Sohn Kaiser Leos. Nachdem nun König Hugo den Gesandtschaftsbericht vernommen hatte, ließ er durch eine neue Gesandtschaft dem Romanos sagen: von einer ebenbürtigen Ehefrau habe er keine Tochter; wenn ihm aber eine Tochter von einer Nebenfrau recht sei, so könne er ihm mit einer ausnehmend schönen dienen. Und da nun die Griechen bei dem Adel der Geburt nicht nach der Mutter, sondern nur nach dem Vater fragen, so ließ Kaiser Romanos sofort Schiffe mit griechischem Feuer segelfertig machen, schickte kostbare Geschenke mit und forderte ihn auf, nur die Gedachte mit seinem Enkel zu vermählen. Da aber hier mein Stiefvater, ein Mann von imponierendem Äußern und reifer Erfahrung, der Gesandte König Hugos war, so will ich es mich nicht verdrießen lassen, hier einzuflechten, was ich ihn oft von des Kaisers Weisheit und Herablassung und seinem Russen-Siege habe erzählen hören.

(15) Im Nordlande wohnt ein Volk, welches die Griechen nach seiner Körperbeschaffenheit Ρουσιος Rusios, wir aber nach der Lage seines Landes Nordmannen nennen. In der deutschen Sprache bedeutet nämlich „Nord" die mitternächtige Weltgegend und „Mann" Mensch; danach kann man „Nordmannen" mit Mitternacht-Menschen übersetzen. Dieses Volkes König nun —
941. Inger hieß er — sammelte über tausend Schiffe und zog damit auf Constantinopel los. Als das Kaiser Romanos hörte, begann er, da er seine ganze Seemacht gegen die Sarazenen zum Schutze seiner Inseln ausgesandt hatte, ängstlich auf Abhilfe zu sinnen. Und während er nun in qualvollen Gedanken die Nächte zu-

brachte — Inger verwüstete bereits alle Nachbarküsten —, ward 941.
ihm gemeldet: er habe noch fünfzehn halb wracke Chelandien, die man lediglich wegen ihrer Altersschwäche zurückgelassen hatte. Daraufhin ließ er τοὺς καλαφάτας tus calafatas d. h. die Schiffszimmerleute zu sich kommen und gebot ihnen: „Begebt Euch ohne Verzug an die Arbeit und macht mir die zurückgelassenen Chelandien seetüchtig; stellt auch eine Wurfmaschine, welche das Feuer schleudert, nicht blos auf dem Vorderteil, sondern auch auf dem Hinterteil und auf jeder Bordseite auf." Nachdem nun seinem Geheiß gemäß die Chelandien ausgerüstet waren, bemannte er sie mit den erfahrensten Seeleuten und befahl ihnen, den König Inger anzugreifen. Sie liefen nun aus. Als ihrer Inger auf hoher See ansichtig wurde, gab er Juni 11.
seiner Mannschaft die Weisung, die Griechen nicht über die Klinge springen zu lassen, sondern ihm lebendig zu fangen. Aber der mitleidige und barmherzige Gott, welcher sein Volk, das ihn verehrte, anbetete, anflehte, nicht blos behüten, sondern sogar mit dem Siege begnaden wollte, hieß die Winde schweigen und das Meer ruhen; denn sonst hätten die Griechen für ein erfolgreiches Feuern einen schweren Stand gehabt. In der Mitte der russischen Flotten ließen sie ihre Feuerschlünde nach allen Seiten spielen. Bei diesem Anblick stürzten sich die Russen blindlings über Bord; denn lieber zu ertrinken als zu verbrennen war ihr Wille. Und einige zog da auch die Last ihrer Panzer und Helme auf Nimmerwiedersehen in die Meerestiefe; eine ganze Anzahl wurde aber selbst beim Schwimmen in den Meereswogen verbrannt, und an diesem Tage entrann keiner dem Verderben, es sei denn, daß die Flucht an das Ufer ihnen gelang. Denn die russischen Schiffe bleiben wegen ihrer Kleinheit auch noch an ganz seichten Stellen flott, was den griechischen Chelandien wegen ihres Tiefganges nicht möglich ist. Inger kehrte später mit Schimpf und Schande in sein Land zurück; Sept.
die sieggekrönten Griechen aber fuhren frohlockend mit zahl-

942. reichen Gefangenen nach Constantinopel heim. Diese ließ Romanos alle im Beisein des Gesandten König Hugos, eben meines Stiefvaters, enthaupten.

(16) Nachdem nun König Hugo die Flotte über das tyrrhenische Meer nach Garde-Frainet entsandt hatte, trat er selbst mit seinem gesamten Heere zu Lande den Marsch dahin an. Hier angelangt, verbrannten die Griechen durch ihr Wurffeuer sogleich alle Schiffe der Sarazenen; aber auch der König ging erfolgreich vor: er erstürmte Garde-Frainet und zwang alle Sarazenen, sich auf den Berg Maurus zu flüchten. Und hier hätte er sie durch eine Belagerung gefangen nehmen können, wenn ihn nicht eine Rücksicht, welche ich sogleich angeben werde, daran gehindert hätte.

(17) König Hugo fürchtete nämlich nichts so sehr, als daß Berengar in Franken und Schwaben ein Heer aufbrächte und damit über ihn herfiele, um ihm die Krone zu nehmen. Er war übel beraten, als er nun mit Rücksicht darauf die Griechen alsbald in ihre Heimat entließ und mit den Sarazenen unter der Bedingung sich vertrug, daß sie in den Gebirgen, welche Schwaben und Italien scheiden, sich einnisteten, um, falls etwa Berengar ein Heer herzuführen Miene machte, ihm den Übergang unter keinen Umständen zu gestatten. Aber einmal in diesen Horsten, haben sie das Blut vieler Christen, welche zu den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus wallfahrteten, vergossen: wie groß ihre Zahl ist, das weiß allein der, welcher ihre Namen in dem Buche des Lebens verzeichnet hat. Wie verwerflich ist das Mittel, mit welchem Du, König Hugo, Dein Reich zu verteidigen unternimmst! Herodes hat, um seines irdischen Königtums nicht verlustig zu gehen, viele unschuldige Knäblein umbringen lassen; Du lässest, um Dich zu behaupten, des Todes Schuldige am Leben! Und hätte sich Deine Maßregel nur darauf beschränkt, jene Schuldbeladenen am Leben zu lassen! Aber nein, sie wirkte weiter und kostete

vielen Unschuldigen das Leben. Ich vermute, oder vielmehr 942.
ich bin überzeugt: Du hast niemals gelesen, ja auch nur gehört, wie sehr Ahab, der König Israels, den Herrn erzürnte, als er Ben-Hadad, den König Syriens, einen dem Tode verfallenen Mann, eines Vertrages würdigte und dann entließ; ein Nachfahr der Propheten drohte Ahab: „So spricht der Herr: Weil Du einen dem Tode verfallenen Mann aus Deiner Hand gegeben hast, wird Dein Leben für sein Leben und Dein Volk für sein Volk eintreten!" Und so geschah es auch. Wie schwer Du Dich damit aber geschädigt hast, das wird meine Feder an gelegener Stelle noch schildern. Vgl. 1. Kön. 20, 42.

(18) Damals, als Berengar aus Italien floh, nahm er 943.
einen seiner Mannen Namens Amadeus mit sich, einen hochedlen Mann, der, wie die Folge lehrte, auch einem Odysseus an Verschlagenheit und Tollkühnheit nichts nachgab. Da nun der tapfere König Otto durch mannigfache Angelegenheiten daran gehindert wurde, dem Berengar Truppen zur Verfügung zu stellen — und er konnte es auch nicht recht, da ihn König Hugo durch Jahr für Jahr wiederholte außerordentlich kostbare Geschenke umwarb —, so richtete der erwähnte Amadeus an Berengar folgende Worte: „Es ist Dir nicht unbekannt, mein Gebieter, wie verhaßt König Hugo sich durch seine drückende Herrschaft bei allen Italienern gemacht hat, zumal er an die Söhne seiner Mätressen und an Burgunder die Ämter ausgethan und es dahin gebracht hat, daß kein einziger ansehnlicher Italiener sich finden läßt, der nicht entweder vertrieben oder aller seiner Güter beraubt ist. Wenn sie nun gegen den König nichts unternehmen, so liegt das daran, daß ihnen ein brauchbarer Führer mangelt. Würde sich nun jemand von uns in einer Verkleidung, welche ihn unkenntlich macht, dorthin begeben und ihre Willensmeinung ausforschen, so dürfte daraus für uns ein guter Operationsplan zu gewinnen sein." Berengar erwiderte ihm: „Zu der besten Durchführung ist nie-

943. mand so geeignet wie Du." Amadeus verkleidete sich also und zog im Verein mit den Armen, welche um zu beten nach Rom wallfahren, auch als Rom-Pilger nach Italien, kehrte bei den Fürsten an und erforschte die Herzensmeinung eines jeden. Er zeigte sich aber auch nicht allen in demselben Anzuge: bald war er schwarz, bei dem andern rötlich, bei dem dritten hatte er ein buntes Aussehen. Trotzdem raunte das Gerücht, mit welchem es kein einziges noch so schnellfüßiges Ungetüm an lebhafter Beweglichkeit aufnimmt [1]), dem Könige die Kunde von seiner Anwesenheit zu. Als der nun eine sorgsame Nachforschung anordnete, da besudelte jener seinen langen und schönen Bart mit Pech, schwärzte sein goldblondes Haar, entstellte sein Angesicht und spielte so vollendet den Krüppel, daß er es wagen konnte, unter den Bettlern, welche von des Königs Tisch gespeist wurden, dem Könige nackt und bloß sich zu zeigen, ein Kleid sich zu bedecken von ihm empfing und alles vernahm, was der König über Berengar und über ihn sprach. Nachdem er nun alles sorgfältig erkundet hatte, trat er mit Pilgern zusammen, aber nicht auf demselben Weg, auf welchem er gekommen war, die Heimkehr an. Der König hatte nämlich den Hütern der Klausen den Befehl erteilt, niemanden durchzulassen, dessen Persönlichkeit sie nicht durch eine peinliche Prüfung festgestellt hätten. Als Amadeus davon hörte, zog er durch unwegsames, zerklüftetes Gelände, wo keine Hüter standen, und gelangte mit erwünschter Botschaft zu Berengar zurück.

(19) In dieser Zeit erkaufte König Hugo mit zehn Scheffeln Silbermünze den Frieden von den Ungarn; er empfing Geiseln dafür von ihnen, daß sie Italien meiden würden, und ließ sie durch einen ihnen gestellten Führer nach Spanien leiten. Daß sie aber nach diesem Lande, nach Cordova, der Residenzstadt Eures Königs [2]), nicht gelangten, daran war der dreitägige Marsch

---

[1]) Vergil, Aen. IV, 174. 175.

[2]) Recemund ist wieder angeredet.

durch eine wasserlose Öde schuld. Aus Furcht nämlich, daß sie 943.
und ihre Pferde verschmachten müßten, prügelten sie den ihnen von Hugo gestellten Führer zu Tode und kehrten schneller, als sie hingezogen waren, um.

(20) Zu der nämlichen Zeit ließ auch König Hugo seine 944 Sept.
Tochter Bertha, welche er mit seiner Mätresse Pezola erzeugt hatte, durch den hochwürdigen Bischof Siegfried von Parma nach Constantinopel bringen, um sie dem Romanos, dem kleinen Sohn des Constantin Porphyrogenitus, als Gemahlin antrauen zu lassen ....

(26) Der nachgerade schon sehnlich erwartete Berengar hatte 946.
sich endlich mit einem geringen in Schwaben geworbenen Gefolge von hier durch den Vintschgau nach Italien aufgemacht und bezog ein Lager vor einer Feste Namens Formicaria [Formigara, Siegmundskron], welche Manasse, einst, wie erwähnt, Erzbischof von Arles, damals aber ungesetzlicher Inhaber der Bistümer Trient, Verona und Mantua, einem seiner Geistlichen, Adelhard, zur Hut anvertraut hatte. Da nun Berengar einsah, daß er sie durch keinerlei Belagerungszeug und durch keinen Sturm mit gewaffneter Hand würde nehmen können, bat er, wohlbekannt mit Manasses Ehrgeiz und kenodoxia d. h. Eitelkeit, den Adelhard zu sich und sprach zu ihm: „Wenn Du diese Festung in meine Gewalt lieferst und mir an Deinem Herrn Manasse einen hilfreichen Anhänger gewinnst, so werde ich, sobald ich die königliche Macht in Händen habe, ihn mit der erzbischöflichen Würde in Mailand, Dich mit der bischöflichen in Como belohnen. Und damit Du meinem Versprechen traust, bekräftige ich mein schlichtes Gelöbnis durch meinen Eid." Als das Manasse von Adelhard vernahm, ließ er nicht nur die Festung an Berengar übergeben, sondern rief auch alle Italiener zu seinem Beistande auf.

(27) Das Gerücht nun ... verkündete schleunigst überall die Ankunft Berengars, und schon begann hier und da der Abfall

946. von Hugo und die Parteinahme für Berengar. Allen voran ging damit Milo, der mächtige Graf von Verona. Dem König schon lange verdächtig und durch Späher heimlich überwacht, stellte er sich, als merke er die Überwachung nicht, nahm aber ein Gelage wahr, welches er bis Mitternacht hinzog: als alle, von Müdigkeit und Wein überwältigt, eingeschlummert waren, eilte er, nur von einem Schildknappen begleitet, nach Verona und rief durch Boten Berengar herbei; er ließ ihn in Verona ein und ermöglichte ihm damit einen entschiedeneren Widerstand gegen Hugo. Und es war durchaus nicht Wankelmut, was ihn dem Könige abwendig machte, sondern wiederholte ihm von jenem zugefügte Unbill, welche ihm schon längst unerträglich war. Ihm folgte Wido, der Bischof von Modena; den hatte aber kein Unrecht verletzt, sondern reizte nur die ansehnliche Abtei Nonantula, welche er denn auch damals erhielt; und er verriet Hugo nicht für sich allein, sondern riß auch noch eine größere Anzahl anderer mit sich. Auf die Kunde hiervon sammelte Hugo Truppen und rückte vor seine Festung Vignola, die er zwar mannhaft, aber nutzlos bestürmte. Wie wahr das ist, wird der folgende Satz zeigen. Als Hugo nämlich hier lag, verließ Berengar auf den Ruf des Erzbischofs Arderich Verona und eilte nach Mailand: auf die Nachricht hiervon zog Hugo niedergeschlagen nach Pavia; und das war auch das Unglückszeichen, daß nun unter dem Adel Italiens ein allgemeiner Abfall von Hugo, eine allgemeine Parteinahme für den armen Berengar begann. Arm aber nenne ich nicht den Besitzlosen, sondern den stets Ungenügsamen; denn der ausverschämte Nimmersatt mit seinem unsicheren, dem Zufall unterworfenen Besitztum, der immer mehr haben will und niemals mit seiner Habe zufrieden ist, kann nicht nur nicht als ein gesegneter Reicher, sondern nur als ein mittelloser Armer angesehen werden. Denn reich mit einträglichem und dauerndem Besitz ist nur, wer, mit seiner Habe zufrieden, an dem Vorhandenen sich genügen läßt: nicht habgierig sein heißt Vermögen, nicht er-

werbslüstern sein, Einkommen haben. Entscheiden wir doch einmal, wer reicher ist: der, welchem immer etwas fehlt, oder der, welcher immer einen Überschuß hat; der, welcher mehr braucht als er hat, oder der, welcher mehr hat als er braucht; der, dessen Besitz zur Erhaltung immer mehr erfordert, je mehr er wächst, oder der, welcher sich nur auf seine eigene Kraft verläßt: Zufriedenheit ist der größte und sicherste Reichtum [1]). Doch damit sei es jetzt genug; ich möchte nun mit meiner Schilderung zu Berengar zurückkehren, bei dessen Ankunft man sich allgemein ein goldenes Zeitalter versprach und die Zeit glücklich pries, welche ihn geboren hatte. 946.

(28) Während er nun in Mailand weilte und die Reichsämter Italiens unter seine Anhänger verteilte, sandte König Hugo seinen Sohn Lothar nicht an Berengar allein, sondern an das ganze Volk mit der Bitte: da er es ihnen nicht mehr recht mache und von ihnen verstoßen werde, so möchten sie um Gottes Willen doch wenigstens seinen Sohn, der in nichts gegen sie sich vergangen habe, zu Gnaden annehmen und ihn zu einem Herrscher nach ihrem Herzen heranbilden. Als nun Lothar nach Mailand zog, verließ König Hugo mit allen seinen Schätzen Pavia: er hatte im Sinne, Italien zu verlassen und nach Burgund zu gehen. Aber folgender Vorfall hielt ihn zurück. Als man nämlich, von Mitleid gerührt, Lothar, welcher in der Kirche der heiligen Bekenner und Märtyrer Ambrosius, Gervasius und Protasius sich vor dem Kreuze niedergeworfen hatte, aufgehoben und zum Könige bestellt hatte, sandte man auch sofort einen Boten hinter Hugo her mit der Verheißung: auch er solle wieder König sein. Auf diese ganze Auskunft, um nicht zu sagen diesen Kniff, waren nicht alle, sondern nur ein so durchtriebener Kerl

[1]) Diese Erörterung über arm und reich ist fast wortgetreu Ciceros Paradoxen VI, 3 entlehnt. Die Charakteristik Berengars stimmt übrigens mit der Auffassung Hrotsvithas überein, welche wiederholt (V. 989—1004, 1417—1420, 1429—1440) sich so äußert.

946. wie Berengar verfallen, nicht als ob es seine Absicht gewesen wäre, daß beide die königliche Gewalt wieder erhalten sollten, sondern, wie die Folge erwies, um König Hugo zu verhindern, das Land zu verlassen und mit seinen unermeßlichen Geldsummen die Scharen der Burgunder oder anderer Völker zu einem Anfall gegen ihn zu werben.

(29) In dieser Zeit stand Joseph, der Bischof von Brescia, in hohem Ansehen: so jung er war an Lebensjahren, nach der Gediegenheit seines Charakters war er ein Greis. Ihm nahm Berengar — er war ja so gottesfürchtig! — wegen der Lauterkeit seines Charakters die bischöfliche Würde und setzte an seiner Statt, ohne daß auf einer Synode die Bischöfe darüber beraten hätten, den Antonius ein, welcher noch heute lebt. Aber auch in Como ließ er damals nicht, wie er geschworen hatte, den Adelhard, sondern dem Erzbischof von Mailand zu Liebe einen gewissen Waldo zum Bischof weihen. Was das für eine glückliche Wahl war, dafür sprach laut in Seufzern und Wahrzeichen die Ausplünderung der Unterthanen, die Verwüstung der Weinberge, die Schändung der Fruchtbäume, die Häufigkeit der Blendungen, eine unstillbare Händelsucht. Den Adelhard aber machte er zum Bischof von Reggio [1]).

(30) Auch die Vertreibung der Bischöfe von Piacenza und Pavia, nämlich Bosos, eines Bastards König Hugos, und Liudfrieds, hatte er in Aussicht genommen; er ließ sich aber bestechen und stellte sich dann so, als ob er sie Gott zu Liebe dulde. Was war das damals für eine überschwängliche Freude unter den Italienern! Sie eiferten: ein neuer David sei erstanden; ja, so verblendet waren sie, ihn noch über den großen Karl zu stellen. Obgleich sie nämlich Hugo und Lothar abermals als Könige Italiens anerkannt hatten, war Berengar doch der Inhaber der

[1]) Es ist derselbe Adelhard, von welchem im Otto-Liede (V. 1027—1046, 1161—1174) die Rede ist.

Königsgewalt und nur dem Namen nach Markgraf; jene hießen 946.
nur Könige und galten in Wirklichkeit kaum so viel wie Grafen. Und so kam es, daß auch meine Eltern von dem überwältigenden Ansehen Berengars, seiner angeblichen Menschenfreundlichkeit und Güte sich bestimmen ließen, mich in seinen Dienst zu geben; sie ließen es sich schweres Geld kosten und brachten mich so als Geheimschreiber, als Ausfertigungsbeamten für seine Briefe an. Nachdem ich ihm lange Zeit treu gedient, vergalt er mir mit einem Lohn, den ich schmerzerfüllt an gehöriger Stelle schildern werde. Diese Vergeltung hätte mich fast zur Verzweiflung gebracht, wenn er mir nicht gar viele Leidensgefährten durch eine ähnliche Behandlung geschaffen hätte. Auf ihn beziehen wir den schönen Ausspruch: „Das Gefieder des Straußes gleicht dem des Falken und Reihers; wenn aber seine Zeit gekommen ist, dann richtet er seine Fittiche empor und verlacht beide: Roß und Mann.“ Denn er war, solange Hugo und Lothar am Leben waren, ein großer und gefräßiger Strauß; er war nicht gut, sondern schien es nur zu sein. Als er aber nach ihrem Tode einmütig auf den Königsthron erhoben wurde, wie er da seine Fittiche emporreckte und uns alle verlachte, das kann ich nicht so wohl sagen als herseufzen und herstöhnen. Doch genug davon; wir nehmen den Faden der Erzählung wieder auf. Hiob 39, 13.18.

(31) Da nun König Hugo der göttlichen Ahndung nicht entrinnen und des Berengar nicht Herr werden konnte, verließ er Lothar, empfahl ihn in erheuchelter Friedfertigkeit der gewissenhaften Fürsorge Berengars und eilte mit allen seinen Schätzen nach der Provence. Auf diese Kunde wandte sich der Aquitanier-Fürst Raimund zu ihm und ergab sich ihm um tausend Minen als Lehnsmann, bekräftigte auch seine Diensttreue durch einen Eid. Wenn er aber auch verhieß, Truppen zu sammeln und in Italien einzufallen, um Berengar zu vernichten, so wird man bei der offenkundigen Feigheit des Volkes ermessen, wie

946. sehr das uns alle zum Lachen reizte. Wäre er aber auch fähig gewesen ihm zu helfen, die Hilfe hätte ihm nichts mehr genützt; denn binnen kurzem rief der Herr, und Hugo mußte den Weg
947 April 10. alles Fleisches wandeln: er hinterließ seine Schätze seiner Nichte Bertha, der Witwe des Grafen Boso von Arles. Nach kurzer Zeit vermählte sich diese mit dem erwähnten Raimund, dem schmutzigsten Haupte des schmutzigsten Volkes: feinsinnige Schönheitskenner kommen mit ihrem Urteil immer wieder darauf zurück: er sei nicht einmal ihres Kusses, geschweige denn ihrer Umarmung wert gewesen.

(32) Ihre Schwester Willa, die Gemahlin Berengars, lud dazumal das Verbrechen der Unzucht auf sich. Und den ganzen Hergang besprachen nicht etwa nur die Kämmerer heimlich bei Hofe, sondern offen und laut die Krämer auf der Gasse. Sie hatte nämlich zum Kapellan ein Pfäfflein Namens Dominicus, einen stämmigen, russicht ausschauenden Lümmel, einen borstigen, rohen und ungeschlachten Tölpel, plump und zottig, der außerdem ein geiler Bock [1]) und in seiner Tollheit ein arger Raufbold war; bei ihm hatte Willa ihre Töchter Gisela und Gerberga in die Lehre gegeben: er sollte ihnen die Kunst des Lesens und Schreibens beibringen. Da der Priester Dominicus, der ungewaschene Struwwelpeter, seine Schülerinnen gar fein in die Lehre nahm, so wandte ihm bei dieser Gelegenheit die Mutter ihre Gunst zu, indem sie ihn mit Leckerbissen und prächtiger Kleidung beschenkte. Es war für alle ein Rätsel, daß die aller Welt mißgünstige und unholde Geizige hier mit einem Mal sich freigebig erwies. Aber der
Matth. 10, 26. Wahrspruch, welcher lautet: „Nichts ist so verborgen, was nicht enthüllt würde, und nichts so geheim, was nicht an den Tag käme“, ließ die Menschen nicht lange in ihrer staunenden Verwunderung. Als nämlich während einer Abwesenheit Berengars

---

[1]) Einige dem Ovid zugeschriebene Verse scheinen die Wahl der Worte beeinflußt zu haben.

eines Nachts der ruppige Kerl wie gewöhnlich sich in das herr- 947.
schaftliche Bett begeben wollte, schlug ein Hund an, der mit seinem wütenden Gebell die Nachbarschaft aufweckte und jenen durch einen kräftigen Biß verwundete. Als nun die aufgescheuchten Hausbewohner ihn ergriffen und fragten, wohin er wolle, kam ihm die Herrin mit der Antwort zuvor: „Er wollte zu unseren Mädchen, der Spitzbube!" Da sich nun das Pfäfflein eine glimpflichere Behandlung versprach, wenn er auf die Meinung der Herrin einging, so sagte er: „Ja, ja, so ist's." Da wollte ihm denn die Herrin ans Leben; sie verhieß demjenigen reichen Lohn, welcher ihm den Garaus mache. Aber es waren alles gottesfürchtige Leute, und so verschob man seine Tötung, bis der Vorfall auch Berengar zu Ohren gebracht wäre. Willa aber nahm sogleich ihre Zuflucht zu Traumdeutern und Zauberern; ihre Sprüche sollten ihr aus der Verlegenheit helfen. Ob es nun diese Sprüchlein oder die Schlaffheit Berengars gewesen ist, genug, er wurde so mürbe, daß er sich willig wieder das Ehejoch auflegen ließ [1]). Das Pfäfflein wurde wegen versuchter Unzucht mit einer Dienerin Willas um die Schamglieder verstümmelt und dann fortgejagt; Berengar aber liebte seine Gemahlin nur noch inniger [2]) . . . .

(33) Um diese Zeit drang der Ungarn-König Taxis mit einem großen Heere in Italien ein. Ihm mußte Berengar zehn Scheffel Silbermünze zahlen; es geschah aber nicht etwa aus eigenen Mitteln, sondern aus einer Steuer, welche die Kirchen und Armen aufbringen mußten. Nicht Fürsorge für das Volk

---

[1]) Juvenal, Sat. VI, 43.

[2]) Den zotigen Zusatz [Dixerunt autem, qui eum eunuchizaverunt, quod merito illum domina amaret, quem priapeia portare arma constaret], welcher die Vorliebe Willas für ihren Kapellan vollends erklären soll, übersetze ich nicht, da Liudprands Absicht, seiner Feindin etwas anzuhängen, ohnehin aus der ganzen Geschichte deutlich genug hervortritt.

947. bewog ihn hierzu, sondern die Absicht, bei dieser Gelegenheit viel Geld für sich herauszuschlagen. Und das gelang ihm auch. Denn überall mußte jeder ohne Unterschied des Geschlechts, selbst das Kind, jedes entwöhnte so gut wie der Säugling, einen Silberling entrichten. Indem er nun darunter Erzstücke mischte, machte er mit wenigen Silberstücken die zehn Scheffel voll: den ganzen Rest, insbesondere die ganze Beisteuer der Kirchen, behielt er für sich ....

(VI, 2) Nachdem König Hugo in der Provence verschieden war, ward Berengars Name zu einem hochgeachteten bei manchem Volke, insonderheit bei den Griechen; denn er war der Herr in ganz Italien nach seiner Machtfülle, während es König Lothar
949. nur dem Namen nach war. Darum sandte auch Constantin, der nach Beseitigung des Romanos und seiner Söhne in Constantinopel Kaiser war, der Kunde zufolge: Berengar sei einflußreicher als Lothar, an Berengar durch einen gewissen Andreas, welcher nach seinem Amte als Comis curtis bezeichnet wurde, ein Schreiben, in welchem der heiße Wunsch zum Ausdruck gebracht war, von Berengar einen Gesandten bei sich zu sehen: er würde aus dem Berichte desselben erfahren, wie innig er ihm zugethan sei. Er schrieb ihm außerdem zu Gunsten Lothars einen Brief, in welchem er ihm empfahl, ein getreuer Verwalter für den zu sein, welchem die Gnade Gottes ihn zum Vormund bestellt hatte. Constantin war nämlich nicht wenig um das Wohlergehen Lothars besorgt, und das glaubte er der Liebe zu seiner Schwiegertochter, einer Schwester Lothars, schuldig zu sein.

(3) Berengar nun, ein ganz durchtriebener Schlaukopf, dachte darüber nach, wen er wohl am besten entsenden könnte, ohne für ihn und die lange Reise einen Pfennig auszugeben; und so wandte er sich an meinen Stiefvater, unter dessen Obhut ich damals stand, und sagte zu ihm: „Was gäbe ich darum, wenn Dein Stiefsohn Griechisch verstände!" Und als mein Stief-

vater erwiderte: „Ich würde die Hälfte meines Vermögens da- 949.
für opfern", erklärte er: „Du hast nicht einmal den hundertsten Teil dafür aufzuwenden nötig! Der Kaiser in Constantinopel bittet mich in einem Briefe, an ihn einen Gesandten zu schicken. Dazu eignet sich niemand besser als Dein Stiefsohn auf Grund seiner Charakterfestigkeit und seiner Beredsamkeit. Und wenn er schon in so jungen Jahren den Becher der lateinischen Gelehrsamkeit bis zur Neige geleert hat, mit welcher Leichtigkeit wird er nun die griechische in sich aufnehmen!" Durch diese Aussicht ließ sich mein Stiefvater sofort fesseln: er bestritt alle Kosten und sandte mich mit reichen Geschenken nach Constantinopel.

(4) Am 1. August verließ ich nun Pavia und gelangte Po- Aug. 1.
abwärts in drei Tagen nach Venedig. Hier traf ich mit einem griechischen Gesandten, dem Kitonita Salomo, einem Eunuchen, zusammen, welcher aus Spanien und Sachsen nach Constantinopel zurückkehren wollte. Ihn begleitete mit reichen Geschenken ein Gesandter unseres Herrn, des damaligen Königs, jetzigen Kaisers Otto: Liudfried, ein reicher Mainzer Handelsherr. Am 25. August Aug. 25.
reisten wir endlich aus Venedig ab und langten am 17. Sep- Sept. 17.
tember in Constantinopel an. Wie unerhört und wunderbar der Empfang war, welchen man uns da bereitete, das zu schildern soll mich nicht verdrießen.

(5) An den Palast in Constantinopel stößt unmittelbar in wunderbarer Größe und Schönheit eine Halle, welche von den Griechen Magnavra — das Digamma (v) steht an Stelle des u — also Magna aura genannt wird. Sie nun ließ Constantin, wohl auch wegen der spanischen Gesandtschaft, welche jüngst dort eingetroffen war, besonders aber um meinet- und Liudfrieds willen folgendermaßen herrichten. Vor dem Thron des Kaisers stand ein eherner, aber vergoldeter Baum: sein Geäst war erfüllt von Vögeln verschiedener Art, gleichfalls ehern und vergoldet, welche je nach der Gattung verschiedene Vogelstimmen ertönen ließen. Der kaiserliche Thron aber war so künstlich gebaut, daß er in

949. einem Augenblick niedrig, dann schon erhaben und alsbald in ragender Höhe erschien. Gleichsam seine Hüter waren zwei ungeheure Löwen, ob aus Erz oder Holz weiß ich nicht, aber mit Gold überzogen, welche mit ihren Schweifen den Boden peitschten, den Rachen aufrissen und unter Zungenbewegungen ein Gebrüll ausstießen. In dieser Halle also wurde ich, auf die Schultern zweier Eunuchen gelehnt, vor den Kaiser geführt. Als nun bei meinem Nahen die Löwen brüllten und die Vögel nach ihrer Gattung durcheinander zwitscherten, ergriff mich weder Schreck noch Staunen, weil ich mich nach alle dem bei unterrichteten Leuten genau erkundigt hatte. Und als ich mich zum dritten Mal vor dem Kaiser niedergeworfen hatte und das Haupt erhob, erblickte ich ihn, den ich eben noch nur mäßig über dem Boden erhaben hatte sitzen sehen, plötzlich in anderer Tracht ganz dicht unter der Saaldecke thronen. Wie das zugegangen ist, habe ich mir nicht denken können; es müßte denn sein, daß die Erhebung durch eine Vorrichtung bewirkt wird, durch welche auch die Bäume der Kelterpressen emporgehoben werden. Er selbst sprach damals kein Wort — und das wäre auch bei der weiten Entfernung kaum anständig gewesen —; er ließ nur durch den Logotheten nach Leben und Wohlergehen Berengars Erkundigungen einziehen. Nachdem ich seine Fragen sofort beantwortet hatte, wurde ich auf einen Wink des Dolmetschers hinausgeführt und in die mir angewiesene Herberge zurückgebracht.

(6) Aber auch was ich damals für Berengar that, will ich unverdrossen erwähnen, damit man erkenne, wie aufrichtig ich ihm ergeben war und welch einen Dank ich für meine Ergebenheit von ihm erntete. Die spanischen Gesandten und der genannte Liudfried, der Botschafter unseres Herrn Otto, der damals noch König war, überbrachten von Seiten ihrer Herren dem Kaiser Constantin reiche Geschenke; nur ich hatte von Seiten Berengars nichts als einen Brief, der noch dazu voller Lügen steckte, zu überbringen. Und so beschämend zurückstehen zu müssen,

das versetzte mich nun in nicht geringe Verlegenheit. Ich erwog 949.
also sorgsam, wie ich mir helfen könnte. Während ich noch in Verlegenheit und Sorge hin und herschwankte, kam ich auf den Einfall, die Geschenke, welche ich als meine eigenen mitgebracht hatte, im Namen Berengars zu überreichen und die kleine Gabe, so gut es ging, mit Worten zu verschönen[1]). Ich habe ihm also dargebracht neun Panzer und sieben mit vergoldeten Buckeln versehene Schilde tadelloser Beschaffenheit, zwei vergoldete Silberbecher, Schwerter, Lanzen, Spieße und vier carzimasische Sclaven, welche dem Kaiser lieber waren, als alles andere. Carzimasier aber heißen bei den Griechen entmannte Knaben, welchen die Schamglieder — selbst die Rute — weggeschnitten sind[2]), so wie sie die Kaufleute in Verdun seit Alters zurecht machen lassen und mit ungeheuerem Verdienst nach Spanien ausführen[3]).

---

1) Terenz, Eunuchus II, 1, 8.

2) Carzimasius deutet Georg Jacob in seiner Schrift „Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern?“ S. 9 als Khârizm d. h. stammend aus Khârezm, der Landschaft im Süden des Aral-Sees.

3) Ein arabischer Geograph berichtet bestätigend [nach Jacob a. a. O. S. 13]: „Das Volk der Franken bekriegt das Volk der Slaven, das seinem Lande benachbart ist, wegen eines Gegensatzes im Cultus; sie machen sie zu Kriegsgefangenen und verkaufen sie im Lande Spanien, sodaß es dort viele von ihnen giebt. Und es castrieren sie den Franken die unter ihrem Schutze stehenden Juden, welche sich in ihrem Lande und dem angrenzenden muslimischen Gebiet aufhalten. Dann werden diese Verschnittenen von dort in die übrigen Länder exportiert.“ Eine andere Art der Beschaffung deutet ein anderer arabischer Schriftsteller an, indem er sagt [Jacob S. 12]: „Das Land Böhmen, welches Prag genannt wird, ist der Anfang des Landes Sclawonia. Die Juden, welche dort wohnen, nennen das Land Kanaan, weil die Bewohner dieses Landes ihre Söhne und Töchter allen Völkern verkaufen, wie auch die Bewohner von Rusea.“ Noch bestimmter ist eine Angabe im „Leben des heiligen Adalbert“; als einer der Gründe, aus welchen Adalbert sein Bistum Prag verließ, wird nämlich angeführt: „der Handel mit gefangenen oder unfreien Christen, welche der Jude mit seinem un-

949. ... (7) Drei Tage hierauf ließ mich der Kaiser wieder in seinen Palast rufen. Diesmal unterhielt er sich persönlich mit mir, zog mich zur Tafel und beschenkte mich und mein Gefolge nach der Tafel mit reichen Gaben. Da sich nun hier Gelegenheit bietet, zu erzählen, wie es bei Tische, zumal an Festtagen hergeht, was für Schauspiele während der Mahlzeit geboten werden, halte ich es für angemessen, nicht damit zurückzuhalten, sondern es zu schildern.

(8) An der Nordseite der Rennbahn steht eine Halle von staunenswerter Höhe und Schönheit, Decanneacubita geheißen — ein Name, den sie nicht von ungefähr, sondern aus naheliegenden Gründen erhalten hat; das griechische deca heißt nämlich zehn, ennea neun, und cubita — von cubare — kann mit gebeugt oder gekrümmt übersetzt werden. Der Name rührt nun daher, daß neunzehn
Dec. 25. Tafeln dort an dem Feste der Fleischwerdung unseres Herrn Jesu Christi aufgestellt werden, an welchen der Kaiser ebenso wie seine Gäste nicht wie an den anderen Tagen sitzend, sondern liegend speisen; an dem genannten Feste werden auch nicht silberne, sondern nur goldene Schüsseln aufgetragen. Nach der Mahlzeit aber läßt man auf die Tafel drei mit Früchten angefüllte goldene Schalen herab, welche wegen ihrer ungeheueren Schwere nicht herbeigetragen, sondern auf Wagen, die mit Purpurdecken behangen sind, herangefahren werden. Auf den Tisch kommen sie in fol-

---

seligen Gelde aufkaufte, und zwar in einer Menge, daß der Bischof sie nicht auszulösen im stande war." — Hält man Liudprands Angabe mit der Pelagius-Legende Hrotsvithas zusammen, so wird man sich kaum des Verdachtes erwehren können, daß die Carcimasier, deren Jugend betont wird, in derselben Weise mißbraucht worden sind, wie es Sueton in seiner Nero-Biographie (c. 28) von dem jungen Sporus zu verstehen giebt. Wie dem aber auch sein mag, nach der naiven, von arabischen Schriftstellern beglaubigten Mitteilung Liudprands wird es jedenfalls ein unaustilgbarer Schandfleck der abendländischen Cultur des zehnten Jahrhunderts bleiben, daß den Verduner Kaufleuten nicht ihr scheußliches Handwerk gelegt worden ist.

gender Weise. Durch Öffnungen in der Decke werden drei mit vergoldetem Leder überzogene Taue herabgelassen, an welchen Goldringe befestigt sind; in diese greifen die an den Schüsseln hervorragenden Haken ein und so werden sie durch Windenvorrichtung, welche über der Decke angebracht ist, auf den Tisch gehoben, wobei unten noch vier oder mehr Mann nachhelfen; und ebenso werden sie auch wieder abgehoben. Was die Schauspiele betrifft, welche ich dort zu sehen bekam, so übergehe ich sie im übrigen, weil es zu weit führen würde, alle zu beschreiben; nur eines muß ich doch hier anführen, weil es besonders staunenswert ist. 949.

(9) Es trat ein Mann auf, welcher, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen, auf seiner Stirn eine vierundzwanzig Fuß lange oder noch längere Stange trug, welche eine Elle unterhalb der Spitze ein zwei Ellen langes Querholz hatte. Dann führte man zwei Knaben herein, welche nackt, nur mit einem Schurz umgürtet waren; und diese kletterten an der Stange hinauf, machten oben ihre Kunststücke und stiegen dann mit dem Kopf nach unten herab: und dabei blieb die Stange so unbeweglich, als wurzele sie fest in der Erde. Nachdem nun der eine heruntergekommen war, machte der andere oben gebliebene gar allein seine Kunststücke: das machte mich ganz starr vor Staunen; denn solange beide arbeiteten, schien es mir immerhin erklärlich zu sein, da sie wenngleich mit wunderbarer Kunst durch ihr Gleichgewicht die Stange, an welcher sie hinaufgestiegen waren, senkrecht erhielten; daß aber der eine, welcher oben auf der Stange geblieben war, sein Gewicht so ebenmäßig verteilte, daß er auch noch turnen und unverletzt herabsteigen konnte, das machte mich so betroffen, daß selbst dem Kaiser mein Staunen nicht entging. Er ließ darum den Dolmetscher kommen und durch ihn mich nach dem Umstande meiner größten Verwunderung befragen: ob es der Knabe sei, der sich so behutsam zu halten verstanden, daß die Stange unbeweglich blieb, oder der Mann,

949. welcher sie auf der Stirn so geschickt zu halten gewußt hatte, daß weder die Last der Knaben, noch ihr Turnen sie im mindesten aus dem Lot gedrängt hatte. Als ich erklärte: ich wüßte nicht, was thaumastoteron d. h. bewunderungswürdiger sei, da lachte der Kaiser laut auf und sagte: er wisse es auch nicht.

950 März 24—30. (10) Aber ich glaube auch nicht mit Stillschweigen übergehen zu sollen, was mir dort sonst noch Ungewöhnliches und Staunenswertes vor die Augen kam. In der Woche vor Vaiophóron, unserem Palmsonntag, teilt der Kaiser an seine Offiziere und die verschiedenen Beamten je nach ihrem Range Goldstücke aus; und da er meine Gegenwart bei dieser Verteilung wünschte, so ließ er mich kommen. Das geht aber folgendermaßen vor sich. Es war ein zehn Ellen langer und vier Ellen breiter Tisch aufgestellt, auf welchem die Beutel mit Goldstücken, so wie sie einem jeden zukamen, lagen; außen aber stand die Zahl angeschrieben. Sie traten nun aber nicht durcheinander vor den Kaiser, sondern in der Reihenfolge, wie einer ihre ranggemäß aufgezeichneten Namen laut herunterlas. Zuerst von ihnen wurde der Hausmeier aufgerufen, dem seine Goldstücke nebst vier Festkleidern nicht in die Hände, sondern auf die Schultern gelegt wurden. Darauf wurde o doméstikos tis ascalónas und o delongáris tis ploôs gerufen, von welchen der eine das Landheer, der andere die Flotte befehligt. Weil ihr Rang der gleiche ist, so nahmen sie auch die gleiche Zahl Goldstücke und Festkleider in Empfang; sie konnten aber die schwere Menge nicht mehr auf den Schultern tragen, sondern schleppten sie unter fremder Beihilfe mühsam mit sich fort. Nach ihnen wurden vierundzwanzig Oberbeamte vorgelassen, unter welche so viele Pfunde Gold verteilt wurden, daß auf jeden einzelnen ebenso viele Pfunde, wie ihre Gesamtzahl betrug, nämlich vierundzwanzig nebst zwei Festkleidern kamen. Dann kam die Reihe an den Patricierrang: hier ward jeder mit zwölf Pfund Gold und einem Festkleide beschenkt; aber ich weiß hier nicht die Zahl

der Patricier und also auch nicht die Gesamtzahl der Pfunde, 950.
sondern lediglich die Quote des einzelnen. Dann wurde eine endlose Menge aufgerufen: Protospathare, Spathare, Spatharo-Candidaten, Kitoniten, Manglaviten, Protocaraven, von welchen jeder je nach dem Range von sieben bis hinunter zu einem Pfunde erhielt. Aber glaube nur nicht [1]), daß man damit an einem Tage zu Rande kam. Am Donnerstag zur ersten Tagesstunde begann die Verteilung und dauerte bis zur vierten Stunde; und erst am Sonnabend und Sonntag schloß sie der Kaiser. An diejenigen nämlich, welche weniger als ein Pfund erhielten, verteilt der Kaiser nicht mehr persönlich, sondern der Parakimumenos in der ganzen Woche vor Ostern. Wie ich nun so dabei stand und verwundert zuschaute, ließ mich der Kaiser durch den Logotheten fragen, wie mir das gefalle. Darauf erwiderte ich: „Es würde mir schon gefallen, wenn ich nur etwas davon hätte. Es geht mir wie dem reichen Mann, dem in Höllenpein der Anblick des Lazarus und seiner Behaglichkeit gefallen hätte, wenn ihm nur etwas davon zu gute gekommen wäre; weil das aber nicht geschah, wie konnte er da Wohlgefallen empfinden?“ Da lächelte der Kaiser etwas beschämt und nickte mir zu, näher zu treten, um mir dann ein großes Festkleid und ein Pfund Gold zu schenken, was er fröhlich gab und ich noch fröhlicher nahm.

Vergißt man nicht, wie viel Liudprand aufzuwenden bereit ist, um seine Leser zu unterhalten (vgl. oben S. 58. 59), so könnte man auf den Argwohn verfallen, als habe er sich dem erwähnten Zweck zu Liebe Übertreibungen bei der Schilderung der italienischen Sittlichkeit zu Schulden kommen lassen. Sein Bericht wird aber durch unverwerfliche Zeugen bestätigt, vor allen durch den aus Lothringen stammenden Bischof Rather von Verona in seiner auch von Liudprand (III, 52) — oben

[1]) Liudprand wendet sich hier abermals an den Bischof Recemund.

S. 452 — genannten Schrift „Praeloquia“. Obgleich nun Rather nur das Leben seiner italienischen Amtsbrüder beschreibt, so bleibt doch v. Giesebrechts Ausspruch wahr, „daß man zu allen Zeiten nach dem Leben der Geistlichkeit am besten den sittlichen Standpunkt einer Nation beurteilen wird.“ Die im Tone einer Predigt gehaltene Schilderung der italienischen Bischöfe [1]) lautet also:

(V, 6) ... Welche Höllenqual wartet wohl ihrer, da sie, wenn man ihnen wirklich noch die Fähigkeit zutrauen kann, die ihnen zugewiesene Herde zu weiden, es nicht nur sträflich verabsäumen, sondern auch zur Schande des erhabenen Namens, den sie tragen, sich in die Abgründe des Lasters stürzen! Mit weltlichen Spielereien geben sie sich beständig ab, mit Jagen, mit vergnüglichem Vogelstellen. Sie sind wohl geübt, nach deutscher Sitte Wurfkeulen zu schwingen; aber mit den heiligen Schriften umzugehen, das haben sie schon längst verlernt. Sie haben Gott ab- und dafür die Welt angethan und legen darum auch ohne Scheu Laienkleider an. Doch was klage ich über die Laienkleidung, da ich es nur zu oft habe mitansehen müssen, wie sich einige mit fremdländischen, um es gerade heraus zu sagen, mit heidnischen Stirnbändern zur Schande des Priesterstandes — um so unschicklicher, je mehr man ihre Würde darüber erhaben glauben sollte! — schmückten oder richtiger schändeten, also der Quirinischen Trabea und der Gabinischen Gürtung als Schmuck den Vorzug vor dem kirchlichen Gewande gaben! Sie wollen lieber Jäger als Lehrer, lieber kühn als mild, lieber verschlagen als herzenseinfältig, lieber Makkabäer als Bischöfe heißen. Und wenn sie jenen weltlichen Namen doch auch in dem Streite bewährten, in welchem Christus ihnen den Sieg über die Welt und ihren Fürsten verheißen hat! Aber sie spielen mit Reifen und sind dem Würfelspiel erst recht

[1]) Sie steht in den Opp. p. 143—148. Schon Vogel hat sie in seinem Werke „Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert“ übersetzt; ihm habe ich mich mehrfach angeschlossen.

nicht abhold. Sie gehen eifrig mit dem Spielbrette statt mit der Schrift, mit der Wurfscheibe statt mit den Büchern um. Sie wissen besser, was ein Unglückswurf kostet, als was die Heilswahrheit gebietet, verbietet oder verspricht, ja, was sie überhaupt nur spricht; besser, was der Glückswurf bringt, als welchen Dank sie Gott darzubringen schuldig sind. Ihrem Herzen stehen weit näher Schauspieler als Priester, Possenreißer als Geistliche, Radaumacher als Philosophen, Flausenmacher als Biedermänner, schamlose Lüstlinge als anständige Menschen, Landstreicher als Mönche. Ihr Sinn steht nach griechischem Prunk, babylonischer Pracht, ausländischem Schmuck. Sie sind darauf versessen, goldene Pocale, silberne Schalen, Humpen von ganz besonderer Kostbarkeit, Krüge, ja Trinkhörner von ungewöhnlichem Gewichte, deren Größe in jedem Zeitalter Entsetzen erregen muß, sich machen zu lassen; selbst die am Boden ruhende Vorratskanne muß bei ihnen Malerei aufweisen, während die nahe Basilika mit Ruß erfüllt sich darstellt.

(7) Und dabei Schmausereien und kein Ende! Außer wegen ihrer Häufigkeit sind die Mahlzeiten aber auch wegen ihrer Verschiedenheit staunenswert; und wer überall der Gierigste ist: der ist der Bedeutendste, wer die feinste Nase hat: der der Beste, wer der Wohlhabendste ist: der der Klügste, wer der Gefräßigste ist: der der Gepriesenste, das ist ein Mann, der ist berühmt, der ein Held, sein Lob in aller Munde! Mäßig zu heißen macht heutzutage so anrüchig, daß man es selbst an Mönchen tadelt ... Wenn ein Bischof kein Geld hat, so scheint er seinen Beruf verfehlt zu haben. Zu diesem wahnwitzigen Treiben kommt unmäßiges Gelächter und ein Herziehen über die Einfalt derer, welche aus Gottesfurcht ein derartiges Leben scheuen. Die Harfe ertönt bei ihren Gelagen und die Leier, wie der Prophet sagt, aber das Werk des Herrn ist in niemandes Gedächtnis, noch das Wehe, das über diejenigen ausgesprochen ist, Jes. 5, 11, 12.

welche solches thun. Da giebt es musikalische Aufführungen, Musiker aller Art, die verkuppelnden Lieder der Sänger und die Pest der Tänzerinnen. Das ganze Gespräch, welches etwa dabei geführt wird, hat den Menschen nicht Gott, das Geschöpf nicht den Schöpfer, die Gegenwart nicht die Zukunft, den irdischen Herrscher nicht den himmlischen Herrn zum Gegenstande. Da wird jener gefeiert, dieser ganz vergessen; bei jenes Namen schwört man, an diesen denkt man nicht; auf das Wohlsein jenes wird getrunken, dieser, wenn ihn auch dürstet, wird nicht getränkt; aus Liebe zu jenem wird der Leib durch Sauferei aufgetrieben, dieser aber, welcher vielleicht in Gestalt eines Armen im Gefängnis nach Brosamen schmachtet, wird nicht erquickt; jener steht überall voran, dieser überall nach; jenes wird zu allererst gedacht, dieses nicht einmal an zweiter Stelle. Außerdem laufen die Hunde auf dem Tisch herum. Die Pferde fliegen mehr als sie laufen am hurtigen Wagen. Der Falke schwingt sich in raschem Fluge dahin; der Sperber stößt auf den heiser schreienden Kranich ....

(9) Noch feucht von dem Wein, der in Strömen geflossen, ... verlassen sie ihren hocherhabenen Sitz und besteigen Wagen und Kutschen, setzen sich auf schäumende Rosse, welche mit goldenen Zügeln, silbernen Kettengehängen, deutschen Zäumen und sächsischen Sätteln aufgeputzt sind, und eilen zu allerhand Zeitvertreib, wie es ihnen gerade der Rausch eingiebt ....

(10) Danach wird das mit vergoldetem Schnitzwerk wunderbar geschmückte Bett gerüstet, das Bettgestell wird aufgeschlagen, welches mit seidenen Stickereien geziert ist, die mit den besten Stoffen überzogenen Kissen werden zurecht gelegt und die Fußbank zurecht gerückt, welche mit gotischem Teppich bedeckt ist.... Hat endlich die nagende Sorge den Schlaf verscheucht, dann wälzen sie sich in der Lust des Beilagers und können keine Ruhe mehr finden, bis sie statt des Morgengesangs unverständliche Worte murmeln, die einer Lästerung ähnlicher sind als

einem Dankgebet, einer verächtlichen Äußerung ähnlicher als einer Reue-Kundgebung und ihnen eher Verdammung als Erhörung einbringen.

(11) Ist es aber mit ihnen bis zum Ankleiden gekommen, so legen sie, wie ich schon gesagt habe, lieber ausländischen als vaterländischen Schmuck an. Den strammen Beinen scheinen die Kleider mehr angedrechselt als mit der Hand angezogen zu sein, sodaß jedes von ihnen richtiger eine Säule genannt werden kann als ein Bein. Der Leib aber wird mit größter Sorgfalt geputzt. Selbst der Überrock, den man nur um der Kälte willen tragen sollte, je dicker desto besser, hat, obgleich er schon von bestem Tuche gemacht ist, noch einen Besatz von anderem Tuche, was, wenn es nur möglich wäre, an Güte noch das beste übertrifft. Die Weite des Überrocks übertrifft die der anderen Röcke mindestens selbst bei knappem Maße immer noch um eine Elle. Wenn noch ein Kleidungsstück darüber getragen wird, so ist es mit so prahlerischer Kunstfertigkeit dem Überrocke angepaßt, daß es entweder durch seine Feinheit oder durch eine unter allen Umständen vorgenommene, selbst Schaden bringende Zerschlitzung das Wunderwerk, das es eigentlich bedecken sollte, selbst verrät. Was nun das Unterkleid betrifft, das beim Sitzen bis auf die Füße reicht und mit einer goldenen Schnalle zusammengehalten wird, so zeigt es oben auffällig einen goldenen Gurt.... Man kann aber auch solche Bischöfe sehen, welche statt einer Kutte einen Pelz, eine ungarische Mütze statt des priesterlichen Hutes, ein Scepter statt eines Stabes tragen [1]) ....

---

[1]) Über den Kleiderluxus französischer Mönche führt der Abt Rudolf vom Kloster des heiligen Remigius auf einer Synode des Jahres 972 folgende Klage: „(III, 37) Es giebt einige Angehörige unseres Standes, welche so eitel sind, sich öffentlich das Haupt mit einem goldgeschmückten Hute zu bedecken, Mützen aus fremdländischen Tierfellen der von unserer Regel vorgeschriebenen Kopfbedeckung vorzuziehen und statt der unscheinbaren Mönchskleidung prächtige Gewänder anzulegen. Sie sind ganz

(12) Darauf wird die Messe mehr durchgejagt als gesungen und, was noch schlimmer ist, oftmals ganz versäumt. Nachdem sie dann abermals gegessen und getrunken haben, was wahrlich

---

arg nach kostbaren Röcken, welche sie in geräumige Ärmel und Falten wallen lassen, aber an beiden Seiten so eng zusammenziehen, daß man sie von hinten mit ihren eingeschnürten Hüften und ihrem hervortretenden Hintern eher für Huren als für Mönche halten könnte. (38) Was aber soll man zu der Farbe ihrer Kleider sagen? Ihre Thorheit geht darin so weit, daß sie durch die Farbe Verdienst und Würde zu erwerben glauben. Wenn ein Rock nicht durch seine schwarze Farbe einnimmt, so lassen sie sich nicht dazu herbei, ihn anzulegen. Hat der Weber dem schwarzen Zeuge weiße Wolle auch nur beigemischt, so macht diese den Rock unanständig. Auch der braune Rock findet keine Gnade vor ihren Augen. Ebenso wenig genügt ihnen die schwarze Naturwolle: es muß künstlich gefärbte sein. So viel von ihrer Kleidung. (39) Was soll ich aber von dem Luxus sagen, welchen sie mit ihrem Schuhwerk treiben? In dieser Hinsicht sind sie so unvernünftig, daß sie sich damit der Bequemlichkeit fast ganz begeben. Die Schuhe, welche sie tragen, müssen nämlich so enge sein, daß sie darin, wie in einen Stock geschlossen, kaum gehen können. Auch lassen sie denselben vorne Schnäbel, an beiden Seiten aber Ohren ansetzen und tragen große Sorge, daß der Fuß sie auch genau ausfüllt, halten auch ihre kunstfertigen Diener dazu an, daß sie den Schuhen einen spiegelhellen Glanz verleihen. (40) Soll ich schweigen von ihren kostbaren Betttüchern und Pelzkleidern? Nachdem unsere Vorgänger aus besonderer Nachsicht den Gebrauch gewöhnlichen Pelzwerkes anstatt gefütterter Oberkleider erlaubt haben, hat sich auch hierin lasterhafter Luxus eingeschlichen. Nun besetzen sie ihre ausländischen Kleider mit einem Saume, der zwei Hände breit ist, und überziehen sie mit Norischem Tuch. Sich leinener Betttücher zu bedienen, ist keineswegs erlaubt; und dennoch haben einige pflichtvergessene Mönche auch dieses zu dem sonstigen Luxus hinzugethan; und da die Anzahl derselben in den verschiedenen Klöstern sehr groß war, so haben sich auch die wenigen Guten von den zahlreichen Bösen dazu verführen lassen. (41) Was aber soll ich von ihren schändlichen Beinkleidern sagen? Ihre Hosen haben eine Weite von sechs Fuß und entziehen doch wegen der Feinheit des Gewebes nicht einmal die Schamglieder den Blicken! Einem einzigen genügt nicht ein Stück Zeug, mit welchem zwei vollkommen zufrieden sein könnten" [Richeri Historiarum libri IV (Editio altera): III, 37—41.

zu einem königlichen Imbiß hinreichen könnte, ... besteigen sie wieder ihre Faliscischen Rosse [1]), aber nicht etwa dieselben, welche sie am Tage vorher benutzt haben, damit sie ja nicht durch Einförmigkeit die Teilnahme der gaffenden Menge einbüßen ... [und setzen so ihr liederliches Tagewerk weiter fort].

Das Werk ist unter dem Titel „Richers Vier Bücher Geschichte" für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" von dem Freiherrn v. d. Osten-Sacken übersetzt und in zweiter Auflage von Wattenbach neu bearbeitet].

[1]) Hier scheint, wie schon Vogel angemerkt hat, ein drolliges Mißverständnis Rathers vorzuliegen: eine Verdrehung der Aequi Falisci in equi Falisci!

IV.

Der Krieg der Söhne gegen den Vater.

Neben dem ausführlichen und schwungvollen Bericht Hrotsvithas über die Eroberung des Königreichs Italien (V. 933—1440) giebt es keinen zusammenhängenden ähnlicher Ausdehnung, welcher sich zum Vergleich heranziehen ließe. Zu Hrotsvithas Angaben über die Schicksale Adelheids, ihre Gefangenschaft und Flucht (V. 933—1174) kommen die Nachrichten Odilos in dem oben S. 167 ff. schon besprochenen „Leben der Kaiserin Adelheid“ in Betracht; eine nüchterne, aber darum desto zuverlässigere Übersicht über die Ereignisse der Jahre 951 und 952 hat der Fortsetzer der Regino-Chronik geliefert [1]; Widukind trägt zur Erläuterung nur die wenigen Kapitel bei, welche das Thema dieses Abschnitts einleiten, dafür ist er aber zur Ergänzung unentbehrlich; denn Hrotsvitha kommt ihrerseits mit dem „Kriege der Söhne gegen den Vater“ nicht über die Anfänge hinaus (V. 1441—1504), da hier die erste große Lücke des Otto-Liedes Platz greift. Widukind erzählt:

946. (III, 1) Nach dem Abscheiden der Königin Edid übertrug der König die Fülle seiner Liebe, welche er zur Mutter gehegt

---

[1]) Sie stellt sich also:

„951 traf König Otto des Willens, eine Heerfahrt nach Italien anzutreten, dafür ausgedehnte Zurüstungen: er plante, die Witwe König Lothars von Italien, Adelheid, die Tochter König Rudolfs, aus den Banden der Gefangenschaft, in welcher sie Berengar hielt, zu befreien und mit sich zu vermählen, um mit ihr zugleich das Königreich Italien zu gewinnen. Seiner Heerfahrt kam aber sein Sohn Liudolf mit den Schwaben zuvor, in dem Wunsche, Wohlgefallen bei seinem Vater zu erregen, wenn er durch Heldenthaten ihm den Weg bahne; er vollbrachte

hatte, auf ihren einzigen Sohn Liudolf: er ließ seinen letzten 946.
Willen aufnehmen und setzte ihn darin zu seinem Nachfolger ein.

---

aber die erwarteten Thaten nicht, sondern erregte nur Anstoß bei seinem Vater, weil er ohne ihn zu fragen vorgegangen war: von hier nahm die ganze Zwietracht und Empörung ihren Ausgang. Herzog Heinrich nämlich, Liudolfs Oheim, welcher ihn um alle seine Ehren und Erfolge beneidete, schickte aus Bayern über Trient seine Gesandten vor ihm her nach Italien und machte ihm nach Kräften alle Italiener abspenstig, dergestalt daß jede Stadt und jede Burg, welche gleich darauf des Königs Bäckern und Köchen offen stand, dem Sohn des Königs ihre Thore schloß, er also an allen Enden Unbequemlichkeiten und Beschwerden auszustehen hatte. Bald danach rückte der König in das italische Reich ein und nahm unter Gottes Beistand ganz Italien in Besitz. Aber auch die Herrin Adelheid, die von Gott geliebte Königin, wurde mit Gottes Gnade durch ihre eigene Klugheit aus dem Gefängnis befreit und mit König Otto unter Gottes Segen in glückverheißender Ehe vereinigt. Darauf kehrte Herzog Liudolf, voll Erbitterung über die vorher erwähnten Ereignisse, ohne Vorwissen seines Vaters in Begleitung des Erzbischofs Friedrich in das Vaterland zurück.

952 feierte der König, nach der Vertreibung Berengars mit seinen Getreuen in Italien im Winterquartier, den Geburtstag des Herrn zu Pavia. Und nachdem er so die Angelegenheiten des Reichs geordnet hatte, kehrte er im Frühjahr in das Vaterland heim; in Italien aber ließ er den Herzog Konrad zur Verfolgung Berengars zurück.

Herzog Liudolf hatte, aus Italien heimgekehrt, mit königlichem Prunk Weihnachten in Salefeld [Saalfeld] gefeiert und von hier den Erzbischof Friedrich und alle Großen des Reichs, welche zur Hand waren, nicht fortgelassen. Ihre Gelage sahen schon damals viele mit argwöhnischen Augen an: es hieß, daß die dortigen Verhandlungen mehr der Zerstörung als der Wohlfahrt gegolten hätten.

Auf den Rat des Herzogs Konrad, welcher zur Verfolgung Berengars zurückgelassen war, kam Berengar freiwillig nach Sachsen zu dem Könige, konnte aber seine Wünsche nicht durchsetzen; sondern mußte — kaum daß man ihm Leben und Heimkehr zugestand — auf Betreiben des Herzogs Heinrich, des Bruders des Königs, wieder nach Italien abziehen. Dadurch wurde auch Herzog Konrad schwer beleidigt und wich nun von der Treupflicht gegen den König ab. Da sind der Erzbischof Friedrich und der Herzog Konrad Freunde geworden; vorher waren Vgl. Luc. 23, 12.
sie nämlich einander feind.

946. Liudolf aber war noch in recht jugendlichem Alter; er zählte noch nicht mehr als sechzehn Jahre ....

(6) Als dann der König seinen Sohn Liudolf zum Mann
947. heranwachsen sah, gab er ihm zur Gemahlin die durch Reichtum und Adel ausgezeichnete Tochter des Herzogs Hermann Namens Ida. Kurze Zeit nachdem Liudolf sie heimgeführt hatte, starb
949 Dec. 10. sein Schwiegervater und hinterließ ihm samt dem Herzogtum
950. sein ganzes Hab und Gut. Liudolf trat nun die Gewalt an, ging aber damit seiner ruhigen Stätigkeit verlustig, die er als
951. Knabe gezeigt hatte: er unternahm einen Heereszug nach Italien, brachte hier einige Städte in seine Gewalt und kehrte, nachdem er sie unter den Schutz seiner Besatzungen gestellt hatte, nach dem Franken-Reich zurück [1]).

Gleichwohl fand noch in demselben Jahre in der Mitte des Monats August ein von den Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben und Langobarden besuchter Reichstag in der Stadt Augsburg — Provinz Rätien — statt, wo der oben erwähnte Berengar und sein Sohn Adalbert sich der Gewalt des Königs ohne Vorbehalt als Vasallen ergaben und dann das Regiment in Italien als eine Gnadengabe des Königs zurück erhielten. Nur die Marken Verona und Aquileja wurden ausgenommen und Heinrich, dem Bruder des Königs, überantwortet. Der nach Italien zurückgekehrte Berengar ließ jedoch das alles die Bischöfe, Grafen und sonstigen Großen Italiens entgelten: indem er seine Gehässigkeit und Feindschaft in allen Formen an ihnen ausließ, machte er sie zu seinen erbitterten Gegnern."

Es ist hier zu bemerken, daß der Verfasser das neue Jahr mit Weihnachten beginnt, also das Fest des Jahres 952 nach unsrer Rechnung das des Jahres 951 ist.

[1]) Daß der erste Anfall auf Italien, welchen Liudolf ausführte, ohne Wissen Ottos vor sich ging, darüber sind Widukind und der Fortsetzer Reginos (s. S. 495 Anm.) mit Hrotsvitha einig; sie scheiden sich aber schon über den inneren Beweggrund Liudolfs: die beiden zuletzt genannten schreiben ihm den Wunsch zu, seinem Vater zu nützen und zu gefallen, während Widukind den unstäten Geist des Prinzen anschuldigt. Der Erfolg war nach Hrotsvitha ein vollständiger, nach Widukind ein nennenswerter, nach dem Fortsetzer Reginos ein den Erwartungen ganz und

(7) Zu dieser Zeit war im Langobarden-Lande ein Usurpator König, ein wilder und habsüchtiger Mensch, dem alles Recht um Geld feil war: Berengar. Da ihm hierbei die Tugend der ausnehmend klugen Königin-Witwe, der nachgelassenen Gemahlin König Ludwigs [1]), ein Dorn im Auge war, so suchte er sie vielfach heim, um den bestechenden Glanz der Tugendschöne auszulöschen oder doch zu trüben .... 951.

(9) Und da nun auch zu Otto der Ruf der Königin drang [2]), beschloß er, sich zu ihr aufzumachen unter dem Vorgeben, nach Rom zu ziehen. Im Langobarden-Reiche angelangt, versuchte er zu erproben, ob auch ihm für Gold und Geschenke die Liebe der Königin versagt bliebe; und als sie unwandelbar erfunden war [3]), verband er sie sich als Gemahlin; er erhielt mit ihrer Hand die Stadt Pavia, den Sitz des Königtums [4]). Als das sein Sohn

---

gar nicht entsprechender. Was die Empfindung Ottos anlangt, als er etwa auf der Grenze Deutschlands mit dem zurückkehrenden Sohn zusammentraf, so spricht nur Hrotsvitha von herzinniger Freude, der Fortsetzer Reginos läßt ernste Mißbilligung erkennen, welche auch Widukind andeutet. Gegenüber der auch noch weiterhin belegbaren Übereinstimmung Widukinds und des Fortsetzers der Regino-Chronik muß die Schilderung Hrotsvithas (V. 1215—1238) als höfische Hellmalerei angesehen werden, welche hinterher alle Schatten aus den wechselseitigen Beziehungen der Mitglieder des Kaiserhauses zu entfernen versucht. — Auf den Zweck, welchen Liudolf bei seinem Zuge im Auge hatte, komme ich in der Schlußbemerkung zu diesem Abschnitt zu sprechen.

[1]) Lothar hieß ihr Gemahl, wie Hrotsvitha (V. 934) richtig angiebt.

[2]) Denselben Anlaß meldet auch Hrotsvitha (V. 1175—1202).

[3]) Wattenbach bemerkt hierzu: „Das scheint sich auf eine sagenhafte Geschichte zu beziehen, die uns nicht bekannt ist. Schon früh bildeten sich Sagen über diese Verbindung aus."

[4]) Während Widukind als Rechtstitel für die Erwerbung Italiens lediglich die Verehlichung Ottos mit Adelheid angiebt, weiß Hrotsvitha, welche — wie der Fortsetzer Reginos (s. S. 494 Anm. 1) — zwar auch (V. 937—940) Adelheid als Erbin des italischen Reiches betrachtet, dann aber aus der später berichteten Eheschließung (V. 1273—1330) nur eine Bekräftigung des Rechts der früher erzählten Eroberung (V. 1239—1272)

951. Liudolf sehen mußte, verließ er unzufrieden den König, begab sich nach Sachsen und weilte eine Zeit lang in Salaveldun [Saalfeld], dem unheilvollen Orte, von welchem schon einmal ein Anschlag ausgegangen war [1]).

Oct.Nov. (10) Nachdem der König in Italien die Hochzeit mit königlicher Pracht gefeiert hatte, brach er auf im Glanz des jungen
952 Febr. Eheglücks, um in Sachsen das nächste Osterfest zu feiern zur Freude, zum Wohlgefallen für sein Heimatland [2]). Auch König Berengar ließ sich von Herzog Konrad, welchem als Befehls-

---

herzuleiten scheint, (V. 1203—1214) wenigstens noch einen moralischen Grund zum Einschreiten anzuführen: den Undank Berengars, welcher der im Jahre 946 ihn zur Heimkehr befähigenden Unterstützung Ottos eingedenk hätte bleiben sollen. An die Stelle dieser auf unklarer Vorstellung beruhenden moralischen Verpflichtung setzt Widukind nachträglich (K. 11) eine staatsrechtliche, indem er Berengar den früher schon geleisteten Treuschwur auf dem Augsburger Tage nur erneuern läßt.

1) Dieser Angabe Widukinds gegenüber, daß der mißmutige Liudolf — in Gesellschaft des Erzbischofs Friedrich von Mainz, ergänzt der Fortsetzer Reginos (s. S. 494 Anm. 1) — eigenmächtig nach Deutschland zurückgekehrt sei und eine Zeit lang in Saalfeld sich aufgehalten habe — zur Feier des Weihnachtsfestes, wie der Fortsetzer Reginos bestätigend hinzufügt —, erweist sich das Bild, welches Hrotsvitha (V. 1331—1348) von dem getreuen, nur auf Befehl des Vaters heimkehrenden und in seinem Namen handelnden Sohn entwirft, als in höfischem Geschmack retouchiert. Daß in Saalfeld schon bestimmte Abmachungen gegen Otto getroffen worden seien, ist freilich auch nach dem Berichte des Fortsetzers nicht anzunehmen und nach Ottos ganzem Verhalten unwahrscheinlich; die dort Versammelten dürften über eine abfällige Kritik der Unternehmung Ottos, über eine Entente cordiale nicht hinausgegangen sein.

2) Ehe Hrotsvitha (V. 1379—1390) die Rückkehr Ottos in ähnlicher Weise wie Widukind erzählt, spendet sie (V. 1349—1364) dem Vater ihrer Äbtissin, dem Herzog Heinrich, reiches Lob für seine Thätigkeit in Italien, durch welche er bei Otto und Adelheid zu hoher Gunst gelangt, und erwähnt dann (V. 1365—1370) einen Heereszug Ottos gegen unfügsame Große des Landes und (V. 1371—1378) die Bestellung des Herzogs Konrad zum Statthalter Italiens.

haber der Streitmannschaft Pavia zur Obhut anvertraut war, 952.
dazu bestimmen, mit ihm dem Könige auf dem Fuße nach Deutschland zu folgen, um gegen das Gelöbnis unbeschränkten Gehorsams Frieden mit ihm zu schließen. Als er sich der Königsstadt [Magdeburg] nahte, wurde er eine Meile vor der Apr.
Stadt von Herzögen, Grafen und Hofwürdenträgern eingeholt, mit königlichen Ehren empfangen und in die Stadt geleitet, hier aber in der für ihn hergerichteten Herberge zu warten angewiesen: drei Tage lang ließ man ihn bei Hofe nicht vor. Darüber wurde Konrad, der sein Kommen veranlaßt hatte, ungehalten, und da auch Liudolf, des Königs Sohn, mit ihm in dem Verdachte übereinstimmte, daß des Königs Bruder Heinrich, den die alte Mißgunst nicht ruhen lasse, für diese Maßregel verantwortlich zu machen sei, mieden ihn alle beide. Heinrich aber, der wohl wußte, daß keine Mutter mehr für seinen Neffen sprach, begann ihn verächtlich zu behandeln, ja, er ließ sich dazu fortreißen, ihn durch Stichelreden zu reizen. Aber mit der Zeit kam es doch zu der Unterredung der beiden Könige: Berengar ward von dem Könige und der Königin zu Gnaden angenommen, er legte das Gelöbnis seiner Unterthänigkeit ab und erklärte sich mit Zeit und Ort seines freiwilligen bei der Stadt Augsburg in Aussicht genommenen Vertragsschlusses einverstanden.

(11) Als hier die Versammlung bei einander war, fügte Aug.
Berengar die Hände seines Sohnes Adalbert in die seinigen und erneuerte, obwohl er schon früher einmal als Flüchtling vor Hugo sich dem Könige ergeben hatte, doch damals seinen Treuschwur vor dem ganzen Heere, um sich so samt seinem Sohne dem Könige in Dienstbarkeit zu unterwerfen. Und also gebunden, ward er entlassen; er kehrte in Gnaden und Frieden nach Italien zurück[1]) . . . .

[1]) Hrotsvitha zieht (V. 1391—1424) zunächst die erste Begegnung Berengars mit Otto in Magdeburg und die endgiltige Abmachung in

953 (12) Drei Söhne sind dem Könige von der erlauchten Königin geboren worden: zuerst Heinrich [1]), dann Brun, als dritter der durch die Hoheit des väterlichen Namens mit Anwartschaft versehene, den jetzt auch wirklich nach dem Vater als Herrn und Kaiser der ganze Erdkreis zu erhalten hofft, auch eine Tochter, die mit dem Namen ihrer ehrwürdigen Großmutter geziert ist: von ihr [2]) irgend etwas zu sagen, unterfange ich mich nicht, da wir mit keinem gesprochenen oder geschriebenen Wort ihrer leuchtenden Vortrefflichkeit gerecht zu werden vermögen.

Augsburg in einen Act zusammen; sie schweigt dann von den in der Fortsetzung der Regino-Chronik ausdrücklich angegebenen Schwierigkeiten, welche Berengar zu überwinden hatte (s. S. 494 Anm. 1), und ist so — anders als Widukind und der Fortsetzer Reginos — der Notwendigkeit überhoben, Ursache und Wirkung jener Schwierigkeiten, nämlich die Umtriebe des Herzogs Heinrich und die Kränkung des Herzogs Konrad, zu erwähnen. Dadurch wird eine sehr einfache Motivierung der Empörung Liudolfs möglich gemacht: nachdem Hrotsvitha (V. 1425—1440) die Vertragsbrüchigkeit Berengars, welche auch der Fortsetzer Reginos andeutet (s. S. 494 Anm. 1), und die Absicht Ottos, in Italien einzuschreiten, berichtet hat (V. 1441—1452), scheint sie — vgl. darüber die Schlußbemerkung zu diesem Erläuterungsabschnitt — nur nach ihrem alten, schon bei Heinrichs Aufstand ausgeführten Recept zu verfahren, indem sie (V. 1453—1468) den Teufel die Reichsfürsten anstiften und diese darauf (V. 1487. 1488, 1499—1504) den Prinzen verführen läßt: dafür ist allerdings Liudolf schon empfänglich gestimmt, durch die Besorgnis (V. 1469—1498), daß er von Heinrich und Adelheid um sein Thronfolgerecht zu Gunsten eines Sohnes der jungen Königin gebracht werden solle. So einseitig diese Motivierung auch sein mag, sie ist unzweifelhaft richtig; denn auch Widukind läßt eine solche Befürchtung Liudolfs wenigstens erraten, indem er (K. 12) vorwegs von der Nachkommenschaft Adelheids spricht.

[1]) Heinrich dürfte 953 geboren sein; die beiden ältesten Söhne Adelheids starben schon in jungen Jahren.

[2]) Es ist Mathilde, für welche Widukind seine Sachsen-Geschichte geschrieben hat; sie ist 955 in demselben Jahre wie ihr Bruder Otto geboren.

(13) Als nun aber der König auf fränkischem Gebiet von Burg zu Burg zog, vernahm er, daß ihm sein Sohn und Schwiegersohn Nachstellungen bereiteten; darum rief er den Oberbischof von der Stätte heim, wo er nach seiner Gewohnheit unter Einsiedlern und Klausnern vor dem Osterfeste sich Kasteiungen auferlegte; der Bischof empfing dann den König in Mainz und wartete ihm hier eine Zeit lang auf. Der verruchte Anschlag war verraten: dagegen konnten Sohn und Schwiegersohn sich nicht verschließen, und so erbaten und erlangten sie denn nach dem Rate des Bischofs die Gelegenheit, sich von jeder Schuld zu reinigen. Mochte man ihnen nun auch das Verbrechen auf den Kopf zusagen, Zeit und Ort nötigten den König gleichwohl, durch ihre Auslassungen [1]) sich ohne Vorbehalt für befriedigt zu erklären. 953.

(14) Obgleich ihm dann die Feier des Osterfestes in Aachen ausgerichtet werden sollte, erfuhr er, daß keine angemessene Vorbereitung dort getroffen worden sei; und so begab er sich zu seiner Mutter, welche beglückt und dienstfertig um sein Ansehen sorgte: in der Heimat erstarkte er wieder zu königlicher Majestät, die er im Franken-Lande nahezu eingebüßt hatte.

(15) Ermutigt nämlich durch die Gegenwart seiner Freunde und seines angestammten Volkes, widerrief er das Abkommen, welches er nach seinem Geständnis nur gezwungen getroffen hatte, und befahl seinem Sohn und Schwiegersohn, die Rädelsführer des Anschlags ihm zur Bestrafung auszuliefern, widrigenfalls sie sich als Reichsfeinde zu betrachten hätten. Für die Wahrung des Abkommens trat nur der Bischof ein, indem er sich so stellte, als läge ihm nur Friede und Eintracht am Herzen; darum ward er dem Könige verdächtig, seinen Freunden

[1]) Sie beteuerten — nach der Fortsetzung der Regino-Chronik —: „daß sie nichts Verwerflich es ihm zum Abbruch gethan hätten, leugneten aber nicht, daß sie seinen Bruder Heinrich festgenommen haben würden, wenn dieser zu Ostern nach Inglinheim [Ingelheim] gekommen wäre."

958. und Räten aber geradezu verächtlich. Auf unsichere Anzeichen hin über ihn ein Urteil zu fällen, glauben wir ablehnen zu sollen; wofür wir aber Beweise haben, daß er nämlich sich hervorthat im Gebete Tag und Nacht, wie wenige eine offene Hand für die Armen hatte und ein vorzüglicher Prediger war, meinen wir nicht verschweigen zu dürfen; im übrigen ist es der Herr, welcher über Anschuldigungen zu Gerichte sitzt [1]).

(16) Da man hier mit diesen Angelegenheiten nicht zum Schlusse kam, ward ein Reichstag bei der Pfalz, die Fridesleri [Fritzlar] heißt, angesetzt, um über diese Fragen zu entscheiden. Hier trat nun Heinrich, der Bruder des Königs, auf und warf dem Oberbischof viele und schwere Verschuldungen vor, weswegen er bei dem Könige und fast dem ganzen Heere mißliebig wurde, da man ihn durch Heinrichs Rede für überführt erachtete. Außerdem verurteilte der König, durch die ihm jüngst widerfahrene Beschimpfung zu größerer Strenge gereizt, hochgestellte Männer, die ihm selbst einst teuer waren und ihm in der Birthener Schlacht treu zur Seite gestanden hatten, zur Verbannung und übergab sie seinem Bruder, weil sie auf die Klage sich zwar verantworteten, aber sich nicht zu rechtfertigen vermochten. Es waren Thüringer gräflichen Ranges Dadan und Wilhelm mit Namen. Diese Maßregel flößte vielen, die sich schuldig wußten, einen großen Schrecken ein. Nachdem der Reichstag verabschiedet und die Menge entlassen war, begab sich der König in die östlichen Teile des Reichs.

(17) Als nun die Lothringer ihren Herzog Konrad bei dem Könige in Ungnaden sahen, ergriffen sie die Waffen gegen ihn,

[1]) Ähnlich urteilt der Fortsetzer Reginos über ihn; er nennt ihn ebenfalls: „einen in den Angelegenheiten der heiligen Religion eifrigen und darum sehr lobenswerten Herrn, der nur in einer Beziehung sich dem Tadel aussetzte: wenn irgendwo auch nur ein Feind des Königs sich erhob, mußte er sich gleich als zweiter ihm beigesellen.“ Über die politische Stellung des Erzbischofs s. die Schlußbemerkung zu diesem Abschnitt.

da sie ihm schon längst darum nicht gewogen waren, weil er, 953.
ohne sich um sie zu kümmern, die herzogliche Gewalt über sie ausübte. Er aber, unerschrockenen Mutes wie ein Löwe, warf sich ihnen entgegen und streckte eigenhändig eine unglaubliche Menge von ihnen nieder, durch den Tod seines Freundes, den er in der Schlacht verlor — es war Konrad, Eberhards Sohn, — wie ein reißendes Tier zur Wut aufgestachelt. Und da nun ihm, dem Helden, eine Schar tapferer Mannen zu Gebote stand und das feindliche Heer stets Verstärkung erhielt, so zog sich der Kampf vom Mittag bis zum Abend hin; erst die Nacht trennte die Kämpfer, ohne daß einer des Sieges sich erfreuen durfte.

(18) Um den 1. Juli brach dann der König mit dem Heere auf und versuchte mit Waffengewalt seinen Sohn und Schwiegersohn zu stellen; die feindlichen Burgen, die auf seinem Wege lagen, nahm er entweder mit Gewalt oder infolge williger Ergebung, bis er nach Mainz gelangte, wo sein Sohn mit einem Heere Stellung genommen hatte [1]) und — vor Jammer versagt mir

[1]) Über Mainz berichtet der arabische Kosmograph Qazwini nach den Angaben eines landsmännischen Reisenden des zehnten Jahrhunderts (vgl. oben S. 414 Anm. 1): „Mganga ist eine sehr große Stadt, von der ein Teil bewohnt und der Rest besät ist. Es liegt im Lande der Franken an einem Flusse, der Rin genannt wird, und ist reich an Waizen, Gerste, Roggen, Weinbergen und Obst. Dort giebt es Dirhems aus der Samarkander Münze vom Jahre 301 und 302 — [also aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts] — mit dem Namen des Münzherrn und dem Datum der Prägung; Tartusi sagt: Ich halte sie für Münzen des Samaniden Nasr ibn Ahmad. Ferner ist es auffällig, daß es dort Gewürze giebt, die nur im fernsten Morgenlande vorkommen, während sie [die Stadt Mainz] im fernsten Abendlande liegt, z. B. Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Spikanarde, Costus und Galanga: sie werden aus Indien importiert, wo sie in Menge vorkommen“ [Jacob, Ein arabischer Berichterstatter aus dem zehnten Jahrhundert S. 13. 14]. Ein reicher Mainzer Handelsherr, Liudfried, wird — oben S. 481 — als Gesandter König Ottos von Liudprand (VI, 4) erwähnt.

953. das Wort — gerüstet den Vater erwartete. Hier entspann sich nun ein Kampf, der ärger war als Bürgerkrieg, ein Unheil, das an Furchtbarkeit von keinem andern überboten wird. Viele Belagerungswerke wurden an die Mauern herangeführt, aber stets von der Besatzung zerstört und verbrannt; häufig gab es wohl vor den Thoren Gefechte, aber nur selten schlug man sich auf freiem Felde herum. Durch diese Zurückhaltung führte man eine allgemeine Unzufriedenheit herbei, da man den Gebieter des Reichs vor den Thoren, drinnen seinen Nachfolger zu fürchten hatte. Als die Belagerung sich nun schon über sechzig Tage hinzog, da ward der Ruf nach Frieden laut; und so lieferte man den Ekbert, einen Vetter des Königs, als Geisel dafür in die Stadt, daß einem jeden der Weg in das Lager offen stände, sich daselbst zu rechtfertigen und über Frieden und Eintracht zu verhandeln. Sohn und Schwiegersohn kamen auch in das Lager, warfen sich dem Könige zu Füßen und erklärten sich bereit, für ihr Vergehen jede Buße auf sich zu nehmen, wofern nur ihre Freunde, welchen sie für ihren Beistand Sicherheit verbürgt hätten, straflos ausgingen. Der König aber, nicht im stande, seinem Sohn die verwirkte Strafe aufzuerlegen, forderte die Auslieferung der an dem Anschlag Mitschuldigen. Die beiden waren dagegen durch wechselseitige Eide gebunden und so gewissermaßen dem alten bösen Feind in die Falle gegangen: sie wiesen darum dieses Ansinnen entschieden zurück. Inzwischen entstand eine gewaltige Freude im Lager, und vom Lager verbreitete sie sich ringsumher mit dem Gerücht: jene würden doch niemals die Stadt verlassen haben, wenn sie nicht entschlossen wären, jedem Gebot des Königs sich zu fügen. Eitle Hoffnung! Sie leisteten der Weisung des Königs keine Folge, und so fuhr denn Heinrich den Jüngling an: „Du Prahlhans, willst vorgeblich Dich nicht an meinem Herrn, dem Könige, vergangen haben, und sieh, das ganze Heer kennt Dich als Eindringling, als Kronräuber! Ich soll ja wohl der Schuldige

sein: Wenn ich Dir dafür gelte, weshalb führst Du Deine Heerhaufen nicht wider mich? Greife mich doch an"; und einen Halm vom Boden aufnehmend, fügte er hinzu: „Nicht so viel wirst Du mir von meiner Macht nehmen können! Was denkst Du Dir denn eigentlich, indem Du Deinen Vater durch ein so schnödes Verhalten bekümmerst? Du frevelst gegen Gott in der Höhe, wenn Du Dich Deinem Herrn und Vater widersetzest. So Du etwas verstehst und vermagst, so laß doch Deine Wut an mir aus; ich habe keine Furcht vor Deinem Zorn!" Diese Ansprache würdigte der Jüngling keines Wortes; er hörte nur auf seinen Vater und zog dann mit den Seinen in die Stadt zurück. 953.

(19) Obwohl des Königs Vetter Ekbert als Geisel in die Stadt gegeben war, ließ er sich dennoch durch einschmeichelnde Worte verführen und dem Könige abwendig machen, zumal er schon vorher auf ihn erzürnt war wegen einer Zurechtweisung für die bei einem Kampf bewiesene Unbesonnenheit, in welchem er ein Auge verloren hatte.

(20) In der nächsten Nacht, welche auf die Verhandlungen folgte, fielen die Bayern, die Gefolgschaft Heinrichs, von dem Bruder des Königs ab und gingen zu Liudolf über. Der brach mit ihnen auf, eroberte die königliche Stadt, welche Rainesburg [Regensburg] heißt, samt den übrigen Festen in jener Gegend, verteilte den ganzen herzoglichen Schatz unter seine Mannen und zwang die Gemahlin seines Oheims, mit ihren Kindern und Freunden nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus dem Lande zu weichen. Alles das ließ Gott jedenfalls geschehen, damit der erlauchte König, der nach seinem Willen über vielen Völkern und Stämmen waltete, einsehe, daß er für sich allein nur wenig, mit Gott aber alles vermöge.

(21) Es war der jüngere Arnulf in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, welcher diesen Anschlag gegen Heinrich ins Werk gesetzt hatte, und zwar darum, weil dieser zum Nachfolger in seines Vaters Herrschaft berufen, er selbst aber der väterlichen

953. Würde verlustig gegangen war. Weiter war das Heer durch die langwierigen Anstrengungen so ermüdet, daß es seine Entlassung forderte und erhielt; der König mußte demgemäß mit nur kleinem Gefolge seinem Sohn nach Bayern nachziehen.

(22) Denn er selbst war abgehärteter gegen Mühsal, als man von einem Manne glauben möchte, der von Jugend auf zart erzogen war. Während nun die große Masse die Treue brach, waren die hilfreichen Anhänger des Königs doch recht spärlich vertreten; zu ihnen gehörte ein gewisser Adalbert und eine recht bescheidene Anzahl anderer mit ihm ....

(26) Durch die plötzliche Ankunft des Königs wurden die Bayern nicht zum Frieden bekehrt; aber sie wagten auch keinen offenen Kampf, sondern schlossen sich in ihre Festen ein und verursachten so dem Heere beträchtliche Mühsal und die Verwüstung ihres Gebiets. Da nämlich infolge ihrer Zurückhaltung der Feldzug nicht recht von statten ging, machte das Heer das ganze Land zur Einöde und enthielt sich einzig nur des Mordens.

(27) Mittlerweile entsagte der Erzbischof, wie er selbst erklärte aus Furcht vor dem Könige, seinem bischöflichen Amte und nahm unter Klausnern die Lebensart eines Einsiedlers an. Auch sonst, unter den Bischöfen in Bayern, war die Unentschiedenheit sehr groß; sie liebten den Parteiwechsel, indem sie bald dem Könige beistanden, bald die Gegenpartei unterstützten, je nachdem sie nur zu ihrer Gefahr von dem Könige hätten abfallen oder ihm zu ihrem eigenen Schaden treu bleiben können.

(28) Nachdem der König so drei volle Monate nach seinem Abzug von Mainz in jenen Gegenden zugebracht hatte, kehrte er endlich gegen Neujahr unverrichteter Sache nach Sachsen zurück; er hatte sogar noch zwei hochedle und hochgestellte Männer, Immed und Mainwerk, verloren, beide infolge von Schußwunden, den einen vor Mainz, den andern auf dem Marsche nach Bayern ....

(30) Unterdessen vernahm er, daß die Ungarn in Bayern 954.
eingedrungen, mit seinen Gegnern verbündet und willens seien, ihm eine offene Feldschlacht zu liefern. In dieser Not bewährte er seine ganze Unerschrockenheit; er vergaß nie, daß er durch die Gnade Gottes Herr und König sei: er sammelte ein starkes Heer und rückte dem unbändigen Feinde entgegen. Jene aber wichen ihm aus, durchstreiften, nachdem sie von Liudolf Führer erhalten hatten, das ganze Franken-Land und richteten eine solche Verheerung an zunächst bei ihren Freunden, daß sie jemandem, Namens Ernst, der zur Gegenpartei gehörte, von seinen hörigen Leuten über tausend fortschleppten [1]), dann aber auch bei allen übrigen, sodaß der genauere Bericht kaum Glauben finden könnte. Am Sonntage vor Ostern wurden sie zu Worms öffentlich bewirtet und reich mit Gaben, mit Gold und Silber, beschenkt. Von hier zogen sie nach Gallien und kehrten auf einem andern Wege wieder in ihr Land.

(31) Die Bayern, welche durch das Reichsheer und das fremde Volk ihre Kraft erschöpft fühlten — denn als die Ungarn fort waren, begann wieder die Bedrängnis durch das königliche Heer —, mußten nun um Frieden unterhandeln; und es wurde ihnen auch Waffenruhe bis zum 16. Juni bewilligt: bei Langen-Zenn sollten sie Rechenschaft ablegen und Bescheid empfangen.

(32) Als an dem bestimmten Tage das ganze Volk versammelt war, hielt der König folgende Ansprache: „Ich würde es ertragen, wenn der Zorn meines Sohnes und der übrigen Verschworenen nur mich allein heimsuchte und nicht zugleich auch das ganze Christenvolk in Mitleidenschaft zöge; es wäre noch nicht allzu schlimm, daß sie wie Räuber meine Städte überfallen und ganze Landstriche meiner Botmäßigkeit

[1]) Diese Angabe läßt einen Schluß auf die Größe damaliger deutscher Grundherrschaften zu.

954 entrissen haben, wenn sie nur ihren Blutdurst nicht an meinen Verwandten, an den mir teuersten Gefolgsmannen gestillt hätten. Seht, ich sitze hier vor Euch, ein Vater ohne Kinder; denn mein Sohn ist mein ärgster Feind, und er, den ich am meisten geliebt, den ich aus untergeordneter Stellung zu höchstem Range, zu höchster Würde befördert habe, der hat meinen einzigen Sohn wider mich gewandt. Aber alles das, wie schlimm es immer sein mag, wäre auszuhalten, wenn nicht die Feinde Gottes und der Menschheit in diese Händel hereingezogen wären. Soeben haben sie mein Reich verödet, mein Volk gefangen fortgeschleppt oder hingemordet, die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt, die Priester umgebracht; noch schwimmen die Straßen im Blut; beladen mit meinem Gold und Silber, womit ich Sohn und Schwiegersohn bereichert habe, kehren die Feinde Christi zu ihren Wohnstätten zurück. Was nun noch kommen kann an Frevel und Verruchtheit, ich kann es nicht ausdenken." Nach diesen Worten schwieg der König. Heinrich pflichtete ihm bei und fügte hinzu: Zweimal in offenem Kampfe besiegt, seien die Feinde böswillig und niederträchtig gedungen und ihnen die Bahn, von neuem sich furchtbar zu machen, frei gegeben; er wolle wahrhaftig das ärgste Unheil, die schwerste Mühsal lieber ertragen, als jemals mit dem allgemeinen Feind ein Vertragsverhältnis eingehen. Auf diese Verdächtigung hin trat Liudolf auf und erklärte: „Gedungen sind sie wohl, aber gegen mich; ich habe allerdings durch Geldopfer von ihnen erreicht, daß sie mich und die mir Untergebenen unbehelligt ließen; sollte ich darum schuldig befunden werden, so möge das ganze Volk wissen, daß ich es nicht ohne Veranlassung, sondern nur im Zwange der äußersten Not gethan habe[1])." Schließlich kam der Erzbischof an die Reihe, um sich zu verantworten; er vermaß sich, durch jedes

[1]) Die Ungarn sind offenbar von keiner Partei herbeigerufen, sondern, den inneren Krieg als günstige Gelegenheit erspähend, von selbst gekommen.

vom Könige etwa beliebte Gericht an den Tag legen zu können, 954.
daß er niemals gegen den König feindliche Gesinnung gehabt, gegen ihn etwas beabsichtigt oder gethan habe; nur aus Furcht sei er vom Könige abgefallen, weil er ihn gegen sich aufgebracht wußte; unschuldig sei er durch die furchtbarsten Anklagen vernichtet worden; in Zukunft werde er, was auch immer ein Schwur von ihm verlangen möge, die Treue heilig halten. Darauf erwiderte der König: „Von Euch verlange ich keinen Eid; Ihr sollt nur, so viel an Euch liegt, die Neigung nach Frieden und Eintracht fördern.“ Nachdem er das gelobt, ward er in Vertrauen und Frieden entlassen.

(33) So trennte sich der Bischof und mit ihm Herzog Konrad, als beide den Jüngling nicht zu bewegen im stande waren, sich seinem Vater zu unterwerfen und folgsam seinem Spruche sich zu beugen, von Liudolf, um ihrem Gott und ihrem Könige sich wieder anzuschließen.

(34) In der nächsten Nacht verließ Liudolf mit seinen Mannen den König und besetzte die Stadt Rainesburg [Regensburg]. Der König aber folgte seinem Sohne und, da ihm auf dem Wege eine Burg, die Horsadal [Roßthal] heißt, Trotz bot, belagerte er sie.

(35) Dabei kam es nun zur Schlacht; es entspann sich ein so furchtbarer Kampf um die Feste, wie ihn noch nie ein Sterblicher erlebt hat. Zahlreich waren auf beiden Seiten die Toten, noch zahlreicher die Verwundeten; erst die Nacht mit ihrer Finsternis trennte die Kämpfer. Erschöpft durch das unentschiedene Ringen, ward das Heer am nächsten Morgen weiter geführt; man hielt es nicht für angebracht, sich hier länger aufzuhalten, da es noch bedeutendere Entscheidungen zu erkämpfen galt.

(36) Von hier bis nach Rainesburg [Regensburg] waren es drei Tagemärsche. Nachdem ein Platz für das Lager besetzt und mit Befestigungen umsäumt war, begann die regelrechte Belagerung der Stadt. Da indessen die zahlreiche Besatzung die Belagerungs-

854. werke nicht an die Mauern herankommen lassen wollte, ward mancher harte Strauß vor den Mauern ausgefochten. Als die Belagerung sich in die Länge zog, sahen sich die Belagerten genötigt, durch eine kriegerische Unternehmung sich Luft zu verschaffen; denn sie waren der Meinung: besser als ein qualvoller Hungertod — und so weit konnte vielleicht die Not sich steigern — sei der Heldentod in der Schlacht; und so wurde angeordnet, daß die Reiterei aus dem westlichen Thore hervorbrechen sollte, um das Lager mit einem Scheinangriff zu bedrohen; andere Mannschaft sollte Schiffe besteigen und vom Flusse aus, der an der Stadt vorbei fließt, das während des Reitergefechtes von Bewaffneten entblößte Lager überfallen. Die Besatzung sammelte sich auf ein Glockenzeichen, um diesen Kriegsplan ins Werk zu setzen. Aber auch im Lager war das Glockenzeichen in seiner Bedeutung wohlbekannt; darum legte man auch hier nicht die Hände in den Schoß, sondern rüstete sich zum Kampf. Da nun die Reiterei etwas Zeit verlor, ehe sie hervorbrach, so ward die Flotte zu weit von der Stadt abgetrieben: die Bemannung landete und stürmte auf das Lager los, stieß aber auf Bewaffnete, und während sie nun stutzte und an Flucht dachte, wurde sie von allen Seiten umzingelt und niedergemacht. Andere waren schon im Begriff an Bord zu gehen, da traten sie, in ihrem Schrecken der Besonnenheit verlustig, fehl und wurden vom Flusse verschlungen; noch andere fanden ein feuchtes Grab, weil sie zu unvernünftig in die Schiffe hineindrängten; und so ereignete es sich, daß von einer großen Anzahl kaum eine Handvoll mit dem Leben davon kam. Die Reiterei aber wurde von der Gegenreiterei übel zugerichtet und besiegt und mit zahlreichen Wunden in die Stadt zurückgeworfen. Die königliche Streitmacht kehrte als Sieger in das Lager zurück und führte nur einen einzigen Mann, der an einem der Thore die Todeswunde erhalten hatte, bei sich. Aber auch alle Herden der Stadt, welche nach einem grasreichen Landstrich zwischen Regen und

Donau gebracht worden waren, fielen Heinrich, dem Bruder 954.
des Königs, in die Hand und wurden unter die Kampfgenossen verteilt. Die schon durch zahlreiche Kämpfe hart mitgenommene Besatzung fing nun auch an, Hungersnot zu leiden.

(37) Darum kam Liudolf mit seinen ansehnlichsten Mannen aus der Stadt heraus und bat um Waffenruhe, erhielt sie aber nicht zugestanden, weil er seinem Vater den Gehorsam verweigerte. In die Stadt zurückgekehrt, warf er sich dann aber auf Gero, welcher am Ostthore das Belagerungsheer befehligte, den Helden, dessen zahlreiche Schlachten ebenso viele Siege sind. Von der dritten Stunde bis in die neunte wurde hitzig gekämpft; dabei stürzte vor einem Thore ein Roß; und sein Reiter Arnulf, wehrlos wie er dadurch ward, wurde sofort von Geschossen durchbohrt und getötet. Nach zwei Tagen brachte ein Weib, welches vor der Hungersnot aus der Stadt floh, Gewißheit über seinen Tod; denn man war bis dahin der Persönlichkeit nicht sicher gewesen. Durch seinen Tod geriet die Besatzung in große Bestürzung und fing Friedensunterhandlungen an.

(38) Im Verfolg derselben kam Liudolf abermals mit seinen Genossen aus der Stadt heraus und erhielt, nachdem er volle anderthalb Monate belagert worden war, auf Verwendung der Fürsten eine Waffenruhe bewilligt bis zu einem vereinbarten Tage, an welchem über diese Händel abgesprochen werden sollte; als Ort für die Zusammenkunft wurde Fridisleri [Fritzlar] bezeichnet. Der König kehrte darauf in die Heimat zurück.

(39) Heinrich aber nahm die Neustadt ein; in der nächstfolgenden Nacht ging Rainesburg [Regensburg] selbst fast ganz in Flammen auf.

(40) Als der König der Jagd als ritterlicher Leibesübung oblag an einem Orte, der Suveldun [Saufeld-Thangelstedt] heißt, warf sich sein Sohn, von aufrichtiger Reue ergriffen, barfuß vor dem Vater nieder und rührte mit kläglicher Bitte erst ihn, dann alle Anwesenden zu Thränen. Und nun von der

954. Vaterliebe begnadigt, gelobte er, folgsam zu sein und in alles, was seinem Vater belieben würde, zu willigen.

(41) Darüber kam die Nachricht, daß der Erzbischof hoffnungslos erkrankt sei; darum ward des Königs Gerichtstag
Oct. 25. eine Weile hinausgeschoben. Des Erzbischofs Ende rühmen die Zeugen als recht preiswert. Nach seinem Tode wurde der allgemeine Reichstag abgehalten: Mainz und das ganze Franken-Land ergab sich nach anderthalb Jahren dem Könige; sein Sohn und Schwiegersohn waren zu Gnaden angenommen, welche sie durch ihre Gewissenhaftigkeit bis an ihr Ende sich erhielten ...

955. (43) Das nächste Osterfest feierte der König zusammen mit seinem Bruder und führte dann ein Heer gegen Rainesburg [Regensburg], um abermals die Stadt mit Waffen und Werken zu bedrängen. Da keine sächsische Besatzung mehr Hilfe leistete und Hungersnot sich fühlbar machte, zogen die Städter aus ihren Thoren hervor und ergaben sich samt der Stadt dem Könige. Der verurteilte die Rädelsführer zur Verbannung und begnadigte im übrigen die große Masse der Bevölkerung; dann kehrte er im Siegeskranze in sein Land zurück: er hatte das ganze Bayern-Land seinem Bruder zurückerobert [1]) ...

956. (57) Liudolf aber, der Sohn des Kaisers, verließ, da er seinen Freunden die Treue nicht brechen wollte [2]), das Vaterland und zog mit ihnen nach Italien. Hier brachte er fast
957 Sept. 6. ein ganzes Jahr zu [3]); dann schied er aus dem Leben; dem

[1]) Hier folgt der Bericht über die Ungarn-Schlacht auf dem Lech-Felde, welcher oben S. 104 ff. mitgeteilt ist.

[2]) Widukind will mit diesen Worten zu verstehen geben, daß der Auftrag, den eidbrüchigen Berengar zu unterwerfen, Liudolf auch darum willkommen war, weil er bei der Ausführung seinen mit ihm ins Unglück geratenen Genossen Entschädigung und Belohnung schaffen konnte.

[3]) Der zwischen den beiden Lücken erhaltene Teil des Otto-Liedes (V. 2281—2376) beschäftigt sich mit diesem Zuge Liudolfs. Unmittelbar vor V. 2281 ist von einer Botschaft Liudolfs gehandelt worden, durch welche er seinem Vater die Lösung seiner Aufgabe meldete. Der Dank

ganzen fränkischen Reiche aber schlug sein Tod eine schwere 957.
Wunde. Seine Bestattung ward von seinen Mannen so ehrenvoll, als sich gebührte, ausgerichtet: sein Leichnam wurde aus Italien nach Mainz überführt und in der Basilika des Märtyrers Alban beigesetzt unter den Trauerklagen vieler Völker. Er hinterließ einen Sohn, den der Name seines Großvaters zierte.

(58) Der Brief, welcher seinen Hintritt ankündigte, wurde dem Kaiser überbracht, als er auf einem Zuge gegen die Redarier im Felde sich befand. Er vergoß zwar manche Thräne um den Tod seines Sohnes, vertraute aber getrost Gott, dem Lenker aller Dinge, der bisher über seiner Herrschaft gewaltet hatte [1]).

Diese von Widukind dargestellte Epoche deutscher Geschichte ist von Giesebrecht „Der Krieg der Söhne gegen den Vater" genannt worden. Man hat das unpassend gefunden, indem man hervorkehrte, daß die Bedeutung der Ereignisse sich nicht in einem Familienzwiste erschöpfe, sondern eigentlich in dem entschiedenen Widerstande des deutschen Volkes gegen Ottos Kaiserpolitik beruhe. Diese Auffassung, welche v. Sybel

---

Ottos ist, wie der anscheinend wörtlich mitgeteilte Brief des Königs (V. 2289—2318) lehrt, die Bestellung Liudolfs zum Prinzregenten in Italien — eine Angabe, welche wir allein Hrotsvitha verdanken. Als nun aber der Prinz nach gethaner Arbeit in der Heimat ausruhen wollte, rief ihn, wie Widukind erzählt, ein früher Tod aus seiner neuen Wirksamkeit ab.

[1]) Mit einer Übersicht, welche dem Überblicks-Bericht Hrotsvithas (V. 2965—3020) ähnlich ist, schließt auch Widukind (III, 63) sein Werk folgendermaßen: „Nachdem nun nach Gebühr im ganzen Franken- und Sachsen-Lande und in den rings benachbarten Ländern Ordnung geschaffen war, beschloß Otto nach Rom zu ziehen und brach nach Langobardien auf. Wie er nun den Langobarden-König Berengar nach zweijähriger Belagerung mit Weib und Kindern gefangen nahm und in die Verbannung schickte, die Römer in zwei Treffen besiegte und Rom eroberte, die Herzöge von Benevent unterwarf und die Griechen in Apulien

zuerst geltend gemacht hat (s. oben S. 6 Anm. 1), ist von Wilhelm Maurenbrecher weiter ausgeführt und schließlich in die Worte niedergelegt worden (Forschungen zur deutschen Geschichte IV, 597): „Wenn nun die heutige Forschung gewiß das nicht in Abrede stellen wird, daß auch persönliche Zerwürfnisse der Fürsten unter einander vorhanden gewesen, daß die persönliche Feindschaft zur Schärfung des politischen Gegensatzes auch ein bedeutendes beigetragen habe, so wird sie ebenso nicht umhin können, das als sicher zu betrachten, daß die Reihe der Thatsachen ein politisches Motiv des Aufstandes erkennen läßt: die Opposition gegen eine Eroberung Italiens durch den deutschen König Otto." Dadurch hat sich aber v. Giesebrecht nicht umstimmen lassen; auch sind andere seiner Meinung beigetreten; so urteilt Dümmler (Otto der Große S. 212): „Nicht an sich hatte der Eroberungszug Ottos über die Alpen bei Liudolf oder bei irgend jemand im Reiche Widerspruch und Widerwillen hervorgerufen; vielmehr galt die Unzufriedenheit des Thronerben und seiner Genossen lediglich dem am Hofe fühlbar gewordenen Umschwung in dem Wechsel der leitenden Personen. Ganz andere, mannigfache Interessen aber knüpften sich an die einmal begonnene Auflehnung, und ihre Vertreter benutzten die Sache Liudolfs als Vorwand für fremde Zwecke. Von einem Gegensatze der Ideen, von bewußten Principien gar, kann hier nirgend die Rede sein." Wenn sich v. Giesebrecht und sein Anhang für ihre Anschauung darauf berufen, daß die zeitgenössischen Geschichtsschreiber durch keine einzige Angabe einen politischen Gegensatz der Geister ersehen lassen, so weisen die Gegner diesen Grund mit dem Einwand zurück, daß die angerufenen Geschichtsschreiber viel zu beschränkt seien, als daß sie den tiefer liegenden Gegensatz hätten würdigen können. Da der Einwand unbestreitbar ist

---

und Calabrien überwand, wie er in Sachsen die Silberadern eröffnete und überhaupt gemeinschaftlich mit seinem Sohne in seiner Herrschgewalt es herrlich weit gebracht — das auseinanderzusetzen, geht über unsere unzulängliche Begabung hinaus; ich lasse mir genügen, wie ich im Eingang meiner Darstellung angekündigt habe, so weit in treuer Ergebenheit gekommen zu sein. Übrigens soll nur in der aufrichtigen Ergebenheit gegen Deine erlauchte Hoheit [Mathilde], welche von des Vaters und Bruders Majestät dem Heimatlande zu jeglicher Zier und uns zum Troste zurückgelassen ist, das einzige Verdienst meines unansehnlichen Werkes beruhen. Das Ende der inneren Kämpfe mag auch den Schluß des Büchleins bilden.

(vgl. oben S. 203 f.), so dürfte nur eine Prüfung der kriegführenden Parteien auf ihre Zusammensetzung und ihre Ziele hier Aufschluß gewähren.

Schon die dem Kaisertum zustrebende Partei ist nicht einheitlich in ihren Beweggründen. Der sachlichste Grund und das weiteste Ziel möchte nur bei Otto selbst zu finden sein: weil er des auf die deutschen Bischöfe gestellten Reichsregimentes unter allen Umständen sicher bleiben will (vgl. oben S. 4 ff.), muß der gewiß auch in den Traditionen des Karolingischen Kaisertums befangene König Rom in seine Gewalt, die Kaiserkrone auf sein Haupt haben, bedarf er als Mittels des italienischen Königreichs. Die Beweggründe Adelheids und Heinrichs sind persönlicher Art: bei Adelheid ist es das begreifliche Verlangen, Vergeltung an ihrem Peiniger Berengar zu üben, seine Herrschaft, welche ihr gebührte, womöglich zu beseitigen; bei Heinrich ist es das Streben, seine herzogliche Macht nach Italien auszudehnen: dieser eigensüchtige Zweck hat ihn augenscheinlich dem auf Italien gerichteten Kaiserplan Ottos gewonnen, während Otto hinwiderum um seines Kaiserplanes willen mit Heinrichs Vorgehen gegen Aquileja einverstanden war.

Die Gegenpartei ist kaum einig in der Verneinung. Der Anlaß ihres Strebens ist zwar Ottos italienische auf das Kaisertum abzielende Unternehmung; aber der Widerstand gegen dieselbe kann jedenfalls nicht von Anfang an als der Generalnenner bezeichnet werden, unter welchen die Absichten aller Parteielemente zu bringen sind; eher kann dafür noch die Beseitigung Heinrichs herhalten, desjenigen königlichen Ratgebers, welchen man für die italienische Politik verantwortlich machte; denn nichts spricht dafür, daß Liudolf und Konrad sich gegen Otto aufgelehnt hätten, wenn sie nicht bei Gelegenheit des italienischen Zuges durch Adelheid und Heinrich aus ihrer maßgebenden Stellung verdrängt worden wären.

Was Liudolf im besonderen angeht, so wird sein Einfall in Italien 951 durch die Absicht vollständig erklärt, wie sein Oheim Heinrich in Aquileja, so seinerseits durch rasches Zugreifen von der italienischen Beute einen möglichst bedeutenden Anteil für sich vorwegs in Sicherheit zu bringen. Der Verdruß über das Fehlschlagen dieses Versuchs und der Haß gegen den begünstigten Oheim, welcher durch hämische Reden den verdrießlichen Neffen reizte — das waren die ersten Keime seiner Auflehnung. Aber er allein wäre schwerlich bis zu offener Empörung fortgeschritten, wenn er nicht in die Hände anderer Unzufriedener gefallen wäre: in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Friedrich kehrte er nach der Hochzeit Ottos und Adelheids eigenmächtig nach Deutschland

zurück; im Bunde mit seinem Schwager Konrad ergriff er die Waffen, als Adelheid ihren ersten Sohn geboren hatte und dieser ihn bei der fortgesetzten Gehässigkeit Heinrichs das schlimmste für sein Thronfolgerecht befürchten ließ. In Liudolf von Anfang an den bewußten Träger der deutsch-nationalen Gegnerschaft gegen Ottos römisch-kaiserliche Politik zu sehen, verwehrt vor allem seine große Jugend; der Prinz war nämlich 951 wenig mehr als zwanzig Jahre alt: erst in Konrads Händen ein gefährlicher Widersacher Ottos, ist er verführt, wie außer Hrotswitha auch Widukind (III, 32) und der scharfblickende Chalif Abderrahman III. (vgl. die Lebensbeschreibung des Abtes Johann von Gorze K. 136 weiter unten) unzweifelhaft richtig urteilen.

Auch Konrad dürfte bei seinem Widerstande gegen Otto ganz von persönlichen Absichten beherrscht sein. Wenn auch schon die Eifersucht auf Heinrich, den Günstling der jungen Königin, nicht ohne Wirkung geblieben sein mag, so war es zunächst wohl wesentlich die ehrliche Überzeugung von der vorläufigen Unausführbarkeit des Kaiserplanes — bei der vielleicht schon früher, sicher aber in Saalfeld zu Tage getretenen Abneigung deutscher Fürsten gegen die italienische Unternehmung war Berengar noch nicht niedergeworfen; Rom hätte mit Gewalt genommen werden müssen —, was Konrad bewog, sich mit Berengar in Verhandlungen einzulassen und ihm ein glimpfliches Abkommen zu verbürgen. Obgleich nun offenbar die endgiltige Ordnung der italischen Verhältnisse die mittlere Proportionale bildet zwischen dem, was Adelheid-Heinrich verlangt, und dem, was Konrad verbürgt hatte, obgleich Otto den Titel eines Königs der Italiener wieder ablegte, nur um seinen Schwiegersohn nicht völlig zu desavouieren: dieser fühlte doch aus der ganzen Regelung nur heraus, daß er nicht mehr die ausschlaggebende Persönlichkeit am Hofe war. Dieser Schmerz, durch Heinrich, den Günstling Adelheids, bei Seite geschoben zu sein, und der leidenschaftliche Trieb, um jeden Preis den alten Einfluß im Reichsregiment wieder zu erlangen, drückte ihm die Waffen gegen Otto in die Hand: er erst scheint den Gedanken, mit Gewalt eine Änderung herbeizuführen, aufgebracht zu haben. Die Änderung, welche die beiden Häupter der Gegenpartei anstrebten, war aber höchstens die Bestellung Liudolfs zum Mitregenten; denn damit war sowohl die Thronfolge Liudolfs wie der Einfluß des ihn leitenden Konrad gewährleistet und Heinrichs matt gesetzt. Für sich allein hätten Konrad und Liudolf sich auch schon mit der dauernden Entfernung Heinrichs vom Hofe begnügen können, wenn sie nicht durch ihren Anhang weiter zu gehen verbunden gewesen wären.

Ihr vornehmster Anhänger, ja man kann sagen: das dritte Parteihaupt war der Erzbischof Friedrich von Mainz; denn er hatte sich zunächst des unzufriedenen Liudolf bemeistert und ihn zu der eigenmächtigen Rückkehr nach Deutschland in seiner Gesellschaft veranlaßt. Friedrichs politisches Verhalten, welches man proteusartig genannt hat, ist doch nicht allzu schwer zu verstehen: so lange Otto in den ersten Jahren seines Königtums der Kirche abhold war, ist die Feindseligkeit Friedrichs, des Nachfolgers eines Hatho, begreiflich; als dann Otto die kirchliche Organisation zur Grundlage seiner Herrschaft machte, söhnte sich auch Friedrich mit seinem Regimente aus; aber er konnte doch um seiner eigenen vorwaltenden Stellung willen nicht bis zur äußersten Durchführung des neuen Systems, bis zur Errichtung des Kaisertums, mit dem Könige zusammengehen; denn das hätte nichts anderes geheißen, als den oberbischöflichen Rang, welchen er in Ottos Reich besaß, an den Römischen Bischof abtreten. Es muß deshalb als ein seltsamer Mißgriff des Königs bezeichnet werden, daß er, in Pavia angelangt, gerade den Erzbischof von Mainz nach Rom entsandte und mit den Verhandlungen betraute, welche den Papst der Kaiserkrönung geneigt machen sollten. Die Verhandlungen scheiterten; und die Vorwürfe, welche Otto darüber seinem Unterhändler nicht erspart haben mag, dürften diesen dazu vermocht haben, seinen Weg von dem des Königs zu trennen und mit dem gleichfalls unzufriedenen Thronerben Fühlung zu nehmen.

Die besonderen Gesichtspunkte, von welchen Friedrich und Liudolf das italienische Unternehmen betrachteten, sind nun schwerlich für die in Saalfeld mit beiden versammelten deutschen Fürsten bestimmend gewesen; für diese konnte nur die materielle Seite ausschlaggebend sein: welche ungeheuren Leistungen mußte ihnen Otto zumuten, um das weitaussehende Unternehmen auszuführen, welches die vollständige Niederwerfung Berengars, die Eroberung Roms erforderte und leicht auch mit dem griechischen Reiche in Verwickelung bringen konnte! Abgesehen von den unmittelbaren Gefolgschaften Liudolfs und Konrads sind es also besonders ihre fürstlichen Anhänger, welche den deutsch-nationalen Gedanken um so entschiedener vertreten, als er mit ihrem Geldbeutel identisch war. Man darf gewiß auch die rein menschliche Teilnahme des ganzen Volks für den allbeliebten Thronfolger nicht gering anschlagen, welcher durch die Stiefmutter und den mißgünstigen Oheim seines guten Rechtes auf den Thron beraubt werden sollte; wie wenig jedoch diese Neigung gegen die nationale Empfindung aufzukommen vermochte, zeigt sich darin, daß

die Verbindung, in welche Liudolf und Konrad zu dem ungarischen Reichsfeinde traten, ihrem Anhange nicht sobald ihre egoistischen Ziele bloß zu legen schien, als die beiden Herzöge auch schon verlassen waren und nun Otto und Heinrich gegen die führerlose nationale Opposition gewonnenes Spiel hatten.

Aber damit sind die Gründe für die Parteigruppierung noch nicht erschöpft. Es kommt nun noch der Stammesparticularismus verwirrend hinzu, welcher die Lothringer ihrem fränkischen Herzog Konrad und die Bayern ihrem sächsischen Herzog Heinrich abwendig machte und die einen der Partei des Vaters, die andern der Partei der Söhne zuführte. —

Aus rein persönlichen Beweggründen haben zwar Konrad und Liudolf gegen ihren Vater den Krieg begonnen, ihn aber nicht zu führen vermocht, ohne sich in den Dienst der nationalen Abneigung gegen Ottos italienischen, gegen Ottos Kaiserplan zu stellen: unter der Fülle von Unzufriedenheit, welche der Krieg entfesselte, ist die nationale schon darum die bedeutendste gewesen, weil die außerordentlichen Opfer, welche das Kaisertum nach dem ersten mißglückten Anlauf dem Volke noch auferlegen mußte, nicht ohne tiefen Eindruck geblieben sein können.

V.

Die Empörung des jüngeren Wichmann.

Im Otto-Liede wird mit keinem Worte der Wenden gedacht — ob es in den verlorenen Abschnitten geschehen ist, läßt sich natürlich nicht sagen —, und doch sind diese überelbischen Nachbarn für das Sachsen-Land der Ausgang steter Beunruhigung und das Ziel steter Bekämpfung gewesen. Wie furchtbar die Wenden-Gefahr auch in den Tagen Ottos I. anschwellen konnte, das zeigt die Empörung des mit den Slaven verbündeten jüngeren Wichmann: es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der ruhmreiche König wenige Monate nach seinem Ungarn-Siege in den Sümpfen des Wenden-Landes von einem jähen Untergang ereilt worden. Widukind berichtet darüber:

(III, 23) Während der König vor Mainz im Felde lag, 953.
verwaltete Hermann an Herzogs Statt das Sachsen-Land. Als nun ein neues Heer zur Ergänzung des alten aus Sachsen abzusenden war, erhielten darüber Thiadrich und der jüngere Wichmann den Befehl. Hart an der Grenze des Franken-Landes wurden sie von Liudolf und Herzog Konrad plötzlich umzingelt und in eine verödete Feste gedrängt. Als nun ein Sturm auf diese unternommen wurde, verlor der Fahnenträger durch ein herausgeschleudertes Rad vor dem Thore einen Arm; durch dieses Mißgeschick kam der Kampf zum Stillstand; den Eingeschlossenen wurde eine dreitägige Waffenruhe bewilligt, nach Sachsen zurückzukehren.

(24) Thiadrich ward nun von Liudolf durch große Versprechungen in Versuchung geführt, Wichmann aber erlag ihr

953. vollständig: er begann seinen Oheim [Hermann] fortan zu beschuldigen, ihn einen Räuber seines väterlichen Erbes zu schelten und den Dieb seines Vermögens zu schimpfen. Mit welcher Mäßigung, mit welcher Klugheit Hermann aber, welcher niemals um Auskunft verlegen war, gegen diese seine Anverwandten und zugleich erklärten Feinde auf der Wacht stand, das ist schwer anschaulich zu schildern.

(25) Mit Wichmann verband sich nämlich Ekbert: beide erhoben sich nun einmütig gegen den Herzog und ließen ihn nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen. Der aber brach durch vornehme Gelassenheit ihrer jugendlichen Wut die Spitze ab und verhütete so, daß es während der Abwesenheit des Kaisers zu einer ernstlicheren Empörung in jenen Landen kam . . .

954. (29) Als dann Hermann und seine Neffen ihre Händel vor dem Könige zur Sprache brachten, da billigten alle rechtstreuen Männer die Entscheidung des Herzogs und verurteilten die Jünglinge zu Strafen. Der König aber verfuhr in seiner Milde glimpflich mit ihnen, indem er Wichmann nur der ritterlichen Haft an seinem Hofe überantwortete . . .

(50) . . . Als nun der König nach Bayern ziehen wollte, stellte sich Wichmann krank und versagte ihm daraufhin die Heeresfolge. Da führte ihm der Kaiser zu Gemüte, wie er ihn, die vater- und mutterlose Waise, an Sohnes Statt angenommen, wie er ihm eine fürstliche Erziehung habe angedeihen und den Rang des Vaters zu teil werden lassen, und bat ihn, doch keinerlei Drangsal ihm zu bereiten, da er schon unter anderen schwer genug zu leiden habe. Aber der Kaiser mußte ins Feld ziehen, ohne auf seine Vorstellungen eine befriedigende Zusage erhalten zu haben; und so übergab er ihn zur Hut dem Grafen Ibo. Nach einer Reihe von Tagen an diesem Aufenthaltsort bat er um die Erlaubnis, zur Jagd sich in den Wald begeben zu dürfen. Hier hatten sich seine Gesellen verborgen, und mit ihnen machte er sich in seine Heimat auf, besetzte einige Burgen

und ergriff im Bunde mit Ekbert die Waffen gegen den Kaiser. 954.
Aber die Rührigkeit Herzog Hermanns bewältigte sie ohne Mühe und drängte sie in das überelbische Land hinein. Von der Unmöglichkeit durchdrungen, gegen den Herzog aufzukommen, verbündeten sie sich mit zwei Wenden-Häuptlingen, alten Feinden der Sachsen, mit Naco und seinem Bruder.

(51) Das vom Herzog herangeführte Heer überraschte sie in einer Burg, die Suithleiscranne heißt, und es hing nur an einem Haar, so wären sie samt der Burg dem Herzog in die Hände gefallen; aber im letzten Augenblick wurden sie alarmiert und schleunigst zu den Waffen gerufen. Gleichwohl machte Herzog Hermann vor dem Burgthore noch etwa vierzig Gewappnete nieder und zog mit ihren erbeuteten Rüstungen ab. Dabei hatte er sich der Hilfe des Grafen Heinrich und seines Bruders Siegfried zu erfreuen, zweier hervorragender und tapferer Männer, die im Frieden und im Kriege gleich wacker waren. Das geschah aber zu Anfang der vierzigtägigen Fasten.

(52) Nachdem das nahe Osterfest vorbei war, brachen die Wenden in das Land, und zwar standen sie unter der Führung Wichmanns, aber nur für diesen Raubzug, nicht zu dauernder Unterthänigkeit. Indessen auch Herzog Hermann verlor keine Zeit: er war gleich mit kriegerischer Mannschaft bei der Hand. Als er aber wahrnehmen mußte, daß die Streitmacht der Feinde bedeutend, die ihm zu Gebote stehenden Truppen dagegen recht geringfügig waren — denn der innere Krieg legte ihm Beschränkung auf —, hielt er es für das geratenste, bei so ungewissen Aussichten es nicht zu einer Schlacht kommen zu lassen. Er erteilte demgemäß auch der großen Menge, welche sich in eine bestimmte Burg aus Mißtrauen gegen alle anderen geflüchtet hatte, den Befehl, auf jede erlangbare Bedingung hin einen Vergleich sich zu erwirken. Diese Anweisung war freilich für die Mannen eine recht harte Zumutung und insbesondere für Siegfried, der ein schneidiger Kriegsmann war. Trotzdem

954. kamen die Insassen des Cocarescemier-Gaus dem Befehle des Herzogs nach und erhielten friedlichen Abzug unter der Bedingung zugestanden, daß erst die Freien mit Weib und Kind ohne Waffen rings auf die Mauern steigen und so die Unfreien mit dem gesamten Hausrat innerhalb der Burg den Feinden überlassen sollten. Als nun die Wenden in die Burg hineinströmten, erkennt einer von ihnen seine Sklavin in der Frau eines Freigelassenen; und als er sie der Hand ihres Mannes mit Gewalt zu entreißen sucht, empfängt er einen Faustschlag und schreit: das Abkommen sei von Seiten der Sachsen gebrochen. Das war das Zeichen für alle, blank zu ziehen und keinen zu schonen: alle erwachsenen Männer wurden ermordet, die Frauen und Kinder in die Knechtschaft geschleppt.

955. (53) Von dem Verlangen beseelt, diese ruchlose That zu rächen, drang der Kaiser, nachdem er bereits den Sieg über die Ungarn errungen hatte, mit Heeresmacht in das Wenden-Land ein. Man ging mit den Sachsen ins Gericht, welche mit den Slaven sich verschworen hatten und fällte das Urteil, daß Wichmann und Ekbert als Reichsfeinde zu behandeln, alle anderen aber, wofern sie zu ihren Landsleuten zurückkehren wollten, zu begnadigen seien. Es stellte sich auch eine Gesandtschaft der Wenden mit der Botschaft ein: ihres Gleichen seien entschlossen, wie bisher Zins zu zahlen, aber die Herrschaft in ihren Gebieten nicht aus der Hand zu geben; auf diese Bedingung hin seien sie willens, Frieden zu schließen, sonst mit den Waffen in der Hand für ihre Freiheit zu kämpfen. Der Kaiser erwiderte darauf, daß er ihnen den Frieden nicht unter allen Umständen verweigere; indessen könne von einer Gewährung erst die Rede sein, nachdem sie den ihm angethanen Schimpf durch eine angemessene Ehrenerweisung und Buße gesühnt hätten. Dann führte er, alles mit Feuer und Schwert verwüstend, sein Heer durch ihre Lande, bis er schließlich in einem Lager, welches er an der Raxa [Rekenitz oder Reke], einem wegen seiner Sümpfe

schwer zu überschreitenden Fluß, aufgeschlagen hatte, von den Feinden umzingelt wurde. Der Rückweg wurde ihm nämlich durch einen Verhau aus Baumstämmen gesperrt und zugleich mit einem Haufen Bewaffneter besetzt; vor sich hatte er den Fluß, den an den Fluß stoßenden Sumpf und dann das Slaven-Volk in gewaltiger Heeresmasse, welches seine Krieger an der Schanzarbeit und am Marsche hinderte. Außerdem wurde das Heer noch von anderen Plagen heimgesucht: durch Krankheit und Hungersnot zugleich. Als in dieser Lage mehrere Tage dahingegangen waren, ward Graf Gero mit der Aufforderung an den Wenden-Fürsten — Stoinef hieß er — geschickt, sich dem Kaiser zu ergeben: er solle an diesem dadurch einen Freund gewinnen, den Feind nicht verspüren. 955.

(54) Gero nun war im Besitze vieler trefflicher Eigenschaften: ein kundiger Kriegsmann und ein erfahrener Verwaltungsbeamter, nicht so sehr beredt als kenntnisreich und darum geneigter, gleich verständig Hand ans Werk zu legen, als viele Worte zu machen; im Erwerben war ihm rüstige Entschlossenheit, im Spenden Freigebigkeit eigen und, was über alles ging, ein löblicher Eifer für den Dienst Gottes. Der Markgraf also grüßte über den Sumpf und den ihm benachbarten Fluß hinweg den Wenden, was der Slave mit ähnlichen Worten erwiderte. Dann sagte der Markgraf zu ihm: „Du solltest Dir daran genügen lassen, mit einem von uns, den Dienern meines Herrn, Krieg zu führen und nicht auch mit meinem Herrn, dem Könige. Was hast Du für ein Heer und was für Waffen, Dich dessen zu unterfangen? Wenn Euch auch nur einige Kraft, Geschicklichkeit und Kühnheit innewohnt, so gebt uns Raum, zu Euch hinüberzukommen oder wir wollen Euch zu uns herüberlassen, und auf ebenmäßigem Gelände mag sich dann im Kampf die Tapferkeit erweisen!“ Der Slave knirschte, wie das Wenden-Sitte ist, mit seinen Zähnen und geiferte viele Schimpfworte hervor: er verhöhnte Gero, den

955. Kaiser und sein ganzes Heer, das er von vielen Drangsalen beschwert wußte. Gero hierdurch gereizt, wie er denn hitziger Gemütsart war, erwiderte: „Der morgige Tag wird zeigen, ob Ihr, Du und Dein Volk, kraftvolle Männer seid oder nicht; Ihr sollt sehen — zweifelt nicht daran —, morgen werden wir mit Euch handgemein werden!“ Obgleich nun Gero schon längst durch zahlreiche Ruhmesthaten vielberufen war, so war er gerade damals überall der Held des Tages, weil er unlängst die Slaven, welche Uckrer heißen, in Botmäßigkeit gebracht hatte. Gero kehrte in das Lager zurück und erstattete Bericht über seine Unterredung. Der Kaiser aber erhob sich noch in der Nacht und gab den Befehl aus, mit Pfeilen und anderen Geschossen den Feind zu reizen und den Schein zu erwecken, als gälte es die Erzwingung des Überganges über Fluß und Sumpf. Die Slaven erwarteten auch nach der Drohung vom vergangenen Tage nichts anderes; sie schworen einander Unterstützung im Kampfe zu und verteidigten den Übergang aus allen Kräften. Gero indessen zog, unbemerkt vom Feinde, mit seinen Freunden, den Ruanern, ungefähr eine Meile vom Lager abwärts und erbaute schnell drei Brücken; dann sandte er eine Botschaft an den Kaiser und rief das ganze Heer nach. Als das die Wenden sahen, eilten sie auch ihrerseits, den Heerhaufen sich entgegen zu werfen. Da aber das wendische Fußvolk einen längeren Weg im Geschwindschritt zurückzulegen hatte und, von dieser
Oct. 16. Anstrengung ermattet, gleichwohl in den Kampf eintrat, mußte es alsbald vor unseren Rittern weichen; es dauerte dann nicht lange, so suchten sie ihr Heil in der Flucht, um auf derselben niedergehauen zu werden.

(55) Stoinef aber hielt mit seiner Reiterei auf einem Ausblick gestattenden Hügel und erwartete den Ausgang des Kampfes. Als er sah, daß die Seinen zu fliehen begannen, floh auch er, ward aber mit seinen beiden Waffenträgern in einem Gehölz von einem Ritter Namens Hosed gestellt, im Kampfe über-

mannt, der Waffen entblößt und um einen Kopf kürzer gemacht. 955
Den einen Waffenträger brachte der Ritter als Gefangenen samt dem Kopfe und der Rüstung des Häuptlings dem Kaiser dar. Darob erntete Hosed Ruhm und Auszeichnung: der Dank für seine Ruhmesthat war ein kaiserliches Gnadengeschenk, bestehend in den Einkünften aus zwanzig Hufen. An demselben Tage wurde das Lager der Feinde genommen, wurden viele Menschen getötet und gefangen: bis tief in die Nacht zog sich das Morden hin. Am folgenden Morgen wurde der Kopf des Häuptlings im Felde ausgestellt und ringsherum an siebenhundert Gefangenen die Enthauptung vollstreckt; seinem Ratgeber stach man die Augen aus, riß man die Zunge aus und ließ ihn hilflos mitten unter den Leichen liegen. Aber Wichmann und Ekbert machten sich in ihrem Schuldbewußtsein nach Gallien auf: flüchtigen Fußes entkamen sie zu Herzog Hugo ...

(59) ... Als dann Wichmann Sachsen von Kriegern 957
entblößt wußte[1]), verließ er Gallien und zog insgeheim nach Sachsen, um Wohnung und Weib wiederzusehen; dann mußte er abermals sein Heil in der Fremde suchen. Ekbert aber wurde auf die Verwendung des großen Bischofs Brun wieder zu Gnaden angenommen.

(60) Als zum dritten Mal ein Heer gegen Wichmann auf- 958.
geboten werden mußte, erlangte er schließlich, aber nicht ohne Mühe, daß Gero und sein Sohn sich ihm eidlich verbürgten und beim Kaiser die Erlaubnis auszuwirken sich anheischig machten, daß er, vom Kaiser begnadigt, in der Heimat des Erbgutes seiner Gemahlin genießen dürfe. Er mußte einen furchtbaren Eid schwören, daß er den Kaiser und des Kaisers Gewalt niemals wieder durch Rat noch durch That beeinträchtigen werde. Nachdem er sich also verpflichtet hatte, wurde er in Frieden entlassen und noch dazu vom Kaiser durch gewinnende Verheißungen getröstet ...

---

[1]) Otto war auf einem Feldzuge gegen die Redarier begriffen.

965. (64) Der zur Heimkehr begnadigte Wichmann hielt sich nun so lange ruhig, als er der Rückkunft des Kaisers gewärtig war [1]). Da diese sich aber verzögerte, begab er sich in die nördlichen Lande, in der Absicht, verbündet mit dem Dänen-König Harald von neuem Feindseligkeiten anzuspinnen. Der aber ließ ihn wissen: wenn er den Herzog oder einen andren Fürsten töten möchte, würde er erkennen, daß jener sich mit ihm ohne Hinterlist verbünden wolle, sonst sei in seinen Augen der Antrag eine Falle. Inzwischen wurden durch einen reisenden Handelsmann jenes Raubzüge offenkundig und dann auch einige seiner Gesellen ergriffen, die, als Staatsfeinde vom Herzog verurteilt, durch den Strang ihr Leben verloren; er selbst entrann nebst seinem Bruder nur mit genauer Not . . .

(66) Als nun Graf Gero wahrnahm, daß Wichmann angeklagt wurde, und ihn als schuldig erkannte, gab er ihn, seines Schwures eingedenk, den Wenden, aus deren Schutz er ihn empfangen, wieder anheim. Von diesen mit Freuden aufgenommen, setzte er den entfernter wohnenden Slaven durch häufige Kämpfe hart zu: er besiegte zweimal den König Misaca, dessen Herrschaftsbereich über die Licicaviker geheißenen Slaven [2]) sich erstreckte, tötete ihm den Bruder und entwand ihm reiche Beute....

967. (68) Unter Herzog Hermann standen nun zwei Häuptlinge, welche von ihren Vätern her in Familienfeindschaft lebten; der eine hieß Selibur, der andere Mistav, und zwar herrschte Selibur über die Wagrier, Mistav über die Abodriten. Im Verfolg gar häufiger gegenseitiger Anschuldigungen ward endlich Selibur durch eine Beweiserhebung ins Unrecht gesetzt und von dem Herzog zu einer Buße von fünfzehn Talenten Silbers verurteilt. Durch diese Verurteilung empört, faßte er den Gedanken, die Waffen

[1]) Otto war seit 961 in Italien; er kehrte erst Anfang 965 nach Deutschland zurück.

[2]) Es sind die Polen, „deren Name hier zum ersten Mal in der Geschichte erscheint" [v. Giesebrecht].

gegen den Herzog zu erheben. Da aber seine Streitmacht nicht 967.
zureichte, warb er durch eine Gesandtschaft gegen den Herzog um Hilfe bei Wichmann. Nichts konnte dem erwünschter kommen als eine Gelegenheit, seinem Oheim einen bösen Streich zu spielen, und so sprang er schnell mit seinen Gesellen dem Slaven bei. Kaum aber war Wichmann in die Burg [Seliburs] eingelassen, da wurde sie auch schon vom Feinde umzingelt und umlagert; auch der Herzog zog zur Belagerung mit einem Heere vor die Burg. Inzwischen war aber doch — ob zufällig oder mit klugem Vorbedacht, weiß ich nicht — Wichmann mit geringem Gefolge aus der Burg entwichen mit dem Vorgeben, Hilfstruppen von den Dänen her an sich zu ziehen. Es dauerte dann nur noch wenige Tage, da ging schon den Kriegern die Nahrung, den Tieren das Futter aus. Und daraufhin behauptete manch einer: der Slave habe ja nur einen Scheinkrieg geführt, es sei ihm gar nicht Ernst damit gewesen; denn es sei unglaublich, daß jemand, der im Kriege groß geworden sei, so jämmerliche Zurüstungen für Kampfbereitschaft habe halten können; das Ganze sei ein Anschlag, vom Herzog angezettelt, der um jeden Preis seinen Neffen besiegt haben wollte, damit er in seinem christlichen Vaterlande wenigstens sein Seelenheil gewänne und nicht gänzlich unter den Heiden verkäme. So wurde also die Besatzung, als der Hunger und der von dem gefallenen Vieh ausgehende Pesthauch unerträglich ward, gezwungen, die Burg aufzugeben. Der Herzog ließ den Slaven hart an und hielt ihm seine Treulosigkeit, seine nichtswürdige Handlungsweise vor; da mußte er aber von ihm zur Antwort hören: „Was hältst Du mir meine Treulosigkeit vor, während Du doch durch meine Treulosigkeit diejenigen, welche nicht Du und nicht Dein Herr, der Kaiser, hat besiegen können, entwaffnet vor Dir siehst?“ Da schwieg der Herzog; er nahm ihm seinen unterthänigen Bereich und überantwortete ihn mit ungeschmälerter Herrschgewalt seinem Sohne, welchen er vorher als Geisel empfangen hatte. Über die Mannen Wich-

967. manns verhängte er verschiedene Strafen, überließ die in der Burg gemachte Beute seinen Mannen und bereitete mit dem aus Erz gegossenen Bilde des Saturn, das er unter anderen Beutestücken hier in der Burg fand, dem Volke eine Augenweide; dann kehrte er als Sieger in die Heimat zurück.

(69) Als nun Wichmann den Fall der Burg und die Niederlage seiner Genossen erfuhr, nahm er seinen Weg nach Osten und begab sich abermals tiefer unter die Heiden: er ging mit den Slaven, die Buloiner heißen, zu Rate, wie sie durch einen Kriegszug den Freund des Kaisers, den Misaca, heimsuchen könnten. Diesem kam das aber zu Ohren und so sandte er an den Böhmen-König Boleslav, dessen Schwiegersohn er war, und erhielt von ihm zwei Reitergeschwader. Und als nun Wichmann gegen ihn ein Heer heranführte, warf er ihm zunächst das Fußvolk entgegen mit dem Befehl, nach und nach vor Wichmann zu weichen, um ihn möglichst weit vom Lager fortzulocken. Dann sandte er ihm die Reiterei in den Rücken und gab gleichzeitig dem weichenden Fußvolk das Zeichen, wieder auf die Feinde einzuhauen. Weil Wichmann sich vorn und im Rücken bedrängt sah, versuchte er zu fliehen. Da aber bekam er von seinen Genossen den Vorwurf der Gewissenlosigkeit zu hören: er habe sie nur im Vertrauen auf sein gutes Roß zur Schlacht verleitet; er könne ja dann leicht, wann es Not thue, sich aus dem Staube machen. So mußte er denn absitzen und wie seine Gefährten zu Fuß den Kampf aufnehmen: im mannhaften Streite wehrte er sich, durch die Rüstung geschützt, diesen ganzen Tag. Nachdem er dann in Wehr und Waffen die ganze Nacht hindurch marschiert war, gelangte er, von dem weiten Wege und dem Hunger schon ganz erschöpft, mit einem winzigen Geleite in ein Gehöft. Als ihn hier Hauptleute des feindlichen Heeres fanden, erkannten sie an seiner Rüstung, daß er ein hochgestellter Mann war; und von ihnen befragt, wer er sei, hatte er es auch kein Hehl, daß er Wichmann sei. Da

forderten ihn jene auf, die Waffen niederzulegen: sie gelobten 967.
ihm für diesen Fall Bürgschaft dafür, daß sie ihn unversehrt vor ihren Herrn bringen und diesen dazu vermögen wollten, ihn unverletzt dem Kaiser auszuliefern. Aber ob auch in äußerster Not, er vergaß dennoch nicht die früher stets befolgten Pflichten des Adels und der Tapferkeit: er ließ sich nicht dazu herab, mit Leuten ihrer Art einen Vertrag einzugehen; er bat nur, dem Misaca Meldung zu machen: vor ihm wolle er die Waffen strecken, mit ihm sich verständigen. Während sie nun zu Misaca eilten, umzingelte ihn eine zahllose Volksmenge und drang hitzig auf ihn ein. Und so müde er auch war, er hieb noch viele von ihnen nieder, dann nahm er schließlich sein Schwert und überreichte es dem ansehnlichsten unter seinen Gegnern mit den Worten: „Nimm dieses Schwert und bringe es Deinem Herrn; er mag es als Siegeszeichen empfangen und dem Kaiser, seinem Freunde, übersenden, damit der wisse: er könne nun eines erschlagenen Feindes spotten oder vielmehr um einen Verwandten trauern.“ Nach diesen Worten wandte er sich, so gut es ging, gen Morgen, betete in seiner Muttersprache zum Herrn und hauchte seine von vielen Nöten und Kümmernissen erfüllte Seele in die Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge aus. Das Sept. 22.
war das Ende Wichmanns: so gingen fast alle unter, die gegen den Kaiser die Waffen erhoben.

VI.

Die Reinigung des apostolischen Stuhls durch Otto den Großen.

In der gedrängten Übersicht, welche das Otto-Lied beschließt, erwähnt Hrotsvitha (V. 2987—2996) im Gegensatz zu Widukind, welcher an entsprechender Stelle (III, 63) davon schweigt, diejenige That Ottos, durch welche er im Besitze der Verfügungsfreiheit über den apostolischen Stuhl, am Ziele seiner Kaiserpolitik erscheint: die Absetzung Johanns XII. Diese Maßnahme ausführlich zu rechtfertigen, ist die Aufgabe, welche der Bischof Liudprand von Cremona in der einzigen, aus Ottos Zeit erhaltenen Staatsschrift (vgl. oben S. 43 f.) mit großem Geschick gelöst hat. Die sogenannte „Historia Ottonis“ ist eine Tendenzschrift, aber dennoch in allen ihren Angaben durchaus vertrauenswürdig. Ist danach auch an der sittlichen Verworfenheit Johanns XII. nicht zu zweifeln, so erfordert doch die Billigkeit den Hinweis, daß er nicht besser und nicht schlechter war als die italienische hohe Geistlichkeit der Zeit im allgemeinen, so wie sie uns von Liudprand in der Antapodosis und von Rather geschildert wird (vgl. oben S. 432 ff. und 488 ff.).

960. (1) Als Berengar und Adalbert in Italien herrschten oder vielmehr wüteten — denn genau genommen waren es Tyrannen —, da schickte der oberste Bischof, der allgemeine Papst Johann [1]), dessen Kirche damals unter ihrer Wut zu leiden hatte, als Gesandte der heiligen Römischen Kirche den Cardinal-Diacon Johann und den Geheimschreiber Azo an den durchlauchtigsten und gnädigsten König Otto, der jetzt erhabener Kaiser ist, und

[1]) Er war ein Sohn Alberichs und von 955 bis 964 Papst.

bat ihn flehentlich unter Bezugnahme auf Beweisstücke: er 960.
möge doch aus Liebe zu Gott und den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, durch welche er Vergebung seiner Sünden zu erlangen wünsche, ihn und die ihm anvertraute heilige Römische Kirche aus dem Rachen jener erretten und wieder zu ihrer alten Wohlfahrt und Freiheit bringen. Während die Römischen Gesandten hierüber Beschwerde führten, wandte sich auch der ehrwürdige Walbert, der Erzbischof der heiligen Mailänder Kirche, nachdem er halb tot der Wut Berengars und Adalberts entronnen war, an die Macht des gedachten Königs Otto, nunmehrigen erhabenen Kaisers, mit der Klage: gänzlich unerträglich und unausstehlich sei für ihn das Wüten Berengars und Adalberts, besonders aber Willas, welche den Bischof Manasse von Arles zum Hohn auf alles Recht in Mailand auf den erzbischöflichen Stuhl gebracht habe; er bezeichnete sie als den Fluch seiner Kirche, da sie alles einstecke, was ihm und den Seinen zustehe. Und ihm folgte dann der Bischof von Como Waldo auf dem Fuße mit der Beschwerde: er habe von Berengar, Adalbert und Willa ganz ähnliche Vergewaltigung zu erdulden gehabt. Es fanden sich außerdem aus Italien auch noch viele Männer weltlichen Standes ein, von welchen der erlauchte Markgraf Otbert [1]) zusammen mit den apostolischen Gesandten herbeigeeilt war, um von dem heiligsten [2]) König Otto, dem jetzigen erhabenen Kaiser, Rat und Hilfe zu erbitten.

(2) Durch ihre thränenreichen Klagen ließ sich nun auch 961.
der gnädigste König rühren; er setzte seinen gleichnamigen Sohn, abweichend vom Herkommen, schon im Knabenalter zum König Mai 26.
ein und ließ ihn in Sachsen zurück; er selbst sammelte ein Heer und zog dann, nicht auf seinen Vorteil bedacht, sondern im

[1]) Es ist der Ahnherr des Hauses Este.

[2]) Dieses nach Wattenbach dem Byzantinischen Ceremoniell entlehnte Prädicat scheint in der vorliegenden Schrift nicht ohne Absicht so häufig angebracht zu sein.

961. Dienste Jesu Christi, eilig nach Italien. Die Vertreibung Berengars und Adalberts gelang ihm um so schneller, je sicherer es ist, daß er an den heiligsten Aposteln Petrus und Paulus Mit-
Ezech. 34, 16. streiter hatte. Das zerstreute sammelnd und das gebrochene kräftigend, stellte nun der gute König jedem sein Eigentum wieder zu und brach dann nach Rom auf, um auch hier ähnlich zu verfahren.

962. (3) Unter staunenswerter Prachtentfaltung, mit unerhörtem Gepränge empfangen, ward er von dem nämlichen Oberbischof,
Febr. 2. dem allgemeinen Papst Johann zum Kaiser gesalbt. Ihm gab er nicht nur sein Eigentum zurück, sondern ehrte ihn auch durch reiche Geschenke an Edelsteinen, Gold und Silber. Er ließ sich aber von demselben Papste Johann auf den kostbaren Leib des heiligen Petrus und auch von dem ganzen Adel der Stadt den Eid leisten, sich niemals mit Berengar und Adalbert einzulassen.
März 30. Hierauf kehrte er schleunigst nach Pavia zurück.

963. (4) Inzwischen vergaß der genannte Papst Johann seines beschworenen Versprechens, das er dem heiligen Kaiser gegeben, und schickte eine Einladung an Adalbert ab, indem er ihm eidlich Hilfe gegen die Gewalt des heiligsten Kaisers zusicherte. Dem Adalbert, dem Widersacher der Kirchen Gottes und des nämlichen Papstes Johann, hatte nämlich der heilige Kaiser einen solchen Schrecken eingejagt, daß er Italien gänzlich verlassen und sich nach Garde-Frainet geflüchtet hatte, um hier den Sarazenen sich in die Arme zu werfen. Der redlich denkende Kaiser konnte gar nicht begreifen, weshalb Papst Johann dem noch eben mit leidenschaftlichem Haß verfolgten Adalbert nun mit einem Male zugethan sei, und so entbot er denn einige seiner Vertrauten und sandte sie nach Rom, um nachzuforschen, ob das wirklich wahr sei. Hier angelangt, erhielten die Gesandten nicht von dem und jenem, auch nicht von wenigen, sondern von der ganzen Römischen Bürgerschaft folgenden Bescheid: „Wenn Papst Johann den heiligsten Kaiser, seinen Befreier aus der

Hand Adalberts, haßt, so dürfte das denselben Grund haben 963.
wie der Haß des Teufels gegen seinen Schöpfer. Wie der Kaiser nur in dem Gott wohlgefälligen webt, so wirkt und würdigt er es ganz allein: wir wissen es aus eigener Erfahrung; er schirmt durch seine Waffen, ziert durch seinen Wandel und läutert durch seine Gesetze [1]) den ganzen Bereich der Kirche und des Reichs. Papst Johann ist in alle dem das genaue Gegenteil, und was wir dafür anführen ist ein öffentliches Geheimnis. Wir berufen uns auf die Witwe Rainers, seines eigenen Lehnsmannes, in welche er so blindbrünstig verschossen war, daß er sie zur Herrin vieler Städte machte und mit goldenen Kreuzen und Kelchen aus dem unantastbaren Schatze St. Peters beschenkte; wir berufen uns auf Stephana, seine Tante, welche von ihm schwanger war und jüngst bei einer Fehlgeburt ihren Geist aufgab. Und wenn alles schweigen würde, der Lateran-Palast, einst die Herberge der Heiligen, jetzt ein Tummelplatz für Dirnen, wird laut reden von der Mätresse seines Vaters, die auch ihm gehörte, der Schwester einer seiner Mätressen, einer andern Stephania. Wir berufen uns auf das Ausbleiben aller anderen Frauen — außer den Römischen —, welche um zu beten die Schwelle der heiligen Apostel zu betreten sich scheuen; denn erst vor wenigen Tagen haben wir hören müssen, daß jener eine Anzahl Ehefrauen, Witwen und Mädchen vergewaltigt hat. Wir berufen uns auf die Kirchen der heiligen Apostel: nicht Regentropfen, sondern mit dem einsturzdrohenden ganzen Dach lassen sie Regengüsse selbst auf die hochheiligen Altäre herein. Welche Angst muß uns das Gebälk einflößen, wenn wir dort die göttliche Hilfe anrufen! Der Tod schwebt um die Dächer: er scheucht uns davon, wenn wir unser übervolles Herz durch ein Gebet erleichtern wollen, er zwingt uns, das Haus des Herrn schleunigst zu verlassen.

---

[1]) Horaz, Epist. II, 1, 2. 3.

963. Wir berufen uns nicht allein auf die Mädchen, welche durch sorgsame Pflege zart und schlank wie eine Binse gewachsen sind [1]), sondern auch auf Weiber mit alltäglichen Reizen: es ist ihm ganz gleich, ob eine über unreine Steine mit nacktem Fuße schreiten muß [2]) oder von stattlichen Rossen gezogen einher fährt! Daran liegt es, daß zwischen dem heiligen Kaiser und ihm ebenso Todfeindschaft herrscht, wie zwischen Wolf und Lamm Erbfehde obwaltet [3]). Um ungestraft seinen Lüsten fröhnen zu können, hat er sich Adalbert zum Vater, Vormund und Beschützer erkoren."

(5) Als dies der Kaiser von seinen heimkehrenden Gesandten vernahm, sagte er: „Er ist noch ein Knabe, er wird sich unschwer durch das Beispiel wackerer Männer bessern. Ich will hoffen, daß ihn eine schickliche Rüge, ein freimütiger Zuspruch leicht dazu bringt, von seinem Lotterleben sich los zu sagen, und wir wollen dann mit dem Propheten sprechen: „Diese Psalm 77, 11. Wandelung hat die Hand des Höchsten bewirkt."" Dann fügte er hinzu: „Vor allen Dingen wollen wir Berengar, welcher noch in Montefeltro Widerstand leistet, vertreiben und uns dann mit einer väterlichen Ermahnung an den Herrn Papst wenden; sollte er sich auch nicht willig bessern, so wird er wenigstens aus Furcht vor Schande ein ehrenhafter Mann werden. Hat er erst einmal klein beigegeben, so wird er sich vielleicht schämen, den anständigen Lebenswandel wieder aufzugeben."

(6) Hierauf schiffte er sich in Pavia ein und fuhr auf dem Mai—Juli. Po bis nach Ravenna. Von da rückte er nach Montefeltro vor und belagerte die Burg San Leo, in welcher Berengar und Willa sich befanden. Hierher schickte auch der genannte Papst den hochwürdigen Leo, welcher damals Protoscriniar der heiligen

---

1) Terenz, Eunuch. II, 3, 25.
2) Juvenal, Sat. VI, 350.
3) Horaz, Epod. 4, 1.

Römischen Kirche war, jetzt als Statthalter der Apostel den 963.
Stuhl des heiligen Petrus einnimmt [1]), und den Demetrius, einen der vornehmsten Römischen Adligen, als Gesandte an den heiligen Kaiser und ließ ihm melden: Es sei wohl zu verzeihen, wenn er bisher durch die Hitze seines jugendlichen Blutes sich habe fortreißen lassen und sich bisweilen knabenhaft betragen habe; jetzt sei aber die Zeit gekommen, da er ein neues Leben beginnen wolle. Der Heuchler ließ auch noch etwas anderes ausrichten: Der heilige Kaiser habe den Bischof Leo und den Cardinal-Diacon Johann, die ihn verraten hätten, aufgenommen und auch sein heiliges Versprechen nicht gehalten, indem er die Insassen jener Gegend nicht für ihn, sondern für sich selbst in Eid und Pflicht nähme. Darauf erwiderte der Kaiser: „Wenn er sich zu bessern, ein neues Leben anzufangen verspricht, so weiß ich ihm Dank dafür; wenn er mich aber beschuldigt, durch meine Maßnahme von meinem Versprechen abgewichen zu sein, so erwägt selbst, ob das wahr ist. Wir haben verheißen, dem heiligen Petrus sein ganzes Gebiet, welches in unsere Gewalt käme, zurückzugeben; und das ist auch unser Ziel, indem wir uns bemühen, Berengar samt seinem ganzen Anhang aus dieser Festung zu vertreiben; denn wie können wir ihm einen Landstrich zurückgeben, ohne ihn zuvor dem Räuber aus der Hand gerissen und in unsere Botmäßigkeit gebracht zu haben! Was die Beschuldigung anlangt: wir hätten den Bischof Leo und den Cardinal-Diacon Johann, die ihn verraten hätten, bei uns aufgenommen, so haben wir sie zur Zeit weder gesehen noch aufgenommen: der Herr Papst hat sie, um uns zu schädigen, nach Constantinopel geschickt, und auf der Reise dahin sind sie, wie wir gehört haben, in Capua verhaftet worden. Mit ihnen zugleich hat man dem Vernehmen nach ebenda festgenommen den

[1]) Leo war von 963 Dec. bis 965 März Papst: erst nach dem December 963 kann mithin Liudprand die vorliegende Schrift abgefaßt haben.

963. Salek, einen Bulgaren von Geburt, der in Ungarn aufgewachsen und ein vertrauter Freund des Herrn Papstes ist, und den Spitzbuben Zacheus, der ohne eine Ahnung von geistlicher oder weltlicher Wissenschaft zu haben, von dem Herrn Papst neulich zum Bischof geweiht und nach Ungarn geschickt ist, um den Kreuzzug gegen uns zu predigen. Daß der Herr Papst dessen fähig sei, würden wir niemandem, wer es uns auch hinterbrächte, glauben; es wird aber durch Briefe beglaubigt, welche, mit seiner Bulle besiegelt, die Züge seiner Namensunterschrift aufweisen."

(7) Hierauf schickte er die Bischöfe Landward von Minden — in Sachsen — und Liudprand von Cremona — in Italien — mit den erwähnten Gesandten nach Rom, um dem Herrn Papst seine Schuldlosigkeit zu erweisen; der gerade denkende Kaiser hatte auch seinen Rittern den Auftrag erteilt, wenn anders sich der Herr Papst nicht überzeugen lasse, ihm die Wahrheit durch einen Zweikampf zu erhärten. Die genannten Bischöfe Landward und Liudprand begaben sich nun nach Rom zu dem Herrn Papst, wurden aber hier so wenig angemessen empfangen, daß ihnen der entschiedene Widerwille, von welchem er gegen den heiligen Kaiser beseelt war, nicht entgehen konnte. Gleichwohl entledigten sie sich Punkt für Punkt ihrer Aufträge. Der Papst wollte von keiner Rechtfertigung weder durch Eid noch durch Zweikampf etwas wissen; er verharrte in seiner Starrköpfigkeit. Nach acht Tagen sandte er indessen den Bischof Johann von Narni und den Cardinal-Diacon Benedict mit den bei ihm befindlichen Gesandten an den Herrn Kaiser in dem Wahne: er könne durch seine Kniffe ihn zum besten haben, der sich kaum jemals mit Worten abfinden läßt. Noch vor ihrer Rückkehr langte dann Adalbert auf die Einladung des Papstes von Garde-Frainet in Civita vecchia an und begab sich nach Rom, wo er von dem Papst nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, zurückgewiesen, sondern ehrenvoll empfangen wurde.

(8) Während dieser Vorgänge hielt das drückend heiße Gestirn 963. Juli.
des Krebses, von des Phoebus Strahlen durchglüht, den Kaiser von den Mauern Roms fern; als aber das Sternbild der Jungfrau erschien und angenehme Abkühlung brachte, zog er seine Truppen zusammen und rückte, von den Römern insgeheim ein- Sept.
geladen, auf Rom los. Doch was rede ich von einer heimlichen Einladung! Der größte Teil des Römischen Adels hatte das Castell St. Pauls besetzt und lud nun den heiligen Kaiser sogar durch Geiselstellung zu sich ein. Und nun ohne Umschweife: der Kaiser bezog vor der Stadt ein Lager und gleichzeitig flüchteten der Papst und Adalbert aus Rom. Die Bürgerschaft aber nahm den heiligen Kaiser mit seinem ganzen Heere in die Stadt auf, erneuerte den Treueid und gelobte außerdem durch einen Schwur: niemals einen Papst zu wählen oder weihen zu lassen ohne die Zustimmung und Wahl des Herrn Kaisers Otto, des erhabenen Herrschers, und seines Sohnes, des Königs Otto.

(9) Nach drei Tagen trat dann auf den Antrag der Römischen Bischöfe wie des Volkes eine stattliche Versammlung in der Kirche des heiligen Petrus zusammen. Es saßen da mit dem Kaiser die Erzbischöfe Italiens: an Stelle des Patriarchen Ingelfried von Aquileja, den in seiner Stadt eine, wie es zu geschehen pflegt, plötzlich ausbrechende Seuche befallen hatte, der Diacon Rudolf, Walbert von Mailand und Petrus von Ravenna, aus Sachsen der Erzbischof Adeltac[1]) und der Bischof Landward von Minden, aus Franken der Bischof Otker von Speier, aus Italien: Hubert von Parma, Liudprand von Cremona, Hermenald von Reggio, aus Tuscien: Konrad von Lucca, Eberhard von Arezzo, die Bischöfe von Pisa, Siena, Florenz und Pistoja, Petrus von Camerino und der Bischof von Spoleto, sodann die Geistlichkeit der Römischen Provinz ...[2]), ferner Vertreter

[1]) Erzbischof von Hamburg-Bremen.
[2]) Die namentliche Aufzählung übergehe ich.

963. des Adels der Stadt Rom ... [1]); endlich wohnte aus der Gemeinde Petrus, der auch Imperiola genannt wurde, mit der ganzen Römischen Miliz der Versammlung bei.

(10) Nachdem nun diese Platz genommen hatten, eröffnete der Kaiser unter tiefster Stille die Sitzung mit folgender Ansprache: „Wie angemessen wäre in dieser auserwählten und heiligen Synode die Anwesenheit des Herrn Papstes Johann! Aber nach dem Grunde, aus welchem er einer so hochansehnlichen Versammlung ausgewichen ist, fragen wir Euch, heilige Väter, unter deren Augen sein Leben und Treiben sich abgespielt hat." Darauf erwiderten die Bischöfe der Römischen Provinz, die Cardinal-Presbyter und -Diaconen und das ganze Volk gemeinsam: „Wir wundern uns, daß Deine heiligste Weisheit uns darüber noch verhören will, was bei Iberern, Babyloniern und Indern wohlbekannt ist. Denn er gehört gar
Vgl. Matth. 7, 15. nicht einmal mehr zu denen, welche in Schafskleidern daher kommen, innen aber reißende Wölfe sind: er macht gar keine Umstände, so offen wütet er, so vor aller Augen verübt er sein teuflisches Treiben!" Der entgegnete darauf: „Es dürfte doch billig sein, die Anklagen einzeln zum Ausdruck zu bringen; dann soll in gemeinsamer Beratung erwogen werden, wie wir uns dazu verhalten." Da erhob sich denn der Cardinal-Priester Petrus und bezeugte gesehen zu haben, daß jener die Messe gefeiert habe, ohne zu communicieren. Der Bischof Johann von Narni und der Cardinal-Diacon Johann erklärten: sie hätten ihn in einem Pferdestall einen Diacon weihen sehen und obenein zu einer nicht dafür bestimmten Zeit. Der Cardinal-Diacon Benedict mit den übrigen Diaconen und Priestern sagten aus: sie wüßten, daß er aus den Bischofsweihen ein einträgliches Geschäft mache und sogar einen zehnjährigen Knaben zum Bischof von Todi geweiht habe. Bezüglich des Kirchenraubs,

[1]) Auch hier sind Namen genannt, welche ich nicht einzeln angebe.

sagten sie, sei ein Verhör nicht nötig, da man sich Kenntnis 963.
davon besser durch den Augenschein als durch Hörensagen verschaffen könne. Über seinen buhlerischen Verkehr sagten sie aus: sie hätten es zwar nicht selbst gesehen, wüßten es aber genau, daß er mit der Witwe Rainers, mit der Mätresse seines Vaters Stephana und mit der Witwe Anna nebst ihrer Nichte schändlichen Umgang gepflogen und aus dem heiligen Palast ein Hurenhaus, eine Stätte der Unzucht gemacht habe. Nach ihrer Aussage ist er weiter offen auf die Jagd gegangen, hat er seinen geistlichen Vater Benedict blenden lassen und so seinen baldigen Tod herbeigeführt, hat er den Cardinal-Subdiacon Johann entmannen lassen und so ums Leben gebracht; er hat auch nach ihrem Zeugnis Brandstiftungen begangen, sich mit dem Schwert umgürtet und Helm und Panzer angelegt. Daß er weiter des Teufels Minne getrunken habe, darüber legten übereinstimmend Kleriker und Laien lautes Zeugnis ab; sie sagten dann noch, daß er beim Würfelspiel Jupiter, Venus und die anderen bösen Geister um Hilfe angerufen habe, und erklärten endlich, daß er die Metten und überhaupt die kanonischen Stunden nicht gehalten, sich auch nicht mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet habe.

(11) Als der Kaiser das vernommen hatte, befahl er, da die Römer seine Muttersprache, die sächsische, nicht verstanden, dem Bischof Liudprand von Cremona, für alle Anwesenden die nachstehende Erklärung in das Lateinische zu übersetzen. Der Bischof erhob sich also und begann folgendermaßen: „Es kommt gar nicht selten vor — und zu dieser Überzeugung sind wir durch eigene Erfahrung gelangt —, daß hochgestellte Männer durch Neider verunglimpft werden; denn der Gute ist dem Bösen verhaßt, wie der Böse dem Guten. Und das ist der Grund, weshalb wir uns zu der Anklage gegen den Papst, welche hier soeben der Cardinal-Diacon Benedict verlesen und im Verein mit Euch erhoben hat, noch zweifelnd verhalten, solange wir nicht wissen, ob sie aus rechtlichem Eifer oder niederträchtiger

963. Scheelsucht entsprungen ist. Kraft der mir ohne mein Verdienst verliehenen Würde beschwöre ich darum alle bei Gott, den niemand auch mit Absicht täuschen kann, und seiner heiligen Mutter, der unbefleckten Jungfrau Maria, bei dem kostbaren Leibe des Apostelfürsten, in dessen Kirche die Anklageschrift verlesen ist, daß der Herr Papst keiner Schandthat geziehen werde, welche nicht von ihm begangen ist und von den glaubwürdigsten Augenzeugen bekundet wird." Da antworteten die Bischöfe, Priester, Diaconen und anderen Geistlichen und das ganze Römische Volk fast wie ein Mann: „Wenn Papst Johann die von dem Diacon Benedict verlesenen Verbrechen und noch weit schändlichere und zahlreichere nicht begangen hat, so möge uns nicht aus dem Zwange unserer Sünden erlösen der Apostelfürst, der heiligste Petrus, welcher mit seinem Wort den Unwürdigen die Himmelspforte schließt und den Gerechten öffnet, dann mögen wir durch die Bande des Fluchs gefesselt bleiben und am jüngsten Tage auf die linke Seite gestellt werden zu denen,
Hiob 21, 14. welche zu Gott dem Herrn sprechen: „Hebe Dich fort von uns, wir wollen von Deinen Pfaden nichts wissen!" Wenn Ihr uns keinen Glauben beimesset, so müßt Ihr doch wenigstens dem Heere des Herrn Kaisers vertrauen, und dem hat er sich doch vor fünf Tagen mit dem Schwert umgürtet, mit dem Schilde, mit Helm und Panzer angethan, entgegengestellt; nur der Tiber, welcher ihn vom Heere trennte, hat ihn davor bewahrt, in diesem Aufzuge gefangen genommen zu werden." Darauf sagte sogleich der heilige Kaiser: „Deß sind so viele Zeugen, als Krieger unser Heer zählt." Die heilige Synode aber erklärte: „Wenn es dem heiligen Kaiser genehm ist, so möge der Herr Papst brieflich vorgeladen werden, um sich betreffs aller dieser Beschuldigungen zu rechtfertigen." Danach wurde ein Brief folgenden Inhalts an ihn gerichtet:

(12) „Dem höchsten Priester und allgemeinen Papst, Herrn Johann, entbietet Otto, durch die Nachsicht der göttlichen Gnade

erhabener Kaiser, samt Erzbischöfen und Bischöfen Liguriens, 963.
Tusciens, Sachsens und Frankens Gruß im Herrn.

Da wir um des Dienstes Gottes willen nach Rom kamen und Eure Söhne, die Bischöfe der Römischen Provinz, die Cardinal-Priester und -Diaconen und dazu das ganze Volk um Eure Abwesenheit befragten: aus welchem Grunde wohl Ihr uns, Eurem und Eurer Kirche Schirmherrn, nicht unter die Augen kommen mochtet, haben sie über Euch so abscheuliche Beschuldigungen vorgebracht, daß sie uns damit vor Scham das Blut in die Wangen getrieben hätten, selbst wenn es sich bei ihren Aussagen nur um einen armseligen Gaukler gehandelt hätte. Damit Eure Herrlichkeit nicht gänzlich darüber in Unkenntnis bleibe, deuten wir Euch einige in Kürze an; denn wenn wir alle einzeln hier zum Ausdruck bringen wollten, so würde ein Tag dafür nicht ausreichen. So wisset denn, daß Ihr nicht von wenigen, sondern von allen aus unserem wie aus geistlichem Stande des Totschlags, des Meineids, des Kirchenraubs und der Unzucht mit einer Verwandten und einem Schwesternpaar beschuldigt seid; unter ihren Aussagen kommt auch die schon entsetzlich anzuhörende Bezichtigung vor, daß Ihr des Teufels Minne getrunken und beim Würfelspiel Jupiter, Venus und die anderen bösen Geister um Hilfe angerufen habt. Sonach bitten wir Euch, Vater, inständigst, ohne Umstände nach Rom zu kommen und Euch von allen diesen Anschuldigungen zu reinigen. Solltet Ihr etwa Gewaltthätigkeiten von Seiten der unverständigen Menge befürchten, so sichern wir Euch eidlich zu: nichts soll Euch geschehen, als was in den heiligen Canones angeordnet ist.

Gegeben am 6. November." Nov. 6

(13) Als er diesen Brief gelesen hatte, schrieb er folgende Antwort zurück:

„Bischof Johann, der Knecht der Knechte Gottes,
an alle Bischöfe.

963. Wir haben vernommen, daß Ihr einen andern Papst aufwerfen wollt. Wenn Ihr das thut, so banne ich Euch bei Gott dem Allmächtigen, sodaß Ihr die Befugnis verliert, keine Weihe vorzunehmen und die Messe zu feiern."

(14) Als dieser Brief auf der heiligen Synode verlesen war, stellten sich noch einige fromme Männer, welche bis dahin gefehlt hatten, ein: aus Lothringen der Erzbischof Heinrich von Trier, aus Emilien und Ligurien die Bischöfe Wido von Modena, Gezo von Tortona und Sigulf von Piacenza. Nach ihrem Rate ward folgende Antwort an den Herrn Papst entworfen:

„Dem höchsten Bischof und allgemeinen Papst, Herrn Johann, entbietet Otto, durch die Nachsicht der göttlichen Gnade erhabener Kaiser, und dazu die heilige in Rom zum Dienste Gottes versammelte Synode Gruß im Herrn.

In der vergangenen Sitzung, welche am 6. November gehalten worden ist, haben wir an Euch ein Schreiben erlassen, in welchem die Beschuldigungen Eurer Ankläger und die Unterlagen der Anklage angegeben waren. In demselben Schreiben haben wir Eure Herrlichkeit zugleich gebeten, wie das billig ist, nach Rom zu kommen und Euch von diesen Anschuldigungen zu reinigen. Wir haben aber einen Brief von Euch empfangen, nicht wie er der Lage der Dinge, sondern der Eitelkeit eines unbedachten Menschen entspricht. Für das Fernbleiben von der Synode hätte eine vernünftige Entschuldigung vorgebracht werden sollen; es hätten Boten Eurer Herrlichkeit hier erscheinen müssen, um Rechenschaft darüber abzulegen, daß Ihr Euch der heiligen Synode entweder wegen Krankheit oder sonst wegen zwingender Not entzogen habt. Es steht in Eurem Brief aber noch etwas anderes, das man wohl von einem unverständigen Knaben, nicht aber von einem Bischof erwartet. Ihr habt nämlich uns alle gebannt dergestalt, daß wir die Befugnis haben sollten, die Messe zu singen und kirchliche Handlungen giltig vorzunehmen, wofern wir einen andern Bischof auf den Römischen Stuhl

setzen würden. Denn so heißt es: „Ihr sollt die Befugnis 963. verlieren, keine Weihe vorzunehmen." Wir haben bisher geglaubt oder genauer: uns der Überzeugung hingegeben, daß zwei Verneinungen eine Bejahung schaffen, es müßte denn sein, daß Euer Wort die Regeln der alten Lehrer über den Haufen wirft. Nun wollen wir aber nicht mehr auf Eure Worte, sondern auf Eure Absicht antworten. Wenn Ihr unverzüglich vor der Synode erscheint und Euch von den Beschuldigungen reinigt, so gehorchen wir unweigerlich Eurem Wort; falls Ihr aber, was ferne sei, Ausflüchte macht, hierher zu kommen und Euch bezüglich der todwürdigen Verbrechen, die man Euch zur Last legt, zu rechtfertigen, dann werden wir, zumal Ihr durch nichts behindert seid, nicht durch Fahrt über Meer, nicht durch körperliche Krankheit oder Weite des Weges, Euren Bannfluch als unwirksam betrachten und ihn sogar auf Euch zurückschleudern, wozu wir von Rechts wegen die Befugnis haben. Denn Judas, der unsern Herrn Jesum Christum verraten, nein verschachert hat, hatte zwar zunächst wie die übrigen von seinem Meister die Macht zu binden und zu lösen durch die Worte erhalten: „Wahrlich, ich sage Euch, alles, was Ihr auf Erden binden Matth. 18, 18. werdet, wird auch im Himmel gebunden sein; und alles, was Ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein" — solange er nämlich ein würdiger Jünger wie die übrigen war, hatte er die Binde- und Lösegewalt; als er aber aus Habsucht zum Mörder geworden war, welchen Gebundenen hätte er da noch lösen oder welchen Gelösten da noch binden können, als sich selbst, wie er sich denn auch mit dem unseligen Stricke erwürgte!

Gegeben am 22. November und abgesandt durch den Cardinal- Nov. 22. Priester Adrian und den Cardinal-Diacon Benedict."

(15) Als diese nach Tivoli gelangten, fanden sie ihn nicht; er war nämlich mit Pfeil und Bogen in das Gelände gezogen, und niemand wußte ihnen zu sagen, wo er sei. Bei der Un-

963. möglichkeit ihn aufzufinden, kehrten sie mit ihrem Schreiben zur heiligen Synode zurück, welche nun zu ihrer dritten Sitzung zusammentrat. Der Kaiser eröffnete sie mit folgenden Worten: „Wir haben seiner Herkunft geharrt, um in seiner Gegenwart unsre Beschwerden über sein Verhalten gegen uns zur Sprache zu bringen; da wir jetzt aber genau wissen, daß er nicht kommen wird, so mahnen wir Euch dringend, sorgsam Acht zu geben, wie bübisch er an uns gehandelt hat. So thun wir Euch denn kund, Euch Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern, Diaconen und allen anderen Geistlichen, dann auch den Grafen, Beamten und allem Volk, daß dieser Papst Johann, als er von unseren auffessigen Lehnsleuten Berengar und Adalbert schwer heimgesucht wurde, an uns nach Sachsen Boten schickte und uns bat, ihm doch um Gottes willen zu Hilfe nach Italien zu kommen und die Kirche des heiligen Petrus und ihn selbst aus ihrem Rachen zu befreien. Was wir nun mit Gottes Hilfe verrichtet haben, das zu erörtern ist unnötig, da Ihr es ja jetzt vor Augen habt. Durch meine Hilfeleistung nun aus ihrer Hand errettet und wieder, wie gebührlich, zu Ehren gebracht, hat er den Treueid, welchen er mir auf den Leib des heiligen Petrus geleistet hat, gebrochen: er hat denselben Adalbert nach Rom kommen lassen und gegen mich beschützt; er hat Aufstände angezettelt und vor den Augen unserer Mannen mit Panzer und Helm angethan sich zum Kriegshauptmann gemacht: darüber verkünde nun die heilige Synode ihren Wahrspruch!“ Darauf gaben die Bischöfe der Römischen Provinz, die übrige Geistlichkeit und alles Volk folgenden Bescheid: „Ungewöhnliche Schweren müssen auch ungewöhnlich eindringlich ausgebrannt werden. Wenn er durch sein Lasterleben nur sich allein und nicht die Gesamtheit schädigte, so wäre er allenfalls zu dulden. Aber wie viel ehrbare Leute hat er nicht schon durch sein Beispiel zu Lotterbuben, wie viel rechtliche Leute durch seinen vorbildlichen Wandel zu Schelmen gemacht! Und so bitten wir denn Deine kaiserliche Herrlichkeit, jenes Ungeheuer,

dessen Laster durch keine einzige Tugend gedeckt werden, aus der 963.
heiligen Römischen Kirche auszutreiben und einen andern an seine Statt zu setzen, der für uns durch seinen musterhaft sittenstrengen Wandel leitungs- und leistungsfähig ist: er möge selbst unsträflich leben und er wird für uns das Muster unsträflicher Lebensführung sein." Darauf sagte der Kaiser: „Ich genehmige Euer Urteil und wünsche nichts mehr, als daß sich nun auch eine geeignete Persönlichkeit für diesen heiligen und allgemeinen Bischofssitz finde."

(16) Auf diese Worte riefen alle einstimmig: „Wir wählen den ehrwürdigen Leo, den Protoscriniar der heiligen Römischen Kirche, einen bewährten und des höchsten bischöflichen Amtes würdigen Mann zu unserem Hirten, aufdaß er der oberste Bischof, der allgemeine Papst der heiligen Römischen Kirche sei, und verwerfen den abtrünnigen Johann um seines gottlosen Wandels willen." Als sie das dreimal gesagt hatten, stimmte der Kaiser zu, und nun führten sie den genannten Leo unter Lobgesängen, wie es Sitte ist, nach dem Lateranensischen Palast; zu gehöriger Zeit erhoben sie ihn dann in der Kirche des heiligen Petrus vermittelst der heiligen Weihe zur höchsten Bischofswürde Dec. 6.
und leisteten ihm den Eid der Treue.

(17) Nachdem dies geschehen war, glaubte der Kaiser für 964.
seinen Aufenthalt in Rom nur mit einer geringen Gefolgschaft auskommen zu können und gab vielen, auch um das Römische Volk durch die Verpflegung eines zahlreichen Heeres nicht auszusaugen, die Erlaubnis zur Heimkehr. Als das der fälschlich Papst genannte Johann erfuhr, schickte er, mit der Bestechlichkeit der Römer wohl bekannt, insgeheim Botschaft nach Rom und verhieß ihnen den Schatz des heiligen Petrus und überhaupt aller Kirchen, wenn sie über den gnädigen Kaiser und den Herrn Papst Leo herfielen und sie freventlich niederstießen. Und wozu nun noch viele Worte machen? Die durch die Geldverheißungen verblendeten Römer, welche angesichts der winzigen

964. Heeresmacht sich zur Siegeszuversicht bethören ließen, stürmten
Jan. 3. unter Hörnergeschmetter auf den Kaiser ein, um ihn zu ermorden. Der aber warf sich ihnen auf der Tiberbrücke, welche die Römer durch Lastwagen gesperrt hatten, entgegen; seine tapferen kriegsgewohnten Mannen stießen unverzagt und schwertgetrost auf sie und scheuchten sie, wie der Falke den Vogelschwarm, unaufhaltsam vor sich her. Kein Schlupfwinkel, weder Körbe noch Tröge, selbst nicht die Grüfte, welche den Unrat aufnehmen, vermochten den Flüchtigen Schutz zu bieten, und so wurden sie, wie es Helden zu geschehen pflegt: nur im Rücken verwundet, niedergemacht. Welcher Römer hätte wohl damals die Metzelei überlebt, wenn nicht der heilige Kaiser aus Mitleid, das sie nicht verdient hatten, der Mordlust seiner Krieger Einhalt gethan und sie zurückgerufen hätte?

(18) Nachdem nun jeder Widerstand niedergeschlagen war, mußten die Ueberlebenden Geiseln stellen. Der ehrwürdige Papst Leo aber warf sich dem Kaiser zu Füßen und bat ihn, den Römern die Geiseln wiederzugeben und ihn ihrem Pflichtbewußtsein anzuvertrauen. Auf die Bitte des ehrwürdigen Papstes Leo gab der heilige Kaiser auch wirklich die Geiseln zurück, obwohl er den Eintritt dessen unschwer voraussah, was ich nun zu berichten habe. Wie ein Lamm den Wölfen überantwortete er also den Papst den „pflichtbewußten" Römern; dann verließ er Rom und wandte sich eilends nach Camerino und Spoleto, wohin sich Adalbert, wie er vernommen, geworfen hatte.

(19) Inzwischen wiegelten die Weiber, mit welchen der fälschlich Papst genannte Johann seinen Lüsten gefröhnt hatte — sie waren von vornehmem Herkommen und zahlreich —, die Römer auf, den von Gott und ihnen erwählten höchsten Bischof, den allgemeinen Papst Leo zu beseitigen und Johann wieder in die Stadt zu lassen. Das thaten sie denn auch; durch Gottes Barmherzigkeit ward aber der ehrwürdige Papst Leo aus ihrer Hand befreit und gelangte mit geringem

Gefolge unter den mitleidigen Schutz des allergnädigsten 964.
Kaisers Otto.

(20) Der heilige Kaiser ergrimmte nun über diese himmelschreiende Schmach, welche ihm durch die Vertreibung des Herrn Papstes Leo, besonders aber durch die Verstümmelung des Cardinal-Diacons Johann und des Scriniars Azo angethan war — dem einen hatte der abgesetzte Johann die rechte Hand, dem andern die Zunge, zwei Finger und die Nase abschneiden lassen —, und beschloß, sein Heer zu verstärken und nach Rom zurückzukehren. Aber noch ehe die Streitkräfte des heiligen Kaisers beisammen waren, wollte der Herr allen Zeitaltern kund thun, mit wie gutem Grund Papst Johann von seinen Bischöfen und dem ganzen Volke entsetzt und mit wie wenig Grund er darauf wieder zugelassen worden war. Als er nämlich eines Nachts außerhalb Roms mit einer verheirateten Frau die Freuden des Bettes genoß, traf ihn der Teufel so schwer an den Schläfen, daß er noch vor Ablauf von acht Tagen an der Wunde starb. Und der, welcher ihn verwundet hatte, veranlaßte ihn auch, Mai 14.
das Abendmahl als letzte Wegzehrung auszuschlagen, wie ich das von seinen Verwandten und Vertrauten, welche zugegen waren, gar oft ausdrücklich habe bezeugen hören.

(21) Nach seinem Tode stellten alle Römer ungeachtet des eidlichen Versprechens, welches sie dem heiligen Kaiser gegeben hatten, in dem Cardinal-Diacon Benedict einen neuen Papst auf und verhießen ihm eidlich, ihn niemals zu verlassen, sondern gegen die Macht des Kaisers zu beschützen. Auf die Kunde hiervon schloß der Kaiser die Stadt ein und ließ jeden, welcher herauskam, dieses Wagnis mit dem Verlust seiner gesunden Glieder büßen; durch seine Wurfmaschinen und den Hunger suchte er die Römer schließlich so schwer heim, daß er sie zur Übergabe ihrer Stadt zwang, dann Leo, den ehrwürdigen Mann, in seine Würde wieder einsetzte und ihm Benedict, den Eindringling in diese höchste Bischofswürde, vorführen ließ. Juni 23.

964. (22) In der Kirche des Lateran vereinigten sich nun Herr Leo, der höchste Bischof, der allgemeine Papst, und der heiligste Kaiser Otto, dazu Erzbischöfe, Bischöfe, Priester und Diacone aus der Römischen Provinz, Italien, Lothringen und Sachsen und das ganze Römische Volk zu einer Sitzung: ihre Namen werde ich weiter unten verzeichnen [1]). Vor ihnen mußte dann Benedict, der sich den apostolischen Stuhl widerrechtlich angeeignet hatte, und zwar geleitet von seinen Wählern, im päpstlichen Ornate erscheinen. Ihn redete der Cardinal-Archidiacon Benedict folgendermaßen an: „Kraft welches Rechtes oder welches Gesetzes hast Du, Eindringling, Dir diese päpstlichen Gewänder angemaßt, während doch hier unser Herr, der ehrwürdige Papst Leo, noch lebt, den Du mit uns nach Verwerfung des angeklagten Johann zum höchsten, apostolischen Würdenträger erwählt hast? Kannst Du leugnen, daß Du dem hier anwesenden Herrn Kaiser eidlich versprochen hast, ohne seine oder seines Sohnes, des Königs Otto, Zustimmung niemals, ebenso wenig wie die anderen Römer, einen Papst zu wählen oder weihen zu lassen?" Benedict erwiderte: „Habe ich gefehlt, so erbarmt Euch meiner!" Da ließ der Kaiser erkennen, wie mitleidig er ist: unter strömenden Thränen bat er die Synode, nicht allzu strenge mit Benedict ins Gericht zu gehen; wenn er wollte und könnte, sollte er auf jede Frage antworten und sich verteidigen; wäre er dazu nicht im stande und nicht willens, bekännte er sich schuldig, so sollte er doch um Gottes willen eine mitleidige Behandlung finden. Nach diesen Worten warf sich Benedict sofort dem Herrn Papste und auch dem Kaiser zu Füßen und rief: er habe gesündigt und widerrechtlich von dem heiligen Römischen Stuhl Besitz ergriffen. Darauf nahm er sich selbst das Pallium ab und gab es zugleich mit dem Bischofsstab, den er in Händen hielt, dem Herrn Papst Leo zurück. Der Papst zerbrach den

---

[1]) Mit dem Schluß der Schrift ist auch diese Liste verloren gegangen.

Stab und zeigte die Stücke dem Volke. Dann befahl er Benedict, 964.
sich auf den Boden zu setzen und nahm ihm das Meßgewand, welches man Planeta nennt, zugleich mit der Stola fort; darauf wandte er sich an alle Bischöfe und sprach: „Wir entkleiden hiermit Benedict, welcher widerrechtlich den heiligen Römischen und apostolischen Stuhl in Besitz genommen, jeglichen bischöflichen und priesterlichen Ehrenvorrechtes; als Almosen des Herrn Kaisers Otto aber, durch dessen Hilfsleistung wir auf den uns zukommenden Stuhl zurückgeführt sind, belassen wir ihm die Diaconatsweihe und fortan nicht in Rom, sondern an dem Orte, wohin er verbannt [1]) . . .

[1]) Benedict begab sich mit Adeldag nach Hamburg, wo er starb.

VII.

Cordova und Constantinopel.

Aus dem Otto-Liede erfahren wir leider gar nichts über das Verhältnis des sächsisch-deutschen Königtums zu den beiden anderen Großmächten der Zeit: dem spanischen Sarazenen-Reiche und dem griechischen Kaiserreiche; wir erfahren darüber aber auch von den übrigen zeitgenössischen Geschichtsschreibern nur wenig. Dieser Mangel wird indessen durch das Vorhandensein diplomatischer Berichte ausgeglichen — ein Umstand, welcher auch schon für das Heldenzeitalter als ein Vorzug der deutschen Geschichtsüberlieferung in das Auge springt, wenn man sie mit derjenigen anderer Culturvölker, etwa des griechischen, vergleicht. Während nämlich die Kämpfe um Troja nur noch das Lied, die Ilias, verkündet, ist über König Etzel, der im Nibelungen-Liede wie ein Germanen-König auftritt, ein ebenso ausführlicher wie zuverlässiger Bericht erhalten, welchen das Mitglied einer oströmischen, im Jahre 446 an Attila geschickten Gesandtschaft, der Grieche Priscus, verfaßt hat [1]). Für die Zeit Ottos des Großen stehen uns die Aufzeichnungen des 953 von Otto nach Cordova entsandten Mönchs Johann von Gorze zu Gebote, welche in dem später geschriebenen „Leben" des Mönchs, nachmaligen Abtes schon etwas überarbeitet sind [2]), und der noch in ursprünglicher Fassung vorliegende Bericht, welchen der Bischof Liudprand von Cremona über seine Sendung nach Constantinopel 969 an die beiden Kaiser und ihre Gemahlin und Mutter Adelheid erstattet hat.

---

[1]) Der Bericht ist von Gustav Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" I, 144—173 übersetzt.

[2]) Die »Vita Johannis abbatis Gorziensis« steht in den »Monumenta Germaniae historica« Script. IV, 335—377; die hier in Betracht kommenden Kapitel hat v. Giesebrecht der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" I, 506—513 in verkürzender Paraphrase eingefügt.

A.

Die Sendung des Mönches Johann von Gorze nach Cordova.

(115) Als der Ruf von König Ottos, des nunmehrigen Kaisers, 950.
Ruhm und Großthaten zu den verschiedenen Völkern drang, schickte an ihn auch der Herr Spaniens Abderrahman eine Gesandtschaft und Geschenke, wie sie der Freigebigkeit eines Königs entsprachen. Die Gesandten, deren Haupt ein Bischof war, wurden, wie es sich für die Majestät ihres Königs gebührte, feierlich empfangen, aber lange zurückgehalten, und während ihres Aufenthaltes starb ihr Haupt, der Bischof. Als man nun unsererseits
zur Erwiderung eine Gegengesandtschaft in Erwägung zog, einigte 953.
man sich, nachdem eine Zeit lang mancherlei Maßnahmen beregt worden waren, schließlich dahin: da der spanische König, als Sarazene des wahren Glaubens verlustig, ein gottloser Frevler sei, da er zwar um die Freundschaft eines christlichen Königs geworben, gleichwohl aber sich nicht entblödet habe, in seinem übersandten Briefe manche Schmähung gegen Christum auszustoßen, Gesandte an ihn zu schicken, welche ihm ein königliches Schreiben überbringen, außerdem aber ein ernstes Wort mit ihm reden sollten, um ihn, falls Gott irgend es gewähren möchte, von seinem gewissenlosen Verhalten abzubringen.

(116) Es traf sich nun, daß in jenen Tagen unser Adalbero [1]) geheiligten Angedenkens an den Hof gekommen war; und Brun, des Königs Bruder, welcher in den Staatswissenschaften wie in den sieben freien Künsten zu einem Hort und Stolz für den erhabenen Herrscher so vorzüglich herangebildet war, daß er an Einsicht und Wissen alle seine Zeitgenossen übertraf, ja wohl die bedeutendsten Geister des Altertums erreichte — denn auch im griechischen Schrifttum war ihm eine ausgebreitete Kenntnis

---

[1]) Bischof von Metz.

953. eigen —, Brun also, ohne dessen Wissen und verständigen Rat damals nichts Großes und nichts Kleines am Hofe geschehen konnte, da er die königliche Kanzlei leitete, brachte, als man bald an diesen, bald an jenen dachte, unsern Adalbero geheiligten Angedenkens in Vorschlag: der sei, fügte er hinzu, der allergeeignetste für die in Rede stehende Angelegenheit; denn er habe sehr viele ausgezeichnete Männer an der Hand, welche offenkundig mit der Welt bereits abgeschlossen hätten und darum sich durch keinen Schrecken dieser Erde einschüchtern ließen, ihren Glauben also vor jeder irdischen Gewalt freimütig verfechten würden. Man ließ nun sofort den Bischof kommen und erteilte ihm den Befehl, zwei geeignete Männer seiner Geistlichkeit für eine Gesandtschaftsreise nach Spanien auszurüsten. Dieser Weisung zufolge beschied er den Abt Eginold zu sich und teilte ihm den königlichen Auftrag mit: er möge zwei seiner Mönche zur Ausführung des Befehls aussuchen. Zunächst wurden nun Angilram und Wido auserlesen, und auf Geheiß der königlichen Majestät ward aus Klostermitteln die gesamte Reiseausrüstung beschafft. Außerdem wurde schon ein Kaufmann aus Verdun, welcher Spanien bereiste [1]) und darum zum Führer der Gesandtschaft ausersehen war, angewiesen, sein Amt ohne jeden Aufschub anzutreten: da ließ sich Wido, der eine der beiden Gesandten, als er eines Tages — um welches Versehens willen weiß ich nicht — vor den versammelten Brüdern gerügt wurde, zu einer so gröblichen Beleidigung gegen den Abt und alle Brüder hinreißen, daß er schließlich, da er seine maßlose Gereiztheit, seinen unsinnigen Zorn nicht zu bändigen vermochte und sich der durch die Regel vorgesehenen Strafe unter keinen Umständen fügen wollte, der Mönchstracht verlustig aus dem Kloster ausgestoßen werden mußte. Dem Herrscher wurde sofort Meldung davon

[1]) Den Handel der Verduner Kaufmannschaft nach Spanien erwähnt auch Liudprand (VI, 6) oben S. 483.

gemacht, und es traf die Weisung ein, ihn gänzlich fallen zu 953.
lassen und einen Ersatzmann für ihn zu suchen.

(117) Lange mußte man nach ihm forschen; alle suchten sich dem Auftrage zu entziehen; und als nun die zahlreiche Brüderschaft auch nicht einen liefern zu können drohte, welcher sich zu der gefahrvollen Reise bereit erklärte, da bedachte sich Johann nicht länger mehr, sondern trug sich sofort freiwillig dazu an. Zwar sah es der Abt durchaus nicht gern; denn während auf jenem die ganze Last der Klosterverwaltung ruhte, erfreute er selbst sich eines gemächlichen Daseins, und niemals hätte er, wenn es nach seinen Wünschen gegangen wäre, sich von ihm getrennt; aber die vollkommene Liebe, welche nicht eigenen, sondern fremden Vorteil anstrebt, trug den Sieg davon. Da er überdies seinen Johann nach dem Märtyrertode, wenn es so sein sollte, verlangen sah, so durfte er ihn nicht zu seiner Bequemlichkeit zurückbehalten und konnte er keinen andern Wunsch hegen, als ihn Christo zu überlassen. So erteilte er denn seine Genehmigung, und Johann ward nun einer Botschaft des Bischofs zufolge zum Kaiser geschickt. Dieser war darüber um so mehr erfreut, als er ihn an Alter und Erfahrung für die Sendung in jeder Beziehung brauchbar fand: er stattete ihn mit Aufträgen aus und ließ ihm ein Schreiben und Geschenke einhändigen; als Reisegefährten gab er ihm den erwähnten Verduner Kaufmann Namens Ermenhard, welcher Stadt und Land in Spanien kannte; aber Johann machte sich aus, diesem Manne die Geschenke überweisen und selbst nur der Überbringer des Briefes sein zu dürfen. Dann kehrte er nach Gorze zurück und beschleunigte nach Kräften seine Abreise; er brach auch mit seinem Briefe auf, der Fürbitte aller Heiligen empfohlen, ohne Rücksicht darauf, daß sein Gefährte nicht rechtzeitig zur Stelle war. Die gesamten Reisekosten wurden vom Kloster bestritten: die Dienerschaft, welche ihm beigegeben wurde, beschränkte sich auf einen Mönch, einen Diacon Namens Garamann, der aber ein durchaus brauchbarer

953. Mensch war; an Pferden wurden ihm fünf zum Reiten und zur Gepäckbeförderung geliefert. Der Reisegefährte verzog in einem Dorfe in der Nähe von Toul, holte aber Johann in Scarponna [Charpeigne] ein, und nun setzten sie gemeinsam ihre Reise nach Spanien über Langres, Dijon, Beaune und Lyon fort.

(118) Hier verluden sie ihr Gepäck auf ein Schiff, um auf dem Rhone bis zu einem bestimmten Ort zu fahren, erlitten aber eine nicht unbeträchtliche Verzögerung, da ihre Fahrzeuge überfallen wurden und sie dabei einen großen Teil ihrer Habe einbüßten. Erst nach notdürftiger Ergänzung zogen sie nach Spanien weiter. In Barcelona angelangt, rasteten sie fünfzehn Tage, bis ein Bote nach Tortosa geschickt wurde: das war nämlich die erste Sarazenen-Stadt. Der Befehlshaber derselben lud sie sofort zu sich ein und behielt sie einen vollen Monat bei sich, während welcher Zeit er sie reichlich mit allem Nötigen versah, bis er auf die schleunige Meldung an den Chalifen nach Cordova bezüglich ihrer Aufnahme in den einzelnen Städten und Orten mit einer der Freigebigkeit des Chalifen entsprechenden Weisung ausgestattet wurde. So kamen sie schließlich nach der Chalifen-Stadt Cordova und erhielten hier ein Haus angewiesen, welches von dem Palast etwa zwei [römische] Meilen entfernt war. Hier lieferte man ihnen zwar allen Bedarf in hinreichender Fülle und üppigster Zurüstung, ließ sie aber ihrer Wünsche ungeachtet eine ganze Reihe von Tagen warten.

954. (119) Als ihnen das Warten unleidlich geworden war, erhielten sie auf die Frage: warum man denn ihren Empfang durch den Chalifen so lange hinausschiebe, von ihren Wärtern den Bescheid: „Da die Gesandten unseres Chalifen bei Euch drei Jahre festgehalten sind, so hat man beschlossen, Euch hier dreimal so viel, das heißt neun Jahre hinzuhalten, ehe man Euch vorläßt.“ Inzwischen besuchten vom Hofe einige Männer die Gesandten, um sich nach dem Zweck ihrer Herkunft zu erkundigen. Als sie aber, so schlau sie es auch anstellten, keinen

bestimmten Bescheid erhielten — denn man erklärte es für höchst 954.
unschicklich, irgend jemandem die Aufträge zu eröffnen, welche der Chalif erst bei einem Empfange vernehmen sollte —, prahlten sie: sie hätten schon alles erfahren; sie wüßten auch, daß der Brief, welchen sie dem Chalifen brächten, gegen ihre Gesetze verstoße; es sei unzweifelhaft, daß ihnen die schwerste Gefahr drohe, da der Inhalt des Briefes bereits zur Kenntnis der Fürsten gelangt sei. Und so verhielt es sich in der That; ein Betrug hatte dabei mitgespielt. Die Gesandtschaft hatte nämlich von der Stadt Toul in unserem Lande einen Priester mitgenommen, den Begleiter des oben erwähnten Bischofs, welcher das Haupt der sarazenischen Gesandtschaft gewesen und gestorben war. Dieser Priester hatte, nachdem er dann die ganze Reise gemeinschaftlich mit ihnen gemacht, in Tortosa, der ersten Sarazenen-Stadt, in welche sie gelangten, aus Furcht für sein Leben, wenn er als Begleiter des verblichenen Gesandten ohne einen Bescheid zurückkehrte, im Vertrauen Einsicht in ihr Schreiben erbeten und auch alsbald seine Bitte erfüllt erhalten. Während nun die Gesandten, nachdem sie Tortosa verlassen hatten, in Augusta und anderen Städten verweilten, war er selbst mit seiner Kenntnis des Briefes nach Cordova vorausgeeilt. Wie diese Kunde sich unter das Volk sollte verbreitet haben, ist nicht recht zu sehen; jedenfalls hatte sich aber der Fürsten und des Volkes infolge des Gerüchtes eine gewisse Erregung bemächtigt.

(120) Die Fürsten nun berieten unter einander und suchten zu ermitteln, ob der Chalif bereits Kunde davon habe, und beschlossen, als sie darüber keine Gewißheit erhalten konnten, ihn darum zu befragen. Sie leben nämlich im Banne eines unerbittlichen Gesetzes: was einmal in alter Zeit für das ganze Volk als Regel aufgestellt ist, davon darf unter keinen Umständen wieder abgewichen werden; und der Chalif unterliegt dabei demselben Zwange wie das Volk: jede Übertretung wird mit dem Tode bestraft, und zwar hat jeden Verstoß des Volkes

954. der Chalif zu ahnden, jeden Verstoß des Chalifen das ganze Volk. In diesem Gesetze steht nun obenan die furchtbare Vorschrift: Niemand soll sich unterstehen, auch nur durch ein Wort die Religion anzutasten; jeder Frevler dieser Art, mag es nun ein Volksgenosse oder ein Fremder sein, wird ohne Gnade hingerichtet. Und wenn der Chalif selbst von einem solchen Verstoß vernimmt und die Hinrichtung nur einen Tag verschiebt, dann ist er selbst dem Tode verfallen, und keine Gnade kann ihn davon retten. Den Fürsten nun, welche sich an den Hof wandten und schriftlich bei dem Chalifen anfragten — denn ein Empfang ist äußerst selten; wenn nicht ein außerordentlich wichtiger Anlaß vorliegt, ist mit dem Chalifen der Verkehr ein schriftlicher, welcher durch die Kämmerer vermittelt wird —, erwiderte der Chalif, er habe die von ihnen gemeinte Kunde noch nicht erhalten; von einem befreundeten Herrscher sei eine Gesandtschaft an ihn geschickt worden, welche sein Sohn in seinem eigenen Hause empfangen habe; aber er habe ihre Aufträge noch nicht vernommen. So wurde ihre Erregung beschwichtigt. Denn sicher war schon zu ihm das Gerücht gedrungen, und durch heimlich abgesandte Boten hatte er auch die Wahrheit desselben erfahren, aber aus Furcht vor den Seinen die ganze Angelegenheit, wie erwähnt, vertuscht.

(121) Mit der ihm möglicher Weise drohenden Gefahr vor Augen, war der Chalif äußerst besorgt und bekümmert: er versuchte durch allerlei Kunstgriffe aus seiner peinlichen Lage herauszukommen. Zuerst schickte er nun einen Juden Namens Chisdai mit dem Auftrage an die Gesandten, sie auf das gründlichste auszuforschen; und das war nach dem Zeugnis unserer Landsleute der klügste Mann, den sie jemals gesehen und gehört. Da das Gerücht von ihm verbreitet hatte, daß er einen Befehl des Chalifen überbringe, so suchte er zunächst sich das Vertrauen Johanns zu gewinnen: er richtete sie aus ihrer Furcht auf, welche sie quälte, und versicherte, daß keinem von ihnen

ein Leid widerfahren, daß allen die ehrenvolle Heimsendung ge- 954.
währt werden solle. Er machte sie dann warnend mit den Sitten des Volkes bekannt: er gab ihnen an, wie sie sich zu benehmen hätten, ohne Anstoß zu erregen; insbesondere sollten die jüngeren Leute jede Zweideutigkeit in Gebährden und Worten vermeiden; denn auch die geringste Kleinigkeit werde alsbald dem Chalifen gemeldet. Sobald ihnen die Erlaubnis auszugehen erteilt werden würde, sollten sie nicht einmal durch einen Blick mit den Frauen zu schäkern sich erlauben; denn damit würden sie das furchtbarste Verderben über sich heraufbeschwören; das bei ihnen geltende Gesetz dürfe nun einmal nicht übertreten werden; mit Bezug darauf würden sie auf das sorgfältigste beobachtet werden, und ließen sie sich dabei ertappen, so wären sie rettungslos verloren. Johann antwortete, wie es sich gebührte, mit dem verbindlichsten Dank für diese Warnungen und mit der Versicherung, seine Leute im Sinne der fremdländischen Anschauung zur Sittsamkeit anzuhalten. Dann wurde noch mancherlei hin und her geredet und endlich ging so allmählich der Jude auf das Ziel seiner Sendung los: er erkundigte sich angelegentlich nach ihren Aufträgen. Als er Johann etwas zaudern sah — denn es war ja nur eine nichtamtliche Unterredung —, gelobte er ihm Schweigen, ja, falls es nötig sein sollte, Unterstützung durch heilbringenden Rat. Da teilte ihm Johann alle seine Aufträge von Anfang bis zu Ende mit: die Übergabe der für den Chalifen bestimmten Geschenke, außerdem die Verlesung des Briefes, welche vor dem Chalifen selbst geschehen sollte; wenn diese letztere nicht zugestanden würde, solle er weder die Geschenke übergeben, noch auch sich von dem Chalifen empfangen lassen; zugleich umschrieb er ihm den Inhalt des Briefes. Da sagte der Jude: „Die Verlesung des Briefes vor dem Chalifen ist mit Lebensgefahr verknüpft: Ihr solltet äußerst vorsichtig sein in dem Bescheide, welchen Ihr dem Chalifen auf eine Vorladung gebt;

954. denn ohne Zweifel ist Euch das Gesetz in seiner ganzen Strenge schon bekannt: um es zu umgehen, habt Ihr allen Anlaß, schonende Rücksicht klüglich walten zu lassen!"

(122) Damit verabschiedete er sich. Nach einigen Monaten wurde ein Bischof Johann zu ihnen geschickt, der nach vielen Fragen und Bescheiden, wie sie bei einem Zwiegespräch unter Christen üblich sind, mit dem Ansinnen des Chalifen herausrückte: bei dem Empfange lediglich die Geschenke zu überreichen. „Was soll denn dann," fragte Johann, „aus dem Briefe meines Königs werden? Bin ich denn nicht gerade um seinetwillen hierher geschickt worden? Denn jener hat mit Schmähungen angefangen, und nun sollen auch durch die Ausführungen des Briefes die Truggebilde seines Irrwahns widerlegt werden!" Darauf lenkte jener ein: „Bedenkt doch," sagte er, „in welch einer Lage wir uns befinden! Durch unsere Sünden ist es dahin mit uns gekommen, daß wir der Herrschaft der Heiden [1]) unterworfen sind; denn gegen die Obrigkeit uns aufzulehnen verwehrt uns das Wort des Apostels. Nur der eine Trost ist uns geblieben, daß man uns bei all unserem Unglück noch nach unseren eigenen Gesetzen ungehindert leben läßt; denn sie achten alle hoch, in welchen sie eifrige Anhänger des Christenglaubens sehen, ja sie verkehren gesellschaftlich gern mit ihnen, während sie sich schroff gegen die Juden abschließen. Wir glauben also nach Lage der Dinge vernünftig zu handeln, wenn wir, da wir in Sachen der Religion keine Beeinträchtigung erfahren, im übrigen ihnen gehorchen, ihren Weisungen nachkommen, soweit sie unserem Glauben keine Gewalt anthun. Darum dürfte es jetzt auch für Dich angemessener sein, die Glaubensfrage gar nicht zu berühren, Deinen Brief gänzlich zu unterdrücken, als ohne zwingende

[1]) Nach dieser Benennung der Mohammedaner, welcher auch der Mönch Johann im nächsten Kapitel sich bedient, kann es kaum befremden, daß Hrotsvitha in ihrer Pelagius-Legende (oben S. 240) von „Göttern" der Sarazenen spricht.

Notwendigkeit ein Ärgernis zu erregen, welches für Dich und die 954.
Deinen verhängnisvoll werden muß."

(123) Das war denn doch etwas stark; und so antwortete Johann: „Ich hätte das lieber von einem andern gehört, als gerade von Dir, der Du äußerlich wenigstens ein Bischof bist. Denn da Du ein Bekenner des Glaubens sein sollst, Dein höherer Rang Dich sogar zu einem Hüter des Glaubens beruft, so hättest Du Dich nicht selbst einmal aus Menschenfurcht davor drücken sollen, die Wahrheit zu vertreten, geschweige denn daß Du andere davon zurückzuhalten strebst. Und besser wäre es auch gewesen: ein Christ leidet des Hungers schweres Ungemach, als daß er zum Schaden seiner Seele mit Heiden zu Gastmählern sich vereinigt. Außerdem höre ich — was für die ganze christliche Kirche ein Greuel, ein Frevel ist —: Ihr beschneidet Euch nach Sarazenen-Sitte, während doch gerade der Spruch des Apostels warnt: „Wenn Ihr Euch beschneidet, so Gal. 5, 2.
wird Euch Christus nichts nütze sein"; so heißt es auch bezüglich der Speisen, welcher Ihr Euch, um mit jenen verkehren zu können, enthaltet: „Dem Reinen ist alles rein" und: „Es werden Lehrer aufstehen, großsprecherische Volksverführer, welche Tit. 1, 15. 10.
dieses und jenes lehren, unter anderem auch die Enthaltung von Speisen, welche doch Gott geschaffen hat, aufdaß die Gläubigen sie dankbar zu sich nehmen," und: „Denn die 1. Tim. 4, 3. 5.
Heiligung vollzieht sich durch das Wort Gottes und durch Gebet"". Darauf erwiderte jener: „Die Not zwingt uns dazu; denn anders wäre uns die Möglichkeit genommen, mit ihnen zusammen zu leben. Übrigens folgen wir nur unseren Vorfahren, welche schon in grauer Vorzeit diesen Brauch geübt und auf uns vererbt haben." „Unter keinen Umständen", erklärte Johann, „würde ich es gut heißen, daß aus Menschenfurcht, aus Liebe und Gunst die göttlichen Gebote überschritten werden. Und nachdem jene in ihrem Glauben gewankt haben, seht Ihr ja nun, wie die Sarazenen nach Belieben mit Euch

954. umspringen .... Wenn Ihr behauptet, Euch nur aus Not zu fügen, so stehe ich, Gott sei Dank, nicht unter dem Zwange dieser Not; durch die Gnade des Herrn bleibe ich unverzagt dabei: Kein Schrecken, keine Lockung oder Gunstbezeigung wird mich dazu vermögen, von der mir erteilten Weisung meines Herrn abzuweichen. Wenn ich den Brief meines Königs nicht vorlesen darf, und zwar ohne darin einen Buchstaben fortzulassen oder ein Pünktchen zu ändern, dann will ich auch nicht empfangen werden; und wenn gegen die darin enthaltenen Ausführungen, gegen die Lehren des reinen katholischen Glaubens irgend ein Widersacher unverschämten Widerspruch wagen sollte, so werde ich vor allem Volk dem entgegentreten und mich auch nicht durch die Rücksicht auf mein Leben davon abhalten lassen, die Wahrheit zu bezeugen."

(124) Diese Antwort wurde dem Chalifen heimlich hinterbracht; denn noch ließ dieser nicht öffentlich an Johann seine Entbietungen gelangen, auf welche der ebenso wenig öffentlich erwidern durfte: jener Bischof war nur auf Besuch zu ihm gekommen. Der Chalif, welcher vor allen anderen Menschen als besonders erfindungsreich gepriesen wurde, versuchte nun durch klug ersonnene Maßnahmen bald so, bald anders dem Johann beizukommen; er war eifrig darauf bedacht, wie eine sturmfeste Mauer durch mancherlei kunstreiches Belagerungsgerät, so seinen unbeugsamen Sinn durch irgend ein Mittel zu
955. brechen. Als nun nach einem Monat, dann nach einem Zeitraum von sechs und sieben Wochen von Seiten des Chalifen Boten an ihn geschickt wurden, um ihn nach seinen Absichten auszuforschen, und seine Entschiedenheit noch ebenso unerschüttert wie im Anfang darstellen mußten, da wurde der Chalif durch eine so wunderbare Beharrlichkeit veranlaßt, ein anderes Verhalten einzuschlagen: in der Annahme, daß jener durch die Besorgnis für die Christen, welche unter sarazenischer Herrschaft Freiheit in ihrem Gottesdienst, wie in Handel und Wandel

genossen, eher eingeschüchtert werden könnte, schickte er ihm 955.
an einem Sonntage einen Brief, der voll Drohungen steckte. Nur an Sonntagen nämlich und den höchsten christlichen Feiertagen, wie Weihnachten, dem Epiphanias-Fest, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, am Tage des heiligen Johannes, der Apostel [Petrus und Paulus] und anderer hervorragender Heiliger hatte er die Erlaubnis, zu beiden Seiten von zwölf Trabanten, welche Sagionen heißen, escortiert, die nächstgelegene Kirche, welche dem heiligen Martin geweiht war, zu besuchen. Als er nun an jenem Sonntage auf dem Kirchgange begriffen war, wurde ihm noch auf dem Hinwege der Brief überreicht. Da ihm nun schon das große Format — es war ein mächtiges viereckiges Stück Pergament — in Schrecken setzte, verschob er die Öffnung des Briefes, um nicht in seiner beabsichtigten Andacht gestört zu werden, bis man nach Beendigung des Gottesdienstes nach der Herberge zurückkehren würde. Als er das Schreiben entfaltete, fand er darin furchtbare Gewaltmittel angedroht und er gestand, niemals sonst durch eine Drohung so schwer getroffen worden zu sein.

(125) Nach zahlreichen Drohungen, welche seinen Ungehorsam gegen den Willen des Chalifen zum Ziel hatten — Drohungen welche, wie Johann bezeugte, gar keinen Eindruck auf ihn machten, war nämlich schließlich noch gesagt: wenn er es zu seiner Hinrichtung kommen lasse, werde der Chalif auch keinen einzigen Christen in ganz Spanien am Leben, sondern alle abschlachten lassen. Dabei hatte er ihm zu erwägen gegeben: „Bedenke doch, wie viele Menschen dann um Deinetwillen hingemordet sind, wie viele Morde Du vor Gott zu verantworten hast; denn durch keine andere Schuld haben sie das Leben verloren als durch Deine Streitsucht, von dem sie weit eher Friede und Förderung hätten erwarten sollen. Und Du könntest in der That jede erwünschte Vergünstigung für sie von uns erlangen, wenn Du nur nicht so hartnäckig unserem Willen widerstrebtest."

955. Nachdem Johann diesen Brief schon auf dem Wege von der Kirche zur Herberge still für sich durchgelesen, ward er lange von schwerem Kummer gequält, wie er sich dieser Drohung gegenüber zu verhalten habe, was er dem Chalifen antworten sollte, da er keine rechte Übung im Briefschreiben hatte. Plötzlich aber fiel ihm vom Himmel her, wie er es uns oft erzählt hat,
Ps. 55, 23. der Spruch ein: „Wirf Deine Sorge auf den Herrn!“ und
2. Mos. 4, 11. noch ein anderer: „Wer hat denn dem Menschen einen Mund gegeben? Bin ich es denn nicht?“ — und fort war alle Furcht und alles Grausen.

(126) Als er in die Herberge eingetreten war, rief er: „Bruder Garamann, nimm schnell ein Pergamentblatt und schreibe, was ich Dir dictiere!“ Der nahm auch sofort, wie ihm befohlen war, ein viereckig beschnittenes Stück vor und machte sich, die Feder in der Hand, zum Schreiben fertig. Und nun begann Johann; es flossen ihm mit einem Male die Worte nur so zu, daß auch der schnell schreibende Garamann wiederholt klagte: er könne nicht mitkommen, so viel hatte jener zu sagen; der Schreiber war nämlich in seiner Kunst äußerst geübt und bedeutend. Johann nahm in seiner Antwort Punkt für Punkt vor; er führte aus: Als hierher geschickter Gesandter handle er nur gewissenhaft nach der ihm von seinem Kaiser gegebenen Weisung; da seines Herrschers Majestät ihm den Brief unversiegelt anvertraut habe, so habe er gar nicht das Recht, ohne diesen Brief sich von dem Chalifen empfangen zu lassen oder dabei auf die Verlesung des Schreibens zu verzichten. Wenn der Chalif ihm das zubillige, werde er im übrigen sich nicht den geringsten Verstoß zu Schulden kommen lassen .... Sei das nicht der Fall, so werde er lieber Martern aller Art ausstehen, als nur um Haares Breite von den ihm erteilten Weisungen, von der gehörigen Ausführung seines Auftrags abweichen. Wie er schon auf die früheren Drohungen unverzagt geantwortet hätte, so wiederhole er auch jetzt: Selbst

wenn ihm stückweise alle Gliedmaßen seines Leibes, von den 955.
unbedeutendsten Gliedern bis zu den edelsten Organen, Tag für Tag abgeschnitten würden — und eine grausamere Marter sei doch nicht denkbar, als daß heute ein Fingerglied, morgen ein anderes und so fort einen Tag nach dem andern, dann der Unterarm und Oberarm, darauf Fuß, Unter- und Oberschenkel abgenommen würde, bis schließlich nur der Rumpf noch für das Mordwerkzeug übrig bleibe —, auch dadurch würde er sich nicht zur Nachgiebigkeit einschüchtern lassen. Auch wisse er zur Genüge aus den Berichten der früher an ihn gesandten Boten: der Chalif sei dessen schon inne geworden, daß er Todesfurcht nicht kenne; darum sei es auch müßig, ihn mit etwas einschüchtern zu wollen, was jeden Schrecken für ihn verloren habe. Wenn es nun in dem Briefe heiße: der Chalif werde, wenn er ihn hinrichten lassen müsse, keinen einzigen Christen in ganz Spanien am Leben lassen, und daß er für dieses Blutbad vor Gott verantwortlich sei, so verhalte sich das ganz anders: nicht er sei schuld an diesem Morde, sondern der jähzornige Chalif in seiner Bosheit und Grausamkeit; nur der werde für diese Morde büßen müssen, während er samt den abgeschlachteten Christen mit Christi Gnade zu einem besseren Leben eingehe. Aber selbst das noch abzuwenden sei für Gott
leicht; und wie einst Mardochai der Esther erklärte: „Wenn Esther 4, 14.
Du jetzt nicht für uns sprechen willst, so werden vielleicht die Juden durch ein anderes Ereignis befreit, Du aber und Dein Haus untergehen," so könne es auch jetzt noch Gott nichtsdestoweniger fügen, daß selbst noch im Vollzuge der von dem Chalifen angeordneten Hinrichtung ein unerwartet eintretendes Wunder das Schwert von dem Nacken der Christen zurückhalte. Darum möge er erfahren, daß auch die schrecklichsten Drohungen dieser Art nicht das geringste bei ihm fruchten; denn der Gott, welcher den unerschütterlich beharrlichen Mardochai vor dem hoffährtigen Haman durch ein Wunder gerettet habe, werde auch, wie

955. immer sein Ratschluß ausfalle, ihn nicht verlassen, zumal er ja nicht aus Mutwillen, sondern in Folge seines Gehorsams in diese Not gekommen sei. Mit wortreichen Ausführungen, deren allseitige Wirkung noch durch die Kraft einschlägiger Schriftstellen gesteigert war, ließ Johann den ganzen Schriftraum des Blattes anfüllen; und die Worte gingen ihm nicht eher aus, als bis der Schreiber mit seinem Pergament zu Rande war und erklärte: nun sei kein Platz mehr da.

(127) Dieser Brief wurde dem Chalifen überbracht. Aber er entbrannte nicht wie früher darüber in Zorn, sondern nahm ihn mit der eines Königs würdigen Mäßigung auf. Er war nämlich schon vorher von seinen Fürsten, welche allgemein um unsere Not wußten, sie auf das äußerste zu treiben gewarnt worden, um nicht durch ein solches Unterfangen unsern Herrscher vor den Kopf zu stoßen; denn ein so waffengewaltiger Sieger über viele Völker wie Otto werde jede Beleidigung, insonderheit die seinen Gesandten angethane, in furchtbarster Erbitterung rächen: er werde aus seiner Länder Fülle alle Mannschaft sammeln und, nachdem er ganz Spanien mit mancherlei Unheil schwer getroffen, es schließlich vielleicht nach Kriegsrecht sich unterthan machen. Nachdem diese Frage mehrfach erörtert war, erklärte jemand: da Johann augenscheinlich ein Mann von felsenfester Beharrlichkeit sei, so könne er ihm auch ein nicht geringeres Maß von Klugheit beimessen, und da ferner selbst eine so lange Zeit des Harrens sein Gottvertrauen offenbar nicht erschüttert habe, so könne er ihm darum auch Zuverlässigkeit in irdischen Dingen nicht abstreiten; so bringe er in Anregung, seinen eigenen Rat darüber einzuholen, was wohl zu thun sei. In diesem Sinne ging ihn nun eine Gesandtschaft an. Als er die zuletzt erwähnte Anfrage vernommen hatte, sagte er: „Jetzt endlich faßt Ihr die Angelegenheit verständig an; wenn Ihr gleich zu Anfang diese Frage an mich gerichtet hättet, wäre in dieser langen Zeit Euch und mir viel quälender Verdruß und Kummer er-

spart geblieben. Eine Auskunft ergiebt sich schnell und leicht 955.
folgendermaßen: Euer Chalif möge an unsern Herrn, den Kaiser [1]), eine Gesandtschaft schicken, damit er mir angebe, wie ich mich seinem Auftrage gegenüber verhalten soll. Legt mir einen Brief von ihm vor, und ich werde ihm in allen Stücken folgsam sein!"

(128) Als der Chalif diese Antwort vernommen, ließ er sich die ihm von dem verständigen Manne unter den Fuß gegebene Auskunft gefallen und nun nachfragen, wer eine so gefährliche Reise unternehmen möchte, indem er, da kaum einer oder eigentlich niemand sich offen dazu hergeben wollte, jedem, wer es auch sei, jede gewünschte Ehre und Schätze aller Art nach glücklicher Heimkehr verhieß. Endlich erbot sich unter der Hofbeamtenschaft ein gewisser Recemund, ein gut katholischer Mann, welcher in christlicher wie in der arabischen Landeswissenschaft gleich heimisch war. Er hatte am Hofe das Amt, die Anliegen der verschiedenen nach dem Palast strömenden Bittsteller anzuhören und sie — da alle Klagen und Gesuche schriftlich angebracht und entschieden werden — schriftlich aufgesetzt einzureichen und ebenso die schriftlichen Bescheide zu erteilen; außer ihm waren noch andere für dieses Amt bestimmt. Als er bei anderen nur Kleinmut sah, hielt er die Zeit, sein Glück zu machen, für gekommen: während die anderen ängstlich zurückhielten, fragte er: „Welch ein Lohn wird denn dem werden, welcher Euch seine Seele verkauft?" So lautete nämlich die feierliche Formel; sooft jemand zu einer lebensgefährlichen Sendung abgeordnet wurde, forderte man ihn dazu mit den Worten auf: „Verkaufe mir Deine Seele"; kehrte er glücklich zurück, so wurde er auf das reichste belohnt. Recemund nun erhielt auf seine Frage die Antwort: ihm solle jeder Wunsch

[1]) So — aber nicht ständig — wird Otto, der damals noch König war, von dem Zeitpunkt aus genannt, an welchem die Lebensbeschreibung verfaßt wurde.

955. erfüllt werden. Da bat jener zunächst so lange um Urlaub, daß er sich in ausreichender Weise mit dem in Gewahrsam gehaltenen Gesandten besprechen könne; dann werde er sich darüber erklären, ob er das Wagnis unternehmen würde.

(129) Das wurde ihm bewilligt; und so wandte er sich an Johann und fragte ihn sorgsam nach den Sitten und Einrichtungen unseres Landes: ob der Herrscher gnädig sei, wie er mit den Seinen verfahre, ob er etwa jähzornig sei und unerbittlich an der einmal ausgesprochenen Entscheidung festhalte, und vieles andere der Art, endlich ob er es auch wirklich wagen dürfe, die Botschaft des Chalifen an ihn auszurichten, ohne fürchten zu müssen, daß man sich für die lange Haft, welche Johann hier auszustehen gehabt hätte, an ihn, als Gesandten des Chalifen, halten werde. Johann antwortete sofort: es werde alles glücklich von statten gehen, und befreite ihn dadurch von aller Zaghaftigkeit und Furchtsamkeit; er versicherte ihm, daß man ihn vielmehr erfreut mit offenen Armen aufnehmen würde; er werde ihm einen Brief an seinen Abt mitgeben, der ihn herrlich empfangen und, solange er wolle, behalten und pflegen würde, bis er ihn dem Bischof vorgestellt hätte, um ihn dann entweder mit diesem selbst oder einer Gesandtschaft von ihm in Frieden und Gnaden zu dem Kaiser zu bringen. Durch diese Aussicht ließ sich jener gewinnen; er kehrte an den Hof zurück und erklärte sich zu der Reise bereit, wofern ihm der ausbedungene Lohn gewährt würde. Es war ein gerade erledigtes Bistum, welches er sich als Preis für seine Mühe ausbat. Das wurde ihm ohne weiteres zugestanden, und so wurde in ihm ein Laie sofort zum Bischof befördert.

Juni. (130) Darauf brach er, mit königlichem Aufwande ausgerüstet und mit einem Brief versehen, eilends nach Gallien

August. auf und langte in ungefähr zehn Wochen in Gorze an. Hier empfingen ihn alle mit Freuden; dann lud ihn nach einigen Tagen der heilige Bischof Adalbero zu sich in die Stadt ein,

in welcher er eine Reihe von Tagen, festlich bewirtet, blieb. Von 955.
hier aus besuchte er zusammen mit dem Bischof alle Bistums-Orte und brachte bei ihm — Ende August war er gekommen — den Herbst und Winter zu, bis nach Weihnachten der Befehl eintraf, die Spanier zu dem Kaiser zu senden. Sein Gepäck und mehrere seiner Begleiter blieben inzwischen zu Gorze in Verwahrung. So wurde er denn um das Fest der heiligen 956 Febr. 2.
Mutter Gottes Maria von dem genannten hochwürdigen Bischof und zugleich begleitet von dem Herrn Abt Eginold zu dem Kaiser gebracht und ehrenvoll in der Pfalz zu Franconofurde [Frankfurt] empfangen [1]). Als er seine Botschaft ausgerichtet und der Treue und Beharrlichkeit Johanns das höchste Lob gespendet hatte, bestimmte man einen milder gehaltenen Brief zur Überreichung. Johann erhielt die Weisung, den ersten zu unterdrücken und den Befehl, nur mit den Geschenken sich zum Chalifen zu begeben, Freundschaft zu schließen, Ruhe vor den feindlichen Überfällen der räuberischen Sarazenen unter allen Umständen zu erwirken [2]) und seine Heimkehr zu beschleunigen. Um diese Aufträge und andere Geschenke zu überbringen, wurde ein Mann aus Verdun Namens Dudo [3]) bestimmt. So kehrte der Spanier nach Gorze zurück, und nachdem er dort die vierzigtägigen Fasten noch zum größeren Teil verlebt hatte, trat er
um Palmsonntag mit dem kaiserlichen Gesandten die Heimkehr März 30.
an und traf Anfang Juni in Cordova ein. Als er nun gleich Juni.
mit dem neuen Gesandten Zutritt in den Palast haben wollte, entschied der Chalif: „Daraus wird nichts! Erst sollen die, mit welchen wir uns so lange nicht haben einigen können, mit

[1]) Hier machte Liudprand die Bekanntschaft des Bischofs, von welchem er sich zur Abfassung der Antapodosis anregen ließ; vgl. oben S. 35.

[2]) Otto wünschte die Zurückziehung der weit vorgeschobenen Araber-Posten, welche die Alpen unsicher machten, erlangte dieses Zugeständnis aber nicht.

[3]) Vgl. oben S. 552 Anm. 1.

956. den früher ihnen erteilten Gaben und Aufträgen vorgelassen werden, dann sollen die zweiten der Reihe nach Zutritt erhalten. Und auch diese sollen mein Angesicht nicht eher schauen, als bis sie unsern so lange hartnäckigen Mönch besucht und durch willkommene Nachrichten aus dem Vaterlande, von seinen Angehörigen und den neuen Aufträgen seines Königs erfreut haben.

(131) Und so geschah es. Johann, seiner nun fast dreijährigen Haft ledig, erhielt den Befehl, vor dem Chalifen zu erscheinen. Als ihm aber von den Boten bedeutet wurde: er habe sich mit geschorenem Haar und rein gewaschenem Körper in einem Festkleide einzufinden, um vorgelassen zu werden, und er sich dessen weigerte, meinten jene: er habe wohl kein Festkleid anzuziehen, und meldeten es dem Chalifen. Sofort übersandte dieser ihm zehn Pfund Silber zu einem Kleide, in welchem er sich vor ihm sehen lassen konnte; denn es gilt dort nicht für schicklich, im Alltagsgewande dem Chalifen unter die Augen zu treten. Johann schwankte nun zunächst, ob er das Geld nehmen solle; endlich schlug der Gedanke bei ihm durch, daß er es ja vortrefflich für die Bedürfnisse der Armen verwenden könne, und so ließ er dem freigebigen Chalifen Dank sagen, daß er für ihn so zu sorgen geruht hatte; dann aber fügte er, ein echter Mönch, noch hinzu: „Die Gabe des Chalifen weise ich zwar nicht zurück, aber ich denke nicht daran, eine andere Kleidung als meine einfache schwarze, dem Mönche einzig erlaubte, anzulegen: keinen Überwurf und ebenso wenig ein farbiges Kleid.“ Als das dem Chalifen zugetragen wurde, sagte er: „Daran erkenne ich seine Beharrlichkeit. Und wenn er auch in einen Sack gehüllt kommt, ich werde ihn mit großem Vergnügen empfangen; er gefällt mir fortan nur noch mehr.“

(132) An dem für seinen Empfang festgesetzten Tage bot man nun an ausgesuchtestem Schmuck alles Mögliche auf, um eine wahrhaft königliche Pracht zu entfalten. Die ganze Straße von der Herberge bis zur Stadt und innerhalb derselben bis

zum Palast des Chalifen hielten zu beiden Seiten Truppen 956.
verschiedener Gattung besetzt: hier stand Fußvolk mit Gewehr bei Fuß, dann kamen weit gedehnte Reihen, welche ein Scheingefecht aufführten, indem sie ihre Speere und Wurfspieße schwangen und damit zustießen, darauf die leicht bewaffnete Maultier-Reiterei und endlich die gepanzerten Reiter, welche ihre Rosse zu wilden und manigfachen Sprüngen anspornten. So also wurden sie, schon durch der Mauren fremdländisches Äußere in Schrecken gesetzt, noch unter Kampfspielen mancher Art, mit welchen jene zu imponieren glaubten, durch des Weges furchtbaren Staub, wovon die Trockenheit der Jahreszeit — es war um die Sommer-Sonnenwende — schon an sich genug auf- Juni 21.
wirbelte, bis zum Palast geleitet. Von dem gesamten Hofstaat wurden sie draußen vor der Pforte empfangen, wo selbst der ganze Estrich mit den kostbarsten Teppichen und Stoffen belegt war.

(133) Dann erfolgte der Einlaß in das Gemach, wo der Chalif fast unnahbar wie ein Gott thronte. Hier war alles mit den seltensten Hüllen bedeckt, sodaß zwischen Estrich und Wänden jeder Unterschied verschwand. Der Chalif selbst hatte auf einem blendend ausgestatteten Divan Platz genommen. Man bedient sich nämlich nicht wie bei anderen Völkern dort der Sessel oder Stühle, sondern zum Plaudern oder Essen setzt man sich mit untergeschlagenen Beinen auf Polster und Divane. Als nun Johann näher trat, reichte er ihm die innere Handfläche zum Kusse dar. Denn es ist unzulässig, daß er selbst Unterthanen und Fremde küßt; er läßt sich auch außerhalb seines Palastes von keinem einzigen untergeordneten oder unbedeutenderen Manne küssen, und von den Höchstgestellten auch nur bei einem feierlichen Empfange mitten auf die geöffnete Handfläche.

(134) Darauf winkte er Johann auf einen bereit gestellten Sessel sich niederzulassen. Nachdem beide schweigend eine Zeit lang einander gemustert, begann der Chalif: „Ich weiß, Dein

956. Herz ist gegen mich aufgebracht gewesen, nämlich gerade so lange, als ich Dich nach meinem Empfange habe schmachten lassen. Aber Du weißt es ja selbst sehr wohl: ich habe nicht anders handeln können. Ich habe dabei Deinen Mut und Deine Weisheit kennen gelernt; Dich auch von Angesicht zu Angesicht zu schauen und mir dabei Deinen Brief überreichen zu lassen, haben mich Verhältnisse gehindert, welche ich nicht bemeistern kann. Ich möchte Dir aber den Argwohn nehmen, als sei Haß gegen Dich der Grund gewesen. Jetzt empfange ich Dich nicht nur mit Freuden, Du sollst auch alle Deine Anliegen gewährt erhalten." Johann hatte sich zwar vorgenommen, wie er uns später gestand, den Chalifen etwas von der Bitterkeit empfinden zu lassen, welche eine so lange Leidenszeit in ihm angesammelt hatte; er wurde aber nun plötzlich so vollkommen umgestimmt, daß er wie nur irgend einer frei von Voreingenommenheit war. Darauf gab er folgende in das einzelne gehende Antwort: Er könne allerdings nicht leugnen, daß er zuerst durch die Schroffheit so zahlreicher Botschaften aufgebracht worden sei; aber selbst damals schon habe er im stillen den Gedanken nicht los werden können, daß bei dem ganzen gegen ihn gerichteten Verfahren die Drohungen nicht ernst gemeint, sondern nur Blendwerk gewesen seien; schließlich habe er auch eingesehen, daß alle Hindernisse, die ganze Verzögerung sich folgerecht aus seinem Thun und Reden in den vergangenen drei Jahren ergäben, und es berechtige auch nicht der geringste Anlaß mehr zu dem Argwohn, daß irgend etwas aus Haß gegen ihn geschehen sei. Des letzten Gedankens daran habe er sich ganz entschlagen und wünsche sich jetzt nur noch Glück zu dem prächtigen Empfange, welchen des Chalifen Gnade ihm bereitet; er preise einen Fürsten, in dessen Charakter er aus eigener Erfahrung unermüdliche Beharrlichkeit mit äußerst seltener, die rechte Mitte einhaltender Mäßigung vereint wisse. Durch diese Antwort hatte er die volle Huld des Chalifen gewonnen, welcher

ihn jetzt aufforderte, ehe er das Zwiegespräch weiter fortsetzte, 956. zuvörderst die Geschenke seines Herrschers darzubringen. Das that Johann, bat aber dabei zugleich dringend um die gnädige Erlaubnis zur Heimreise. Betroffen rief der Chalif: „Weshalb denn ein so jähes Scheiden? So lange haben wir uns der gegenseitigen Bekanntschaft getrösten müssen, und jetzt, da wir kaum einander ansichtig geworden, sollen wir gleich wieder von einander lassen, ohne uns recht kennen gelernt zu haben? Bis jetzt haben wir ja nur einmal einander zu Gesicht bekommen, dabei hat sich das Herz dem Herzen noch zu wenig erschließen können; wenn wir uns zum zweiten Mal sehen, wird das schon mehr geschehen, und bei der dritten Zusammenkunft werden wir uns ganz verstehen und die besten Freunde werden. Dann erst möchte ich Dich Deinem Herrn zurücksenden; dann erst sollst Du mit seiner und Deiner würdigen Ehren heimgeleitet werden." Nachdem Johann sich damit einverstanden erklärt, wurde auch die zweite Gesandtschaft auf des Chalifen Befehl vorgelassen, welche in Johanns Gegenwart die mitgebrachten Geschenke überreichte.

(135) Darauf erst wurden beide Gesandtschaften in ihre Herbergen entlassen. Nach einiger Zeit wurde Johann abermals zum Chalifen beschieden, welcher sich lange mit ihm vertraulich unterhielt: über die Macht und Weisheit unseres Königs, über die Stärke und die Menge seiner Heeresmannen, über seinen Ruhm und seinen Reichtum, über seine kriegerische erfolggekrönte Tüchtigkeit und über vieles dieser Art. Aber der Chalif rühmte auch sich selbst, die Stärke seines Heeres, worin er alle Könige der Welt überträfe. Darauf ließ sich Johann nur so weit ein, als nötig war, um den Chalifen in gnädiger Stimmung zu erhalten, fügte aber schließlich doch hinzu: „Daran halte ich als an etwas Unumstößlichem fest: ich kenne keinen König in der Welt, welcher mit unserem Kaiser an Landgebieten, Rüstungen und Rossen den Vergleich aushalten kann!"

956. (136) Der Chalif stillte oder beschwichtigte seinen Unwillen darüber und bemerkte nur: „Du hast Unrecht, Deinen König so zu preisen." „Ob das begründet ist oder nicht", erwiderte jener, „das kommt ja auf eine Probe an." Darauf entgegnete der Chalif: „Du magst meinetwegen im übrigen Recht haben; aber einen Punkt giebt es, in welchem er unzweifelhaft sehr unvorsichtig ist." „Und welcher wäre denn das?" fragte jener. „Er behält die ganze Gewalt seiner Macht nicht für sich allein, sondern geht damit so verschwenderisch um, daß er jedem seiner Anverwandten eine eigene Herrschaft einräumt dergestalt, daß er Teile seines Reichs unter sie verteilt in dem Wahne, sie sich dadurch treuer und unterwürfiger zu machen. Aber das ist ein gewaltiger Irrtum; denn damit nährt er nur den Hochmut und liefert die Mittel zu einem bewaffneten Widerstande gegen sich selbst, wie das ja jetzt bei seinem Schwiegersohn zu Tage getreten ist, welcher ihm treuloser Weise den eigenen Sohn abspenstig machte und in seinen offenen Gewaltmaßregeln gegen ihn sich so weit vergaß, daß er ein fremdes Volk, die Ungarn, zu einem Verwüstungszuge in das Herz des Reiches führte . . . [1])"

B.

Bericht des Bischofs Liudprand von Cremona über seine Sendung nach Constantinopel.

Obgleich Otto zu Beginn des Jahres 967 das Brüderpaar Pandulf und Landulf, die langobardischen Herrscher der Fürstentümer Capua und Benevent, über welche Byzanz eine Oberherrlichkeit beanspruchte, in den Lehnsverband seines Reiches aufgenommen und Pandulf dabei mit den Marken Spoleto und Camerino bewidmet hatte, glaubte er dennoch in Frieden mit dem griechischen Kaiser auskommen, ja sogar die Hand der Prinzessin Theophano und vielleicht als Mitgift die griechischen Besitzungen in Unteritalien für seinen Sohn Otto erlangen

[1]) Der Schluß ist leider verloren.

zu können. Noch um Ostern 967 durch eine griechische Gesandtschaft in diesen Hoffnungen bestärkt, eröffnete er die Verhandlungen über das ihm erwünschte Ehebündnis, indem er den Venezianer Dominicus nach Constantinopel sandte. Hier war der ruhmgekrönte Feldherr Nikephoros im Jahre 963 durch die Umtriebe der Witwe des Kaisers Romanos II., der sitten- und gewissenlosen Theophano, Kaiser geworden, hatte sich mit seiner Gönnerin vermählt und ihre beiden minderjährigen Söhne, die eigentlichen Thronerben, Basilios und Constantin bei Seite geschoben. Auf die Kunde, daß Otto die deutsche Oberherrschaft über Capua und Benevent ausgedehnt habe, schickte er, nicht willens, irgend ein Recht seines Reiches zu opfern, sofort ein Heer nach Bari und brach selbst nach Italien auf. Unterwegs traf ihn Dominicus und vermochte ihn nur durch die Zusicherung, daß Otto kein Recht und Gebiet des griechischen Reiches antasten wolle, umzukehren und der Werbung um die mit seiner Gemahlin gleichnamige Stieftochter Gehör zu schenken. Mit jener Zusicherung hatte Dominicus aber seine Vollmacht überschritten; denn Otto dachte nicht daran, die Fürsten von Capua und Benevent ihrer Lehnspflicht zu entbinden: das stellte sich heraus, als im Anfang des Jahres 968 eine griechische Gesandtschaft bei Otto in Capua anlangte. In der Meinung, die Geneigtheit der Griechen erzwingen zu können, rückte Otto Anfang März in Apulien, die nächste griechische Landschaft Unteritaliens, ein, besann sich aber, als die Hauptstadt Bari sich für ihn ohne Flotte als uneinnehmbar erwies, eines bessern und kehrte Anfang Mai in den eigenen Bereich, nach der Mark Camerino zurück, um noch einmal den Versuch zu machen, sein Ziel durch Unterhandlungen zu erreichen. Dieses Auskunftsmittel hatte der Bischof Liudprand von Cremona seinem Kaiser angeraten: er hielt sich zugleich auch auf Grund seiner Gesandtschaftsreise in den Jahren 949 und 950 [1]) für den geeignetsten Mann, den Herzenswunsch Ottos in Constantinopel zur Erfüllung zu bringen, und so wurde er denn mit jener Sendung betraut, über deren Ergebnis er den folgenden Bericht abgestattet hat:

Ihren Majestäten, den unüberwindlichen römischen Kaisern, Otto dem Vater und Otto dem Sohne, und ihrer Majestät, der ruhmreichen Kaiserin Adelheid, wünscht Liudprand, der Bischof der heiligen Kirche zu Cremona, von Grund seines Herzens immerdar Heil und Segen, Glück und Sieg!

---

[1]) Liudprands Aufzeichnungen darüber sind oben S. 481 ff. mitgeteilt.

968. (1) Der Grund, aus welchem Ihr bisher weder Brief noch Botschaft von mir erhalten habt, wird sich klärlich aus dem
Juni 4. nachstehenden Berichte ergeben. Am 4. Juni trafen wir in Constantinopel ein; und wie schon der Empfang Euch zur Schmach unwürdig war, so gestaltete sich auch die ganze Behandlung drückend und unwürdig. Man sperrte uns in eine geräumige, aber offene Pfalz, die weder gegen Kälte noch gegen Hitze Schutz gewährte, und stellte Soldaten in Wehr und Waffen als Posten davor, welche allen meinen Begleitern den Austritt, jedem andern den Zutritt versagten. Diese für uns Eingesperrte also ausschließlich bestimmte Halle lag von dem kaiserlichen Palast so weit ab, daß uns der Athem verging, wenn wir dort ankamen; denn wir mußten gehen, Reiten war uns verboten. Um unsere leidige Lage zu verschlimmern, war der griechische Wein infolge seiner Vermischung mit Pech, Harz und Gips für uns ungenießbar; in der Halle selbst gab es kein Wasser, und so konnten wir unsern Durst nicht einmal mit Wasser stillen, das wir mit schwerem Gelde zu kaufen bereit waren. Zu diesem Kreuz kam noch ein anderes hinzu; das war unser Quartiermeister, welcher für unsere täglichen Bedürfnisse zu sorgen hatte: seines gleichen auf Erden zu suchen dürfte fruchtlos sein, aber vielleicht kann die Hölle damit aufwarten; was er nämlich an Unheil, an Erpressungen, Prellereien, Kränkungen und Verschüchterungen ersinnen konnte, das schüttete er wie ein überströmender Gießbach auf uns aus. Von hundert und zwanzig Tagen verging nicht einer, der uns nicht Seufzen und Klagen gebracht hätte.

(2) Am 4. Juni langten wir, wie gesagt, vor Constantinopel am Kareischen Thore an und mußten unter strömendem Regen mit unseren Pferden bis zur elften Stunde warten. Erst um die elfte Stunde befahl Nikephoros uns einzulassen, aber nicht zu Roß — denn dessen hielt er uns, die doch Eure Gnade hoch geehrt hat, nicht für wert —, und in die genannte ver-

haßte, wasserlose und offene Marmorhalle zu führen. Am 968.
6. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten, wurde ich von dem Juni 6.
Bruder des Kaisers, dem Hofmarschall und Kanzler Leo, empfangen, von welchem wir durch einen heftigen Streit über Euren kaiserlichen Titel gelangweilt wurden. Er nannte Euch nämlich nicht Kaiser, d. h. βασιλέα in seiner Sprache, sondern aus Geringschätzung ῥῆγα, d. h. König in der unsrigen. Als ich ihm bemerkte, daß Verschiedenheit nur im bezeichnenden Wort, im bezeichneten Wert aber Gleichheit vorhanden sei, fragte er mich, ob ich etwa um des Streites willen und nicht vielmehr um des Friedens willen hergekommen sei, erhob sich zornig wie er war und nahm Euer Schreiben nicht eigenhändig entgegen, sondern ließ es — wie unanständig! — seinem Dolmetscher einhändigen — ein Mensch, der für seine Rolle etwas zu lang geraten ist; denn die Demut, welche er zur Schau trägt, ist erheuchelt: er gleicht dem Rohr, das einem die Hand durchbohrt, wenn man Jes. 36, 6.
sich darauf stützt.

(3) Am 7. Juni, also am heiligen Pfingsttage selbst, wurde Juni 7.
ich in der Στεφάνα genannten Halle — d. h. Krönungshalle — von Nikephoros empfangen, einem wahren Scheusal in Menschengestalt, der pygmäenhaft, mit dickem Kopf und kleinen Maulwurfsaugen, abstoßend wirkt durch seinen kurzen, breiten, dichten und halb ergrauten Bart und durch den kaum angedeuteten Hals, mit den langen Borsten seines Hauptshaars wie ein Schwein aussieht und schwarz wie ein Neger ist — kurz, ein Kerl, dem man um Mitternacht nicht gern begegnet [1]). Dabei ist sein Bauch aufgetrieben, sein Hintern eingetrocknet; er hat zu der gedrungenen Gestalt unverhältnismäßig lange Lenden, kurze Waden und Plattfüße. Er trug ein aus Byssus gewobenes Festkleid, das, schon durch langen Gebrauch fadenscheinig und verschossen, nur noch ein alter Plunder war, und Sikyonische Schuhe.

[1]) Juvenal, Sat. V, 54.

968. Er spricht nicht, sondern poltert, ist ein Fuchs an Verschlagenheit und im Flunkern und Falschschwören ein zweiter Odysseus. O meine erlauchten Herren, Eure kaiserlichen Majestäten sind mir immer schön, immer prächtig, immer imponierend, immer gnädig und immer tugendreich erschienen, aber wie viel mehr von diesem Augenblick an! Zu seiner Linken, aber nicht in gleicher Höhe mit ihm, sondern weit zurück saßen die beiden kleinen Kaiser, einst seine Herren, jetzt seine Unterthanen. Er begann nun die Unterredung folgendermaßen:

(4) „Wir hätten wohl die Pflicht gehabt, Dich gnädig mit Ehrengepränge zu empfangen, und wir wären auch gern so verfahren; aber die Gewissenlosigkeit Deines Herrn verwehrt es uns, welcher in feindlichem Anfall Rom sich angeeignet, Berengar und Adalbert gewaltsam die Krone genommen hat, Römer teils mit dem Schwert, teils mit dem Strange hat hinrichten und teils blenden lassen [1]), welcher außerdem Städte unseres Reichs mit Mord und Brand sich zu unterwerfen versucht hat und nun, weil ihm dieser Anschlag mißlingen mußte, den Friedliebenden spielt und Dich, den Ohrenbläser und Förderer dieses Schurkenstreichs, als κατάσκοπον d. h. Kundschafter zu uns gesendet hat."

(5) Darauf antwortete ich: „Die Stadt Rom hat mein Herr nicht gewaltthätig wie ein Tyrann eingenommen, sondern sie von dem Joche seines Tyrannen oder vielmehr seiner Tyrannen befreit. Oder haben nicht Weiberknechte über sie geherrscht und, was noch ärger und schändlicher ist, Huren [2])? Damals schlief wohl Deine oder Deiner Vorgänger Gewalt, die nur dem Namen nach, nicht aber in Wirklichkeit römische Kaiser waren? Wenn es machtvoll waltende, wenn es römische Kaiser waren,

---

[1]) Das bezieht sich auf das Strafgericht, welches Otto um Weihnachten 966 über die Römer für ihre Empörung gegen Papst Johann XIII. verhängte.

[2]) Vgl. den VI. Erläuterungsabschnitt.

warum ließen sie denn Rom in der Gewalt verbuhlter Weiber? 968.
Sind etwa nicht einige der heiligsten Päpste vertrieben, andere so heimgesucht worden, daß sie nicht einmal das tägliche Brot, geschweige denn Mittel zum Almosenspenden hatten? Hat etwa nicht Adalbert einen Schmähbrief an Deine Vorgänger, die Kaiser Romanos und Constantin, geschrieben? Hat er nicht die Kirchen der heiligsten Apostel durch räuberische Eingriffe geplündert? Wo war denn da der Kaiser, der in heiligem Eifer es sich hätte angelegen sein lassen, ein so schmähliches Unterfangen zu rächen und die heilige Kirche wieder zu Ehren zu bringen? Von Euch hat sich keiner darum gekümmert, wohl aber mein Herr, der von den Enden der Welt sich aufmachte und nach Rom zog: er hat die Schelme abgethan und den Statthaltern der heiligen Apostel alle Macht und Ehre überantwortet! Wenn sich danach jemand gegen ihn und den Herrn Papst erhob, so hat er freilich alle als Meineidige und Frevler, als der Mißhandlung und des Raubes an ihrem apostolischen Herrn Schuldige, und zwar nach den Gesetzen der römischen Kaiser Justinian, Valentinian, Theodosius und der anderen, peitschen, köpfen, henken lassen und in die Verbannung geschickt; aber er wäre gewissenlos, ungerecht, grausam, er wäre ein Tyrann gewesen, hätte er es nicht gethan. Es liegt auch klar zu Tage, daß Berengar und Adalbert seine Lehnsmannen geworden waren, daß sie das Königtum Italien vermittelst des goldenen Scepters aus seiner Hand empfangen und ihm in Gegenwart Deiner Knechte, die noch heute am Leben und in dieser Stadt ansessig sind, eidlich Treue gelobt hatten [1]). Weil sie nun dieses Gelöbnis auf Antrieb des Teufels treulos gebrochen haben, hat er sie mit Recht als Fahnenflüchtige und Empörer der Krone beraubt; und Du würdest mit jedem, der sich erst Dir ergiebt und dann gegen Dich empört, auch nicht anders verfahren."

---

[1]) Auf dem Reichstage zu Augsburg 952; vgl. oben S. 499.

968. (6) „Aber", warf er mir ein, „Adalberts Vasall [1]) stellt den Thatbestand nicht so dar." Darauf erwiderte ich: „Wenn das der Fall ist, so soll, wenn Du befiehlst, morgen einer aus meiner Begleitmannschaft die Wahrheit meiner Darstellung im Zweikampf erhärten." „Angenommen", sagte er, „es verhalte sich so, Dein Herr sei mit seinem Verfahren, wie Du behauptest, im Recht; nun erkläre mir aber, weshalb er ein Gebiet unseres Reichs mit Feuer und Schwert angegriffen hat: wir waren ja doch Freunde und gedachten einen unauflöslichen Bund durch eine Heirat zu schließen."

(7) „Das Land", antwortete ich, „welches Du einen Bestandteil Deines Reiches nennst, gehört nach Abstammung und Sprache seiner Bewohner offenbar zum italischen Reiche. Die Langobarden haben es in ihrer Botmäßigkeit gehalten, und Ludwig, der Kaiser der Langobarden und Franken, hat es durch einen blutigen Sieg aus der Hand der Sarazenen befreit [2]). Aber auch Landulf, der Fürst von Benevent und Capua, hat es unterworfen und sieben Jahre lang als Herr darüber gewaltet [3]). Es wäre auch nicht aus seiner und seiner Nachfolger Unterthänigkeit bis auf den heutigen Tag gelöst worden, wenn nicht Kaiser Romanos sich die Geneigtheit unseres Königs Hugo mit unermeßlich hohen Geldsummen erkauft hätte [4]); das nämliche Ziel verfolgte er, indem er mit seinem gleichnamigen Enkel die uneheliche Tochter unseres Königs, desselben Hugo, vermählte [5]). Und wenn nun mein Herr nach der Erwerbung

[1]) Im 29. Kapitel wird er als Gesandter Adalberts bezeichnet und Grimizo genannt.

[2]) Im Jahre 871.

[3]) Es ist derjenige Landulf, mit welchem verbündet Papst Johann X. 915 die Araber vom Garigliano vertrieb.

[4]) In der Antapodosis (III, 22—24) oben S. 441 erzählt Liudprand von dem Verlangen des eben auf den Thron erhobenen Hugo, in ein freundschaftliches Verhältnis mit dem griechischen Kaiser zu kommen.

[5]) Von den darauf bezüglichen Verhandlungen spricht Liudprand

Italiens und Roms Dir das Land so viele Jahre gelassen hat, 968.
so willst Du ihm das, wie ich merke, nicht als Vergünstigung, sondern als Schwäche auslegen? Was den Freundschaftsbund anlangt, welchen Du nach Deiner Behauptung durch eine Heirat zu schließen willens warst, so halten wir das für eitel Lug und Trug: Du gingst dabei nur auf einen Waffenstillstand aus — ein Verlangen, welches Deinerseits ebenso widersinnig war, wie unsererseits die Gewährung gewesen wäre[1]). Um nun aber ohne jeden Hintergedanken offen und ehrlich zu reden: mein Herr hat mich zu Dir geschickt, um mir von Dir, falls Du die Tochter des Kaisers Romanos und der Kaiserin Theophano, meinem Herrn, seinem Sohne, des Kaisers Otto Majestät, zur Gemahlin geben willst, eine eidliche Zusicherung erteilen zu lassen: dann soll ich Dir eidlich geloben, daß mein Herr aus Erkenntlichkeit zu Deinen Gunsten dies und das vornehmen und einhalten wird. Mein Herr hat sogar schon jetzt ein recht ansehnliches Freundschafts-Unterpfand Dir, seinem Bruder, zukommen lassen, indem er Apulien, das schon ganz seiner Gewalt unterworfen war, auf meine Veranlassung, den Du als Ohrenbläser dieses Dir gespielten Streiches bezichtigst, räumte. Dafür sind so viele Zeugen vorhanden, als ganz Apulien Einwohner hat."

(8) „Schon zwei Uhr vorbei", knurrte Nikephoros; „wir haben die προέλευσις d. h. den feierlichen Kirchgang vor. Jetzt erst das dringendere; Deine Auslassungen werden wir gelegentlich richtig stellen."

(9) Diese προέλευσις zu beschreiben soll mich nicht verdrießen, wenn es meine Herren nicht verdrießt, davon Kenntnis zu nehmen. Eine zahlreiche Menge Krämer und gemeiner Leute waren zum preisenden Empfang des Nikephoros bei dieser Feier-

---

in der Antapodosis (V, 14), von der Vermählung ebenda (V, 20): oben S. 468, 473.

[1]) Das geht wohl auf die Gesandtschaft, welche, wie oben S. 573 erwähnt, zu Anfang des Jahres 968 bei Otto eintraf.

968. lichkeit versammelt und bildeten, mit recht ärmlichen Schildchen und verächtlichen Spießen verunziert, auf den Straßen vom Palast bis zur Sophienkirche — eine lebende Hecke — Spalier. Um die Unanständigkeit des Aufzugs noch zu vermehren, war das Gesindel zum größten Teil barfuß dem Kaiser zu Ehren ausgerückt: sie mußten wohl denken, so seiner heiligen προέλευσις größeren Schmuck zu verleihen. Aber selbst die Großen seiner Krone, welche mit ihm durch die barfüßige Pöbelmenge zogen, waren mit zu weiten und vor Alter schon gerissenen Gewändern angethan: in ihrem Alltagsrock wäre ihr Aufzug entschieden anständiger gewesen; denn unter ihnen war niemand, bei dessen Urgroßvatersvater der Rock neu gewesen wäre. Keiner war da mit Gold oder Edelsteinen geschmückt, ausgenommen einzig Nikephoros: aber ihn ließ der kaiserliche Ornat, der einem seiner Vorfahren angemessen und angefertigt war, nur noch scheußlicher erscheinen. Bei Eurem Leben, das mir teurer ist als mein eigenes: ein Staatskleid eines Eurer Großen ist weit kostbarer als über hundert von dieser Sorte! Zur προέλευσις hinzugezogen, erhielt ich auf der Erhöhung neben den Psalten d. h. Sängern meinen Platz.

(10) Als nun das Ungetüm wie ein Kriechtier herankam, da ließen die Sänger in niedriger Schmeichelei das Lied erschallen: „Sieh, da kommt der Morgenstern, das leuchtende Gestirn geht auf, dessen Strahlen blendender sind als Sonnenschein, der bleiche Tod der Sarazenen, Nikephoros, der μέδων — d. h. der Herrscher —!" Und im Anschluß daran sangen sie: „Mögen dem μέδων — also dem Herrscher — noch πολλὰ ἔτη — d. h. viele Jahre — beschieden sein! Ihr Völker, huldigt ihm, verehrt ihn und beugt Euch vor seiner Majestät!" Es hätte der Wahrheit weit besser entsprochen, wenn sie gesungen hätten: „Komm nur, Du Schlacke, μέλε[1]), watschelnd

[1]) „Du Narr", nach Köhlers Vorschlag.

wie eine Vettel, ein Kobold von Gestalt, Du täppischer Schmutzfink, als bockbeiniges Hornvieh ein Doppelwesen, Du borstiger, roher und ungeschlachter Tölpel, Du plumper, zottiger und widerhaariger Kappadokier [1])!" — Durch diese lügnerischen Lobgesänge aufgeblasen, betritt er nun die Sophien-Kirche, in welche ihm seine Herren, die Kaiser, nur in gemessener Entfernung folgen, um sich vor ihm bei dem Friedenskuß bis auf die Erde zu verneigen. Sein Waffenträger bezeichnet in der Kirche mit einem Pfeil auf einer Meßstange den Fortgang seiner Aera, d. h. die nach seinem Regierungsantritt abgelaufene Zeit, und zwar verständlich auch für alle, welche die Handlung nicht mit angesehen haben. 968.

(11) An demselben Tage zog er mich zur Tafel. Da er aber der Meinung war, daß mir auch nicht vor irgend einem seiner Großen der Vorrang zukomme, erhielt ich den fünfzehnten Platz von ihm und kein Tischtuch. Von meinen Begleitern bekam keiner die Halle, in welcher ich zu Gaste war, zu sehen, geschweige denn einen Platz am Tische. Während dieser recht garstigen und ekelhaften Mahlzeit — die Speisen waren nämlich, wie es bei Trunkenbolden üblich ist, mit Öl getränkt und mit einer andern entsetzlichen Flüssigkeit, einer Fischlake, angerichtet — fragte er mich vielerlei über Eure Macht, über Eure Reiche und Krieger. Als ich ihm darauf sofort und wahrheitsgemäß antwortete, fuhr er mich an: „Du lügst! Die Krieger Deines Herrn können ja nicht reiten; sie verstehen auch nichts von dem Fußgefecht; die Größe der Schilde, die Last der Rüstungen, die Länge der Schwerter und die Schwere der Helme macht sie untauglich zum Kampf zu Fuß wie zu Pferde." Und hohnlächelnd setzte er hinzu: „Sie behindert auch ihre gastrimargia d. h. ihre Gefräßigkeit; ihr Gott ist der Bauch, ihr Philipp. 3, 19

[1]) Für diese Blumenlese von Schimpfworten sind auch Verse, welche dem Ovid zugeschrieben werden, benutzt; vgl. oben S. 478 Anm. 1.

968. Mut der Rausch, ihre Tapferkeit die Trunkenheit; wenn sie nicht fressen können, sind sie schlapp, wenn sie nicht saufen können, Memmen! Auch hat ja Dein Herr gar keine Flotte auf dem Meere! Ich allein bin seemächtig: ich werde ihn mit meinen Flotten angreifen, seine Seestädte zerstören und alles einäschern, was von den Flüssen aus erreichbar ist. Aber wie soll er denn in aller Welt auch auf dem Lande mit seiner winzigen Truppenmacht Widerstand leisten können? Sein Sohn war nicht in der Ferne, seine Gemahlin ließ es nicht an sich fehlen, die Sachsen, Schwaben, Bayern und Italiener, alle standen ihm zur Seite, und doch waren sie zu dumm oder vielmehr zu ohnmächtig, den Widerstand auch nur eines armseligen Städtchens zu brechen [1]): wie sollen sie da erst widerstehen können, wenn ich gegen sie anrücke, dem so viel Truppen folgen,

Als Ähren Gargaras Gefild'
Und Trauben Lesbos kränzen,
Als Wogen wühlt das wilde Meer
Und Stern' am Himmel glänzen [2])!"

(12) Ihm darauf zu antworten, seiner Überhebung eine gebührende Abfertigung zu erteilen, hinderte mich sein höhnisches Wort, mit welchem er fortfuhr: „Ihr seid ja gar keine Römer, Ihr seid ja Langobarden!" Obgleich er nun noch weiter sprechen wollte und mir durch einen Wink Schweigen anbefahl, rief ich erzürnt: „Von dem Brudermörder Romulus, nach welchem die Römer benannt sind, meldet die Geschichte: er sei porniogenitus d. h. in Unzucht erzeugt worden, er habe eine Freistätte geschaffen, darin zahlungsunfähige Schuldner, entlaufene Sclaven, Totschläger und dem Galgen verfallene Verbrecher aufgenommen und, als er Gesindel dieser Art in großer Zahl beisammen

---

[1]) Nikephoros spielt auf die Unternehmung Ottos gegen Bari an.
[2]) Ovid, Ars amandi I, 57. 59.

hatte, es Römer genannt. Das sind nun die hohen Ahnen 968.
derer, welche Ihr kosmokratores d. h. Herrscher der Welt benamset! Wir aber, die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder, verachten sie so sehr, daß wir im Zorne für unsere Feinde kein anderes Schimpfwort haben als „Römer". Dieser, nämlich der Römer-Name ist bei uns der Inbegriff aller Niederträchtigkeit, Feigheit, Habgier, Lüsternheit, Lügenhaftigkeit, kurz aller Laster. Wenn Du aber uns kriegsuntüchtig und schlechte Reiter schiltst, so werden ja, wofern Du um der Sünden der Christenheit willen in Deiner schroffen Auffassung beharrst, die nächsten Schlachten zeigen, wie es um Euch und unsere Kriegstüchtigkeit steht."

(13) Durch solche Äußerungen aufgebracht, legte mir Nikephoros durch einen Wink Schweigen auf und befahl die lange Tafel, welche fast nur nach dieser Dimension sich ausdehnte, zu entfernen, mich aber in die verhaßte Halle oder, um der Wahrheit näher zu kommen, in meinen Kerker zurückzubringen. Hier verfiel ich zwei Tage danach infolge des Ärgers wie der Hitze und des Durstes in eine schwere Krankheit. Aber auch in meinem Gefolge fand sich niemand, der nicht denselben Leidenskelch hätte leeren und den jähen Anbruch seines Todestags hätte fürchten müssen. Und wie sollten sie auch nicht krank werden, da ihnen zum Trunk nicht guter Wein, sondern Salzwasser, zum Lager nicht Heu oder Stroh, ja nicht einmal die bloße Erde, sondern der harte Marmor, zum Kopfkissen ein Stein diente! Da die offene Halle ebenso wenig vor Hitze wie vor Regen oder Kälte schützte, so wäre selbst die Göttin der Gesundheit, ob sie gleich, wie man zu sagen pflegt, in eigener Person sie gehegt, sie hätte gesund erhalten wollen, dazu nicht im stande gewesen [1]). Die eigene Angst und die Angst meiner Gefährten

---

1) Terenz, Adelphi IV, 7, 43.

968. machte mich so mürbe, daß ich mir meinen Hüter oder vielmehr meinen Peiniger kommen ließ und ihn nicht durch Bitten allein, sondern auch durch Bestechung dazu vermochte, von mir einen Brief folgenden Inhalts dem Bruder des Nikephoros zu überbringen.

(14) „Dem Hofmarschall und Kanzler τοῦ δρόμου Leo der Bischof Liudprand.

Wenn der durchlauchtigste Kaiser dem Antrage, welchen ich ihm überbracht habe, stattzugeben gesonnen ist, so sollen mich die Leiden, welche ich hier auszustehen habe, nicht weiter anfechten: nur möge dann durch Brief und Botschaft von mir mein Herr davon in Kenntnis gesetzt werden, daß ich hier meine Zeit nicht ohne Not vertrödele. Trifft diese Voraussetzung nicht zu, dann ist im Hafen ein venezianisches Kauffarteischiff im Begriff die Anker zu lichten: da ich krank bin, gestatte er mir, mich darauf einzuschiffen, aufdaß, wenn für mich die Stunde meiner Auflösung kommt, wenigstens mein Leichnam in die Heimat gelange."

(15) Nachdem er den Brief gelesen, vergingen noch vier Tage, bis er mich zu sich entbot. Um Euren Antrag zu erwägen, waren mit ihm zu einer Sitzung zusammengetreten die, wenn man nur sie hört, weisesten Männer, übersprudelnde Borne attischer Beredsamkeit, der Oberkämmerer Basilios, der Ober-Staatssecretär, der Ober-Garderobenmeister und noch zwei hohe Beamte. Sie begannen die Besprechung mit folgender Aufforderung an mich: „Erkläre uns, Bruder, die Veranlassung, aus welcher Du Dich hierher bemüht hast!" Als ich auseinandergesetzt hatte, daß meine Aufgabe die Anknüpfung eines Verwandtschaftsbandes und damit auch die Schließung eines dauernden Friedens sei, sagten sie: „Es ist eigentlich unerhört, daß die porphyrogenita eines porphyrogenitus d. h. die in Purpur geborene Tochter eines in Purpur geborenen Kaisers unter ein uncivilisiertes Volk ausgethan wird. Aber Ihr sollt

Euren Wunsch erfüllt haben, wenn Ihr Euch zu einem Eurem 968.
anspruchsvollen Antrage entsprechenden Opfer versteht: Ravenna und Rom samt allem sich daran schließenden Gebiet von dort bis hierher. Wollt Ihr indessen nur Freundschaft ohne Verwandtschaft, so gebe Dein Herr Rom frei und liefere die Fürsten von Capua und Benevent, die, einst Unterthanen unseres Reichs, jetzt Empörer sind, in ihr altes Abhängigkeitsverhältnis zurück."

(16) Darauf entgegnete ich: „Meinem Herrn sind Slaven-Fürsten unterthan, mächtiger als der Bulgaren-König Peter, welcher sich mit einer Tochter des Kaisers Christophoros vermählen durfte; das wißt Ihr doch auch selbst sehr wohl." „Aber", wandten sie ein, „Christophoros war auch nicht in Purpur geboren."

(17) „Was aber Rom angeht," sagte ich, „dessen Freiheit Ihr im Brustton sittlicher Entrüstung verlangt, wem hat es denn gedient, wem denn Tribut gezahlt? War es etwa früher nicht Huren unterthan [1])? Und hat es nicht, während Ihr die Augen zudrücktet oder vielmehr ohnmächtig waret, mein Herr, des Kaisers Majestät, aus seiner schändlichen Knechtschaft befreit? Des Kaisers Constantin Majestät, der diese Stadt hier nach seinem Namen begründete, das war noch ein echter Weltherrscher; der hat der heiligen apostolischen Römischen Kirche viele Geschenke dargebracht, nicht in Italien allein, sondern in fast allen abendländischen Reichen, aber auch hier und da in den morgenländischen und mittägigen, in Griechenland, Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylonien, Ägypten und Libyen, wie seine Urkunden beweisen, die uns darüber zu Gebote stehen. Und alles, was nun in Italien, aber auch in Sachsen, in Bayern, kurz in allen Ländern meines Herrn der Kirche der heiligen Apostel gehört, das hat mein Herr dem Statthalter der heiligsten Apostel in einer Vollständigkeit dargebracht, daß, wenn

[1]) S. oben S. 576 Anm. 2.

968. er von alle dem auch nur eine Stadt, auch nur einen Hof, einen Lehnsmann oder Hörigen für sich behalten hat, ich ein Gottesleugner heißen will. Warum thut denn nun der Kaiser nicht desselbigen gleichen? Warum stellt er nicht die Besitzungen, welche in seinen Reichen liegen, der Apostel-Kirche wieder zu, um sie, die durch die Mühewaltung und Freigebigkeit meines Herrn reich und frei geworden ist, an seinem Teile noch reicher und freier zu machen?"

(18) „Das wird er ja auch thun", erwiderte der Ober-Kammerherr Basilios, „sobald er erst mit Rom und mit der Römischen Kirche nach Gefallen schalten kann." Da erzählte ich ihnen folgendes Geschichtchen: „Jemand, der von seinem Nächsten schweres Unrecht erlitten hatte, wandte sich an Gott mit den Worten: „Herr, räche mich an meinem Widersacher!" Darauf sagte der Herr: „Ich werde es thun an jenem Tage, da ich einem jeglichen vergelte nach seinen Werken." Da schmollte jener: „Ist das aber spät!""

(19) Da brachen alle außer des Kaisers Bruder in lautes Gelächter aus, hoben die Erörterung auf und ließen mich in meine verhaßte Halle zurückführen, wo ich unter sorgfältigen Vorsichtsmaßregeln bis zu dem von allen Gläubigen hochge-
Juni 29. haltenen Fest der heiligen Apostel bewacht wurde. An diesem Feste mußte ich, obgleich ich mich recht krank fühlte, wie die bulgarischen Gesandten, welche Tags zuvor angelangt waren, auf Befehl des Kaisers seinen Empfang in der Kirche mitmachen. Nachdem nun die Lobgesänge hergeleiert und die Messe gefeiert war, wurden wir auch zur Tafel gezogen: hier wollte der Kaiser an dem ihm zunächst gelegenen Ende des Tisches, welcher nur eine Ausdehnung in die Länge hat, dem bulgarischen Gesandten, einem Menschen, der nach ungarischer Sitte geschoren, mit eiserner Kette gegürtet und, wie mir meine Ahnung sagte, noch Katechumene war, den Platz vor mir angewiesen wissen — natürlich nur Euch, meinen erhabenen Herren, zum

Hohn. Also um Euret willen war mir Zurücksetzung, Verachtung und Erniedrigung beschieden; aber ich danke dem Herrn Jesu Christo, dem Ihr von ganzem Herzen dient, daß ich wert befunden worden bin, um Eures Namens willen Schmach zu erdulden. Doch wenn ich nun auch, erlauchte Herren, über die mir angethane Beleidigung hinwegsah, Euch durfte ich nicht beleidigen lassen und so verließ ich die Tafel. Als ich erzürnt fortgehen wollte, kamen mir der Hofmarschall Leo, des Kaisers Bruder, und der Ober-Staatssecretär Simeon nach und belferten: „Als der Bulgaren-König Peter die Tochter des Christophoros heimführte, sind symphona d. h. übereinstimmende Abmachungen getroffen und beschworen worden, daß von den apostoli d. h. Gesandten aller Völker bei uns die bulgarischen apostoli an ehrenvoller Aufnahme den Vorzug genießen sollten. Obgleich nun der bulgarische Gesandte dort, wie Du richtig bemerkst, geschoren, ungewaschen und mit eiserner Kette gegürtet ist, er hat gleichwohl Patricier-Rang, und darum müssen wir es als Frevel erachten, einem einfachen Bischof, und noch dazu einem fränkischen, den Vorrang vor ihm zu erteilen [1]). Da Du 968.

[1]) Auf dem Umwege über arabische Schriftsteller haben wir auch einen bulgarischen Bericht über das Reich der Bulgaren und die Vermählung ihres Königs mit einer griechischen Kaisertochter erhalten. Es heißt bei al-Bekri nach den Aufzeichnungen des Ibrahim ibn Jaqub, eines Mitgliedes jener maurisch-afrikanischen Gesandtschaft, welche Otto 973 in Merseburg empfing — wenige Wochen vorher waren auch bulgarische Gesandte zu ihm gekommen —: „Was das Reich der Bulgaren betrifft, so sagt Ibrahim ibn Jaqub: Ich bin nicht in ihrem Lande gewesen, aber ich habe die bulgarischen Gesandten gesehen in der Stadt Merseburg, als sie zu König Otto kamen. Sie trugen enge Kleider und waren mit langen Gürteln umgürtet, die mit goldenen und silbernen Knöpfen verziert waren. Ihr König ist von hohem Range und trägt eine Krone auf seinem Haupte. Er hat Schreiber, Kanzleibeamte und Statthalter; seine Befehle und Verbote werden ordentlich und in aller Form ausgefertigt, so wie es bei Königen und Fürsten gebräuchlich ist. Sie verstehen andere Sprachen und übersetzen das Evangelium in die slavische

968. nun augenscheinlich darüber ungehalten bist, so lassen wir Dich nun gerade nicht, wie Du wähnst, nach Deiner Herberge zurückkehren: Du sollst in einem Gasthause in Gemeinschaft mit den kaiserlichen Lakaien abgespeist werden!"

(20) Ich war zu tief ins Herz getroffen, als daß ich ihnen hätte antworten können: ich folgte ihrem Befehl, unempfindlich gegen jede weitere Schmach, nachdem man bei Tische mich — ich meine nicht den Bischof Liudprand, sondern Euren Gesandten — hinter einen Bulgaren-Gesandten hatte zurücksetzen wollen. Aber der heilige Kaiser linderte meinen Schmerz durch ein herrliches Geschenk: er sandte mir von seinen Leckerbissen einen fetten Bockbraten, von welchem er selbst gegessen hatte — mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch verschwenderisch angerichtet und in Fischlake schwimmend, ein Gericht, das ich nur auf Eure Tafel gewünscht hätte, um Euch durch den Augenschein von Eurem Unglauben zu bekehren, in welchem Ihr die Herrlichkeiten der kaiserlichen Tafel nicht für beneidenswert haltet!

(21) In dem Wahne: ich geize nach der Ehre seiner Tischgenossenschaft, zwang er mich dann nach acht Tagen, als die Bulgaren schon fort waren, obwohl ich mich immer noch recht unwohl fühlte, mit ihm zusammen zu speisen. Außer mehreren anderen Bischöfen war auch der Patriarch zugegen, und in ihrer Gegenwart legte er mir mehrere Fragen über die heiligen Schriften vor, worüber ich unter dem Beistande des heiligen

---

Sprache; denn sie sind Christen. Ibrahim ibn Jaqub sagt: Der Bulgaren-Fürst nahm das Christentum an, als er auf einem Feldzug gegen das Land der Romäer die Stadt Constantinopel belagerte und der König dieser Stadt ihn durch gute Worte und große Geschenke zu befriedigen wußte. Eins der Mittel, um ihn zu befriedigen, bestand darin, daß der König ihm seine Tochter zur Frau gab, und diese war es, welche ihn überredete, das Christentum anzunehmen" [Wattenbach in der IV. Beilage zu „Widukinds Sächsischen Geschichten" S. 142 f.; hier findet sich S. 146 auch die oben S. 131 Anm. 1 angezogene Stelle, welche aus Masudis „Goldenen Wiesen" herrührt.

Geistes gründlich Bescheid gab; und zuletzt fragte er, um Euch 968.
zum besten zu haben, nach den Synoden, welche wir anerkännten. Nachdem ich ihm aufgezählt: die von Nikäa, Chalkedon, Ephesos, Antiochia, Karthago, Ankyra und Constantinopel, lachte er: „Ha, ha, ha, Du hast die sächsische zu nennen vergessen; wenn Du aber fragst, warum unsere Handschriften sie nicht enthalten, so antworte ich Dir: sie ist noch zu grün und hat noch nicht bis zu uns gelangen können!"

(22) Darauf erwiderte ich: „Das Glied, in welchem die Krankheit haust, muß ausgebrannt werden. Alle Ketzereien sind bei Euch entstanden, in Eurem Bereich erstarkt; erst wir, die Abendländer, haben ihnen den Todesstreich versetzt, den Garaus gemacht. Auch die in Rom und in Pavia abgehaltenen Synoden zähle ich, obgleich sie zahlreich sind, jenen nicht bei. Ein Römischer Geistlicher, welcher später allgemeiner Papst wurde, Gregor, den Ihr Dialogos nennt, hat den ketzerischen Patriarchen Eutychios von Constantinopel von folgender Irrlehre befreit. Eutychios meinte nämlich, und er meinte es nicht nur, sondern lehrte es auch, verkündete es laut und schrieb es klar und deutlich nieder: wir würden bei der Auferstehung nicht einen wahren Leib, wie wir ihn hier haben, sondern nur einen Scheinleib annehmen — das Buch mit dieser Irrlehre hat Gregor der rechten Lehre gemäß verbrannt. Aber auch um einer andern Ketzerei willen ist der Bischof Ennodius von Pavia hierher, nach Constantinopel, von dem Römischen Patriarchen gesandt worden: er hat sie unterdrückt und die katholische und rechte Lehre wieder hergestellt. Das Sachsen-Volk hat sich, seitdem es die heilige Taufe und Kunde von Gott empfing, mit keiner Ketzerei befleckt, sodaß auch, wo keine Irrlehre herrschte, keine Synode zur Richtigstellung nötig war. Wenn Du den Glauben der Sachsen grün heißest, so bestätige ich das meinerseits; denn der Christenglaube ist überall stets grün und nicht alt, wo dem Glauben die Werke nachfolgen. Hier grünt nicht mehr der Glaube, hier

968. ist er morsch, da in seinem Geleite nicht mehr die Werke einhergehen: wie ein abgenutztes Kleid ist er so zu sagen um seines Alters willen ein Gegenstand der Geringschätzung. Ich weiß indessen wohl, daß in Sachsen eine Synode stattgefunden hat, auf welcher erörtert und festgesetzt ist: es sei anständiger, mit dem Schwert zu kämpfen als mit der Feder, und vorzüglicher, den Tod zu erleiden, als vor dem Feinde die Flucht zu ergreifen. Das weiß ja auch Dein Heer aus eigener Erfahrung!" Im Herzen fügte ich noch hinzu: „O möchte es zu seinem Schaden abermals erproben, was für Streiter die Sachsen sind!"

(23) Noch an dem nämlichen Tage, nachmittags, mußte ich auf seinen Befehl dem Empfang bei seiner Rückkehr in den Palast mit anwohnen, obgleich ich so schwach und entstellt war, daß die Weiber, welche früher bei einer Begegnung freudig überrascht: „Mana, Mana!" [1]) ausgerufen hatten, jetzt über mein elendes Aussehen sich an die Brust schlugen [2]) und riefen: „Ταπεινὲ καὶ ταλαίπωρε!" [3]) Was ich da also dem heimkehrenden Nikephoros — und Euch in der Ferne — mit zum Himmel erhobenen Händen angewünscht habe: möchte es doch in Erfüllung gehen! Und doch, das könnt Ihr mir glauben, reizte er mich mächtig zum Lachen; er saß nämlich auf einem wilden und unbändigen Rosse — der Zwerg auf einem Riesentier und erinnerte mich lebhaft an die Puppe, welche die Slaven bei Euch dem Füllen aufzubinden pflegen, um es dann der vorantrabenden Mutter nachstürmen zu lassen.

(24) Nachdem der Empfang überstanden war, wurde ich zu meinen Mitbürgern und Hausgenossen, fünf Löwen nämlich, nach der genannten verhaßten Halle gebracht, wo ich während einer Zeit von drei Wochen keinen Besuch erhielt, mit niemand anders als mit meinen Gefährten sprechen konnte. Darum kam

---

[1]) „Mutter, Mutter!"

[2]) Vergil, Aen. I, 481.

[3]) „Der arme, kranke Mann!"

in mir die Vorstellung auf: Nikephoros wolle mich überhaupt niemals entlassen, und der namenlose Kummer darüber steigerte mein Siechtum in einem Maße, daß ich aus dem Leben geschieden wäre, hätte es mir die Mutter Gottes bei ihrem Schöpfer und ihrem Sohne durch ihre Fürbitte nicht von neuem ausgewirkt: nicht Einbildung, sondern ein wirkliches Gesicht hat mir das offenbart [1])! 968.

(25) Während dieser drei Wochen hatte nun Nikephoros seine **metastasis** d. h. sein Hoflager außerhalb Constantinopels an einem Orte, welcher Εἰς πήγας „Zu den Quellen" heißt, und dahin ließ er auch mich kommen. Obgleich ich noch so elend war, daß mir nicht nur das Stehen, sondern sogar auch das Sitzen beschwerlich fiel, zwang er mich dennoch, mit entblößtem Haupte zum äußersten Nachteil für meine Kränklichkeit vor ihm zu stehen; er sagte zu mir: „Die Gesandten Deines Herrn, des Königs Otto, welche vor Dir im vergangenen Jahre hier waren [2]), haben mir eidlich versprochen — und die von ihnen beschworene Urkunde liegt vor uns —, daß jener auch nicht im geringsten unserem Kaisertum ein Ärgernis bereiten würde. Willst Du nun noch ein größeres Ärgernis, als daß er sich Kaiser nennt und von unserem Reiche eine Stadt nach der andern sich aneignet? Beides ist unerträglich; dabei aber das am unerträglichsten und unerhörtesten, daß er sich den Kaisertitel beilegt. Wenn Du aber dasselbe, was Deine Vorgänger versichert haben, bestätigst, so wird Dich beglückt und reich beschenkt unsere kaiserliche Majestät schleunigst entlassen." Das sagte er aber nicht, als ob er darauf rechnete, wenn wirk-

[1]) Wie wenig der eitle und schwachmütige, schon nach dreiwöchigem Harren ganz verzagte Liudprand einen Vergleich mit dem schlichten und charakterfesten Gorzer Mönche Johann aushält, welcher ungebrochenen Mutes drei Jahre in Cordova festgehalten wurde (vgl. oben S. 551 ff.), zeigt sich gerade an dieser Stelle recht deutlich.

[2]) Die Gesandtschaft des Venezianers Dominicus ist gemeint.

968. lich meine Thorheit sich darauf einließ, daß Ihr Euch daran binden würdet; er wollte nur etwas Schriftliches in Händen haben, womit er in künftiger Zeit großthun und uns verhöhnen könnte.

(26) Ich antwortete ihm: „Mein heiligster Herr, durch den heiligen Geist mit Weisheit erfüllt, hat letzthin Dein Ansinnen vorausgesehen und, um mich vor einer Überschreitung der mir gesetzten Schranken zu bewahren, ἐντόλινα d. h. eine Instruction aufsetzen und zu mehrerer Beglaubigung mit seinem Siegel versehen lassen" — Du weißt, erhabener Herr, worauf ich mich bei dieser Antwort verließ —. „Ich bin bereit, die ἐντόλινα vorzulegen und alles danach Zulässige eidlich zuzusichern. Wenn aber die Gesandten, welche meine Vorgänger waren, bei ihrem eidlich abgegebenen und schriftlich aufgezeichneten Versprechen gegen die Weisung meines Herrn verstoßen haben, so steht es darum, wie es bei Plato heißt: Nur der Wunsch hat den ganzen Handel angerichtet; Gott ist ohne Schuld!"

(27) Hierauf kam die Rede auf die erlauchten Fürsten von Capua und Benevent, welche er seine Knechte nennt: er kann diese Angelegenheit noch immer nicht verwinden. „Meine Knechte," sagte er, „nimmt Dein Herr in seinen Schutz: so lange er sie nicht freigegeben, in ihre frühere Abhängigkeit zurückgestellt hat, kann von einer Freundschaft mit uns keine Rede sein. Sie selbst quälen uns jetzt, in unser Reich wieder aufgenommen zu werden; aber unser Kaisertum verhält sich ablehnend, damit sie durch ihre eigene Erfahrung lernen, wie gefährlich es für einen Knecht ist, seinen Herrn zu verlassen und aus dem Dienst zu laufen. Und für Deinen Herrn wäre es auch angemessener, sie mir in Güte zu überliefern, statt sich zu ihrer Entlassung zwingen zu lassen. Wahrlich, sie sollen es noch, wenn ich am Leben bleibe, erfahren, was es heißt, seinen Herrn verraten, was es heißt, der Dienstpflicht sich entschlagen; und sie fühlen wohl schon den Ernst meiner Drohung; dafür sorgt schon unser Kriegsvolk jenseits des Meeres!"

(28) Hierauf zu antworten, erlaubte er mir nicht; als ich 968.
gehen wollte, befahl er mir, mich zu Tische wieder einzustellen. Neben ihm saß sein Vater, ein Greis, wie mir schien, von hundertundfünfzig Jahren: trotzdem wünschten auch ihm ganz ebenso wie seinem Sohne die Griechen in ihren Lobgesängen oder besser: Windbeuteleien, daß Gott ihm seine Jahre mehren möge. Daran kann man ermessen, was für Tröpfe die Griechen sind, die eitele Ehre so zu lieben, wie hündisch sie schmeicheln und wie gierig sie danach verlangen. Es bleibt ja nicht dabei, daß sie ihm und zwar einem Greise, der schon mit einem Fuß im Grabe steht, noch wünschen, was unzweifelhaft die Natur versagt; der alte Kracher freut sich auch noch über die Wünsche, welche, wie er nur zu gut weiß, ihm von Gott nicht erfüllt und, geschähe es auch, ihm keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringen werden! Und nun vollends Nikephoros: er hatte seine helle Freude daran, als Friedensfürst und Morgenstern angesungen zu werden. Einen Schwächling mannhaft, einen Thoren weise, einen Zwerg groß, einen Neger weiß, einen Sünder heilig zu nennen, das ist doch aber kein Lob mehr, sondern der reine Hohn! Und wer sich lieber fremde Vorzüge nachrühmen läßt als seine eigenen, der gleicht ganz jenem Vogel, den nur die Nacht mit Sehkraft begabt, der Tag aber blendet!

(29) Doch zur Sache! Bei dieser Mahlzeit ließ er, was noch nicht vorgekommen war, die Predigt des heiligen Johannes Chrysostomos über die Apostelgeschichte mit lauter Stimme vorlesen. Als ich ihn nach Schluß der Vorlesung um die Erlaubnis bat, zu Euch zurückzukehren, nickte er mir Gewährung zu und befahl dann meinem Peiniger, mich zu meinen Mitbürgern und Hausgenossen, den Löwen, zurückzubringen. Danach bin ich ihm
bis zum 20. Juli nicht wieder vor die Augen gekommen, sondern Juli 20.
wurde sorgsam bewacht, um nicht im Gespräch mit irgend jemandem seine Maßnahmen zu erfahren. Inzwischen ließ er den Gesandten Adalberts Grimizo vor sich kommen und gebot ihm,

968. mit der kaiserlichen Flotte zurückzukehren. Es waren das vierundzwanzig Chelandien, zwei russische und zwei gallische Schiffe; ob sich von dem Geschwader noch mehr meinen Blicken entzogen haben, weiß ich nicht. Die Tapferkeit Eurer Mannen, erlauchte Herren, kaiserliche Majestäten, hat als eines Ansporns nicht des Hinweises auf die Ohnmacht der Feinde nötig, wie er wiederholt bei anderen Völkern mit Erfolg versucht worden ist; denn unter ihnen selbst die elendesten, welche mit den übrigen keinen Vergleich aushalten, haben so die griechische Tapferkeit zu Boden gestreckt und Tribut erzwungen. Ebenso wenig wie ich Euch in Schrecken setzen würde, wollte ich die Griechen als Helden, einen jeden als das Abbild des makedonischen Alexander herausstreichen, kann ich Euch anfeuern, indem ich Ihre Ohnmacht wahrheitsgetreu schildere. Glaubt mir nur, und ich weiß: Ihr werdet es auch thun, mit vierhundert von Euren Mannen könnt Ihr jenes ganze Heer, wofern es sich nicht hinter Mauer und Graben verschanzt, niedermachen, über welches — wohl Euch zum Hohn — den Oberbefehl erhalten hat ein Mensch, welcher aufgehört hat, Mann zu sein, ohne ein Weib werden zu können. Adalbert hatte Nikephoros melden lassen: er habe achttausend Gewappnete, mit welchen er, unterstützt durch ein griechisches Heer, Euch zu verjagen oder zu vernichten sich vermißt, und Euren Feind gebeten, ihm Geld zu schicken, um den Kampfesmut seiner Soldaten noch mehr anzustacheln.

(30) Nun aber vernehmt, erlauchte Herren, die Tücke der Danaer und urteilt nach diesem einen Verbrechen über das ganze Volk [1]). Nikephoros gab zwar jenem Sclaven, welchem er sein zusammengerafftes Söldnerheer anvertraute, recht reichliche Geldmittel, aber auch die Anweisung mit, wenn Adalbert mit siebentausend Gewappneten oder noch mehr, so viel wie er angegeben hatte, zu ihm stoße, dann jene Summen unter sie zu

---

[1]) Vergil, Aen. II, 65. 66.

verteilen, mit diesem Heere unter Kuno, Adalberts Bruder, 968.
und dem griechischen Euch eine Schlacht zu liefern, den Adalbert selbst aber in Bari sorgsam zu bewachen, bis sein Bruder sieggekrönt zurückkehre; wenn jener so viel Mannschaft nicht heranführe, so lautete sein Befehl, ihn zu verhaften, zu fesseln und Euch bei Eurem Anrücken auszuliefern und obenein das ihm zugedachte Geld Euch zu verabfolgen. Welch ein Kriegsheld! Welch ein Vertrauensmann! Es kommt ihm nicht darauf an, den zu verraten, zu dessen Verteidigung er sich anschickt, und er schickt sich darein, dem in die Hände zu arbeiten, auf dessen Vernichtung es ihm ankommt! Nirgends verläßlich, überall treulos, wollte er thun lassen, was unnötig war, und bleiben lassen, was nötig war! Aber so steht es nun einmal: er hat sich hierin als ein echter Grieche gezeigt. Nun aber zurück zu unserem Thema!

(31) Am 19. Juli sah ich von meiner verhaßten Halle aus, Juli 19.
wie der Kaiser seine zusammengeraffte Flotte entließ. Am 20. Juli, Juli 20.
einem Tage, an welchem die leichtfertigen Griechen die Himmelfahrt des Elias durch Schauspiele feiern, entbot er mich zu sich und sagte zu mir: „Unsere kaiserliche Majestät gedenkt eine Heerfahrt nicht gegen Christen, wie Dein Herr das thut, sondern gegen die Assyrier zu unternehmen. Schon im vergangenen Jahre habe ich das thun wollen, aber auf die Kunde, daß Dein Herr in ein Gebiet unseres Reiches einzufallen im Begriff sei, haben wir die assyrische Angelegenheit auf sich beruhen lassen und die Fahrt gegen jenen gewandt: in Makedonien traf uns sein Gesandter, der Venezianer Dominicus, der es sich sauer werden lassen mußte, uns die Umkehr abzuschmeicheln: er sicherte uns eidlich zu, daß Dein Herr an einen Einfall niemals denken, geschweige denn ihn ausführen werde. Kehre also heim" — „Gott sei Dank!" sagte ich im stillen, als ich das hörte — „und melde Deinem Herrn dies und das und komme, wenn er mich zufriedenstellt, zurück."

968. (32) Darauf erwiderte ich: „Deine heiligste kaiserliche Majestät möge mir nur den Befehl zu schleunigster Abreise nach Italien erteilen; ich weiß genau, daß mein Herr die Wünsche Deiner kaiserlichen Majestät erfüllen wird und ich dann fröhlich zu Dir zurückkehren werde." In welchem Sinne ich das sagte, merkte er leider nur zu wohl. Denn verständnisinnig lächelnd, nickte er mir zu, und als ich mich vor ihm bis zur Erde neigte und hinausschritt, befahl er mir, draußen zu bleiben und zur Tafel wieder zu erscheinen, deren Gerichte stark nach Knoblauch und Zwiebeln dufteten und mit Öl und Fischlake ekelerregend durchtränkt waren. An diesem Tage brachte ich es auch durch inständige Bitten dahin, daß er mein Geschenk, welches er wiederholt ausgeschlagen hatte, in Gnaden entgegennahm.

(33) Als wir nun an dem langen, eigentlich nur nach dieser Richtung ausgedehnten Tisch saßen, welcher nur in halber Länge und dabei auch noch nicht einmal in ganzer Breite gedeckt war, zog er über die Franken her, unter welchem Namen er sowohl Lateiner als Deutsche begriff; er fragte mich auch, wo meine Bischofsstadt liege und wie sie heiße. Ich antwortete ihm: „Sie heißt Cremona und liegt unweit des Eridanus, des Königs unter den Flüssen Italiens [1]). Und da Deine kaiserliche Majestät es eilig hat, Chelandien dorthin zu senden, so möge es mir zu statten kommen, Dir unter die Augen getreten, Dir bekannt geworden zu sein: Gewähre Frieden dem Orte, aufdaß er durch Deine Gnade weiter bestehen kann, da er doch nicht im stande ist, Dir zu widerstehen!" Aber der Schlaukopf merkte, daß das nur εἰρωνικῶς [2]) von mir gemeint war, verhieß indessen mit herablassender Miene dazu seine Bereitwilligkeit und schwor mir bei der Kraft seiner heiligen Kaisermacht: mir solle nichts Böses widerfahren, sondern ich würde

[1]) Vergil, Georg. I, 482; vgl. oben S. 436 Anm. 1.

[2]) „ironisch".

bald mit seinen Chelandien nach dem Hafen Ancona gelangen — 968.
er schwor es mir, indem er dabei mit den Schwurfingern auf die Brust schlug.

(34) Aber nun vernehmt, wie freventlich er seinen Eid gebrochen hat! Die geschilderten Vorgänge und Gespräche fielen auf den Montag, den 20. Juli; von diesem Tage an bis zum 24. habe ich keinerlei Unterhalt von ihm empfangen, während doch in Constantinopel eine solche Teuerung herrschte, daß ich meine vierundzwanzig Gefährten und die vier griechischen Wachen mit einer Mahlzeit für drei Goldstücke nicht satt zu machen im stande war. Am Mittwoch derselben Woche verließ Nikephoros Juli 22.
einfach Constantinopel, um nach Assyrien ins Feld zu ziehen.

(35) Am Donnerstag ließ mich sein Bruder zu sich kommen Juli 23.
und sagte zu mir: „Der heilige Kaiser ist schon vorausgezogen; ich bin nur heute noch hier, um sein Haus zu bestellen. Laß jetzt hören, ob Du den Wunsch hegst, von dem heiligen Kaiser noch einmal empfangen zu werden, und noch etwas, womit Du bisher zurückgehalten, auf dem Herzen hast.“ Ich erwiderte ihm: „Von dem heiligen Kaiser noch einmal empfangen zu werden, habe ich keine Veranlassung und ihm auch nichts mehr vorzutragen, was ihm bisher unbekannt geblieben wäre. Nur die eine Bitte habe ich noch: er möge mich nach der Verheißung seiner heiligen Kaisermacht auf seinen Chelandien nach dem Hafen Ancona bringen lassen.“ Als er dies vernahm, begann er — wie denn die Griechen stets bereit sind, bei dem Haupte eines andern zu schwören [1]) — die Erfüllung dieser Bitte mir zuzuschwören bei dem Haupte des Kaisers, bei seinem Leben und bei seinen Kindern, die Gott, so wahr als seine Zusage sei, erhalten möge. Und als ich ihn fragte: „Wann?“ antwortete er: „Sobald der Kaiser fort ist; der Delongaris, in dessen Hand die Verfügung über alle Schiffe gelegt ist, wird, sowie der heilige Kaiser fort-

[1]) Juvenal, Sat. VI, 16. 17.

968. gezogen ist, für Dich Sorge tragen! Durch diese hoffnungsvolle Aussicht genarrt, schied ich fröhlich von ihm.

Juli 25. (36) Zwei Tage danach, an einem Sonnabend, ließ mich Nikephoros nach Umbria nachkommen, einem Orte, der achtzehn [römische] Meilen von Constantinopel entfernt ist, und sprach zu mir: „Ich wähnte zwar, daß ein so angesehener und rechtschaffener Mann wie Du hierhergekommen sei, um mir meinen Willen durchaus zu erfüllen und so eine dauernde Freundschaft zwischen mir und Deinem Herrn zu begründen. Da Du Dich nun aber in Deinem Starrsinn dessen weigerst, so sollst Du mir wenigstens gewähren, was Du mit Fug und Recht leisten kannst: nämlich Deinen Herrn verpflichten, meinen Knechten, den Fürsten von Capua und Benevent, welche ich zu bekriegen vorhabe, keine Hilfe zu leisten. Da er von seinem Eigentum nichts herausrücken will, so soll er uns wenigstens das unsrige nicht vorenthalten. Es ist ja bekannt, daß ihre Väter und Großväter unserem Reiche Abgaben gezahlt haben; und daß auch sie das binnen kurzem thun werden, dafür wird das Heer unserer Kaisermacht schon sorgen!" Darauf entgegnete ich ihm: „Die Fürsten gehören zu den ansehnlichsten Lehnsträgern meines Herrn, und sobald er erfährt, daß Dein Heer im Anmarsch gegen sie ist, wird er ihnen eine so starke Truppenmacht senden, daß sie damit die Deinige vernichten und Dir die beiden Provinzen, welche Du noch jenseits des Meeres besitzest, nehmen können." Da schwoll er auf wie eine Kröte und schrie mich zornig an: „Hinweg mit Dir! Bei meiner eigenen Kraft, bei meinen Eltern, die mir diese Kraft gaben[1]), ich werde Deinen Herrn schon auf andere Gedanken bringen, als entlaufenen Knechten Schutz zu gewähren!"

(37) Als ich mich entfernen wollte, befahl er dem Dolmetscher, mich zur Tafel zu laden; es waren außerdem hinzu-

[1]) Vergil, Aen. X, 597.

gezogen der Bruder jener Fürsten [1]) und Byſantios aus Bari; 968.
dieſen befahl er, ſich in groben Schmähungen gegen Euch, die Lateiner und die Deutſchen zu ergehen. Als ich aber von dem ekelerregenden Mahle heimkehrte, ließen ſie mir insgeheim durch Boten ſagen und zuſchwören: was ſie da gebelfert hätten, hätten ſie nicht aus freien Stücken, ſondern auf den gemeſſenen Befehl des Kaiſers ſagen müſſen. Nikephoros fragte mich auch bei Tafel, ob Ihr Perivolia d. h. Brühle und in den Perivolien Onager und andere Tiere hegtet. Als ich ihm zugeben mußte, daß ihr wohl Brühle und in dieſen auch Tiere, aber keine Onager hättet, ſagte er: „Ich werde Dich in unſer Perivolium führen laſſen und es wird Dich Wunder nehmen, ſeine Größe und darin die Onager d. h. die Waldeſel zu ſehen.“ Ich ward denn auch in ein ziemlich großes, hügeliges und geſträuchreiches Perivolium geführt, das nichts weniger als ſchön war, und zwar ſaß ich zu Pferde und hatte meinen Hut auf dem Kopfe. Als das aber der Hofmarſchall von weitem ſah, ſchickte er ſchleunigſt ſeinen Sohn zu mir und ließ mir ſagen: es ſei durchaus unſtatthaft, daß irgend jemand an dem Aufenthaltsorte des Kaiſers den Hut aufbehalte; nur den Umhang anzubehalten und auch nur zu Fuß zu gehen, ſei erlaubt. Ich antwortete ihm: „Bei uns tragen die Frauen Turbane und Umhänge, die Männer haben den Hut auf, wenn ſie reiten. Es iſt auch nicht nett von Euch, mich zu nötigen, hier von meiner vaterländiſchen Sitte abzugehen; denn wenn von Euch Leute zu uns kommen, laſſen wir ihnen auch ihre heimiſche Gepflogenheit: mit weiten Ärmeln, Wickelbändern und Spangen, mit langem Haar und wallendem Gewande reiten, gehen und tafeln ſie bei uns, ja ſie küſſen ſogar, was bei uns immer den größten Anſtoß erregt, ganz allein mit bedecktem Haupte unſern

[1]) Ein Bruder Pandulfs und Landulfs, Romuald mit Namen, lebte in Byzanz.

968. Kaiser" — „möchte es Gott nicht fürder zulassen!" sprach ich ich bei mir —. „So kehre denn um!" herrschte er mich an.

(38) Als ich dieser Weisung nachkam, begegneten mir unter einem Rudel Rehe die in Rede stehenden Onager. Aber was sind das nur für Onager! So laufen sie ja auch bei uns zu Hause in Cremona umher! Dieselbe Farbe, dieselbe Gestalt, auch ganz dieselben langen Ohren und derselbe Wohllaut der Stimme, wenn sie ihr Ja ertönen lassen; selbst die Größe ist nicht verschieden, die Schnelligkeit die nämliche und für die Wölfe sind beide sicherlich ein gleich gefundenes Fressen! Als ich ihrer ansichtig wurde, sagte ich zu dem an meiner Seite reitenden Griechen: „Ihres gleichen habe ich in Sachsen niemals gesehen!" „Wenn Dein Herr," erwiderte er, „dem heiligen Kaiser den Willen thut, wird dieser ihm viele ihrer Art schenken; und es wird keine geringe Ehre für ihn sein, etwas zu besitzen, was keiner seiner Herren Vorgänger auch nur gesehen hat." Aber glaubt mir, meine erhabenen Herren, mein Amtsbruder und Mitbischof, Herr Antonius [1]), kann Euch Tiere gleicher Güte liefern, wie das Markttreiben in Cremona bezeugt; nur sind sie da nicht wild, sondern zahm, nicht Müßiggänger, sondern Lastträger. Da nun aber der Grieche meine oben mitgeteilten Worte dem Nikephoros meldete, so übersandte er mir zwei Rehe und gewährte mir zugleich die Erlaubnis zur Abreise. Tags darauf brach er nach Syrien auf.

(39) Aber gebt nun, bitte, Acht, aus welchem Grunde er gerade jetzt sein Heer gegen die Assyrier führte. Die Griechen und Sarazenen besitzen Schriften, welche sie ὁράσεις: Gesichte Daniels nennen, ich Sibyllinische Bücher heißen möchte. In ihnen steht geschrieben, wieviel Jahre ein jeder Kaiser leben, wie sich seine Regierung gestalten, ob Friede oder Feindschaft

---

[1]) Es ist der in der Antapodosis (V, 29) oben S. 476 genannte Bischof von Brescia.

herrschen, den Sarazenen das Glück hold oder nicht hold sein 968.
wird. Darin heißt es nun: Zur Zeit dieses Nikephoros können die Assyrier den Griechen nicht widerstehen, er selbst aber wird nur sieben Jahre leben. Nach seinem Tode würde dann ein noch schlimmerer Kaiser, als er es ist — ich fürchte: der ist nirgends zu finden! — und ein weniger kriegerischer auf den Thron kommen, zu dessen Zeit die Assyrier so die Oberhand gewinnen würden, daß sie bis nach Chalkedon, unweit Constantinopels, alles ihrer Gewalt unterwerfen. Und nun nehmen beide Völker ihre Zeit wahr: auf Grund eines und desselben Wahrspruchs gehen die Griechen beherzt zum Angriff vor, rühren die Sarazenen verzweifelt keine Hand zum Widerstand; sie warten aber ihre Zeit ab, wo sie selbst zum Angriff übergehen, während die Griechen wehrlos sich ergeben.

(40) Auch ein sicilischer Bischof, Hippolytos, hat ähnliche Weissagungen niedergeschrieben und zwar über Euer Kaisertum und unser Volk — so nenne ich jetzt alles Volk, welches in Eurem Machtbereich haust —: möchte doch in Erfüllung gehen, was er über die jetzige Zeit geschrieben hat! Bis jetzt ist alles, so wie er es angegeben hat, eingetroffen, wie ich von Leuten, welche seine Schriften kennen, vernommen habe. Von seinen zahlreichen Aussprüchen wollen wir nur einen zur Erörterung stellen. Er sagt: jetzt werde in Erfüllung gehen, was also geschrieben steht: Λέων καὶ σκίμνος ὁμοδιώξουσιν ὄναγρον; so lautet es griechisch. Das bedeutet: Der Löwe und sein Junges werden zusammen den Waldesel verjagen. Die Griechen nun legen das folgendermaßen aus: Der alte Löwe — der römisch-griechische Kaiser — und der junge Löwe — der Franken-König — werden zusammen in der gegenwärtigen Zeit den Waldesel — den Sarazenen-König Afrikas — verjagen. Aber diese Auslegung scheint mir nicht richtig zu sein; denn der Löwe und sein Junges sind, wenn auch noch so sehr an Größe verschieden, doch nach Art, Gattung und Gebahren einander gleich; darum ist es,

968. wenn der alte Löwe der griechische Kaiser sein soll, unstatthaft, den jungen den Franken-König sein zu lassen. Und obgleich beide Menschen sind, wie der Löwe und sein Junges beide Tiere sind, so sind sie doch in ihrem Thun und Lassen so gewaltig von einander verschieden, wie nicht etwa nur eine Gattung von der andern, sondern vernünftige Wesen von unvernünftigen. Der junge und der alte Löwe weichen nur im Alter von einander ab; die Gestalt, der wilde Mut und die Stimme ist bei beiden gleich. Nun trägt aber der Griechen-König langes Haar, ein Schleppkleid, weite Ärmel und einen Turban; er ist ein Lügner und Betrüger, ein hartherziger Fuchs, ein hoffärtiger, sich nur demütig stellender Heuchler, ein habgieriger Filz, der sich von Knoblauch, Zwiebeln und Lauch nährt und Badewasser [1]) säuft. Der Franken-König dagegen trägt sein Haar geschmackvoll gekürzt, er hat eine von weibischer gänzlich verschiedene Tracht und einen Hut; er ist wahrheitsliebend und jeder Arglist bar, mitleidig und gnädig, wo es am Platze ist, aber auch streng nach Bedarf; er ist stets aufrichtig demütig und niemals karg, nährt sich niemals von Knoblauch, Zwiebeln und Lauch, um dadurch Fleisch zu sparen, das nichtverzehrte zu verschachern und so Geld zusammenzuschlagen. Ihr habt den Unterschied vernommen und könnt nun unmöglich jene Auslegung gutheißen: sie ist entweder nicht zutreffend oder bezieht sich auf die ferne Zukunft. Denn das ist ja ganz undenkbar, daß ein Nikephoros, wie sie fälschlich vorgeben, der alte Löwe und Otto der junge sei, die gemeinschaftlich einen andern verjagen werden: eher werden der Parther und Germane ihre Heimat aufgeben, um einander ihr Gebiet zu durchstreifen und der eine aus der Saone, der andere aus dem Tigris sich letzen [2]), als daß Nike-

[1]) Mit diesem wegwerfenden Ausdruck, welcher K. 63 und 65 wiederkehrt, bezeichnet Liudprand nach Köhlers Annahme die Calda der Römer: eine Mischung aus warmem Wasser und Wein mit Honigzusatz.

[2]) Vergil, Eclog. I, 62. 63.

phoros und Otto Freundschaft eingehen und ein Bündnis abschließen. 968.

(41) Ihr habt nun die Auslegung der Griechen vernommen, nun höret meine, Liudprands, des Bischofs von Cremona. Ich glaube — und ich glaube nicht nur, sondern bin der festen Überzeugung —: Wenn in gegenwärtiger Zeit in Erfüllung gehen soll, was da geschrieben steht, so ist unter dem Löwenpaar Otto der Vater und Otto der Sohn zu verstehen, welche, einzig und allein im Alter von einander verschieden, gemeinsam zu unserer laufenden Zeit den Onager d. h. den Waldesel Nikephoros verjagen werden; und der wird wegen seiner öden und eitlen Ruhmredigkeit und seiner blutschänderischen Ehe mit seiner ehemaligen Herrin und Gevatterin [1]) nicht unpassend mit einem Waldesel verglichen. Wenn nun dieser Onager jetzt von unserem Löwenpaar, Otto dem Vater und Otto dem Sohn, den erhabenen römischen Kaisern, nicht verjagt werden wird, dann wird sich auch nicht bewahrheiten, was Hippolytos niedergeschrieben hat; denn die oben dargelegte griechische Auffassung ist zu verwerfen. Möchtest Du doch, gütiger Jesus, ewiger Gott, Du Wort des Vaters, der zu uns, Unwürdigen, nicht mehr laut, aber durch geistige Eingebung redet, keine andere Auslegung des Ausspruchs als meine gelten lassen! Befiehl, daß unser Löwenpaar jenen Onager, solange er noch unter den Lebenden wandelt, verjage und demütige, aufdaß er in sich gehe, seinen Herren, den Kaisern Basilios und Constantin, sich unterwerfe und so wenigstens seine Seele am Tage des Gerichts rette!

(42) Aber auch Sterndeuter verkünden mir dasselbe von Euch und von Nikephoros. Wunderbar in der That! Ich habe mit einem Sterndeuter gesprochen, welcher mir Eure, Deine, erhabener Herr, und Deines erhabenen Sohnes Gestalt und

---

[1]) Auch die Gevatterschaft begründet nach kanonischem Recht eine Verwandtschaft dergestalt, daß eine Ehe zwischen dem Vater oder der Mutter des Täuflings und einem seiner Paten verboten ist.

968. Lebensgewohnheiten der Wirklichkeit entsprechend beschrieb und mir meine ganze Vergangenheit, als entwickele sie sich unter seinen Augen, angab. Er griff niemals fehl, auch nicht bei einem einzigen meiner Freunde und Feinde, nach welchen es mir einfiel ihn zu befragen: ihr Aussehen, ihre Gestalt, ihr Thun und Lassen bezeichnete er ganz genau, auch alles Unheil, welches mir auf dieser Reise beschieden sein würde, sagte er mir vorher. Mag nun aber auch alles erlogen sein, was er geredet, nur eines — darum bitte ich — möge sich bewahrheiten, was er von Eurem Erfolge über Nikephoros vorher verkündigt hat: möchte es doch sich verwirklichen, möchte es Wirklichkeit werden; dann erst wird in mir jede Erinnerung an das erlittene Ungemach ausgetilgt sein!

(43) Der genannte Hippolytos verzeichnet auch den Wahrspruch: nicht von den Griechen, sondern von den Franken würden die Sarazenen vernichtet werden. Und diese Weissagung hat die Sarazenen so kühn gemacht, vor drei Jahren dem Patricius Manuel, einem Neffen des Nikephoros, im sicilischen Meere in der Nähe der Scylla und Charybdis eine Schlacht zu liefern: sie haben darin die feindliche Übermacht niedergeworfen, ihn selbst gefangen genommen, enthauptet und so seinen Leichnam an den Galgen gehängt; auch seinen Amtsgenossen und Kriegsgefährten haben sie gefangen genommen, ihn aber, da er keines Geschlechtes war, zu töten unter ihrer Würde erachtet und sich so darauf beschränkt, ihn in Fesseln zu legen und in langer Gefangenschaft schmachten zu lassen, um ihn dann gegen ein so hohes Lösegeld frei zu geben, als kein vernünftiger Mensch für irgend ein Geschöpf dieser Art zahlen würde. Im Vertrauen auf dieselbe Weissagung haben sie mit der nämlichen Kühnheit kurz darauf sich dem Feldherrn Exakontas entgegengestellt, ihn in die Flucht geschlagen und sein Heer vollständig aufgerieben.

(44) Es giebt auch noch einen andern Grund, welcher den Nikephoros jetzt zu einem Heereszuge gegen die Assyrier veranlaßt. Gegenwärtig sucht auf Gottes Geheiß eine solche Teuerung

das weite Griechen-Reich heim, daß man noch nicht einmal einen halben Paveser Scheffel Weizen um ein Goldstück kaufen kann, und das in einem Lande, wo die Fruchtbarkeit gewissermaßen zu Hause ist. Im Bunde mit den Feldmäusen hat nun Nikephoros dieses Unglück dadurch gesteigert, daß er zur Zeit der Ernte überall in seinem Lande das Getreide für einen Spottpreis von den jammernden Bauern aufkaufen ließ. Er that das auch an der mesopotamischen Grenze, wo der Erntesegen unter der Mäuseplage nicht zu leiden hatte, und so ist denn in seinen Speichern das Getreide an Fülle dem Sand am Meere gleich. Während nun infolge dieses schmachvollen Handels, eines Wuchergeschäftes gemeinster Art, überall der Hunger wütete, hat er achtzigtausend Mann angeblich zu einem Kriegszuge bei sich versammelt, um an sie einen vollen Monat hindurch das Getreide, welches er mit einem Goldstück bezahlt hatte, für zwei zu verkaufen. Das sind die Gründe, erlauchte Herren, welche Nikephoros jetzt seine Truppen gegen die Assyrier ins Feld zu führen veranlaßt haben. Aber was sind das nur für Truppen! Es sind wirklich keine Menschen mehr, sondern nur ihre Schattenbilder, deren Zunge wohl rührig ist, deren Arm aber erstarrt, wenn es zur Schlacht kommt [1]). Doch Nikephoros sieht nicht auf ihre Beschaffenheit, sondern nur auf ihre Menge; wie gefährlich ein solches Verhalten für ihn ist, darüber wird ihm die Reue zu spät kommen, sobald seine zahllosen Schwächlinge, welche auf ihre Übermacht vertrauen, von der geringeren Menge unserer kampferprobten, ja kampfdurstigen Streiter zerschmettert werden. 968.

(45) Als Ihr Bari belagertet, nahmen nur dreihundert Ungarn in der Nähe von Thessalonich fünfhundert Griechen gefangen und schleppten sie nach Ungarn fort. Das Gelingen dieses Handstreichs veranlaßte dann zweihundert Ungarn unweit Con-

[1]) Vergil, Aen. XI, 338.

968. stantinopels in Makedonien einen ähnlichen Streich zu versuchen; als sie aber durch einen Engpaß etwas unvorsichtig heimwärts zogen, wurden vierzig von ihnen gefangen genommen. Diese Sträflinge hat Nikephoros nun jetzt ans dem Gefängnis freigeben lassen, in kostbare Kleider gesteckt und als Trabanten seiner Leibwache mit nach Assyrien genommen. Den Wert seines ganzen Heeres könnt Ihr übrigens danach beurteilen, daß die Kerntruppe desselben aus Venezianern und Amalfitanern besteht.

(46) Doch genug hiervon! Beachtet nun, was mir weiter be-
Juli 27. gegnet ist. Am 27. Juli hatte ich nicht in Constantinopel, sondern in Umbria von Nikephoros die Erlaubnis zu Euch zurückzukehren erhalten. Als ich nach Constantinopel kam, ließ mir der Patricius Christophoros, ein Eunuch, welcher dort den Nikephoros vertritt, sagen: ich könne jetzt nicht abreisen, da die Sarazenen den Seeweg, die Ungarn den Landweg beherrschten, müsse vielmehr warten, bis sie die Wege frei gegeben hätten. Beide Angaben waren — wie schändlich! — einfach erlogen. So wurden denn die Schildwachen wieder aufgestellt, welche mich und die Meinigen nicht aus dem Hause hinausließen. Die Armen lateinischer Zunge, welche mich um ein Almosen angingen, wurden ergriffen, durchgeprügelt und in das Gefängnis geworfen. Meinen Graecolalos d. h. meinen der griechischen Sprache mächtigen Dolmetscher ließen sie auch nicht hinaus, nicht einmal um Lebensmittel einzukaufen, sondern nur meinen Koch, welcher Griechisch nicht verstand; und da dieser kaum durch die Zeichensprache, sondern nur durch Zeigen, durch Kopfnicken und -schütteln sich mit den Handelsleuten verständigen konnte, so mußte er ein bißchen Gemüse oft mit vier Silberlingen bezahlen, was der Graecolalos für einen gekauft hätte. Und als mir ein Freund Gewürze, Brot, Wein und Obst sandte, schütteten sie alles auf die Erde aus und schickten die Überbringer mit einer tüchtigen Tracht Prügel heim. Hätte nicht die Gnade
Psalm 23, 5. Gottes vor mir einen Tisch gegen meine Feinde bereitet, so

wäre für mich der drohende Tod die einzige Erlösung gewesen. 968.
Aber der, welcher die Anfechtung zuließ, lieh mir in seinem Erbarmen auch die Kraft, sie zu überstehen. In Nöten dieser Art schmachtete ich nun in Constantinopel vom 4. Juni bis zum 2. Oktober — ganze einhundert und zwanzig Tage!

(47) Aber das Maß meines Leidens war noch nicht voll. Zu meinem Unglück langten am Auferstehungsfeste der heiligen Aug. 15.
jungfräulichen Gottesmutter Maria Boten des apostolischen Herrn, des allgemeinen Papstes Johann [1]) mit einem Briefe an, in welchem er den griechischen Kaiser Nikephoros bat, eine auf die Schwägerschaft begründete Freundschaft mit seinem geliebten geistlichen Sohne, dem erhabenen römischen Kaiser Otto zu schließen. Daß diese Bezeichnung, diese Anrede, nach griechischer Auffassung ein verwegener Frevel, dem Überbringer nicht das Leben kostete, daß man ihn ohne viel Federlesens nicht gleich hinrichtete, darüber bin ich, der ich doch sonst häufig redselig und wortreich erscheine, vor Betroffenheit stumm wie ein Fisch. Die Griechen schalten das Meer, verwünschten die See und konnten sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß sie jenen Greuel hatte tragen können, daß der Meeresschlund sich nicht aufgethan und das Schiff verschlungen hatte. „Den allgemeinen, erhabenen und großen römischen Kaiser Nikephoros," wetterten sie, „erfrecht sich ein dummdreister Kerl, ein armseliger Römer, nur einen griechischen Kaiser zu nennen! O Himmel, o Erde, o Meer!" „Aber was sollen wir denn nur," fuhren sie fort, „mit diesen ehrabschneiderischen Schurken anfangen?" Es sind so armselige Geschöpfe, daß wir, wenn wir ihnen ans Leben gehen, nur unsere Hände mit Schelmenblut beflecken; denn es sind Strolche, Leibeigene und Bauernlümmel! Auch wenn wir sie peitschen, entehren wir nicht sie, sondern nur uns; denn der vergoldeten römischen Peitsche, einer Strafe dieser

---

[1]) Es ist der XIII., welcher 965—972 auf dem Stuhle Petri saß.

968. Art, sind sie gar nicht einmal wert. Wäre doch der eine ein Bischof, der andere ein Markgraf; dann würden wir sie furchtbar mit Ruten streichen, ihnen Bart- und Haupthaar ausraufen, um sie dann in Ledersäcke zu nähen und im Meere zu ertränken!" „Also mögen sie am Leben bleiben," entschlossen sie sich, „und im Kerker so lange schmachten, bis der heiligste römische Kaiser Nikephoros von dem Greuel Meldung erhalten hat."

(48) Als ich das erfuhr, hielt ich sie in ihrer Armseligkeit für glücklich, mich in meiner Wohlhabenheit für unglücklich. Solange ich in der Heimat war, mußte mir mein guter Wille meine Mittellosigkeit entschuldigen; in Constantinopel aber redete mir die Furcht immer ein: ich sei reich wie ein Crösus. So drückend mir bisher stets die Armut erschienen war, damals erschien sie mir leicht, ja annehmlich und wünschenswert — wünschenswert fürwahr, da sie die damit Behafteten vor dem Tode, die darunter Leidenden vor der Geißelung schützt! Da nun aber die Armut allein in Constantinopel ihre Angehörigen also schirmt, möge sie auch hier allein das Ziel des Lebens sein!

(49) Nachdem nun die päpstlichen Abgesandten in den Kerker geworfen waren, wurde der sündige Brief dem Nikephoros nach
Sept. 12. Mesopotamien geschickt, von wo erst am 12. September ein Bote mit der Antwort zurückkam. Zwei Tage nach seiner mir
Sept. 14. nicht bekannt gewordenen Ankunft, am 14. September, erwirkte ich mir durch Bitten und Geschenke die Erlaubnis, das lebenspendende und heilbringende Kreuz anzubeten [1]). Hier nun drängten sich in dem dichtesten Volksgewühl, von meinen Wächtern nicht bemerkt, einige Leute an mich heran, die mich in meiner Trübsal durch verstohlen gewechselte Worte erfreuten.

Sept. 17 (50) Am 17. September wurde ich dann mehr tot als lebendig nach dem Palast entboten. Als ich aber vor dem Patricius Christophoros, dem Eunuchen, erschien, empfing er mich gütig: er erhob

[1]) Der 14. September ist der Gedenktag der Kreuzeserhöhung.

sich nebst drei anderen vor mir. Die Unterredung wurde eröffnet 968.
durch ihre Bemerkung: „Es zeigt die Blässe, die auf Deinem Antlitz wohnt, und der verfallene Leib [1]), Dein nicht gekürztes Haupthaar, der gegen Euren Brauch zu lang gewachsene Bart des Grames Furchtbarkeit, der Dir am Herzen darum nagt, daß sich die Zeit der Heimkehr zu Deinem Herrn verzögert hat. Aber zürne deshalb nicht dem heiligen Kaiser und auch nicht uns, wir bitten Dich. Wir geben Dir des Aufschubs Anlaß hiermit kund: Der Römische Papst — wenn wirklich auf diesen Namen Anspruch hat, wer mit Alberichs abtrünnigem Sohn, dem verbuhlten Kirchenschänder [2]), Gemeinschaft pflog, sein Spießgeselle war — hat an unsern heiligsten Kaiser einen Brief geschickt, wie man ihn von jenem nicht anders verlangen kann, für den Kaiser aber als Beleidigung auffassen muß: er nennt nämlich darin den Kaiser den griechischen und nicht den römischen! Daß das aber auf den Rat Deines Herrn geschehen ist, kann nicht ἀμφίσβητον [3]) sein."

(51) „Was muß ich hören!" sagte ich zu mir; „ich bin verloren; unzweifelhaft geht es jetzt geraden Wegs mit mir zur Richtstätte [4])!" „Aber höre einmal," fuhren sie fort, „der Papst ist der allergrößte Tölpel, wir wissen es ja: das sagst Du, das willst Du sagen, und wir erklären das auch!" „Aber ich sage das ja gar nicht," warf ich ein. „Also höre nur, der einfältige, ungeschliffene Papst weiß nichts davon, daß der heilige Constantin die kaiserlichen Wahrzeichen, den ganzen Senat und die gesamte römische Ritterschaft hierher überführt und in Rom nur ganz gemeine Knechte, Fischer, Krämer, Landstreicher und Hurenkinder, kurz Pöbel und Sclaven zurückgelassen hat. Niemals

---

[1]) Ovid, Metam. II, 775.

[2]) Johann XII. ist gemeint, gegen den die im VI. Abschnitt behandelte Staatsschrift gerichtet ist.

[3]) „zweifelhaft".

[4]) Terenz, Andria III, 4, 21.

968. hätte er das, ohne von Deinem Könige dazu verleitet zu sein, geschrieben; welch ein Unheil aber beide dadurch über sich heraufbeschwören, wenn sie sich nicht eines bessern besinnen, das wird schon die nächste Zukunft an den Tag bringen!" „Aber der Papst," wandte ich ein, „dieser Schlichtheits-Spiegel, hat damit dem Kaiser eine Ehre, nicht einen Schimpf anthun wollen, als er das schrieb. Denn daß der römische Kaiser Constantin mit der römischen Ritterschaft hierher übergesiedelt ist und diese Stadt nach seinem Namen begründet hat, das wissen wir ganz genau; aber weil Ihr eine andere Sprache, andere Sitten und Kleidung angenommen habt, hat der heiligste Papst geglaubt: der Name Römer mißfalle Euch ebenso wie die römische Tracht. Das soll sich, wenn ich am Leben bleibe, in seinen nächsten Briefen zeigen; ihre Aufschrift wird lauten: „Der Römische Papst Johann den großen und erhabenen römischen Kaisern Nikephoros, Constantin und Basilios."" Zu welchem Zwecke ich das versicherte, bitte ich, wohl zu beachten.

(52) Nikephoros hat durch Meineid und Unzucht die Krone erlangt. Da nun das Seelenheil aller Christen der Fürsorge des Römischen Papstes anvertraut ist, so möge der Herr Papst an Nikephoros ein Schreiben senden, den Gräbern gleich, die außen getüncht, innen aber mit Totengebein angefüllt sind; er möge ihm darin vorhalten, wie er durch Meineid und Unzucht seinen rechtmäßigen Herren die Herrschaft abgenommen, ihn vor eine Synode fordern und für den Fall des Nichterscheinens mit dem Bannfluch treffen —: wenn die Aufschrift nicht so lautet, wie oben angegeben, wird der Brief gar nicht an ihn gelangen.

(53) Wir setzen nun unsern Bericht weiter fort. Als die erwähnten Würdenträger von mir die beregte Verheißung bezüglich der Aufschrift vernommen hatten — sie glaubten mich dabei jedes Hintergedankens bar! —, sagten sie: „Wir danken Dir, lieber Bischof; einer Weisheit wie der Deinen kommt es auch zu, in eine so wichtige Angelegenheit vermittelnd einzugreifen.

Du bist der einzige Franke, den wir jetzt gern haben; sobald 968.
die Schuldigen auf Deine Mahnung ihr Versehen wieder gut machen, sollen auch sie uns angenehm sein; und wenn Du dann ein ander Mal zu uns kommst, sollst Du reich beschenkt wieder von dannen ziehen [1])." „Seine goldene Krone und sein Scepter soll mir Nikephoros abtreten, wenn ich hierher noch einmal zurückkehre!" sagte ich still bei mir. „Aber sprich," fragten sie, „will Dein heiligster Herr nicht mit dem Kaiser durch einen Ehebund feste Freundschaft schließen?" „Das war allerdings sein Wunsch," erwiderte ich, „zu der Zeit, als ich hierher kam; aber weil er nun während meines langen Aufenthalts in dieser Stadt keinen Brief von mir erhalten hat, so wird er Euch das σφάλμα d. h. die Schuld daran beimessen; er nimmt an: ich sei verhaftet und ins Gefängnis geworfen, und tobt nun in so furchtbarer Wut, wie eine Löwin, der man die Jungen geraubt, bis seine wohlberechtigte Strenge Rache genommen; jetzt wird er wohl für die Heirat danken und nur seinen Zorn an Euch auslassen wollen." „Wenn er so anfängt," antworteten sie, „so soll ihm nicht einmal sein heimatliches Sachsen, das armselige Land der Gunnen d. h. der Fellröcke, geschweige denn Italien Sicherheit bieten. Wir haben ja so viel Geld, um alle Völker auf ihn zu hetzen und ihn wie einen keramikos zu zerbrechen, d. h. wie einen irdenen Krug, der, einmal in Scherben, nicht wieder ganz wird. Da wir nun vernehmen, daß Du ihm zu Ehren einige Stücke Tuch gekauft hast, befehlen wir Dir, sie uns vorzulegen; was sich davon für Euch schickt, soll mit einer Bleibulle versehen und Euch gelassen werden; die Sorten aber, welche κωλυόμενα d. h. allen Völkern uns, den Römern, zu Liebe verboten sind, sollen Dir abgenommen, der Kaufpreis aber Dir erstattet werden."

(54) Das geschah nun. Und zwar nahmen sie mir fünf Stücke kostbaren Purpurzeugs fort mit der Begründung: „Ihr

[1]) Vergil, Aen. V, 305.

968. und alle Italiener, Sachsen, Franken, Bayern und Schwaben, kurz alle Völker seid nicht wert, im Schmucke eines daraus gefertigten Kleides einherzugehen." Welch eine Schmach, welch ein Schimpf! Die verweichlichten Weiberknechte mit ihren weiten Ärmeln, ihren Turbanen und Umhängen, die verlogenen geschlechtslosen Faulpelze sollen in Purpur einherstolzieren; aber Helden, tapfere und kampferprobte Männer voll Treue und Liebe, voll Gottesfurcht und aller anderer Tugenden, nicht! Wenn das keine empörende Mißhandlung ist, was soll denn dann eine sein? „Aber wo bleibt denn da das Wort des Kaisers, wo seine kaiserliche Verheißung?" verwahrte ich mich dagegen. „Als ich mich nämlich von ihm verabschiedete, bat ich ihn um die Erlaubnis, zu Ehren meiner Kirche einige kostbare Stoffe zu kaufen; darauf antwortete er: „Kaufe so viel und so kostbar Du willst!" — indem er also ποιότητα καὶ ποσότητα d. h. Beschaffenheit und Menge berührte, hat er ganz und gar nicht einen Vorbehalt gemacht, etwa gesagt: „Dies und jenes ausgenommen." Das kann der Hofmarschall Leo, sein Bruder, bezeugen, aber auch der Dolmetscher Euodisios, Johann und Romanos, das kann ich selber auch bezeugen; denn ich habe die Worte des Kaisers auch ohne Dolmetscher verstanden." „Es handelt sich hier aber um κωλυόμενα, verbotene Stoffe," war ihre Antwort; „und wenn auch der Kaiser die von Dir angeführten Worte gesprochen hat: daß Du an solche Stoffe dachtest, darauf konnte er nicht verfallen. Wie wir an Reichtum und Weisheit den übrigen Völkern überlegen sind, so müssen wir auch in der Kleidung etwas vor ihnen voraus haben; denn wer mit inneren Vorzügen besonders begnadet ist, soll auch in der Pracht der Kleidung einen besonderen Vorzug besitzen."

(55) „Ein besonderer Vorzug kann diese Kleidung wohl nicht sein," entgegnete ich, „da bei uns ganz gemeine Huren und Gaukler sich ihrer bedienen." „Woher habt Ihr sie denn?" fragten sie. „Von den Venezianischen und Amalfitanischen Kauf-

leuten," antwortete ich, „welche gegen diese Stoffe von uns die 968.
Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht eintauschen, um damit ihr Leben zu fristen." „Das soll in Zukunft nicht mehr geschehen," versicherten sie; „man wird sie durchsuchen und jeden, bei welchem etwas Derartiges gefunden wird, zur Strafe auspeitschen und scheren." „Ich bin," hielt ich ihnen vor, „zur Zeit des Kaisers Constantin seligen Angedenkens zuerst hierher gekommen, nicht als Bischof, sondern nur als Diacon, auch nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern des Markgrafen Berengar [1]), und habe doch viel mehr und kostbareres Tuch gekauft, ohne daß danach von den griechischen Behörden geforscht, eine Besichtigung oder eine Stempelung mit der Bleibulle vorgenommen wurde; jetzt, da ich durch Gottes Gnade Bischof und Gesandter der großmächtigen Kaiser Otto des Vaters und Otto des Sohnes bin, werde ich so schändlich behandelt, daß man mir nach Art der Venezianer mein Tuch stempelt und das irgend kostbare einbehält, obwohl es zum Gebrauch in der mir anvertrauten Kirche dienen soll. Hat sich denn Eurer noch kein Überdruß bemächtigt, mich oder vielmehr meine erlauchten Herren, welche in mir getroffen werden, zu beschimpfen? Nicht genug damit, daß Ihr mich gefangen gesetzt, durch Hunger und Durst gepeinigt, an der Heimkehr gehindert und bis jetzt zurückgehalten habt, wollt Ihr der schmählichen Behandlung, welche Ihr ihnen zu teil werden laßt, nun noch die Krone aufsetzen, indem Ihr mich meines Eigentums beraubt? Nehmt mir wenigstens nur das, was ich gekauft habe, und laßt mir das, was ich von Freunden als Geschenk erhalten habe!" „Der Kaiser Constantin," erwiderten sie, „war ein gutmütiger Mann, welcher niemals aus seinem Palaste herauskam und durch Nachsichten dieser Art die Völker sich zu Freunden machte; der Kaiser Nike-

---

[1]) Liudprand bezieht sich hier auf seine Gesandtschaftsreise, welche er in der Antapodosis (VI, 3—10) beschrieben hat (oben S. 481 ff.).

968. phoros aber ist ein ταχύχειρ d. h. ein Kriegsmann, der den Palast wie die Pest meidet; ja wir können ihn einen Freund des Kampfes und Streites nennen, da er nicht durch Opfer die Freundschaft der Völker sich erkauft, sondern sie durch den Schrecken seiner Waffen sich unterwirft. Damit Du nun aber inne wirst, wie wenig wir uns um Deine königlichen Herren kümmern, sollen alle Stoffe dieser Art, mögen sie nun geschenkt oder gekauft sein, ohne Winkelzüge zu uns zurückkehren."

(56) Nach diesen Erörterungen und Maßnahmen übergaben sie mir ein für Euch bestimmtes χρυσοβούλλιον d. h. einen Brief in Goldbuchstaben mit einem Goldsiegel, der aber wohl, das sagt mir meine Ahnung, nicht so ist, wie Ihr ihn verlangen könnt. Sie brachten mir auch noch einen andern Brief in Silberbuchstaben und bemerkten dazu: „Wir erachten Euren Papst nicht für würdig, von dem Kaiser einen Brief zu erhalten; und so sendet ihm der Hofmarschall, des Kaisers Bruder, nicht etwa durch die armseligen päpstlichen Boten, sondern durch Dich einen Brief, so wie er ihn eben verdient, um ihn darüber zu belehren, daß er rettungslos verloren ist, wenn er nicht in sich geht."

(57) Nachdem ich auch diesen in Empfang genommen, sagten sie mir das Abschiedslebewohl und küßten mich dabei — ein recht ergötzliches und liebliches Schauspiel! Als ich nun fort ging, schickten sie mir eine mir sehr verdrießliche Botschaft nach, die ihnen aber ähnlich sah: sie würden nur mir und meinen Gefährten Pferde stellen, für mein Gepäck aber nicht ein einziges. Dadurch nun in eine recht peinliche Zwangslage versetzt, mußte ich dem διασώστης d. h. meinem Führer Sachen im Werte von fünfzig Goldstücken als Lohn geben. Und da ich damals nicht die Macht hatte, an Nikephoros für meine niederträchtige Behandlung Vergeltung zu üben, so habe ich auf die Wand meiner verhaßten Halle und den Holztisch darin folgende Verse geschrieben:

Auf Griechen-Treu' ist kein Verlaß! 968.
Lateiner, trau ihr nicht;
Bedenke wohl: der Grieche denkt
Ganz anders, als er spricht!
Auf Meineid kommt es ihm nicht an,
Wenn er Profit nur macht!
Hoch ragt die Halle fensterhell
In bunter Marmorpracht,
Die, ohne Wasser, mitleidslos
Die Glut zurück nicht wies
Und stets dem Froste offen stand —
Ein schauriges Verließ:
Hier hab' ich, Bischof in der Stadt
Cremona, Liudprand,
Von dem ausonischen Gestad'
Zum Friedensschluß entsandt,
Vier lange Sommermonate
Gefangen zugebracht.
Vor Bari nämlich war gerückt
Des Kaisers Otto Macht,
Das Volk zu zwingen in sein Joch
Mit Feuer und mit Schwert,
Dann aber auf die Bitte mein
Siegreich zurückgekehrt
In Roms Gebiet: die Schnur verhieß
Verlogen Griechenland.
O wäre sie doch nie gezeugt!
An diesem Unglücksstrand
Hätt' ich dann nie, Nikephoros,
Die Tücke Dein empfunden,
Der Du nicht willst die Stieftochter
Mit Ottos Sohn verbunden.
Doch naht der Tag — die Furien

968. Beschwören ihn herauf —,
Da Mars die ganze Welt durchstürmt,
Hemmt Gott nicht seinen Lauf,
Willkommne Ruh' durch Dich sich löst
In wild Getümmel auf!

(58) Nachdem ich diese Verse niedergeschrieben hatte, verließ
Oct. 2. ich am 2. October in der zehnten Tagesstunde mit meinem
Diasostes zu Schiff diese einst so reiche und blühende Stadt,
welche jetzt nur ein verhungertes Nest, die Herberge verlogener
und meineidiger Schurken, Betrüger und Räuber, filziger Geiz-
Nov. 20. hälse und eitler Prahlhänse ist, und gelangte in neunundvierzig
Tagen zu Esel, zu Fuß und zu Pferde unter Hunger und Durst, Seufzern, Thränen und Klagen nach Naupaktos, einer Stadt in der Provinz Nikopolis. Hier verließ mich mein Diasostes, nachdem er mich und mein Gefolge auf zwei kleinen Schiffen untergebracht und zwei Eilboten empfohlen hatte, die mich nach Hydruntum über das Meer bringen sollten. Da sie aber von den griechischen Behörden Entolina d. h. Anweisungen und kraft deren das Recht auf freie Verpflegung nicht erhalten hatten, so fanden sie überall nur höhnische Abweisung, und statt uns Unterhalt zu verschaffen, ließen sie sich von uns füttern. Wie oft empfand ich da die ärgerliche Wahrheit des Terenzianischen Ausspruchs: „Des Schutzes sind nun selbst bedürftig, die man zu Schützern hat bestellt [1])!“

Nov. 23. (59) Nachdem ich nun am 23. November Naupaktos ver-
Nov. 25. lassen hatte, gelangte ich in zwei Tagen nach dem Offidaris-
Fluß; meine Gefährten befanden sich nämlich nicht in den Schiffen, welche zu klein für uns alle waren, sondern mußten am Ufer den Weg zu Fuß machen. Vom Offidaris aus sahen wir in einer Entfernung von achtzehn [römischen] Meilen Patras drüben am anderen Meeresgestade liegen. Da wir diese

[1]) Terenz, Eunuchus IV, 6, 32.

Leidensstätte des Apostels [Andreas] auf der Hinreise nach 968.
Constantinopel besucht und daselbst unsere Andacht verrichtet hatten, so glaubten wir — ich bekenne meine Sünde — uns jetzt Besuch und Andacht ersparen zu können. Dazu veranlaßte uns aber, meine erhabenen Herren, lediglich der unaussprechliche Drang, zu Euch zurückzukehren und Euch wiederzusehen; hätte dieser Grund nicht vorgelegen, dann, glaube ich, wäre ich meiner ewigen Seligkeit verlustig gegangen.

(60) Es stürzte sich nämlich auf mich Unsinnigen ein Südsturm, welcher durch sein Wüten das Meer in seinen tiefsten Tiefen aufwühlte. Und das that er ununterbrochen Tag und Nacht bis zum 30. November, dem Leidenstage des Apostels: Nov. 30.
da merkte ich, daß mir das um meines Vergehens willen widerfahre. Die Anfechtung allein läßt aufs Wort merken: Hungers- Jes. 28, 19.
not suchte uns nämlich schwer heim, und dabei planten die Einwohner der Gegend uns zu morden, um unsere Habe an sich zu reißen, während der hohe Wogengang des Meeres uns die Flucht versperrte. Da wandte ich mich nach der Kirche, die mir vor Augen lag, und betete weinend und jammernd: „Heiliger Apostel Andreas, ich bin ein Diener Deines Bruders und Mitapostels Simon Petrus, welcher wie Du erst ein Fischer war. Ich habe ja die Stätte Deines Leidens nicht aus Widerwillen oder Hochmut gemieden; mich drängt doch der Befehl der beiden Kaiser zur Heimkehr und meine herzinnige Ergebenheit gegen sie. Wenn Dich meine Sünde auch zum Zorn reizt, so möge Dich das Verdienst meiner erhabenen Herren zum Erbarmen umstimmen. Dein Bruder benötigt Deiner Gnade nicht; so wende sie denn den Kaisern zu, welche Deinen Bruder lieben, indem sie dem Allwissenden anhangen. Du weißt, wie sauer sie es sich haben werden lassen, wie viele schlaflose Nächte und was für Geldsummen es ihnen gekostet hat, die Römische Kirche, die Kirche Deines Bruders Petrus aus der Hand der Gottlosen zu befreien, sie zu bereichern, zu ehren und zu er-

968. höhen und so wieder zu ihrem gebührenden Ansehen zu bringen. Wenn mich auch meine Vergehen ins Verderben stürzen müßten, so mögen mich ihre Verdienste erretten; denn da ihnen Dein Bruder im Glauben und im Fleische, der Apostel, der Apostelfürst Petrus sonst Glück und Segen verleiht, so möge sie auch in dieser Angelegenheit bezüglich meiner durch sie erfolgten Entsendung nicht Trübsal treffen!"

(61) Und — es ist wirklich, erlauchte Herren, kaiserliche
Hesekiel 13, 18. Majestäten, keine unziemliche Schmeichelei; ich will mir nicht Kissen machen unter die Arme; es ist wahrhaftig so eingetroffen! — durch Euer Verdienst legte sich das Gewoge nach
Dec. 3. zwei Tagen so gänzlich, das Meer wurde so ruhig, daß wir, da unsere Schiffer uns davon gelaufen waren, ohne fremde Hilfe bis nach Laukate segelten, hundertundvierzig [römische] Meilen weit, ohne weiter Gefahr und Angst ausstehen zu müssen, abgesehen von einem kleinen Anfall an der Mündung des Acheloos, wo seine heranstürmenden Fluten gegen die Wogen des Meeres branden.

(62) Womit werdet Ihr nun, großmächtigste Kaiser, dem Herrn alles das vergelten, was er Euch in mir gethan hat? Ich möchte Euch etwas sagen: das will Gott, danach verlangt er! Obgleich er es nämlich auch ohne Euch thun könnte, will er Euch doch dabei als Hypurgen d. h. als Diener; denn er selbst gewährt, was ihm dargebracht werden könnte, er selbst hat schon, was er etwa verlangt, sodaß er in der Lage ist, noch zu belohnen, was sein Werk ist. Merkt nun, bitte, auf! Ein gegen alle Kirchen so gewissenloser Mensch wie Nikephoros hat in seinem fanatischen Hasse gegen Euch dem Patriarchen von Constantinopel befohlen, die Kirche zu Hydrunt zu einem Erzbistum zu erhöhen und in ganz Apulien und Calabrien den Gottesdienst, statt lateinisch wie bisher, hinfort griechisch abzuhalten. Nach seiner Behauptung sind die früheren Päpste Krämer gewesen: sie sollen den heiligen Geist verschachert haben,

durch welchen alles belebt und bestimmt wird, welcher den Erd- 968.
kreis erfüllt und die Gabe zu reden besitzt, der mit Gott dem Vater und seinem Sohn Jesu Christo von gleicher Ewigkeit und gleichem Wesen, ohne Anfang und ohne Ende und unverändert wahr ist, der nicht um Geld feil ist, sondern, seinem wahren Werte entsprechend, nur denjenigen verliehen wird, welche reines Herzens sind. Und so hat denn der Patriarch Polyeuktos von Constantinopel kraft seiner Amtsgewalt dem Bischof von Hydruntum durch eine Urkunde die Befugnis erteilt, die Bischöfe von Acerenza, Tursi, Gravina, Matera und Tricarico zu weihen, die doch offenbar der Weihegewalt des apostolischen Herrn unterstehen. Doch, wozu sich mit einer Kleinigkeit aufhalten, da ja doch die ganze Constantinopolitanische Kirche unserer heiligen katholischen und apostolischen Römischen Kirche von Rechts wegen unterworfen ist! Wir wissen es ja, wir haben es noch erlebt, daß der Bischof in Constantinopel das Pallium nicht eher anlegte, als bis er die Erlaubnis unseres heiligen Vaters dazu hatte. Als nun aber der gottvergessene Alberich, erfüllt von einer Habgier, die man nicht mit Tropfen, nein, mit dem unergründlichen Meere vergleichen muß, die Herrschaft über Rom sich angeeignet hatte und den apostolischen Herrn wie seinen leibeigenen Knecht eingesperrt hielt [1]), da erhob der Kaiser Romanos seinen Sohn Theophylakt, einen Verschnittenen, zum Patriarchen und erwirkte, wohl bekannt mit der Habsucht Alberichs, durch Übersendung recht beträchtlicher Geschenke die Ausstellung einer Urkunde für den Patriarchen Theophylakt, kraft welcher im Namen des Papstes er selbst wie seine Nachfolger ohne päpstliche Zustimmung das Pallium anlegen dürfen. Seit diesem schmachvollen Schacher ist der Mißbrauch eingerissen, daß nicht nur die Patriarchen, sondern sogar die Bischöfe ganz Griechen-

---

[1]) Alberichs Herrschaft, deren Begründung Liudprand in der Antapodosis (III, 45) erzählt (oben S. 448 f.), umfaßt die Zeit von 932 bis 954.

968. lands Pallien tragen. Um die Unsinnigkeit dieses Brauchs herauszufinden, dazu braucht es keiner kritischen Begabung. Mein Rat geht nun dahin: eine heilige Synode zu veranstalten und vor dieselbe den Polyeuktos zu laden; weigert er sich zu erscheinen und seine σφάλματα d. h. seine oben angedeuteten Vergehen nach kanonischer Satzung wieder gut zu machen, so mögen die gesetzlichen Strafbestimmungen der heiligsten Kanones gegen ihn freien Lauf haben. Inzwischen setzt Ihr, großmächtige Kaiser, Euer mühevolles Werk weiter fort: wenn Nikephoros dem kanonischen Strafgericht, welches wir wider ihn in Wirksamkeit setzen, die Folge versagt, so zwingt ihn zur Folgsamkeit mit Eurer Truppenmacht, welcher er, ein wandelnder Leichnam, zu trotzen sich nicht unterfängt. Das also ist es, was von uns die Apostel, unsere Herren und Streithelfer, wollen. Und Rom darf von den Griechen nicht etwa darum mit Geringschätzung behandelt werden, weil der Kaiser Constantin es verlassen hat; vielmehr verdient es darum besondere Achtung, Verehrung, Ehrfurcht, weil so heilige Lehrer wie die Apostel Petrus und Paulus dorthin gekommen sind. Doch davon nun vorläufig genug, bis ich, durch Gottes Gnade und die Fürbitte der heiligsten Apostel aus den Händen der Griechen entronnen, zu Euch komme; dann werde ich mündlich ausführlich darauf zurückkommen, was ich jetzt schriftlich nicht genauer behandeln kann. Ich nehme nun den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Dec. 6. (63) Am 6. December kamen wir nach Leukate, wo wir von dem Bischof der Stadt, einem Verschnittenen, wie überall von allen anderen auch, auf das unfreundlichste empfangen und behandelt wurden. In ganz Griechenland habe ich — das ist die reine Wahrheit und keine Lüge — keinen gastfreundlichen Bischof gefunden. Sie sind reich und doch arm: reich an Goldstücken, wovon sie Kisten und Kasten voll haben [1]), arm an

---

[1]) Juvenal, Sat. I, 90.

Dienern und Hausrat. Sie setzen sich allein an ihren ärmlichen Tisch, legen sich selbst ihren Schiffszwieback vor und trinken dann nicht, sondern schlürfen ihr Badewasser aus winzigem Glase. Sie besorgen ihre Ein- und Verkäufe selbst, schließen und öffnen ihre Thüren mit eigener Hand, sind ihre eigenen Truchsesse, Stallknechte, Caponen — doch nein: Cauponen habe ich schreiben wollen, aber die wahrhaftige Wirklichkeit hat mich auch wider meinen Willen eine wirkliche Eigenschaft berühren lassen —: sie sind nämlich Caponen d. h. Verschnittene, was gegen die kirchlichen Satzungen verstößt, aber auch Cauponen d. h. Schänkwirte, was gleichfalls den Satzungen zuwiderläuft: 968.

Es bildet für ihr karges Mahl
Der Lattich Fleisch und Fisch
Und kam doch nur als Schlußgericht
Selbst auf der Ahnen Tisch [1])!

Ich würde sie in ihrer Armut glücklich preisen, wenn sie nur damit der Armut Christi nacheiferten. Aber das leidige Gold [2]), die verdammte Geldgier [3]) ist bei ihnen der Grund; doch möge ihnen Gott gnädig sein! Ich glaube nämlich: sie sind darum so, weil ihre Kirchen abgabenpflichtig sind. Der Bischof von Leukate hat es mir zugeschworen, daß seine Kirche jährlich hundert Goldstücke an Nikephoros entrichten müsse, und daß in ähnlicher Weise auch alle die anderen höher oder niedriger je nach ihren Einkünften veranlagt sind. Wie unbillig das ist, zeigt uns schon das Verhalten des Erzvaters Joseph: wenn er auch in der teueren Zeit ganz Ägypten dem Pharao abgabenpflichtig machte, die Priester-Ländereien ließ er frei von jeder Abgabe.

---

[1]) Martial, Epigr. XIII, 14.
[2]) Persius, Sat. III, 69.
[3]) Vergil, Aen. III, 57.

968 Dec. 14. (64) Am 14. December verließen wir dann Leukate und gelangten — wir bedienten selbst das Schiff, da, wie erwähnt,
Dec. 18. unsere Seeleute uns davon gelaufen waren — am 18. nach Korfu, wo uns schon vor unserer Ausschiffung ein Feldhauptmann Namens Michael, ein Chersionite [aus der Stadt Cherson] begrüßte: das war ein grauhaariger, fröhlich dreinblickender Alter, der, bieder in seinen Reden, mit seinen Späßen überall wohl gelitten war, aber, wie sich nachher herausstellte, den Teufel im Nacken hatte. Das gab mir auch Gott durch offenkundige Zeichen zu verstehen, hätte ich es nur gleich richtig auszulegen verstanden! Denn sofort, als er mir den Friedenskuß gab, von welchem sein Herz nichts wußte, erzitterte ganz Korfu, eine keineswegs unansehnliche Insel; und nicht einmal nur, nein, dreimal erbebte sie an demselben Tage; und als ich vier Tage
Dec. 22. darauf, am 22. December, am Tische des Mannes speiste,
Joh. 13, 18. der mich bereits mit Fußtritten mißhandelte, verbarg die Sonne aus Abscheu vor einem so niederträchtigen Verhalten ihre leuchtenden Strahlen und verfinsterte sich —: Furcht hatte da zwar mein Michael, aber keine Besserung!

(65) Ich will nun erzählen, was ich alles aus Freundschaft an ihm gethan und welchen Dank ich dafür von ihm geerntet habe. Auf meiner Hinreise nach Constantinopel hatte ich jenen überaus kostbaren, mit staunenswerter Kunst verfertigten und vergoldeten Schild, welchen Ihr, meine erhabenen Herren, mir mit anderen Geschenken überwiesen habt, damit ich sie unter meine Freunde in Griechenland verteilte, seinem Sohn verehrt; jetzt auf der Rückkehr von Constantinopel habe ich den Vater mit einem herrlichen Festgewande beschenkt. Und für all meine Güte hat er mir folgendermaßen gelohnt: Nikephoros hatte ihm die Anweisung erteilt, zu welcher Stunde ich auch ankommen möge, mich ohne Verzug auf einem Chelandium an den Kitonita Leo weiter zu befördern; das that er aber nicht; er hielt mich zwanzig Tage zurück, während welcher Zeit er mich nicht auf

keine, sondern auf meine Kosten verpflegte, bis ein Bote von 968.
dem genannten Kitonita Leo kam, welcher jenem wegen des mir bereiteten Verzuges Vorhaltungen machte. Weil er nun vollends meine Vorwürfe, Klagen und Seufzer nicht mit anhören konnte, ließ er sich nicht mehr sehen und überantwortete mich einem so argen Hallunken, daß der mir selbst Lebensmittel nicht eher zu kaufen verstattete, als bis er von mir einen Teppich im Werte von einem Pfund Silber empfing, und schließlich doch noch — derselbe, dem ich den Teppich geschenkt hatte! —, als 969 Jan. 7.
ich nach zwanzig Tagen abfuhr, dem Schiffsführer anriet, mich hinter den Akroterien, einem Vorgebirge, auszusetzen und Hungers sterben zu lassen. Das war dafür, daß er ein Stück von meinen Tuchen, welche er angeblich nach etwa versteckten Purpurstoffen durchstöbert hatte, gar zu gern erhalten hätte, es aber nicht empfing. O Ihr Michaele, Michaele! Nirgends sonst habe ich so viel Spitzbuben Eures Namens bei einander angetroffen! Mein Hüter in Constantinopel überlieferte mich seinem gleichnamigen Spießgesellen Michael, der Schelm einem Schurken, und dieser Schurke dann einem Bösewicht. Michael hieß auch mein Diasostes, ein zunächst nur einfältiger Mensch, dessen arglose Einfältigkeit mir aber ungefähr auch so viel schadete, wie die Verworfenheit seiner Namensvettern. Das waren alles nur kleine Michaele: von ihnen geriet ich erst an Dich, den großen Michael, der sich wie ein halber Eremit, wie ein halber Mönch gebärdete. Aber wahrlich ich sage Dir: Nicht frommen wird Dir der Rausch, den Du Dir fort und fort in Badewasser ansäufst, indem Du des heiligen Johannes des Täufers Minne trinkst; denn wer nicht reines Herzens Gott sucht, der verdient ihn auch nicht zu finden .... [1])

---

[1]) Der Schluß des Berichtes ist nicht auf uns gekommen. Otto, welcher seinen Wunsch, die Prinzessin Theophano als Schwiegertochter zu erhalten, nicht aufgab, mußte sich gedulden, bis Nikephoros auf An-

stiften seiner Gemahlin im December 969 von seinem Vetter Johannes Tzimiskes ermordet wurde. Dieser neue Kaiser zeigte sich geneigt, gegen die Anerkennung der griechischen Herrschaft in Calabrien und Apulien in die von Otto gewünschte Heirat zu willigen: im April 972 wurde endlich die Prinzessin mit Otto II. zu Rom vermählt.

Namen-Register.

Verbesserungen und Nachträge.

S. 34 Z. 2 lies wird statt „wie".
S. 45 Z. 7 ist hinter „5. März" die Jahreszahl 973 ausgefallen.
S. 55 Z. 7 von unten lies zweiter statt „erster".
S. 65 Z. 6 von unten lies Legenden= statt „epischen".
S. 200 Z. 3 lies in statt „bei".
S. 219 Z. 3 lies 1504 und 2376 statt „1505 und 2377".
S. 220 Anm. 1. Zusatz: In die Paläographie führt am besten ein: W. Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Paläographie (4. Auflage 1886) in Verbindung mit W. Arndt, Schrifttafeln zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht (Zwei Hefte 2. Auflage 1887. 1888).
S. 230 Anm. Z. 3 lies 2965 ff. statt „2967 ff.".
Z. 14 von unten lies 493 statt „495".
S. 232 Z. 4 lies binnen statt „nach".
S. 319. Um die Unbefangenheit Hrotsvithas bei heute uns verfänglich dünkenden Äußerungen darzuthun, habe ich ausgeführt: mit der Heiligkeit eines Gegenstandes sei es so ernst genommen worden, daß bei seiner Behandlung etwas heute anstößiges damals als solches gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen sei. Es dürfte nicht überflüssig sein, diesen Satz noch mit einem Beispiel zu belegen. In dem „Leben der heiligen Liudbirg", einer Klausnerin, welche bei Halberstadt lebte und im letzten Viertel des neunten Jahrhunderts starb, wird (MG. SS. IV, 163) erzählt: „Sie wurde einstmals von einem Geistlichen gefragt, wie sie sich auskenne unter den Geistern, wie sie eine Unterscheidung treffen könne, da doch Satan selbst sich in einen Engel des Lichts oder in irgend eine verehrungheischende Persönlichkeit verwandele. Da begann jene zu stöhnen und aus Herzens Grunde tief aufzuseufzen; so schwieg sie ein Weilchen, versetzte dann aber mit zagender Stimme: „Du forschest, verehrungswürdiger Bruder, nach dem mir am meisten Angst und Entsetzen einflößenden Gegenstand meiner qualvollen Trübsal; denn schon lange habe ich, aus Unsicherheit über den fraglichen Punkt fast schon in die Grube der Verzweiflung geraten, in beharrlichem Gebet Gottes Beistand angefleht, daß er mir ein Hort werde in dieser meiner unausstehlichen Qual; und endlich ist mir

durch die Gnade des Allmächtigen in der beregten Frage der Bescheid erteilt worden: „Du wirst Sicherheit erhalten, wenn Du sorgsam Acht giebst! Welch eine Persönlichkeit Dir auch erscheinen mag, Du brauchst, wenn sie sich von Dir kehrt, nur ihre Rückseite sorgfältig anzusehen und Du wirst, sooft ein Irrgebilde Dir vor Augen gekommen ist, durch jede umhüllende Farbe hindurch einen ganz schwarzen Flecken auf ihrem Hinterteil erblicken!“ “

S. 328 Z. 13 lies ihm statt „ihr“.

S. 412 Z. 2 lies 788 statt „790“.

S. 434. Die Erwähnung der „Indiction“ möchte ich benutzen, um als Auskunftsmittel in chronologischen Fragen zu empfehlen: L. Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie (Zwei Bände 1825. 1826) und H. Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (I. 1891).

S. 442 Z. 6 lies Söhne statt „Kinder“.



